This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundsechzigster Band.

Heft I. p. 1–38 fehlt.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1907.

Lit Hist.
111 222.
4-23-31
23211

Inhalt.

Adelsö und Björkö 155
Admiralsgartenbad 321
Aphorismen 31
Ara patriae 235
Automaten, die 136
Balthesser, Herr von 288
Banken, die Sicherheit der 380
Begegnung, letzte 392
Behrens, Peter 270
s. a. Deutsche Zierkunst.
Berichtigung 91
Beziehungen, gute 393
Blockpolitik s. Parlando
Brief des Liebenden 239
Briefe 22
Briefe, drei 113
Burgtheater s. Regie.
Daumier 402
Delacroix 240
Denstone College 228
Deutsch-englische Beziehungen
s. Beziehungen.
Deutsche Zierkunst 297, 338
Dummheit 52
Eberbach s. Admiralsgarten-
bad.
Einem, von s. Reichstag.
Englisch-Russisches Bündniß s. Neo-
navarino s. a. Beziehungen.
Episode 219
Erinnerungen 64
Ethik, neue 149
Finckenstein, Graf s. Episode
Friedrich Großherzog von Baden
s. Moritz und Rina.
Fürst Ferdinand 75
Gabe, die letzte 277
Geldnoth 293
Géricault 17
Gesänge, liebloſe 111
Hardens Motive 213
Härtel und die Faktoren 69
Heer zu Heer, von 452
Hohenlohe-Langenburg, Fürst zu
s. Umzug.
Holstein, v. s. Berichtigung s. a.
Umzug.
Homosexuelle Problem, das 399
Immobilarkredit 107
Justizreform 94
Kohlensyndikat s Privatmonopol.
Kränze, die frühen 437
Kreditreform s. Briefe 113.
Krisen 253
Kupferkrach 117
Lindenberg und Liebenberg 309
Lyrik s. Tröstungen.
Martens, Kurt 141
Marokko s. Berichtigung s. a.
Umzug.
Mérimées Werk 387
Moltke s. Prozeß 257.

Mordprozeß Klein s. Todesurtheil.
Moritz und Rina 1
Musik, alte und neue 169
Neonavarino 81
Nietzsche-Fabel, die neuste 27
Nietzsche s. Erinnerungen s. a. Briefe 115.
Nishnij 102
Novelle 175
Oekonomik 431
Oskar II. s. Begegnung.
Paasche, Geheimrath s. Reichstag s. a. Parlando.
Paragraph 184 121
Parlando 357
Pfitzner im Exil 133
Predigt, die, von Meudon 345
Privatmonopol 354
Prozeß, der 257
Prozeß Moltke 50
Regie im Burgtheater 147
Reichsbankpräsident, der 458
Reichstag 325
Römisches National-Denkmal s. Ara patriae.
Russisch-engl. Bündniß s. Neonavarino.
Russische Finanzen s. Briefe 114
Schiller-Goethe up to date 279
v. Schoen s. Umzug.
Schriften, zweites Hundert ungeschriebene 411
Schlußvortrag 179
Schule, die, als Erlebniß 445
Schulspeisung 128
Seele, das Reich der 313
Selbstanzeigen 72, 144, 211, 251, 408, 456.
Sicherheit, die, der Banken 380
Sparkapital 77
Spiegel, der kleine 132
Todesurtheil, ein 365
Toselli s. Moritz u. Rina.
Tröstungen, die, der Lyrik 384
v. Tschirschky s. Berichtigung s. a. Umzug.
Türkei s. Neonavarino.
Umzug 39
Unterwegs 336
Vaudenargues 175
Verhaeren 311
Verlassene Mutter 227
Verse, neue 442
Vertheidigungsrede s. Schlußvortrag.
Vindonissa 448
Volkslied 154
Waarenhäuser 36
Wedel, Graf Karl s. Umzug.
Zierkunst s. Deutsche.
Zufall 104

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Oktober 1907.

Moritz und Rina.

Kressin, Hieronymus 1907.

Eusebius Sophronius!

Hast was von ihm. Nicht gerade das Kirchenväterliche. Wäre nicht bombensicher, wenn mit Paula und Komteß Eustochion durch Egyptenland zögest (schon mit Cook sollen donnemals Seitensprünge vorgekommen sein). Eher das Sophronische. Weise bist Du und siehest das Künftige; nicht vorüber ist Dir das Vergangene. Und die Streitsucht. Hättest Dich, wie Der aus Stridon, mit sämmtlichen Kollegen herumgeschlagen. Nicht mit Jovinian vielleicht, der, als Feind des Coelibates, nach Deinem Gusto gewesen wäre. Aber mit allen nach der Schnur Konservativen. Auch Gründung eines Nonnenklosters zuzutrauen. „Ehrgeiz und Sinnlichkeit sind im Charakter des Hieronymus nicht zu übersehende Züge." Hermännchen stieß Dich immer an, wenn die Stelle kam. Macht nichts. Der mit dem heiligen Namen war ein höllisch gelehrtes Haus. Schon deshalb lasse mir die Aehnlichkeit nicht ausreden. Vorliebe fürs Hebräische. (Hast Dir zwischen Westerland und Kampen am Erde ein Laubhüttchen gebaut? Würde mich nicht wundern.) Neigung, das Ewig-Weibliche zu bekehren. So frondeur (von oben herab, nicht von unten herauf), daß schließlich beinahe selbst auf die Ketzerliste geschrieben. Talent zum Romanmacher. Auf den Tag von Antiochia warte ich freilich schon lange. Kommt er je? Braucht ja nicht in Krankenzeit zu sein. Nur Erkenntniß sündhaften Wandels. Reue, Euer Liebden. „Auch in der Wüste von Chalkis, wo er sich den härtesten Kasteiungen unterzog, vermochte er das Gelüsten des Fleisches nicht zu töten." Voilà. Hats wenigstens aber versucht. Da klappts mit der Aehnlichkeit also nicht. Je vous vois d'ici. Auf der Wandelbahn mit Standesgemäßen;

im Friesenhain oder am Rothen Kliff, wo nicht so scharf beobachtet, als Courmacher schwärzlicher Thiergärtnerinnen. Lottens Podagra wohl sehr gelegen. Der arme Wurm wird mit was Memoirenartigem und mit Decken zärtlich im Strandkorb etablirt; dann: auf nach Kythera! Schön muß es sein. Die Sonnenaufgänge (die Lebemännlichkeit verschläft); und so von Fünf an das Dämmern überm Wasser. Trotzdem: nicht schöner als hier. Kann mich an solchen Herbst nicht erinnern und laufe leider doch schon eine hübsche Strecke mit. Um fromm zu werden, wenn mans noch nicht ist. Wie die Bescherung sich morgens aus Nebelschleiern wickelt! Punkt Sechs bin ich unten. Auf dem Haidekraut (bis sie mich herauftragen, kriegt die Landwirthschaft die Ecke nicht) dichtes Feldspinnengewebe. „Die Norne hat gesponnen." Witwensömmerli nennens die Schweizer. Seit ich sah, wie es unterm Sonnenstrahl blinkt und lächelt, nehme unseren Altweibersommer als Kompliment. Und die Farben! Immer wieder staunt das alte Auge, daß es so viele Sorten von Grün, Gelb, Roth giebt. Die Kastanie vorm Schlafstubenfenster hat fast Alles abgeworfen und die Blätter gehen ihr aus. Sonst aber noch die wahre Pracht. Gute Seite des bösen Sommers; wenig Hitze, viel Nässe: drum hält sichs. Die Dahlien hättest sehen sollen. Heute, vor der Oktoberthür, Rosen wie im Juli. Von den Geranien (mein Ressort) alles Welkende so sauber abgerupft, daß man am Fenster nichts vom Herbst ahnt. Ein Tag schöner als der andere. Warm, hell, der Mittag leuchtend und die Dämmerung zum Weinen herrlich. Man schämt sich der Hundstagsunzufriedenheit. Haben geschimpft, was das Zeug hielt. Ein Segen, daß der Herrgott nichts nachträgt. Mieze wird vorschwärmen.

Gute Zeit war's. Wie ein langes Aufathmen. Das Kind wieder so nah und, trotz Kindeskind, ganz kindlich geblieben. Die paar Tage nach der Entwöhnung (Marie hielts nicht aus; Ladies von heute sind nicht mehr fürs Nähren) waren ein Bischen wüst. Klein Käthchen wollte nichts Steriliſirtes, der Herr Papa keine Amme, und da auch das Wetter noch häßlich, kam Baby nicht recht in Ordnung. Dein Schwager! Als Ehemann unsäglich, als Vater kaum ziemlich genügend (von wegen des Beispiels, das gute Sitten verdirbt), aber zum Großpapa geboren. Um halb Fünf aus den Posen und, mit Patzke auf dem Bock, nach Milch. Den ganzen Kreis ausprobirt. Hätte am Liebsten selbst gemolken. Das Gute lag nah. Mußte an Schweninger denken. „Der Stall mag noch so dreckig sein: wenn die Kuh nur gesund ist. Was für das Kalb gut ist, taugt auch fürs Kind." Hat sich bewährt. Von der Kuh des alten Jakob, des Kossuben aus Adolfs Compagnie, schmeckte es am Besten. (À-propos: Dank Lotka für den Victoriaparkrath; so wars noch sicherer.) Großpapa

ließ sichs nicht nehmen, die Fourrage heranzuschaffen, und strahlte, wenn Würmchen über den Durst trank. (Dachte wohl: Mein Fleisch und Blut.) Seitdem war Marie entlastet, nahm wieder zu und wir hockten von früh bis in die Nacht zusammen. Unvergeßlich. Hatte mirs so intim und mollig gar nicht zu träumen gewagt. Auch der Eidam über alles Erwarten. Entzückt von dem Quartier, das, ohne großes Portemonnaie, doch recht kümmerlich ausgefallen war; und ließ der Schwieger seine Häfte viel mehr, als mir vorgestellt hatte. Allerlei Arbeit mitgebracht und höchst eifrig, auf dem Trockenen mal rem agrariam (bin ich gelahrt?) durchaus zu studiren. So kam der Landwehrmajor wieder auf den Gaul, für den sich vorher zu invalid fand. Die Männer haben sich sehr angefreundet und waren während der Ernte (mäßig; auch mit der Qualität haperts) kaum für die Mahlzeiten erreichbar. Freute mich; erstens ungestört mit Marie, zweitens Verkehr des Röthlichen nicht immer stubenreif; mit einem Aktiven kann er sich nicht so gehen lassen. An Fremden nur das Nöthigste. Alle Wege gemacht, die „unser Fräulein" liebte. Ueberhaupt wie in good old colonial time. So viel Licht und fröhliches Leben hat die Klitsche lange nicht gesehen. Alle aufgeblüht. Bis gestern. Da mußten sie ab nach Berlin. Nun hat die liebe Seele Ruh. Und die Herbststimmung zieht ins Haus.

Politisches nicht verzapft. (Disons: fast nicht.) Hatte den Hahn abgedreht. Für alle Fälle. Unnöthig, daß der Sublime Deiner Wahl auch das nächste Geschlecht noch verseucht; und nie zu berechnen, was bei gelockerter Kinnkette herauskommt. Der Marinirte blieb meist bei Beruflichem. Neue Flottenforderung auf der Pfanne. Wußten wir ja. Daß es viel nützen könne, werde ich nie begreifen. Da kommen wir doch nicht mit; Onkel hat den längeren Athem. Neues von Belang seit Aeonen nicht gehört. Zeitungsuppe schmeckt nach Maggi. Seine Durchlaucht haben auf Norderney etwas länglichen Hof gehalten. Alles, was Beine hat, eingeladen. Und Alle, Alle kamen; bis ins Fortschrittlich-Demokratische herunter. Solches Gethu kannten wir früher nicht. Gespannt, ob unsere Leute sich nun wirklich in Dauerbündniß mit Richters seligen Erben bequemen. (Adolf: „Warum denn nicht? Die sind, ohne Führung, heute für Alles zu haben; binden sich selbst die Serviette um, während Figaro Schaum schlägt".) Kanns nicht glauben. Anderes Wahlrecht in Preußen macht sie für übermorgen doch wurzellos. Tod Friedrichs von Baden ist mir nahgegangen. Quand même. Mein Herz hat er 90 verloren, als gegen Bismarck vorging und später: „Der Mann gehörte nach Spandau!" Mir unfaßbar. Aber der Letzte vom alten Schlag. Still, bescheiden, nobel. Echte Würde. Und auch wohl echten Patriotismus. Ohne ihn wäre die deutsche Sache kaum zu machen

gewesen (was persönlich ja nicht sehr bedauern könnte.) Die Nekrologe verträgt mein Magen freilich nicht. Ein Heiliger. Alle Tugenden Himmels und der Erde. In die Mode gewöhnt Unsereins sich nicht mehr. Schließlich stecken wir Alle nackt in unseren Kleidern und unterm Purpurmantel sieht die Haut nicht anders aus als bei anderen anständigen Menschen. Die Demokraten winden die dicksten Kränze. Mirakel. Ists Dein oft citirter vent de folie?

Der mir Zugemuthete begann meine Klage natürlich. „Als obs ohne ganze Schüsseln voll Schlagsahne heute ginge. Kann gar nicht süß genug sein. Oben der Herrgott, der namentlich auf alles Preußische ein Auge hat, und eine Treppe tiefer auf jedem Thrönchen ein Halbgott." Und so weiter im Text. Gut, daß die Kinder weg waren; gerade weil leider nicht mehr ganz so falsch, wie ichs wünschte. Für den Badenser ist er nicht zu haben. Alter Groll aus dem Lauenburgischen. Der Großherzog, sagt er, konnte hindern; wollte aber nicht. Sah den Großen längst nicht gern in der Sonne. Die Schwester Moritzens Hieronymi dürfe ihn schon gar nicht bewundern; „weil zu liberale Aufmachung". So zwischen Augusta und Vicky. Bin nicht am Halfterband zu führen und bleibe dabei: Ein Patriot und ein Fürst, der in unsere Welt paßte. Aus der versailler Spiegelgalerie ist kaum noch Einer übrig. Der alte Herr in Karlsruhe war mir ein Trost. Weil ers miterlebt hatte und vor ernster Gefahr nicht stockstill geblieben wäre. Wird jetzt doppelt fehlen, wo täglich von „Versöhnung mit Frankreich" die Rede. Verstehe kein Wort davon. Wir wissen doch genau, was der Nachbar will, und sollten ihn nicht eine Minute hoffen lassen, daß ers auf gute Manier von uns haben könne. Die von 70 überläufts bei dem bloßen Gedanken. Als es neulich hieß, Köller sei nicht mehr obenauf und Zorn von Bulach sein Erbe, schien es bedenkliches Symptom; aber wohl nichts dahinter. Wäre froh, wenn dieses ganze Kapitel geschlossen würde. Trotzdem der Angetraute verliebte Augen macht, mit der Zunge schnalzt, wie nach großem Wein, und irgendwas von Börse erzählt. Unsere Anleihen und andere gute Papierchen würden steigen, wenn die Pariser stramm herangingen. Das ist nicht mein Tisch (Gott sei Dank!); melde mich also nicht. Werde aber nie glauben, daß für uns nützlich, französische Hoffnungen aufzupäppeln.

Sonst? In Chalkis erfährt man mehr als in unserer Einsamkeit. Keinen Dunst. Der Hauswedel fort und August Eulenburg Nachfolger. Provisorisch oder für die Dauer? Ein Oberhofmarschall seines Kalibers nicht leicht zu finden. Auch Lucanus soll ernstlich an den Ruhestand denken und Diplomatenwechsel, trotz Dementi, bevorstehen. Nichts dagegen; wenns nur besser wird. Ohne Gründe angeben zu können, fühle ich, daß wir in keiner bequemen

Assiette sind. Trotz allem Weihrauch, den wir aufriechen müssen. Wenn von Marokko lese, kriege pelzige Zunge. Hätten wir nur nicht erst angefangen! Den Schaden fühlt ein Blinder. Der alte Respekt ist fort; wer weiß, was wir noch erleben? Zu viel geschäftige Bewegung in diesem Sommer. Ueberall Friedensversicherung. (Noch nie, glaube ich, ist so viel von Frieden geredet worden.) Ueberall Sonnenseite mit Aussicht ins Paradiesische. Nun noch Besuch in London (daß der Kanzler mitgeht, will mir nicht in den Schädel). Man liest ja, der Himmel sei wieder heiter; kein Wölkchen. Wers glaubt, wird selig. Rußland und England war mir ein arger choc. Seit man denken kann, hat man mit diesem Gegensatz gerechnet. Höre noch S. D. beim Förster Kirchenstück: „Unser Vortheil ist, daß wir keine Orientmacht sind und, selbst mit dem besten Willen zur Dummheit, Rußland und England, England und Frankreich nicht in Konjunktion bringen können; sonst würde ich für unsere Zukunft keine Police geben.“ Heute! Werde deshalb die unheimliche Empfindung nicht los; ungefähr wie vor dem Gewitter. Lächelst? Verständliche Aufklärung wäre wirksamer. Wo halten wir jetzt? Nur keine Müdigkeit vorschützen; hörst über Hoyerschleuße oder Hörnum sicher Allerlei und könntest wohl mal ein Stündchen für die einzige Schwester erübrigen. Die freilich nicht brimful of information. Woher denn? Keine Hofkatze kommt zu uns. Selbst der Junge, der sonst Manöverkonserven heimbringt, blieb diesmal aus (wohl stärkerer Magnet in der Havelgegend) und sprach in seiner längsten Epistel eigentlich nur über Luftschiffahrt. Die mir schon in der Zeitung zu viel Raum einnimmt. Fast so viel wie, in Wort und Bild, Dein Herr Dernburg, der, mit dem breiten Ordensband über der Weste und den zwei Sternen auf dem Gehrock, auf seine Art „repräsentirt“. Ist solche Reise heutzutage so was Besonderes, daß Berichterstattung in Raten nöthig? Die Mode, uns zu erzählen, wann der Herr Staatssekretär im Netzhemdchen erscheint, wie oft er (Excellenz Vicefeldwebel) Ehrencompagnien abschreitet, wann huldvoll und wann kurzangebunden war, ist auch made in Germany. Engländer machens anders. Soll Seeoffiziere (was mir nicht mißfällt) drüben mit Bier bewirthet haben, sogar bei [illegible]erhoch, die dann, um Verschnupftheit loszuwerden, in der Messe die Nase [illegible]ich mit Sekt begossen. Wurde dem Schwiegersöhnchen erzählt. Auch, daß [illegible]ine etwas bekniffen, weil S. M. den Prinzen-Admiral so laut gepriesen, dem alles Gute doch von Köster komme. Allen ists eben nicht recht zu machen.

Mein Sack ist leer. Zum Allertollsten in letzter Zeit gehörte die Sache der Zarenyacht; wie wars möglich? Um Montignoso-Toselli mache ich [illegible] Bogen. Der Braten wildert zu stark. Heute Interview, worin der Mu-

fikant Beweis antritt, daß die liebe Gattin nicht in der Hoffnung ist. Giebts noch höheren comble? Mir thun die Eltern leid; und der Sohn, der eines Tages König von Sachsen sein wird. Man ist immer noch undankbar gegen die Vorsehung. Grind am Stammbaum: da darf man klagen. Wir können uns sehen lassen. Aber Hieronymus ist am Ende fürs Recht der Leidenschaft? Von Einem, der seit Mitte August eine Ansichtkarte mit drei Bleistiftzeilen geleistet hat, würde michs nicht wundern. Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise, bleibt der Vertreter befestigten Grundbesitzes jugendlich wie einst im Mai. Gesegnete Mahlzeit! Wir überwintern schon. Und trotz Herzenshärtigkeit bekommst pünktlich den ersten genießbaren Hasen von

Rina.

Berlin, Gesetzesfreude 1907.

Domina Abundia!

Billiger kann ichs nicht thun, wenn mich für Hieronymus halbwegs revanchiren will. Die Auszeichnung war zu hoch, gnädigste Reinette. Majestät überschätzen mir; auch, wie den Papa Wrangel sein König, im hüpfenden Punkt: Dienstfähigkeit fürs kytherische Bataillon. Palais Royal-Erinnerungen, mein Herz; in unserem Klima ist der verliebte Greis mit dem räudigen Lenztrieb nicht mal komisch; nur ekelhaft. Da selbst nicht dran glaubst (als Lottens Intimste, hélas, nicht glauben kannst), brauche nicht die gekränkte Leberwurst zu spielen. Auch nicht wegen des Hebräischen. (Deshalb jüdisch datirt: vom neunten Tag des Hüttenfestes, Szimchat thora; ohne Garantie für Rechtschreibung.) Ließe mir mit Vergnügen Schlimmeres nachsagen, wenn ich, wie der Ehrgeizig-Sinnliche (wer wars nie?), die Vulgata und den Roman vom Heiligen Hilarion geleistet hätte. Leider gar keine Aehnlichkeit; nicht mal darin, daß angenehme Sünden zu bereuen. Bitte aber, den Mann künftig besser zu behandeln. Zwar nicht die Marke Augustinus; doch Schloßabzug. Daß Irren menschlich und Entschuldigung oft Anklage ist, daß man des geschenkten Gaules Gebiß nicht untersuchen soll, aus der Noth eine Tugend machen kann, am Anfang das Ende bedenken muß: hieronymisches Gewächs. Crû des Ergebensten dagegen Krätzer. Paulinchen, Marzellinchen und Melanie könnten mit all ihren Reizen die Ehre solches Titels nicht nach Gebühr vergelten. Nachhall des Familienglückes; davon später. Holde Verwirrung auch sonst in Deinem Geschätzten fühlbar. Nach Berlin adressirt, Inhalt aber, als ob noch am sylter Strand. Im Oktober? So jugendliche Streiche macht mein Semester nicht mehr. Seit Sonnabend „von der Reise zurück". Wunde Zeit; trotz dem Mär-

chenwetter. Die besseren Futterstellen gesperrt; im Cigarrenladen der fine fleur Ausverkauf zu ermäßigten Preisen; und um Sechs nicht die Hand vorm Auge zu sehen. Lotka fand die Trampelbahn im Dunkel nicht kurzweilig; und mit knurrendem Magen klettert sichs in den Dünen nicht so behaglich wie mit vornehm genährtem. Aber schön wars. Meine geliebten Mondgebirge phantastischer als je. Wenig Ansprache (nur zwei Knickstiefel aus dem Holsteinischen) und das Wattenmeer unter der Abendsonne einfach episch. Mußte geschieden sein. Nun sitzt man wieder im alten Nest, hats heißer als im Juli (mittags heute über 21 Grad), kann die Centralheizung nicht wieder abstellen und wartet mit einigem Bangen auf die Herbsttage, die uns Ungeselligen nicht gefallen.

Friedrich von Baden: diesen Zwiespalt im Schwesterngefühl ahnte ich, als die Todesnachricht las. Zwischen ihm und Bismarck war ein alter Groll. Augustens Schwiegersohn und Bewunderer, der Abgott aller liberalen Zeitungen: nichts für den größten Junker. Mein Friedrich, hatte die Kronprinzessin 66 gesagt, und der badische werden den Main überbrücken. Da wurde, als das Reich noch in weiter Ferne lag, also schon recht laut mit der „maßgebenden Zukunft" gerechnet. Daß unser Held manchmal ein Komplot witterte, wo keins war, wissen wir nicht seit gestern. Augusta, Victoria, Luise: diese Trias schien ihm früh gefährlich. In der nikolsburger Zeit machte der arglose Großherzog den Fehler, am kronprinzlichen Hof um Hilfe werben zu lassen. Der Wind, der daher wehte, konnte dem Altmärker den Mantel nicht abgewinnen. Auch imponirten ihm Leute wie Matthy, Freytag und Jolly nicht. Mit Freydorf, dem Auswärtigen, hätte er sich eher verständigt. Aber für Nebenpolitik war damals die Zeit zu ernst. Baden hatte gegen die preußische Mainarmee gefochten. Baden mußte bluten. Der König hätte seinem Schwiegersohn gern bessere Friedensbedingungen gewährt; mochte sie aber gegen seinen starken Minister nicht durchsetzen. Der Herr ist von seinen Damen weich gemacht, hieß es, und kommt unter die Vormundschaft der beiden Friedrichs, wenn er den kleinen Finger gegeben hat. Zollverein, Schutz- und Trutzbündniß: weiter nichts; weder Militärkonvention noch fürs Erste Aufnahme in den Norddeutschen Bund. Der Großherzog stöhnte über die „getäuschten Hoffnungen in Deutschland" und erwartete nur vom Zollverein noch Etwas für die Einigung von Süd und Nord. Vergessen hat er dem Bundeskanzler die Schlappe von 66 wohl nie. Auch im nächsten Jahr mußte Badens berliner Gesandter nach Karlsruhe melden, Bismarck wolle die süddeutschen Staaten nicht einzeln in den Bund aufnehmen; erst wenn sie unter einander einig seien, könne man darüber reden. Friedrich war sehr aigrirt und die Damenhände ballten sich zu Fäustchen. Als Friedrich

im Herbst 69 die Ständeversammlung eröffnete, sprach er den Satz: „In der nationalen Neugestaltung Deutschlands, welche die Gesundheit und das Gedeihen der deutschen Einzelstaaten bedingt, ist seit Ihrer letzten Tagung ein entscheidender Schritt nicht geschehen". Daß Lasker in der badischen Sache ungeschickt interpellirte, machte das Maß voll. Otto der Große hatte seinen empfindlichen Tag. Der Herr Abgeordnete vertrete offenbar die Interessen der badischen Regirung mit mehr Nachdruck als die des Norddeutschen Bundes. Wieder Komplotverdacht. Hinter Lasker stand Bamberger. Die wollten erzwingen, daß Jedem, der anklopfe, die Bundesthür aufgethan werde. Die selben Herren, die für kronprinzliche und koburgische Wünsche immer zu haben waren. Grund genug, Nein zu sagen. Als Friedrich dann in Berlin war, kams zu einer Aussprache, die den Großherzog „im Ganzen ziemlich befriedigte" (Türckheims Bericht, der noch immer dumpf klingt). Was folgte, haben wir erlebt; und selbst die Schwarzweiße gäbe die Erinnerung um keinen Preis hin. Am zweiten Oktober 70 wurde aus Versailles nach Karlsruhe telegraphirt, Baden werde im Norddeutschen Bund jetzt willkommen sein. Die bayerische Schwierigkeit kam dazwischen (Bismarck erklärte mal wieder, er habe den letzten Rest seiner Galle verbraucht); doch Mitte November war man einig und am sechzehnten Dezember nahm der badische Landtag mit Hurra die Militärkonvention mit Preußen und die Verträge mit dem Norddeutschen Bund an. Ganz ausgejätet war das Mißtrauen nicht. Nach 66 hatte Roggenbach, weil Bayern zu groß sei, für Baden die Pfalz gefordert. Trotzdem das Stammland Ansbach-Bayreuth den Hohenzollern angeboten wurde (das der alte Wilhelm gern seiner Hausmacht wiedergewonnen hätte), lehnte Bismarck den Vorschlag rund ab, weil „ein verstümmeltes Bayern seine Revanche gegen uns im Anschluß an Oesterreich suchen würde". Daß Roggenbach im Auftrag des Großherzogs gesprochen habe, war nicht zu erweisen. In Versailles glaubte der Kanzler, Friedrich wolle den Elsaß und damit das Großherzogthum zum Königreich arrondiren. Noch nach der Entlassung hat ers oft als Ursache der karlsruher Verstimmung erwähnt. Wäre ja nicht der einzige Fall honorirter Zustimmung eines deutschen Fürsten zur deutschen Einheit. Der Plan müßte aber sehr früh aufgegeben worden sein. Schon im August schrieb Friedrich an Jolly, man müsse „jeden verwerflichen Partikularismus gründlich überwinden" und dürfe nicht daran denken, „die süddeutschen Staaten durch Gebietserweiterungen für ihre Theilnahme am Krieg zu entschädigen"; „der schon aufgetauchte Gedanke, Baden durch Elsaß zu vergrößern, widerstrebt unseren Anschauungen von der künftigen definitiven Gestaltung Deutschlands." Da sprach die Sorge vor

bayerischem und württembergischen Gebietszuwachs mit. Bewiesen ist der Arrondirungplan aber nicht. Und die Verstimmung auch ohne ihn zu erklären. Für Friedrich und seine Luise (im Geistigen Musterehepaar) war die Schwiegermutter eine Idealgestalt; für den Kürassier der Erzfeind. (Warum sein alter Herr stets vor ihrem „Feuerkopf" zitterte, hat Johannens treuer Gefährte, für den es nach der Hochzeit kein Abenteuer mehr gab, nie eingesehen. Die Kammerdiener wußtens.) Dann die Tagebuchgeschichte. Die Neigung nach Rußland verstand der liberale Herr nicht. Und Rache schmeckt auch den Greisen.

Aus Chlodwigs Skandalosen weiß jetzt Jeder, wie Friedrich 1889 und später über Bismarck sprach. „Es handelt sich um die Frage, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren soll." „Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher." (Im dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen" wirst, wenn das Erscheinen erlebst, noch Einiges darüber lesen.) Schön wars nicht. Weil die Feindschaft nicht offen hervortrat. Zu bedenken ist, daß für einen selbstbewußten Fürsten, der vier Jahre lang vor dem Norddeutschen Bund antichambrirt hatte, Bismarcks Art nicht leicht zu ertragen war. Der übersah den wohlmeinenden Herrn und kühlte wohl auch sein Müthchen an ihm. (Das Diminutivum ist hier dumm, mag aber, als Bekenntniß zur Altersschwäche, stehen bleiben.) Wenn man ihn fragte, was von dem Großherzog zu halten sei, kam aus lächelndem Munde die Antwort: „Auerbach! ‚Auf der Höhe.' Da haben Sie ihn." Dein Major (Domus) ist noch ein Bischen ungerechter. Alle Gegner des Großen in die Wolfsschlucht: nicht zu machen. Friedrich war anständig und tüchtig. Ein guter Regent. Bin, wie ma mie weiß, nicht für Paradebetten. Kleines Land, fast unter französischem Feuer: kein Riesenopfer, unter solchen Umständen für Preußen zu optiren. Rheinbund oder Deutsches Reich: so stand die Wahl. Der Entschluß zur Militärkonvention verdient immerhin Anerkennung „Als es galt, das Einigungwerk Deutschlands zu vollenden, war Eure Königliche Hoheit der Erste, das Wort der Treue gegen Deutschland mit Verleugnung jedes Sonderinteresses einzulösen." Den Satz aus der Adresse der badischen Stände darf man gelten lassen. In Berlin wurde Friedrich nicht stets nach Verdienst behandelt. Erinnere mich, daß ihm

[illegible] persönliche Adjutanten nach einander verweigert wurden; der erste, hieß [illegible] sitze zu lange in seiner Charge, der zweite (Chelius, wenn nicht irre) sei noch [illegible] ung. Solche Albedyllismen waren nicht selten. Der alte Kaiser griff kaum [illegible] ein, war des Haders müde; und der Militärkabinetschef wollte auch mal [illegible] n hohen Herrn chicaniren. Was gegen Augusta war, war auch gegen ihren [illegible] nher Verehrer. Da vergaß man denn, was er in schwerer Zeit für Kai-

ſer und Reich gethan hatte. Luiſens Bruder hats nicht vergeſſen. Starb aber. Und dann kamen Enttäuſchungen und Friktionen bis in die letzten Tage hinein. So früh, daß Friedrich dem Reich den erſten Kanzler bald zurückwünſchte. Das Totengeplärr iſt ja zum Gruſeln. Vernünftigen Abſtand giebts bei uns nicht mehr. Wer photographirt wird, guckt mit zurückgeworfenem Kopf in den Apparat. Wer beſchrieben wird, iſt ein enormer Kerl ohne Ecken und Kanten. Horrible. Alles für die Kinderſtube. Neben unſeren Politikſchreibern iſt Nieritz ein Juvenal. Unvergänglich, unvergleichlich, groß: keins der abgegriffenen Worte paßt hier. Ein Fürſt, wie er beſſer nicht oft zu finden war; wie er ſchlechter freilich nie zu finden ſein dürfte. Redlich, beſcheiden, ohne Dünkel und Putzſucht. Der die Leiſtung des Volkes reſpektirt hat. Und Preußens Werber im Süden.

Ob er gerade auf der Verſöhnungſtraße gebremſt hätte, iſt zweifelhaft. Realpolitiker war er nicht. Menſchen und Dinge gefielen ihm eigentlich nur in roſenfarbiger Verpackung. In Verſailles ſchlug er vor, Preußen ſolle die zwei neuen Provinzen ſchlucken (was natürlich nicht ging) oder aus Elſaß und Lothringen einen neutralen Staat machen Das ſah ihm ähnlich. Man ſollte, ſchrieb er an Jolly, „dieſen Landestheilen eine Selbſtändigkeit gewähren, die Deutſchland ihre Freundſchaft für die Zukunft viel mehr ſichert als eine Eroberung und noch den Vorzug hätte, daß das Einverſtändniß der übrigen Großmächte leichter zu erreichen wäre.“ Der Vorſchlag ſchien dem Kanzler ſo kindlich unklug, daß er ihn für eine Finte nahm. „Wer uns räth, die ganze Beute einzuſtecken und uns durch dieſe unangebrachte Annexion den Haß aller anderen Bundesſtaaten zuzuziehen oder deutſches Land wie einen Fremdkörper zu neutraliſiren, Der muß Privatwünſche verbergen.“ Die Neutraliſirung hätte jeder Franzoſe als einen Uebergangszuſtand betrachtet; die Erinnerung an den Zweiten Schleſiſchen Krieg lag damals auch in der Luft und auf den Verſuch, mit Bundesgenoſſen die Reviſion des Frankfurter Friedens durchzudrücken, wäre nicht lange zu warten geweſen. Aber der Großherzog hat ſeinen Gedanken nicht aufgegeben und ſich mit dem Begriff des Reichslandes nie ganz befreundet. Jetzt wird wieder, noch leiſe, von dem neutralen, ſelbſtändigen Staat geredet. Gebt den Zankapfel aus der Hand, flötets, und die Franzoſen ſinken Euch gerührt an den Buſen. Sogar vom Plebiszit wird ſchon geflüſtert. „Warum nicht? Die Mehrheit wird für Deutſchland ſtimmen: und mit dieſem Ergebniß findet Frankreich ſich ab.“ Mit Speck fängt man Mäuſe. Nur die kleinſte Konzeſſion, nur die Hoffnnng auf eine: und die hochnothpeinliche Frage iſt wieder geſtellt. Darf vor Deutſchen nie wieder geſtellt werden. Rühret nicht daran! Die Gefahr hat Dein Preußeninſtinkt richtig erkannt.

Auch, daß nach und nach unsere paar Trümpfe verlieren; ohne zu brummen, versteht sich. Mittelmeermacht? Laß uns, wie Kurzsichtige alle Tage empfehlen, mit französischem Passirschein ins Türkencentrum vordringen: und wir sinds. Mit allen Malefizien, die auf der Erbschaft ruhen. England-Rußland. Was geht Das uns an, fragt der Cancellarius; und antwortet: Das geht uns gar nichts an. „In Tibet und Afghanistan haben wir keine, in Persien nur wirthschaftliche Interessen; und beide Mächte haben erklärt, daß sie unsere Interessen und Rechte achten werden." Genau so kams nach der franko-englischen Entente aus Delphi. Runzle nicht, Herrin! Unmöglich, mit mehr Grazie Konkurs anzusagen. Eine Kerze müßten sie uns im Friedenspalast des Stahlkönigs weihen; die dickste. Wir haben Alle versöhnt. Pärchen ringsum; wie an Sommerabenden in der Hasenhaide. Wo wir stehen? In noch schlechterer Position als vor einem Jahr. Damals waren wir zurückgegangen, zweimal, aber man glaubte noch nicht, daß wir zum bösen Spiel gute Miene machen würden. M. w. „Deutschland hat sich in seine neue Lage gefunden", heißt die Losung. Erhalten Komplimente für unsere Nachgiebigkeit. Greifbares? Selbst Tahiti war nur ein Ferienscherz. Wozu denn? Wir thuns ja umsonst; „aus Liebe", sagen Geschäftsdamen. Am Ende kriegt man den Yankee herum, die Philippinchen gegen Geld und Asiatenmarktgerechtsame abzutreten. Das ist dann ein Beispiel. Algesirasakte ist schon Kinderspott. In Nordafrika kann Reserve bald wieder für ein Weilchen Ruhe haben; der braune Braten läuft nicht weg. Hübsch Eins nach dem Anderen. Hinter Tondern sagte mir ein Französchen: „Ihr Kaiser ist der stärkste Charmeur des Jahrhunderts. (Welches?) Wenn er will, wickelt er sogar unsere Trikolore um den Finger. Seit er in Casablanca so coulant war, ist Tanger vergessen. Er hat auf Korfu jetzt Grundbesitz, in Monaco einen ergebenen Freund: da ist eine Begegnung mit Fallières nicht so schwer zu arrangiren wie in Italien die mit Loubet, deren Scheitern uns die ärgerliche Geschichte eintrug. Ce n'est que le premier pas..." Und der zweite, koste ich, führt nach Paris. Wir ändern den lästigen Vertrag aus dem frankfurter Schwanhotel ein klein Bischen (neutraler Pufferstaat gefällig?), tauschen am Arc die 1870 erbeuteten Fahnen etc. pp. aus, Sie garanten den Einzug Erster Klasse und wir planschen in brüderlicher Wonne. Dann Europa die ewige Kriegssorge los und Jeder macht sichs bequem. Daß unsere echte und Interessen nicht geachtet werden, ist undenkbar... Der Mann hats bare Münze genommen. Und war kein Esel. So weit sind wir.

Jubeln. Was auch geschehen mag. Das ist das Schlimmste. Strandkonferenzen und sonstiges Gerede inclusive Reichstagsauflösung und Folgen:

einziger Zweck, die internationale Bilanz dem Auge zu verbergen. Denke Dir eine verständige Opposition in der Zeit dieser Marokkokomoedie (die doch übers Bohnenlied geht): die bitteren Tränkchen, die Virchow & Co. dem Verzettler preußischer Macht reichten, wären Syrup dagegen. Jetzt? Man möchte doch miteſſen. Wenns auch nicht viel ist. Was die Kelle bietet. Börſengeſetzchen, Vereinsgeſetzchen, Wahlgeſetzchen. Fortſchrittsmann Leporello mag „in Stadt und Land" nicht länger Diener ſein. Was draußen paſſirt, ist uns Salami. „Schade um das Papier, das mit dem Text dieſer werthloſen Verträge vollgekritzelt ist." „Frankreich wäre ſelig, wenn es heil aus Marokko herauskönnte." In ernſten und soi-disant witzigen Blättern stehts. Alle Achtung. Ist das Ziel der Staatskunſt, „ein Ding zu drehen", dann ists erreicht. Kenne kein Beiſpiel ſolcher Maſſenbenebelung und frage mich immer wieder, ob die vielen geſcheiten Leute all den Kram wirklich glauben. Vielleicht; weil ſie ihre Arbeit haben, grob verdienen und für Politiſches keine Zeit finden. Weh aber, wenn es tagt! Wenn man merkt, warum Staaten, auf deren hiſtoriſche Gegnerſchaft unſer Kalkul ſich ſtützte, ſich unter Opfern zur Verſtändigung entſchloſſen haben. Warum? Weil eine Großmacht heranwuchs, die Allen unbequem wurde. Der bis zum Ekel wiederholte Satz, daß wir Keinen geniren, ist ja auch phraſeologiſcher Quark. Sechzig Millionen Menſchen. In abſehbarer Zeit achtzig. Wo will Das hinaus? Vor drei Jahren ſprachen im Speiſewagen des Orientzuges zwei Zünftige darüber. Fabelhafte Entwickelung Deutſchlands. Seegeltung, Weltpolitik, keine Entſcheidung ohne den Kaiſer: toule la lyre. Löffelte ſtumm meine miſerable Suppe und überlegte, ob der Eine nicht Oeſterreicher mit kaunitziſcher Belaſtung. Nach dem Accent ſicher. Den Refrain brachte der Pariſer: Ce n'est que l'union qui pourrait nous sauver. Seitdem ſchon ganz nett gediehen. Wenn noch Belgien und Holland eingefangen, ists in der Reihe. Je ſtärker Amerika wird, deſto nöthiger iſt in Europa feſte Hegemonie. Ausgeträumt. Das iſt Onkels Rolle. Und mit dem Geflenn von Intereſſenachtung lockt man keinen Hund vor den Ofen. In Oſtaſien ſiehts mit neuen Aufträgen ſchon faul aus; gegen das franko-engliſche Kartell und die Vereinigten Staaten iſt kaum aufzukommen. Marokko iſt in die Binſen und die Aufgabe, ſich zwiſchen dem ſüd- und dem nordperſiſchen Protektorat durchzuſchlängeln, gönnt uns der liebe Nachbar. Acht Groſchen für einen neuen Nimbus! Fünfzehn, wenn auch für den Iſlam verwerthbar. Vorauszuſehen wars. Quale principium, talis et clausula, ſagt Dein Hieronymus. Zu Deutſch: So mußte es kommen. (Für das Wörtlichere haſt Hilfe im Haus.)

Der nächſte Gang wird in Südoſteuropa ſervirt werden, wenn nicht alle

Zeichen trügen. Lies Dir mal das neue Balkanprogramm durch, mit dem Aehrenthal und Iswolskij uns überrascht haben. (Ueberrascht eigentlich nur Den, der nicht wußte, daß Aehrenthal schon in Petersburg die mürzsteger Mischung nicht schmackhaft fand.) Die verehrlichen Nationalitäten sollen nicht mehr territorial abgegrenzt werden. Herrn Tittoni, der „Autonomie auf dem Boden des Nationalitätprinzips" verlangt hat, mags ärgern; und es wird lehrreich sein, zu beobachten, wie die aus Afrika weggestreichelten Italiener, die in Albanien bei leiser Minirarbeit sind, sich mit der neuen Tischordnung abfinden werden. Die Großen haben die besten Plätze belegt und halten es nicht für nöthig, jedes Nationalitätchen in einem Extratopf schmoren zu lassen. Herrn Abd ul Hamid wird bei den Vorbereitungen nicht sehr behaglich zu Muth sein. Vorfrage: Ist den Russen die Dardanellensperre abgenommen? Antwort vielleicht erst, wenns losgeht. Wirsts noch rüstig erleben. Siehst nun ein, warum wir durchaus auch in die Hitze befördert werden sollen?

Seniles Geschwätz; hattest mich aber herausgefordert. Und mit Neuigkeiten kann nicht dienen. Hier kaum die Nase herausgesteckt. Adolfo darfst Hoffnung machen. Billigeres Geld. Kann dem Jungen endlich die Zulage erhöhen. Möglich auch pariser Kotirung unserer Papiere. Nur nicht nachlaufen! Selbst die Russen hatten nicht Unrecht, als sie sagten, der allié et ami solle froh sein, daß er die hoch verzinsten Anleihen habe; sonst keine Verwendung des Geldes (im industriell rückständigen Land). Unsere Sachen sind so sicher und rentiren so gut, daß der französische Kapitalist sich alle Finger danach lecken muß und nicht glauben darf, er erweise uns Wohlthat. Politik müßte ganz aus dem Spiel bleiben. Da ich von Russen sprach: Alles leidlich da hinten. Geschäfte famos, bis zur Duma wohl auch halbwegs ruhig; und gehts mit der dritten nicht, wird die vierte geholt. Der Zar wollte den Reichsrath behalten und ein zuverlässiges Wahlgesetz ausarbeiten lassen. Das dauerte Stolypin zu lange; er machte selbst das Gesetz: und nun solls die Spur der Hast zeigen und saubere Destillirung nicht verbürgen. Uebrigens ist der erste Reiz schon verraucht, die Duma wird nicht mehr als Allheilmittel angepriesen, und wenn jetzt, bevor die Rederei wieder anfängt, etwas Ordentliches für die Bauern geschähe, wäre die Wirkung ißig. Das Leck in der „Standart" allerdings eine Leistung. Daß man nicht l den armen Nikolai („Was mein Mann anfaßt, bringt ihm, bei all seinem en Willen, nur Unglück", sagt die Kaiserin) zu hüten vermag, spricht Bände. Schreck, als das schöne Schiff barst! Wodka; verschiedener Sorte. Auf dem sser gehts fürs Erste nicht. Kein Wunder, daß die Japs nur Triumphe hat- Der Russe von gestern lernt das Geschäft nicht. Typus: der Torpedoboots-

kommandant, der auf die Frage, warum er sich vor Port Arthur gar nicht gewehrt habe, einem deutschen Kaufmann antwortet: „Ich verstehe mit dieser komplizirten Geschichte nicht umzugehen.“ Trovato? In Shanghai geschehen.

Bei uns? Daß Diplomatenwechsel mir avisirt wird, kannst nicht ernsthaft glauben. Auch bei Mißwachs von heute nicht sehr wichtig. Man munkelt; aber Klatsch lohnt kein doppeltes Porto. Kann nicht mal verrathen, ob der Kanzler mit nach England geht. Abstinenz wäre mir lieber. Nur den Besuch nicht wieder ins Buch der Weltgeschichte schmuggeln. S. M. allein. Als Verwandter. Ohne Frau: denn die Queen war noch nicht hier (in Berlin auch der King selber noch nicht). Ohne Kanzler: denn Sir Charles Hardinge ist, der Amtsstellung nach, nur ein besserer Mühlberg. Richtig: dieser stille Unterstaatssekretär ist neulich beschossen worden. Der Kanzler hat ihn, weil Tschirschky immerhin nicht in alle Sättel gerecht ist, manchmal mehr herangezogen, als sonst beim Unter üblich; und so ist das Gerücht entstanden, er wolle ihn zum Staatssekretär machen. Der Wunsch, Einen zu haben, mit dem S. M. nicht gern konversirt, könnte des Gedankens Vater gewesen sein. Mit der Ausführung dürfte es hapern. Der kleine alte Herr ist nicht des Kaisers Typ; und wäre als Botschafterinstanz auch etwas seltsam. Eines Tages bringt also der Hannoversche Courier, sonst nicht gerade wild, einen bösen Artikel. Die ganze Richtung im Auswärtigen Amt paßt dem Verfasser nicht. Lauter Konsularbeamte, nicht gelernte Diplomaten. Etliche Geheimräthe werden gerempelt; den Hauptstoß aber bekommt Mühlberg. Sensatiönchen. Wer hats gethan? Einer, der gegen die Konsuln oft vom Leder gezogen hat. Herr von Flöckher; einst Sekretär einer Legation, jetzt a. D. und nur noch betitelt. Die Wilhelmstraßenjugend hatte ihn sofort erkannt und heute schwört Alles drauf, daß ers war. Ob er wieder hinein will? Das Lob des Chefs war fingerdick aufgetragen. Der ließ den Artikel durchgehen, ohne sich zu rühren. Wohl noch nicht dagewesen. Seitdem weiß Keiner recht, was werden wird. Waren Kanzler und Staatssekretär mit der Tendenz des Artikels einverstanden, dann giebts Großreinmachen. Der Staatssekretär soll den Konsuln nicht grün sein. Bleibt Der aber? In Gunst ist er. Bei der Abschiedsaudienz des Japaners auf Wilhelmshöhe und von dort erst im Sonderzug zurück. Im Amt fühlt er sich nicht wohl, hat keine Stellung und im Reichstag, sogar in diesem, wirds kaum lange möglich sein. Nachdem man ihn für Paris und Rom genannt hatte, nennt man ihn jetzt als Nachfolger des Eulenmarschalls. Warum nicht Lucani? Wohl Feldspinnengewebe (comme chez vous); beweist aber, wie sein Verhältniß zum Allerhöchsten bei Hof eingeschätzt wird. Deshalb auch fast nie öffentlich angegriffen, trotz-

dem Unzulänglichkeit Allen sichtbar. Einer, der das Ohr des Kaisers hat und vielleicht haben wird, auch wenn auf ganz anderem Posten. Mit solchem Herrn stellt man sich; taugt sonst nicht an den Hof oder zu Hammann. Da hast Du eine Historie. Nicht viel, aber mit Liebe. Wer Auguste Eulenburg ersetzen soll, kann nicht melden. Einen, der so klug, geschmeidig und taktvoll ist, finden sie nicht leicht. Mehr Diplomat als der für die Nachfolge Empfohlene.

Für Genies ist kein Raum; muß auch ohne sie gehen. Wenn nur Alle mithülfen und die Maschine nicht drei Viertel des Tages zur Fabrikation blauen Dunstes gebraucht würde. Eine pommersche Gutsbesitzerin fühlt, daß wir in schlechter Emballage sind. Warum nicht Andere? Aufgabe des höchsten Reichsbeamten ist nicht, die Nation einzulullen. (Duncans Kämmerlinge; friedrichsruher Angedenkens.) Das Alter macht ja nicht heiterer und ich frage mich manchmal, ob nicht am Ende doch Schwarzseher. Nein. Alle, deren Urtheil mir was gilt, denken so; ohne Ausnahme. Nur die Oeffentliche Meinung läßt sich frisiren und pudern. Auch im Ausland ist nichts mehr zu verbergen. Der Starke weicht muthig zurück; wenn ihm höflich zugeredet wird. Daß wir stark sind, ist an der Sache das Tollste. Wären wir schwach, durch eigene Schuld lahm, dann müßten wirs tragen. Bei dieser Tüchtigkeit ists zum Heulen. Und wir legen uns fest und können nachher nicht von der Kette los. Rußland hat seine Kolonien in sich und braucht nur Erziehung und Verkehrsmittel. Wo sollen wir hin? Aus solcher Stimmung muß das Preußenherz auch den Abgesang über Friedrich von Baden verstehen. Der hing am Reich. Und um das Reich kann Einem nach und nach bang werden. Mehr war in zwanzig Jahren kaum möglich. Noch zehn von der Sorte: und Alle haben ein Interesse daran, aus der Herrlichkeit eine Episode zu machen. Darüber kann die Litanei vom Frieden und vom wolkenlosen Himmel einen ehrlichen Deutschen nicht täuschen. Wir sind allein und Niemand denkt daran, für unsere Lebensgefahr das Schwert zu ziehen. Uns trägts wohl noch. Aber die Politik eines großen Reiches ist kein Geschäft von heute und morgen. Statt nach London zu pilgern, sollte der Kanzler die deutschen Höfe bereisen und sorgen, daß da wenigstens Alles in Ordnung kommt. Daß die Herren, die 70 nicht glaubten, immer im Schatten stehen zu müssen, künftig nicht mehr fürchten, ohne ihr Zuthun könne es zum Krieg kommen und selbst ein siegreicher sie (versailler Verträge!) die Krone kosten. Verstimmungen sind heute gefährlich. In München, Karlsruhe, Mainz, Detmold gabs allzu viele. Warum mußte den Bayern der Schiffhut ihrer Generale genommen werden? Kleinigkeit! Aber der alte Herr wurde blaß, als er S. M. im Helm mit blauweißen Federn sah. Sich und seinen Generaladjutanten hat er die Kopfbe-

deckung gewahrt. Der umdatirte Erlaß, der die Pickelhaube einführte, hat aber böses Blut gemacht. Gerade weils Kleinigkeit ist, konnte man warten. Wo irgend für die innere Befestigung des Bundes zu wirken ist, muß es schleunig geschehen; dynastisch, politisch wirthschaftlich. Macht den Bayern ihre Eisenbahnen rentabel; und wenns uns ein großes Stück Geld kostet. Bahngemeinschaften, wo sie nur zu erlangen sind; und nicht für den berliner Fiskus. Der Preuße, der höchstens im Sommer mal ins Gebirgshotel kommt, ahnt nicht, welche Möglichkeiten heute schon da draußen manchmal erörtert werden.

Keine Laune für Luftschiffahrt (würde dem Grafen Zeppelin, der sich Jahre lang, unter Hohn, geplagt hat, aber einen sehr hohen Orden geben); und noch weniger für die jammervolle Geschichte der Toskanerin. Auch nicht taktvoll und energisch behandelt. Eine englische Prinzessin hätte man zahm bekommen. Nun Weltskandal, unter dem nicht nur ein großer Bundesstaat leidet. Giron war wirklich genug. Jetzt, nach Zwischenspielen, fast wörtlich dieselben Interviews und Berichte. Zum Moralprediger bin verdorben; aber dieser Erdenrest ist mir zu peinlich. Und die Geschichte bleibt unabsehbar; kann sich bis ins Ninonalter noch zehnmal (und öfter) wiederholen. Die Kinder sind ärger dran als die Eltern, die nicht mehr lange das Stück aufspiel haben. Passons vite! Zu Haus ists doch am Besten. Als Deine Herbstschilderung gelesen hatte, mußte pausiren. Da spöttelt man einander vierzig Jahre an, freut sich diebisch, wenn ein Hieb gesessen hat, und scheut die sogenannten Gefühle wie der Teufel den Beichtstuhl. Gilt auch von Rina. Wenn Deinen angeschwärzt hattest, war er Dir noch nicht schwarz genug. Und wußtest doch immer, was er Dir ist. Ein Mann; frei, ernst und tapfer; ein Vater. Nun sitzen wir, vier alte Menschen, und haben nie so recht zu einander gefunden und fühlen doch, daß für solches Intimste kein Ersatz wächst. Marie nehme ich ins Gebet, sobald ich Aehnliches merke. Lotten hätte zu viel abzubitten. Aha: diesmal wird nicht Spott gelächelt. Jeder in seinem Bezirk; im Engsten zuerst. Dann wirds gehen. Familienpolitik neusten Stils. Ein Bischen spät komme ich auf den Geschmack. Wäre verständiger gewesen, sich um nichts Anderes zu kümmern. Ehe an Gräbern stehst und klagst. Aber kein Kind, kein Kegel. Nur eine Schwester, die bei jeder Temperatur ins Allgemeine tauchen will. Oktober, edle Dame! Bald braucht mans warm. Vergiß mein nicht vor der Kastanie, die den Hauptschmuck lassen muß. Beinahe schon fromm (und des Hasen gewärtig) ist Dein

Moritz.

Géricault.*)

Géricaults Lehrer Guérin sagte über ihn, er habe den Stoff für drei oder vier Maler. Den Ausspruch könnte man wörtlich nehmen. Er war gleich von Anfang an — das Selbstportrait des Neunzehnjährigen von 1810 beweist es — ein geborener Meister der Materie. Die drei gewaltigen Soldatenbildnisse im Louvre, der „Officier des Chasseurs à Cheval", der „Curassier blessé" und der „Carabinier", 1812 bis 1814 entstanden, sind die denkbar typischsten Zeugnisse sowohl für das Genie des Malers als auch für den Genius der Zeit. Nicht David noch Gros, deren Einfluß hier unverkennbar mitwirkt, haben für das Heroenthum einen monumentalen Ausdruck von gleicher Stärke gefunden. Gros blieb in der Begebenheit stecken, David in dem von außen übernommenen Schema. Géricaults Verfahren entsprang einem freieren und zugleich strengeren Künstlerthum. Der „Officier des Chasseurs" ist den Schlachtbildern der beiden Vorgänger entnommen, aber hat eine unvergleichlich größere und menschlichere Allure. Die Zuthat Géricaults ist nicht unbeschränkt. Der Einfall, die Episode als selbständiges Motiv in den Rahmen zu stellen, mit dem steigenden Roß als mächtiger Diagonale den Raum zu füllen, entscheidet. In dem Pendant, dem „Curassier blessé", der mit dem Roß am Zügel die Schlacht verläßt, lehnt sich die selbe Diagonalkomposition an weit über Gros und David hinausragende Vorbilder. Die tragische Würde dieses Geschlagenen rührt an die Antike. Schon hier zeigt die Malerei den breiten, mächtigen Auftrag, der wie keine der zeitgenössischen Formen, eher wie Rubens, die Materie suggerirt. Dies Mittel bewirkt allein die Größe des dritten Bildes der Reihe, des „Carabinier". Mit einem Schlage rückt der junge Künstler zum Rang eines Tizian auf. Nichts weiter als ein Brustbild, aber von der Gewalt des schwarzen „Medici delle bande nere". Nicht weniger imposant steht dieser blonde Krieger vor uns. Ihm fehlt das Diabolische des florenzer Bildnisses; ein einfacher Soldat der Großen Armee. Doch ist er uns näher. Seine Natur, obwohl nur vom Stolz eines Kleingeborenen, der sich als Glied einer glorreichen Masse fühlt, scheint uns reicher, weil reicher vom Künstler belebt. Die Größe ist wahrscheinlicher. Diese Bildnißmalerei, die aus den Menschen das Typische abzulesen und monumental darzustellen steht, erreicht später in der Suite von namenlosen Gestalten, dem „Fou" der „Folle" der Sammlung Chéramy, dem „Fou" mit der Kappe bei Ackern, zuletzt in dem Profil der Frau in der farbenreichen Kapuze, mit Recht Unrecht auch „Folle" genannt, heute in der Sammlung Eißler in Wien,

*) Für den Katalog der Géricault-Ausstellung, die im Kunstsaal von Fritz Gur (Potsdamerstraße 113) in den ersten Oktobertagen eröffnet wird, hat Herr Meier-Gefe dieses Vorwort geschrieben, das nicht nur berliner Kunstfreunde interessiren wird.

eine geradezu mysteriöse Gewalt. Ich wüßte nichts, was sich dem Eindruck dieser mit größter Sachlichkeit gemalten Bildnisse an die Seite stellen ließe.

Dies war der Bildnißmaler Géricault, ein Realist mit den Mitteln eines Rubens. Er überträgt die Bildnißkunst auf sein Lieblingmodell, das Pferd, das der leidenschaftliche Reiter sein ganzes Leben immer wieder studirte. Auch dabei hilft ihm Rubens. Der Pferdekopf ist ein rubenssches Bildniß. Die stämmigen Gäule in dem Stallbild des Louvre sind vom Bau der beiden Bauernpferde auf der Farm mit dem Verlorenen Sohn im antwerpener Museum. In dem späteren Schimmel beflügelt der Pinsel die Anatomie. Die weiche Materie verwandelt die Studie zum Abbild einer gespenstischen Existenz. Es fesselt uns wie die dunkle Gewalt der Bildnisse. Géricault übertrug seine Bildnißkunst auf die Landschaft, wie in der „Épave" oder, wie Clément bezeichnet, „Naufrage" von 1815 der brüsseler Galerie, noch wirksamer in der „Manœuvre", Sammlung Ackermann in Paris, wo sich die Wucht der vorbeijagenden Batterie dem ganzen Terrain mitzutheilen scheint, und, ganz ohne Betheiligung der Staffage, in der Landschaft bei Haro, dem merkwürdigsten Zeugniß für die moderne Gestaltung des Realisten. Die Art der Bilder erschließt weite Perspektiven. Man blickt über Daumier bis zu Courbet. Am Weitesten hat er den Realismus in den Lithographien der späteren Zeit getrieben, die Charlet anregte. Sie fügen seinem Ruhme nichts oder nur wenig hinzu. Gavarni hat ihnen Mancherlei zu verdanken. Und neben diesem schärfsten Gegner des Klassizismus entsteht ein Klassiker nicht gewöhnlicher Art. Der Wechsel des Régime treibt Géricault in die Fremde. 1816 geht er nach Rom. Vor der Antike entweicht der Schatten Gros'; und die Erinnerung an Prud'hon, dem der Jüngling nicht fremd geblieben war, wird lebendig. Er erkennt, was der Meister der „Psyche" einem Poussin verdankt, und schwelgt in der Vorstellung von Bacchanalien. Die Gouaches „La Marche de Silène" im Museum von Orleans und das „Concert champêtre" im Louvre sind Erweiterungen des poussinesken Gefüges. Michelangelos Fresken führen ihn zum eigenen Temperament zurück. Aus der Haltung des „Curassier blessé" wird eine echt antike Rossebändigerszene, „Cheval arrêté par des esclaves", ein Poussin von größter Bewegung. Und daraus das Gemälde in der Sammlung Dollfuß, mit dem der nach Paris Zurückgekehrte 1817 die Welt überraschte, „La course des chevaux libres". Michelangelo gewinnt die Oberhand. Das Vorbild hätte Géricault auf die Dauer gefährlich werden können. In der Zeichnung für das Gemälde, die der Louvre besitzt, und in anderen ähnlicher Art weicht die reiche Atmosphäre der Poussin uud Prud'hon vor reinlinearen, etwas spielerisch wirkenden Arabesken zurück. Manche verkürzen das Schema Fragonards und lassen den Rhythmus aus gar zu summarischen Gliederkurven entstehen; bei anderen kann man an Genelli denken. Nichts von dieser

Ornamentik vermindert das mit der Unmittelbarkeit einer echten Malerskizze geschmückte Gemälde. Der Rhythmus der Konturen setzt sich in den Pinselstrichen fort, die die Materie bilden. Diese herrscht nicht so ausschließlich wie in dem Carabinier, sonst würde sie die Geschmeidigkeit des Ganzen kompromittiren; aber sie verleugnet auch nicht die Zugehörigkeit zu der Art der gleichzeitigen Pferdestudien, in denen Géricault eine an die Antike erinnernde, ganz gedrungene Form mit allen Reizen des Pinsels ausstattet. Das Griechische sitzt ihm nicht in der Haut, sondern im Herzen. Er verfährt mit der Antike nicht wie ein vor Respekt erstarrter Schüler, sondern wie ein feuriger Liebhaber, fast mit der Natürlichkeit eines Jungen des heutigen Frankreichs. Niemand würde in dieser Lyrik den Bildnißmaler wiederfinden; und noch weniger würde man auf das Hauptwerk Géricaults schließen können, „Le radeau de la Méduse", von 1819, die Frucht eines nicht eng bemessenen Ehrgeizes. Géricault war Neuraſtheniker und litt darunter, daß seine Hoffnung auf öffentliche Anerkennung, die der Debutant fast schon erreicht hatte, nicht erfüllt wurde. Elegant, mondän und reich genug, um sich in Paris mit Anstand zu bewegen, und noch immer von dem Prestige einer Gesellschaft befangen, die erst wenige Jahre vorher ihre europäische Rolle beschlossen hatte, schmerzte ihn die Gleichgiltigkeit der Pariser nicht wenig. Das Medusenfloß sollte ein „Schlager" werden und über Nacht die Undankbaren auf die Knie zwingen. Die Aktualität des Gegenstandes, der Schiffbruch der Fregatte „La Méduse", der noch in Aller Erinnerung war und sogar politische Kämpfe zur Folge gehabt hatte, versprach die Theilnahme der Menge. Für die Dramatik der Szene war er der rechte Mann. Das Werk gelang trotz der nicht einwandfreien Absicht seines Schöpfers. Wie ein Posaunenstoß erschüttert das Bild den Saal des Louvre. Bedeutende Werke der selben Zeit hängen in seiner Nähe. Prud'hons „Justice et Vengeance" ist das Vorspiel seines Rhythmus, aber hält vor solcher Gewalt nicht Stand. Die Kraft ist unwahrscheinlich. Der Umfang (über sieben Meter lang, fast fünf Meter hoch) wäre für jeden Anderen zum Verhängniß geworden. Bei der Skizze in der Sammlung Moreau des Louvre scheint das Format, das weit unter einem Meter bleibt, dem Gegenstand durchaus angemessen. In den Zeichnungen des Museums in Rouen und bei Chéramy hätte man die Möglichkeit einer Vergrößerung ahnen können, aber man mußte fürchten, daß das in Einzel-

ten merkbare Rokoko das Gemälde verflauen würde. Die Behandlung des ffers in der spätesten Zeichnung, im Fodor-Museum von Amsterdam, zeigt e Gefahr besonders deutlich. Nichts von Alledem trifft zu. Trotz der nach nach entstandenen Häufung der Gruppen, deren Genesis die Zeichnungen en, ist die Wirkung vollkommen geschlossen. Schon im ersten der rouener würfe ist die Schrägstellung der Barke gefunden, wenn auch zuerst nach der eren Seite; mit ihr das wichtigste Element des Bildes. Diese Schräge wird

von Gruppen wiederholt. Sie steigert sich von dem entseelten Jüngling am Ende des Flosses bis zu dem großartigen Aufbau der dem Rettungschiff Entgegenwinkenden am Kopf. Das Ungestüme der Bewegung reißt auch die paar übernommenen und arg akademischen Posen der theilnahmlos Verzweifelten mit sich fort, deren Darstellung dem Temperament Géricaults fern lag. Die Tendenz ist ganz michelangelesk. In den vielen vorbereitenden Zeichnungen, namentlich auf einem Blatt im Museum von Rouen, findet man Motive der Sixtina und der Medici-Särge, die Géricault in Rom gezeichnet hatte, fast unverändert; und sie bleiben auch in dem Gemälde erkennbar. Aber die Ordnung der Theile, die gewaltige Bewegung, entspringt einer ganz selbständigen Empfindung. Die Flächen des Malers vereinfachen das Vorbild.

Die Bewunderung Michelangelos trieb Géricault zur selben Zeit zur Plastik. Es giebt nur sehr wenige Skulpturen; Clément's Katalog citirt sechs und von ihnen ist nur ein Theil heute noch bekannt. Sie entstanden halb zufällig, ausschließlich in ganz beschränkten Dimensionen, und Géricault hat ihnen keine Bedeutung beigelegt. Mir erscheinen sie (gerade wegen ihres spontanen Ursprunges) wie ein Protest gegen die Armuth der Neuzeit an Bildhauergenies. Der Schöpfer der Gruppe „Satyr und Bacchantin" war ein geborener Meißler des Steins. Die Kleinheit des Werkes verschweigt nicht die gebietende Gewalt eines Monumentes und der Nutzen, den es aus Michelangelo gewann, ist werthvoller als des Malers Errungenschaften auf dem selben Wege. Der Vergleich der riesigen Anstrengung des Medusenflosses mit diesen nahezu aus Spielerei begonnenen Dingen mag grotesk erscheinen. Reduzirt man die Frage auf die Entscheidung, wo mehr Genie, mehr Kraft des Künstlers im Verhältniß zur Aufgabe wirkt, so kann die Dimension keine Rolle mehr spielen; sie wird vielleicht gerade zu einem Moment zu Gunsten des kleineren Werkes. Was hier mit zwei Figuren auf einem Sockel von 35 Centimeter Länge erreicht ist, eine Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten, ein Reichthum von Bewegung und Kraft, eine Fülle des Lebens, die jeden Millimeter betheiligt: Das läßt die Monumentalität des Gemäldes, so wirksam sie ist, wie eine Aufbietung nicht des selben Ranges, ja, bis zu einem gewissen Grade äußerlich erscheinen. Die Plastik ist keine Verbreiterung Michelangelos, sondern Konzentration. Sie setzt im Wesentlichen an, realisirt unrealisirte Ideale des Vorbildes oder deutet wenigstens die Möglichkeit dazu an, ist viel rationeller für ihr Material gedacht als die Malerei für das ihre und behält die Natürlichkeit der Vision, die augenblickliche Auslösung des Persönlichen ohne die im Gemälde merkbaren Hemmnisse. Das Unvorhergesehene mag hier so gut suggerirend mitwirken wie bei dem Emigrantenrelief Daumiers, das dieser Plastik eng verwandt ist. Trotzdem ist die Behauptung kaum übertrieben, daß, wenn Géricault ausgebaut hätte, was er in wenigen Beispielen andeutete, ein Bildhauer entstanden wäre, dessen Art Rodins Epoche schmerzlich vermißt.

Und nun der letzte Meister im selben Künstler. Noch nicht neun Jahre war er an der Arbeit und hatte schon zwei-, dreimal sein Gesicht vollkommen verändert, war von Gros über Rubens zu Michelangelo gekommen. Fast noch nicht ein Jahr nach Vollendung des „Medusenflosses" wird der klassisch Gesinnte, den die Sehnsucht nach präzisen Formen zur Plastik getrieben hatte, zum modernsten der zeitgenössischen Maler.

Das Unvermittelte des Ueberganges läßt wieder äußere Veranlassungen vermuthen. Der Erfolg des „Medusenflosses" war hinter den sehr hochgespannten Erwartungen zurückgeblieben. Dagegen hatte das Bild auf einer geschickt arrangirten Tournee in England große Sensation erregt und gute Eintrittsgelder gebracht. Géricault glaubte, daß man dem Autor nicht versagen würde, was man seinem Werke gab, und ging 1820 nach London. Ganz Anderes, als er erhofft hatte, wurde ihm. Nicht der Rausch des äußeren Erfolges. Dafür fehlte für einen Géricault in England so gut das Räucherwerk wie in Frankreich oder in irgendeinem anderen Land. Aber er fand eine durch nichts zu ersetzende Förderung seiner Kunst. Man muß im Geist neben das Medusenfloß eine Landschaft irgendeines Engländers der selben Zeit stellen, muß sich den zwischen allen möglichen Traditionen schwankenden Enthusiasmus des Sanguinikers vorstellen und daneben die gemächliche Stetigkeit eines Old Crome, muß sich den ganzen Unterschied zwischen einer gleichsam ackerbautreibenden Kunst und einer kriegliebenden Muse klar machen, um die Explosion Géricaults und seiner Freunde zu verstehen und ihre Hymnen auf englische Meister zweiten Ranges zu begreifen. Es hieß hier im ersten Augenblick, entweder die ganze Schule ablehnen oder annehmen. Die Tendenz überraschte so sehr, daß den Empfängern zur Kritik zunächst nicht der Athem reichte. Was Géricault neben der Gesammtheit der zeitgenössischen englischen Kunst entdeckte, war ihre Vergangenheit, wieder eine Gesammtheit. Mit von der Sehnsucht geschärften Augen erkannte er die Freiheit der Engländer und das Traditionelle ihrer Freiheit, während man zu Haus immer nur Doktrinen predigte. Nicht nur die Zeitgenossen malten so natürlich, ohne Mythologie, sondern schon deren Väter und Großväter hatten so gemalt. Und was übrig blieb, was man besser zu machen hoffte, machte ihn nur noch dankbarer. Die Lehre wirkte, wie alle vernünftigen Gedanken, stärker als das Beispiel.

Géricault verkannte nicht, was sich unter den von ihm gefeierten Genreszenen Wilkies an malerischen Werthen verbarg. Der Wilkie des „Spanish Girl", der Sammlung Tennant, und ähnlicher Werke konnte auf ihn nur den besten Einfluß haben. Wie er die Vorbilder verstand, beweisen seine „Rennen von Epsom", zumal die kleine Perle des Louvre, in deren prangender Frische der Farbe und des Striches die Kunst der Besten Englands fortzeugend wirkt. Noch einmal läßt der Pinsel des Kavalier-Malers Pferde entstehen. Aber

diesmal ist es nicht mehr das kurbettirende Schlachtroß, dessen steiler Hals das Feldherrnbildniß ziert, nicht der Träger des antiken Rhythmus, keine zierliche oder wuchtende Kurve: es sind Pferde, Thiere, die in gestrecktem Lauf bunte Jockeys tragen, farbige Organismen, deren Wesen nicht der Meißel des Bildhauers festzuhalten vermag; nur ein Maler konnte sie machen.

Der Schüler von Gros, der Verehrer Prud'hons, der Anbeter der Antike, der Nachfolger Michelangelos beschloß als Koloriſt und als Bewegungskünſtler von der Raſſe eines Degas die ſtolze Laufbahn. Viel zu früh für ſeinen unerſättlichen Thatendurſt. Ein Sturz vom Pferde raubte ſeinem kurz bemeſſenen Daſein noch ein volles Jahr. Vom Februar 1823 bis zum vierundzwanzigſten Januar 1824 ſchleppt ſich der Krüppel unter ſchweren Leiden. Vom entſcheidenden Debut an gerechnet, haben ihm alſo nur zehn Jahre gehört. Kam das Ende zu früh für ſeine Kunſt? Trotz der ungeheuren Kraft, die, ſcheint es, abbrach, ohne das vollkommen adäquate Feld der Thätigkeit gefunden zu haben, bleibt die Frage unbeantwortet. Faſt könnte man meinen, daß zu dem Bild ſeines Schaffens die meteorartige Exiſtenz des Menſchen gehört.

Julius Meier-Graefe.

Briefe.

An Fräulein Bisland.

1890.

Meine Gefühle für Japan ſind unbeſchreiblich. Wie Sie wiſſen, gleicht die Natur hier in keiner Beziehung der tropiſchen. Hier iſt ſie hausbacken. Sie liebt den Menſchen und ſchmückt ſich für ihn in matten, blau-grauen Farben, wie die japaniſchen Frauen, und die Bäume ſcheinen zu verſtehen, was man über ſie erzählt. Als ob ſie ein winziges Seelenleben hätten. Was ich in Japan vor Allem liebe, iſt das Japaniſche: das armſälige, einfache Menſchenthum des Landes. Nichts Reizvolleres giebt es auf der Welt als die naive, natürliche Anmuth der Japaner. Noch hat kein Buch ſie würdig geſchildert. Ich liebe ihre Götter, ihre Gebräuche, ihre Kleidung, ihre vogelartig zwitſchernden Lieder, ihren Aberglauben, ihre Fehler. Ich glaube, daß ihre Kunſt unſere Kunſt ſo weit übertrifft, wie die alte, griechiſche Kunſt die erſten europäiſchen Kunſtanfänge übertraf. Wir ſind die Barbaren. Mein höchſter Wunſch iſt, daß meine Seele in einem japaniſchen Kind wiederkehre, damit ich die Welt ſo voll Schönheit ſehen und begreifen könne, wie nur ein japaniſches Gehirn es vermag.

An Profeſſor Chamberlain.

Matſue, 1891.

Vielleicht intereſſirt es Sie, zu erfahren, welche Wirkung das japaniſche Leben nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren auf Ihren kleinen Freund geübt

hat. Zuerst sind die Lebensbedingungen hier so, daß man glaubt, aus einem fast unerträglichen Luftdruck in eine verdünnte, sauerstoffreiche Atmosphäre zu kommen. Dieses Gefühl dauert an. In Japan ist das eherne Gesetz der Existenz anders als bei uns, wo Jeder auf Kosten des Nachbars sich vordrängt. Und doch: wie viel geht dabei verloren! Nie eine begeisternde Anregung, nie eine starke Aufwallung, kein tiefes Glück oder tiefer Schmerz, nie ein erwartungvolles Erbeben („un frisson", wie die Franzosen es besser ausdrücken). Dabei wird die Schriftstellerei trocken, dürr, mühsam und leblos. Trotzdem ich mich streng an das Gefühlsleben der Japaner halte, nur Volksglauben und volksthümliche Dichtung behandle, packt mich doch nirgends Das, was mich in den lateinischen Ländern sofort ergriffen hat: starke Seelenerregung. Ob eine Seelengemeinschaft durch die verschiedenartige Entwickelung der Rassen verhindert wird oder dadurch, daß die Japaner seelisch kleiner sind als wir, wage ich nicht zu beurtheilen. Der erste Grund scheint mir gewichtiger. Aber alle gebildeten Menschen, mit denen ich darüber sprach, haben die selbe Erfahrung gemacht. Reizend ist die japanische Frau. Alle guten Eigenschaften der Rasse sind in ihr vereinigt. Wenn Unterdrückung und Knechtschaft solche Wirkungen haben, dann sind diese Mittel nicht ganz und gar zu verachten. Welche diamantene Härte dagegen im Charakter der amerikanischen Frau, die man vergöttert! Welches ist wohl das höhere Wesen: das kindliche, zutrauliche, liebliche japanische Mädchen oder die stolze, scharfe, ihre Weges bewußte Circe unserer gekünstelten Gesellschaft mit der ungeheuren Macht zum Bösen und den beschränkten Anlagen zum Guten?

An Herrn Hendrick.

Matsue, Oktober 1891.

Wie können Sie von meiner „feurigen Feder" reden? Ich habe sie verloren. Man kann sie hier nicht verwenden. Hier giebt es kein Feuer. Alles ist verträumt, still, blaß, verschwommen, nebelhaft, ohne scharfe Umrisse. Ein Land, wo die Lotosblume die tägliche Nahrung liefert, wo es kaum einen Sommer giebt. Sogar die Jahreszeiten sind schwache Gespenster. Glauben Sie ja nicht, daß hier die Tropen sind. Ach, die Tropen lassen sich nicht leicht vergessen. Dort war mein wahrer Wirkungskreis, in den lateinischen Ländern, auf den westindischen Inseln, im spanischen Amerika. Mein Traum war, mich in den alten, zerfallenen portugiesischen und spanischen Städten herumzutreiben, den Amazonenstrom und den Orinoco hinauf zu dampfen und Romanzen aufzustöbern, die kein Anderer bisher entdeckt hat.

An Herrn Hendrick.

Kumamoto, Juni 1893.

Ich bin mir nicht ganz klar darüber, ob Ihre Auffassung der orientalischen Weltanschauung richtig ist. Sie ist schwer zu verstehen. Es ist nicht ein Mangel an ltur oder an Empfinden für das Schöne. Eher ist es ein Hang zur Schweigkeit und zum Verbergen der stärksten Gefühle. So spricht denn ein gebildeter paner nie von seiner Frau oder seiner Familie noch deutet er mit dem leisesten rt an, wie lieb sie ihm sind. Unzweifelhaft sind unsere Begriffe edler. Doch es für mich eine offene Frage, ob man sie nicht bis zur Ausartung treiben kann getrieben hat. Ich glaube, wir sehen das Weltall durchdrungen von dem idealen „Ewig-Weiblichen". Die Sternenmenge und alle Herrlichkeiten des Kosmos n für uns nur in einem unbegrenzten, leidenschaftlichen Pantheismus. Ich

möchte fast behaupten, daß wir besonders die Natur im Licht der Frauenschönheit betrachten. Ein stolzer Baum, eine duftende Knospe, das Zarte der Blüthen, der Gesang der Vögel, die Wellenlinien der Hügel, die Bewegung des Wassers, Blätterrauschen, die umschmeichelnden Lüfte, das fröhliche Plätschern der Quellen, selbst das goldene Licht: mahnt uns dies Alles nicht an das Weib? Man könnte die starken Eichen und die trotzigen Felsen als „männlich" anführen. In mächtigen Gegensätzen zeigt sich die Natur uns manchmal als männliches Wesen. Doch weit überwiegt das Weibliche. Der Orientale nimmt nun bei der Betrachtung der Natur nicht diesen Standpunkt ein. Seine Sprache kennt kein Geschlecht. Nicht die Jungfrau ist sein Traum, wenn er die Palme sieht, noch denkt er der Rundungen des schönen Körpers, sieht er die Wellenlinien der Hügel. Auch männlich ist ihm die Natur nicht. Für ihn ist sie geschlechtlos; ein „Neutrum". Schon seine geographischen Bezeichnungen lehren es. Er sieht die Dinge, wie sie wirklich sind. Man würde annehmen, daß er darum weniger Freude an ihnen hat; doch beweist seine Kunst das Gegentheil. Gar Manches zeigt ihm die Natur, was uns verschlossen bleibt. Er sieht das Schöne im Stein, im gemeinen Kiesel, in der Wolke, im Nebel, im Rauch, im kräuselnden Wasser, im Geäste des Baumes, in der Form des Käfers. Im Erker bei meinem Freund liegt ein Stein. Wenn man verstehen gelernt hat, daß dieser Stein prächtiger ist als das schönste Gemälde, dann versteht man auch, daß es noch eine andere Auffassung von Naturschönheit giebt als unsere. Und es ist möglich (ich sage nicht: sicher), daß unsere Art der Naturbetrachtung ganz falsch ist. In Japan kommt es mir vor, als ob man durch eine Luftschicht blickt, die Alles mit leuchtendem Schimmer umgiebt und die Gestalten der Dinge verändert.

Kobe, im Herbst 1895.

Lieber Hendrick,

Ich habe mir oft vorgenommen, Sie zu fragen, ob andere Menschen, ob Sie, zum Beispiel, in besonderen Dingen mir ähnlich sind. Für mich ist das Arbeiten etwas Schmerzhaftes, macht mir keine Freude, bis es beendet ist. Die Arbeit wird nie freiwillig gethan und nie ist sie angenehm. Eine sonderbare Noth treibt mich dazu; ich verzehre mich mit bösen Gedanken, wenn mein Gehirn ohne Beschäftigung ist. Sie schlagen mir Lesen als Zerstreuung vor. Nein: meine Gedanken wandern in die Weite und der nagende Schmerz dauert trotzdem fort. Sie fragen: „Welcher Art ist dieser Schmerz?" Aerger und Zorn, Einbildungen und Erinnerungen an allerlei Unerquickliches. Nur wenn mir Jemand etwas recht Gehässiges sagt oder anthut, kann ich Arbeit thun, die mühsam und langweilig ist und angestrengtes Nachdenken erfordert. Ich kann die Wucht der Kränkung genau ermessen. In sechs Monaten werde ich Dieses überwunden haben. Gegen Jenes muß ich zwei Jahre kämpfen. Dies Dritte wird mich noch länger quälen. Und wenn ich erst anfange, darüber nachzudenken, stürze ich an die Arbeit. Ich schreibe Seite auf Seite der phantastischsten Skizzen, rührend, romantisch, philosophisch, bunt zusammengewürfelt; dann werfe ich sie alle weg. Am nächsten Morgen geht es an das Verbessern. Wieder und wieder schreibe ich es ins Reine, bis die einzelnen Seiten bestimmte Gestalt annehmen und zu einem Ganzen gefügt sind. Das Resultat ist ein Essay. Dann schreibt der Kritikus des „Atlantic": „Es ist ein Meisterwerk"; und kein Mensch, ich nicht ausgenommen, hat eine Ahnung, warum es geschrieben und wie es zu Stande gekommen ist. Deshalb ist Schmerz von Zeit zu Zeit für mich von

unermeßlichem Werth und Jeder, der mir Böses thut, ist, wenn auch unbewußt, mein Freund. Ob Andere auch so arbeiten? Es wird zur Gewohnheit, einer Gewohnheit des strengen Denkens, wozu ich sonst immer zu träg gewesen wäre. Sobald die eine Wunde verheilt ist, schlägt mir ein Schlag des unerwarteten Feindes eine frische. Und das neue Weh zwingt mich zu neuer Anstrengung. Ein seltsamer Zustand; wahrscheinlich krankhaft. Und ist es anormal, dann hoffe ich, daß einmal die Fähigkeit kommen wird, etwas ganz Besonderes, Außerordentliches zu leisten. Welchen Sinn hätte eine krankhaft empfindliche Eigenart, wenn man damit nicht einen würdigen Zweck erreichen kann?

Dezember 1895.

Die Macht ist doch der erste Schritt zum Erfolg. Seht, wie Japan jetzt vor der Welt steht. Trotzdem war der Krieg ungerecht und unnöthig. Japan wurde dazu gezwungen. Es kannte seine Kraft. Sein Volk wollte diese Kraft gegen Europa loslassen. Doch seine Herrscher hielten es für klüger, den Sturm auf China abzulenken, nur um den westlichen Mächten zu zeigen, daß man Etwes leisten könne, wenns nöthig sei. So hat Japan seine Selbständigkeit gefestigt. Doch möge Niemand glauben, daß Japan nun etwa China haßt. China ist und bleibt Japans Lehrer und sein Mekka. Ich sehe eine ernsthafte Reaktion gegen westliche Einflüsse voraus. Japan hat den Westen immer gehaßt; westliche Religion, westliche Begriffe. Für China hatte es immer ein warmes Gefühl. Befreit von europäischem Zwang, wird es seine altorientalische Seele wieder behaupten. Da wird es keine Bekehrung zum Christenthum geben. Keine, ehe die Sonne im Westen aufgeht. Und ich hoffe, den Orientbund noch zu erleben, der gegen unsere grausame europäische Civilisation zu kämpfen wagt. Wenn ich auch sonst in meinem Leben nicht zu Vielem fähig war, so habe ich es doch schließlich fertiggebracht, als Lehrer, Schriftsteller und Redakteur dem Wachsthum der sogenannten Gesellschaft und der sogenannten Civilisation entgegenzutreten. Es ist zwar herzlich wenig, doch sollten mich die Götter deshalb schätzen und mich so bereichern, daß ich jedes Jahr mindestens sechs Monate in uncivilisirten Ländern leben könnte.

Tokio, Mai 1897.

Die Verhältnisse hier sind sonderbar. Ehe ich nach Tokio ging, fühlte ich instinktiv, daß ich in eine Welt der Intriguen kommen würde; in welche Welt: davon hatte ich keine Ahnung. Die fremden Elemente scheinen in einem Zustande beständiger Angst zu leben. Jeder hat Furcht vor jedem Anderen; fürchtet sich nicht nur, seine Gedanken laut auszusprechen, sondern überhaupt, Etwas zu sagen, das nicht zu den belanglosen Gemeinplätzen gehört. Bei Unterhaltungen stecken sie manchmal die Köpfe zusammen und sprechen laut, Alle auf einmal, über nichts, wie Menschen, die eine mögliche Katastrophe erwarten, oder wie Leute lärmen, um Gespenster und Angst vor Gespenstern zu verscheuchen. Irgendwer sagt Etwas, läßt eine Bemerkung über eine Thatsache fallen. Sofort fliehen Alle vor ihm wie vor einer mit Dynamit gefüllten Bombe. Er bleibt Wochen lang isolirt. Dann macht sich daran, eine ihm getreue Schaar zu sammeln. Allmählich gelingts ihm; doch sind gegnerische Truppen treten auf. Bald wird in einer anderen Unterhaltung von Dingen, wie sie sein sollten, gesprochen. Piff! Paff! Chaos. Alle Gruppen verbünden sich, um diese Böse Zunge auszustoßen. „Der Mann ist gefährlich". „Ein

Intrigant." „Oho!" Und so gehts weiter ad libitum. Wir leben in Japan eben auf einem schlüpfrigen Boden. Nichts ist beständig. Das ganze japanische Beamtenthum ist in ewiger Unruhe. Nur der Thron steht fest. Ob man brav oder klug, freigiebig, beliebt, ob man der Tüchtigste ist, bedeutet nichts. Intrigue hat mit Gut und Böse nichts zu schaffen. Beliebtheit im weitesten Sinn des Wortes hat natürlich einen gewissen Werth, doch nur den Werth, der von dem wechselnden Takt des „Draußen und Drinnen" abhängt. Im Osten hat man das Intriguiren seit Jahrhunderten als Kunst gepflegt, wie wahrscheinlich auch in anderen Ländern. Doch die Wirkung einer Verfassung auf ein Volk, das an Autokratie und Kastengeist gewöhnt war, erlaubte der Intrigue, in immer neuen Gestalten wie Pilze aus der Erde zu schießen und in alle Gesellschaftschichten, fast in jedes Heim einzudringen. Daraus ist ein riesiges Netz geworden, unzerreißbar in seiner luftähnlichen Dehnbarkeit und doch stark genug, um Minister zu stürzen, wie Schreiber zu verdrängen.

Mir ist leid, daß ich mit vielen meiner ehrlichen Hoffnungen und begeisterten Prophezeiungen im Irrthum war. Tokio raubt mir allen Glauben an eine große Zukunft der Japaner. Das Volk müßte Beweise von gewaltiger Kraft liefern, ehe meine Hoffnungen wieder im rosigen Licht strahlen können. Ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß jetzt jeder Zweig des Staatswesens angekränkelt ist. Die Ursachen sind viele; ungenügende Bezahlung ist eine der wichtigsten: die tüchtigen Leute sind nicht zufrieden mit einer Stellung, die fünfzehn oder zwanzig Dollars im Monat einträgt. Doch die Haupturſache ist die Unsicherheit und Muthlosigkeit.

Tokio, 1898.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kann ich mir wenig Angenehmes ins Gedächtniß rufen; eigentlich nur kurze Episoden in Westindien und New Orleans. Seit meiner Kindheit machte ich mir zur Regel, das Unangenehme möglichst zu vergessen. Das nahm mich so in Anspruch, daß es mir an Zeit und Muße gebrach, die schönen Erinnerungen aufzufrischen, weil doch des Glückes im Unglück zu gedenken der größte Schmerz ist. So ist denn die Vergangenheit beinahe ausgelöscht. Weil ich mich immer mit Hoffnungen und Träumereien getragen habe, verstehe ich nichts von den einfachsten praktischen Dingen, die Jedem geläufig sind. Nichts von einem Boot, einem Pferd, einem Garten, einer Uhr. Nichts von Dem, was ein Mann unter ganz gewöhnlichen Umständen leisten sollte. Ich verstehe nur Gedrucktes und Gefühltes; und die meisten der Gefühle sind nicht der Rede werth. Ich hätte ein Mönch werden sollen. Und doch glaube ich, einen neuen Schlüssel zur Erklärung des Gefühlslebens zu finden, wenn ich als Ausgangspunkt die Begebenheit finden kann, die als Holzpuppe für die neuen philosophischen Kleider meiner Essays dienen soll. Der größte Theil meines Lebens ist so gut wie verloren. Erst im grauen Greisenalter bin ich aufgewacht und wahrscheinlich wird meine Seele auf ihrer nächsten Reise als etwas ganz Stummes und Stumpfes wiederkehren: vielleicht als Schildkröte oder als Schlange. Natürlich kann ich immer schreiben; aber sobald ich für Geld schreibe, schwindet die feine Nuance, verflüchtigt sich das besondere Aroma, das „Ich" bedeutet. Ich werde zum „Niemand" und das Publikum staunt, daß es je so einen Durchschnittsnarren beachten konnte.

Lafcadio Hearn.

Die neuste Nietzsche-Fabel.

Der Philolog in seinem Wahn: mitunter ists wirklich der schrecklichste der Schrecken! So hat denn auch Dr. Ernst Horneffer sein Stündlein kritischer Erleuchtung gehabt. Er hat herausbekommen und wills der Welt einreden, daß Nietzsche seinen „Antichrist" gegen Ende 1888 nicht mehr für das Erste Buch der „Umwerthung" gehalten habe, sondern für die Umwerthung überhaupt. Mit anderen Worten: Nietzsche habe geglaubt, mit dem Antichrist sei die Arbeit der Umwerthung gethan und es sei überflüssig, die weiteren Theile des (in vier Theilen geplanten) Gesammtwerkes noch zu schreiben. Diesen wahnwitzigen Einfall will uns Horneffer in dem Schriftchen „Nietzsches letztes Schaffen" plausibel machen. Man müsse nur genau hinsehen: dann ergebe sich in der That, daß der Antichrist ungefähr den ganzen Gedankenkreis der Umwerthung ausspreche. So komme in Abschnitt 8 bis 14 eine „Kritik der Philosophie" vor, die sachlich genau Das enthalte, was Nietzsche im Zweiten Buch der Umwerthung zur Darstellung bringen wollte. Nimmt man daraufhin den Antichrist zur Hand und liest Abschnitt 8 bis 14, so findet man nur, daß dort ganz allgemein über den Theologen-Instinkt bei den Philosophen (Beispiel: Kant) und über die ihn besiegende naturwissenschaftliche Auffassungart des Freigeistes gesprochen wird. Das also soll nach Horneffer Alles sein, was Nietzsche über die Philosophie seit den Indern und Thales bis heute zu sagen gewußt hätte. Aber mit dem drolligsten Vater-Wohlwollen versteht er auch Nietzsche gleich wieder vor uns zu entschuldigen: „Es war eben so weise wie natürlich, daß Nietzsche den Gedanken eines eigenen Philosophenbuches (nämlich des Zweiten Theiles der Umwerthung) aufgab und sich mit einigen kurzen schlagenden Bemerkungen begnügte, die er in den Antichrist einfügte." Jeder Andere begreift freilich, daß diese Einfügung rein aus leitmotivischen Gründen erfolgte: im Antichrist, als dem einleitenden Buch der Umwerthung, mußten ja die Hauptgesichtspunkte und Kriterien des Gesammtwerkes propädeutisch vorgeführt werden, schon um die Maßstäbe für die Neuwerthung des Christenthumes dem Leser in die Hand zu geben. Aehnlich steht es wohl auch mit Horneffers Vermuthen in Hinsicht auf das Vorklingen der Themen des Dritten und Vierten Buches. Denn daß die moralischen Grundbegriffe gleich zu Anfang des Antichrist, wenn auch ganz kurz, nietzschisch definirt werden und daß die Lehre vom großen Menschen und seinem Widerspiel dort schon angedeutet wird, mußte Horneffer gewiß zu der pfiffigen Annahme verleiten, Nietzsche habe auch die Kritik der Moral (das geplante Dritte Buch) und den Dionysos (das Vierte Buch) nicht mehr schreiben wollen, da ja in Abschnitt 2 bis 5 sachlich Das schon stehe, was im Dritten und Vierten Buch der Umwerthung abgehandelt werden sollte.

Auch der Aufsatz „Nietzsche als Synthetiker" (gemeint ist „als Buchmacher") der „Zukunft" vom zehnten August läuft auf die selbe Absicht hinaus. Wollte neffer in dem erwähnten Schriftchen beweisen, Nietzsche habe zuletzt Antichrist Umwerthung für identisch erklärt, so soll dieser Aufsatz beweisen, Nietzsche habe Schlußvierteljahr 1888 gar keine Zeit zur Ausarbeitung weiterer Umwerthungtien übrig gehabt. Nichts aber ist irriger als diese Annahme. Die Produktion t Nietzsches vom August 1888 ab grenzt thatsächlich ans Fabelhafte. Den ichrift hat er in einem Monat geschrieben (Beendigung am dreißigsten Sepber), das „Ecce homo" vom fünfzehnten Oktober bis zum vierten November

„Nietzsche contra Wagner" vom zehnten bis zum fünfzehnten Dezember. Beendigung eines Werkes heißt in dieser Zeit bei Nietzsche: Beendigung des Druckmanuskriptes bis auf höchstens ein paar abzuschreibende Schlußblätter. Die Tage, die Horneffer für Extra-Anfertigung solcher Manuskripte ansetzt, sind aus seiner Kalkulation fast ganz zu streichen. Selbst Frau Förster-Nietzsche hat in ihrem Buch „Das Nietzsche-Archiv, seine Freunde und Feinde" (Berlin, Marquardt), wie sich jetzt herausstellt, bei einer der Schriften vier Tage zu viel gerechnet: als Abfassungzeit von „Nietzsche contra Wagner" nennt sie die Tage zwischen dem sechsten und dem fünfzehnten Dezember; doch hat sich ergeben, daß Nietzsche erst am zehnten Dezember den Gedanken zu „Nietzsche contra Wagner" gefaßt hat. Ganz lächerlich ists, wenn Horneffer, um Nietzsche nicht zu literarischen Arbeiten kommen zu lassen, als besonders zeitraubend seine Briefschreiberei ins Feld führt. Nietzsche habe alle Briefe, auch die einfachsten, erst im Konzept entworfen. Diese Verallgemeinerung aus ein paar Einzelfällen deckt das ganze Unvermögen Horneffers auf, sich von der Genialität des letzten Nietzsche ein Bild zu machen. Nietzsches turiner Zustand war so exuberant, wie ihn gewiß noch kein Mensch erlebt hat. Das Schwierigste wurde ihm zum Spiel, jede Stunde beschleunigte die Schwungkraft seines Geistes. Schrieb er in diesem Zustand höchster Steigerung und immer rascherer Folge des inneren Erlebens, so konnte die Feder seinen Gedanken kaum folgen. Horneffer kennt ja die Niederschriften. Eben so rapid hingehauen sind nun auch seine Briefe aus dieser Zeit. Im Verhältniß zu ihrer Zahl sind so verschwindend wenige (und diese fast nie vollständig) in Hefte konzipirt, daß von einer Gepflogenheit Nietzsches, Briefe immer erst im Entwurf auszuarbeiten, nicht die Rede sein kann. Als Beispiel gegen Horneffer führe ich an, daß von den achtunddreißig Briefen, die mir Nietzsche 1888 schrieb, nur ein einziger (und auch der nur zur Hälfte) in ein Heft skizzirt ist. Wer einen Begriff vom letzten Nietzsche hat, kann die Möglichkeit nicht abweisen, daß er in Turin Theile der Umwerthung geschrieben haben könne, die uns bis jetzt unbekannt blieben. Jedenfalls ist der Beweis der Unmöglichkeit nicht zu erbringen und Horneffers Versuch, ihn zu Gunsten einer gewissen Partei dennoch zu erbringen, mißlungen.

Was hat Horneffer nun aber so zuversichtlich gemacht? Woher kam ihm die Sicherheit seiner Behauptung, daß Nietzsche angeblich selbst den Antichrist für die Umwerthung gehalten und daher alle weitere Arbeit an dieser eingestellt habe? Er deutet geheimnißvoll auf Dokumente, die seine Behauptung stützten. Welche Dokumente?

Seit einigen Tagen weiß ich es; und da ich kein schadenfroher Mensch bin, thut es mir wirklich leid, an der Grube, die er Anderen graben wollte und in die er selbst fiel, mitgegraben zu haben. Horneffer ist nämlich, wie ich jetzt erfuhr, im unrechtmäßigen Besitz einer Abschrift des „Ecce homo", und zwar durch meine Schuld, durch meinen Glauben an seine Vertrauenswürdigkeit. Ich erzähle den Hergang. In Horneffers weimarer Zeit gab es nur zwei Exemplare des Ecce homo: die Originalhandschrift Nietzsches und eine von mir stammende Kopie. Diese Kopie hatte ich 1889 für mich gefertigt und sie dann dem Nietzsche-Archiv bei dessen Begründung übergeben. Beide Exemplare sind nie aus dem Archiv gekommen und stets streng verwahrt worden. Da (es mag im Frühjahr 1901 gewesen sein) gab mir eines Tages Frau Förster-Nietzsche, zur Feststellung irgend einer Nietzsche-Angelegenheit, meine Abschrift des Ecce homo mit nach Haus. Ich ging, wie gewöhnlich, um halb zwei Uhr mit den Brüdern Dr. Ernst und August Horneffer

vom Archiv in die Stadt hinab. Das roth gebundene Buch, das ich leider nicht eingeschlagen trug, gab alsbald Anlaß, über Nietzsches Ecce homo zu sprechen; und da es die Horneffers nicht kannten und sie doch, als der Sache Nietzsches so eng attachirt, sehr danach verlangten, so ließ ich, unter Einschärfung aller Kautelen, und nach ihrer Versicherung, daß sie das Buch nur durchlesen würden, mich herbei, es ihnen bis zum nächsten Morgen zu leihen. Niemand schien mir damals der Kenntniß des Werkes würdiger als Ernst Horneffer; ich handelte durchaus optima fide. Und als ich es am nächsten Morgen von ihm wiederempfing, lag mir nichts ferner als der Verdacht, daß ich hintergangen sei. Und doch war ich es, wie jetzt feststeht. Die Brüder Horneffer hatten die neunzehnstündige Frist dazu benützt, Tag und Nacht abwechselnd schreibend sich vom Ecce eine Kopie zu nehmen.

Wie tief mich ihr Vertrauensbruch verletzt, bedarf keiner Worte. Aber so ernst die Sache ist: sie hat auch eine komische Seite. Denn aus der hornefferischen Abschreiberei meiner Ecce-Kopie stammt der Grundirrthum, in dem wir Ernst Horneffer sich so erfolglos vor uns herumdrehen sehen.

Mit diesem Grundirrthum hat es folgende Bewandtniß. Im Ecce homo widmet Nietzsche jedem seiner fertigen Werke ein eigenes Kapitel. Da die „Umwerthung" bei Abfassung des Ecce nicht fertig war, erhielt sie auch kein Kapitel. Nur am Schluß des Ecce-Kapitels über die „Götzendämmerung" wird der „Umwerthung" gedacht (in der Götzendämmerung" selber kommt sie im Vorwort-Datum vor, das bekanntlich lautet: „Turin, am dreißigsten September 1888, am Tage, da das erste Buch der ‚Umwerthung aller Werthe' zu Ende kam"). In der Originalhandschrift des Ecce findet sich nun an gedachter Stelle folgender Satz: „Am dreißigsten September großer Sieg; siebenter Tag; Müßiggang eines Gottes am Po entlang". Die zwei Worte „siebenter Tag" sind von Nietzsche gestrichen, aber durch nichts Neues ersetzt. Als ich das Werk im Jahr 1889 kopirte, schien es mir unmöglich, daß Nietzsche den gekürzten Satz bei der Drucklegung so stehen gelassen hätte. Das Ausruhen Gottes paßte nur zum siebenten Tag, nicht zum Sieg. Offenbar hatte Nietzsche an dem Ausdruck „siebenter Tag" Anstoß genommen, da er den Anschein erwecken könne, als sei die ganze Umwerthung vollendet; vielleicht waren ihm Ersatzworte nicht gleich zur Hand oder genügten ihm die noch nicht, die ihm einfielen. Ich bin auch heute noch überzeugt, daß Nietzsche bei der Drucklegung die Lücke ausgefüllt hätte. Und da im Vorwort des Ecce, und zwar auch in dem noch vorhandenen Korrekturabzug (mit dem Vermerk „Druckfertig. Turin, 18. Dez. 1888. Nietzsche") unter den aufgezählten Werken des Jahres 1888 deutlich zu lesen stand: „Das Erste Buch der Umwerthung aller Werthe", so schrieb ich, da eben nach meiner Meinung das Durchstrichene durch irgendetwas zu ersetzen war, den ganzen Satz mich so hin: „Am dreißigsten September großer Sieg; Beendigung des Ersten ches der Umwerthung; Müßiggang eines Gottes am Po entlang."

Von dieser Einsetzung erzählte ich Horneffers. Durch mich erst sind sie darauf merksam und stutzig geworden. Was aber muß ich jetzt erleben? Aus dem ernten Schriftchen wird klar, daß sich Horneffer seitdem steif und fest einbildete, den sechs Worten „Beendigung des Ersten Buches der Umwerthung" sei nur zweite, dritte, vierte Wort von mir eingeschoben und bei Nietzsche stehe „Beigung der Umwerthung". Bei Nietzsche aber steht nichts als das von ihm ausrichene und des Ersatzes harrende „siebenter Tag".

Anders ist es auch nicht möglich. Ich habe jetzt alle mir erreichbaren Dokumente aus den vier Monaten vor Nietzsches Erkrankung nachgesehen, um zu prüfen, ob für ihn denn wirklich Antichrist und Umwerthung irgendwann gleichbedeutend gewesen sei, habe aber, außer der Stelle vom zwanzigsten November (an Brandes), keine gefunden, die zu diesem Mißverständniß verleiten könnte. Auch Overbeck erklärt in einem Brief an C. G. Naumann ausführlich und eingehend den Antichrist für das Erste Buch der Umwerthung aller Werthe: woraus sich ergiebt, daß die Briefe Nietzsches an Overbeck den Gedanken an eine Identität von Antichrist und Umwerthung gewiß nicht aufkommen lassen. In den Briefen an mich, die in einiger Zeit als Band erscheinen, kommt der oft erwähnte Antichrist immer als Erstes Buch der Umwerthung vor und das Wort „Erstes" ist dabei jedesmal sogar unterstrichen. Zum Parallelverständniß der Stelle im Brief an Brandes könnte man, wenn man will, die viel früher an mich geschriebene vom dreizehnten Februar 88 heranziehen. Nietzsche schrieb da: „Ich habe die erste Niederschrift meines ‚Versuchs einer Umwerthung' fertig"; und als ich meiner Freude über das baldige Erscheinen des Werks erstaunten Ausdruck gab, antwortete er: „Sie dürfen ja nicht glauben, daß ich wieder ‚Literatur' gemacht hätte: diese Niederschrift war für mich". Und was die „zwei Jahre" betrifft, nach deren Verlauf sich Nietzsche im Brief an Brandes so erdbebenhafte Wirkungen seiner Philosophie verspricht, nun, so können sie gar nichts Anderes bedeuten als die zum Ausarbeiten der Umwerthung noch erforderlichen Jahre.

Ich glaube, die Phantasiegebilde Horneffers sind nun erledigt. Die ganze Angelegenheit beweist aber aufs Neue, welchen Unfug eine ungenaue Erinnerung und eine darauf gebaute Deduktion stiften kann. Ich selbst nehme mich nicht in Schutz: als ich Horneffers das Ecce zur Einsicht gab, machte ich mich gegen Frau Förster-Nietzsche einer Hintergehung schuldig, deren volle Bedeutung ich damals allerdings nicht ahnte. Die Verführung lag zum Theil mit darin, daß die Kopie doch eben von mir stammte und so immer noch in einiger Beziehung zu mir stand. Horneffers, die doch wußten, daß ich ihrer Belehrung zu Liebe selbst illoyal handelte, lohnten mein Vertrauen auf seltsame Weise: sie brachten das entlehnte Archiv-Eigenthum durch Kopie in ihren Besitz. Das ist ein Erlebniß, das ich gern aus meinem Gedächtniß tilgte.

Dabei ist zu bedenken, aus welchen Motiven das Ecce so geheim gehalten wurde. Frau Förster-Nietzsche hatte testamentarisch bestimmt, daß das Nietzsche-Archiv nach ihrem Tod eine Stiftung werde, die jungen Gelehrten, Offizieren, Künstlern im Leben vorwärts helfen solle. Weil damals Frau Förster-Nietzsche noch glaubte, das Ecce homo sei von Nietzsche selbst vom Druck zurückgezogen worden und nicht von Overbeck, so hatte sie, im Gedanken an eine Briefstelle Nietzsches aus dem Oktober 1888 (Biographie II, Seite 891), daran festgehalten, dieses werthvollste Nachlaßstück nicht zu publiziren, zugleich aber auch die Bestimmung getroffen, da nach ihrem Tode der Testamentsvollstrecker Herr Oberbürgermeister Dr. Oehler de Manuskript sammt dem Veröffentlichungrecht verkaufe und aus dem Erlös de Grundstock des Stiftungvermögens bilde. Daß nun das Manuskript einen ganz an deren Werth hatte, wenn es sonst nirgends existirte, bedarf keiner Auseinander setzung. Nach der damaligen Sachlage war also die Abschreiberei und Mittheilun der Abschrift an Andere eine Schmälerung der künftigen Stiftung.

Weimar. Peter Gast.

Aphorismen.*)

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesetzten rechtschaffenen Mann etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht; man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart Anderer thun würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeugung eines inneren Gefühls durch Geberden und Mienen, die uns nichts kosten und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmännlich gehalten wird. Nun verfallen aber unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber gerade in das Gegentheil. Nichts als Empfindungbezeugungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgend einen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuwerfen.

Mir ist es immer vorgekommen, als wenn man den Werth der Neueren gegen die Alten auf einer sehr falschen Wage wäge und den Alten Vorzüge einräumte, die sie nicht verdienen. Die Alten schrieben zu einer Zeit, da die große Kunst, schlecht zu schreiben, noch nicht erfunden war und blos schreiben hieß: gut schreiben. Sie schrieben wahr, wie die Kinder wahr reden. Heutzutage finden wir uns, wenn wir im sechzehnten Jahr zu uns selbst kommen, schon, möcht' ich sagen, von einem bösen Geist besessen; und diesen erst durch eigene Beobachtung und Streit gegen Ansehen und Vorurtheil und gegen die Macht einer vierzehnjährigen Erziehung auszutreiben und dann noch wieder die eigene Haushaltung der Natur anzufangen, erfordert sicherlich mehr Kraft als in den ersten Zeiten der Welt, natürlich zu schreiben, jetzt, da natürlich schreiben, möcht' ich sagen, fast unnatürlich ist. Homer hat gewiß nicht gewußt, daß er gut schrieb, so wenig wie Shakespeare. Unsere heutigen guten Schriftsteller müssen alle die fatale Kunst lernen: zu wissen, daß sie gut schreiben.

Es giebt, wie ich oft bemerkt habe, ein untrügliches Zeichen, ob der Mann, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens blos durch Verstand und schlaue Wahl rührende Züge und Thränen abgelockt hat. Im ersten Fall wird er nie, nachdem die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die

---

*) Bruchstückchen aus der neuen Lichtenberg-Ausgabe, die Herr Wilhelm Herzog im Verlag von Eugen Diederichs erscheinen läßt. Lichtenberg, der mit Goethe korrespon-
, bringst Du heute noch in eine Wochenschrift? Ja, weil dieser Meister den Deutschen immer nicht lebt; weil dieser Denker, Stilist, Satiriker, Weltanschauer noch immer t die Beachtung gefunden hat, die ihm gebührt. Nicht den Platz, den Montaigne im ionalbewußtsein der Franzosen, Swift in dem der Briten einnimmt. Lest ihn: Ihr det über die lebendige Fülle seines Geistes staunen. Auch darüber, daß in seinem Antlitz kaum ein Zug gealtert scheint. Er hatte die Nerven des Modernen. Klagt auch drüber.) leide noch immer außerordentlich an Nerven und es wird nun wohl auch nicht besser den, bis ich die Nerven selbst ablege", schrieb er im Oktober 1793 an Goethe. Das klingt wie neunzehntes Jahrhundert. Dem gehört er auch. Lest ihn: er macht Euch reicher.

Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzten Fall nimmt er sich selten die Mühe, sich seines Sieges zu bedienen, sondern wirft den Leser oft, mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet als Witz, den Leser aber fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hat. Mich dünkt, von der letzten Art ist Sterne. Die Ausdrücke, womit er Beifall vor einem anderen Richterstuhl erhalten will, vertragen sich sehr oft nicht mit dem Siege, den er soeben vor dem einen davongetragen hatte.

Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der größte Theil der Menschen denkt oder fühlt, ohne es zu wissen. Der mittelmäßige Schriftsteller sagt nur, was Jeder würde gesagt haben. Hierin besteht ein großer Vortheil zumal der dramatischen und Romandichter.

Schlechte Schriftsteller sind hauptsächlich diejenigen, die ihre einfältigen Gedanken mit Worten der guten zu sagen trachten; könnten sie, was sie denken, mit angemessenen Worten sagen, so würden sie allezeit zum Besten des Ganzen Etwas beitragen und für den Beobachter merkwürdig sein.

Es ist keine Kunst, Etwas kurz zu sagen, wenn man Etwas zu sagen hat, wie Tacitus. Allein wenn man nichts zu sagen hat und schreibt dennoch ein Buch und macht gleichsam die Wahrheit selbst mit ihrem ex nihilo nihil fit zur Lügnerin: Das heiße ich Verdienst.

Es ist, als ob unsere Sprachen verwirrt wären: wenn wir einen Gedanken haben wollen, so bringen sie uns ein Wort, wenn wir ein Wort fordern, einen Strich, und wo wir einen Strich erwarten, steht eine Zote.

Ein guter Ausdruck ist so viel werth wie ein guter Gedanke, weil es fast unmöglich ist, sich gut auszudrücken, ohne das Ausgedrückte von einer guten Seite zu zeigen.

Wenn Scharfsinn ein Vergrößerungsglas ist, so ist der Witz ein Verkleinerungsglas. Glaubt Ihr denn, daß sich Entdeckungen blos mit Vergrößerungsgläsern machen lassen? Ich glaube, mit Verkleinerungsgläsern oder wenigstens durch ein ähnliches Instrument in der intellektuellen Welt sind wohl mehr Entdeckungen gemacht worden. Der Mond sieht durch ein verkehrtes Fernrohr wie die Venus aus und mit bloßen Augen wie die Venus durch ein gutes Fernrohr in seiner rechten Lage. Durch ein gemeines Opernglas würden die Plejaden wie ein Nebelstern erscheinen. Die Welt, die so schön mit Gras und Bäumen bewachsen ist, hält eine höheres Wesen als wir vielleicht eben deswegen für verschimmelt. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fernrohr leer aus.

Die Komoedie bessert nicht unmittelbar, vielleicht auch die Satire nicht; ich meine: man legt die Laster nicht ab, die sie lächerlich macht. Aber Das können sie thun; sie vergrößern unseren Gesichtskreis, vermehren die Anzahl der festen Punkte, aus denen wir uns in allen Vorfällen des Lebens geschwinder orientiren können.

Der Theatermensch, der Romanmensch: Das sind lauter konventionelle Geschöpfe, die ihren Werth haben, sicut nummi, und sich ohne Rücksicht auf den natürlichen Menschen idealisiren lassen. Allein der Zuschauer ist selten so verdorben, daß er nicht den natürlichen Menschen mit Vergnügen erkennen solle, sobald er auf die Bühne tritt.

In den Romanen giebt es tötliche Krankheiten, die im gemeinen Leben nichts

weniger als tötlich sind, und umgekehrt im gemeinen Leben tötliche, die es in Romanen nicht sind.

Mir ist nichts abgeschmackter in unseren Schauspielen als die wohlgesetzten Reden, die auf den Knien gehalten werden. Man wird nach und nach auch so sehr daran gewöhnt, daß es nicht viel größeren Eindruck macht, Jemanden auf den Knien zu sehen, als wenn er die Arme kreuzt. Wenn mich mein eigenes Gefühl nicht betrügt, so kniet man nicht leicht vor einem Menschen, und nicht eher, als bis die Sprache zu fallen anfängt. Wer mit seinem Knien so fertig ist und seine Betheuerungen so regelmäßig hersagt, Der ist ohne Zweifel ein Betrüger. Ich fordere die Herzen aller Derjenigen auf, die irgend einmal in der Welt einen Menschen vor einem Menschen aus Affekt haben knien sehen oder selbst einmal gekniet haben, und frage, ob es billig ist, mit diesem größten und ehrwürdigsten Zeichen des innersten Affektes, das die menschliche Natur hat, jede kleine vorübergehende Wallung des Blutes zu bezeichnen. Ich habe ein einziges Mal einen Mann im Ernst knien sehen; und als er hinfiel, so war es mir, als entginge mir der Athem.

Eine Empfindung, die mit Worten ausgedrückt wird, ist allezeit wie Musik, die ich mit Worten beschreibe; die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug. Der Dichter, der Mitleiden erregen will, verweist doch noch den Leser auf eine Malerei und durch diese auf die Sache. Eine gemalte schöne Gegend reißt augenblicklich hin, da eine besungene erst im Kopf des Lesers gemalt werden muß. Bei der ersten hat der Zuschauer nichts mehr mit der Einrichtung zu thun, sondern er schreitet gleichsam zum Besitz, wünscht sich die Gegend, das gemalte Mädchen, bringt sich in allerlei Situationen, vergleicht sich mit allerlei Umständen bei der Sache.

Es giebt Menschen, die nicht sowohl schön schreiben als vielmehr jedem decennio und saeculo das Modegesicht ablernen können, daß der Teufel selbst glauben sollte, sie schrieben von Natur so. Es mag stürmen, wie es will, so schwimmen verzwickte Bälge immer oben. Ich mag immer den Mann lieber, der so schreibt, daß es Mode werden kann, als den, der so schreibt, wie es Mode ist.

Das, was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken (Das heißt: mit jenen kleinen Beglaubigungzügen der Selbstempfindung), macht eigentlich den großen Schriftsteller; die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, die immer Kleider vom Trödelmarkt sind.

Einer zeugt den Gedanken, der Andere hebt ihn aus der Taufe, der Dritte zeugt Kinder mit ihm, der Vierte besucht ihn am Sterbebett und der Fünfte begräbt ihn.

Für alle die Bemerkungen eines Mannes, der barfuß nach Rom laufen könnte, um sich dem Vatikanischen Apoll zu Füßen zu werfen, gebe ich keinen Pfennig. Diese Leute sprechen nur von sich, wenn sie von anderen Dingen zu reden glauben, und die Wahrheit kann nicht leicht in üblere Hände gerathen.

Die Leute können nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die das sogenannte Weben des Genies in den Wolken, wo ein glühender Kopf halbgare Ideen auswirft, für Possen halten können, ja, wie man so grausam sein könne und ganze Kapitel schöner Ausdrücke nicht so hoch achtet als ein Senfkorn von Sache.

Wenn eine andere Generation den Menschen aus unseren empfindsamen Schriften restituiren sollte, so werden sie glauben, es sei ein Herz mit Testikeln gewesen. Ein Herz mit einem Hodensack.

In die Welt zu gehen ist deswegen für einen Schriftsteller nöthig, nicht sowohl, damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß Leute, die zu viel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwächen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Baukunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht einsieht, fehlt gemeiniglich, sobald ihn die Hand verläßt, die ihn führte.

Daß die plagiarii so verächtlich sind, kommt daher, weil sie es im Kleinen und heimlich thun. Sie sollten es machen wie die Eroberer, die man nunmehr unter die honetten Leute rechnet, sie sollten platterdings ganze Werke fremder Leute unter ihrem Namen drucken lassen, und wenn sich Jemand dagegen in loco selbst regt, ihm hinter die Ohren schlagen, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausspritzt, Auswärtige in Zeitungen Spitzbuben, Kabalenschmiede und Bengel schelten, sie zum Teufel weisen oder sagen, daß sie das Wetter erschlagen soll. Auf diese Art wollte ich meinem Vaterland weismachen, daß ich den Nothanker geschrieben hätte.

Ein guter Schriftsteller muß sich nichts daraus machen, wenn man ihn auch in zehn Jahren nicht versteht. Was dieses Jahrhundert nicht versteht, versteht das nächste.

Da sitzen sie, legen die Hände zusammen, ohne die Augen aufzuthun, und wollen warten, bis ihnen der Himmel einen Shakespeare-Geist giebt. Verlaßt Euch nicht darauf, daß Shakespeare geboren worden ist. So tröstet der Teufel die Ochsen. Shakespeare hat keine Offenbarungen gehabt. Alles, was er Euch sagt, hat er gelernt oder erfahren; also, um wie Shakespeare zu schreiben, muß man lernen und erfahren, sonst wird nichts daraus. Wenn ihr auch gleich Eure Werke den seinigen so ähnlich haltet wie ein Ei dem anderen. Der, der über Euch ist, sieht den Unterschied augenblicklich, sobald er an seiner Sonne genießen will, was ihr bei Eurer Lampe angerichtet habt. Shakespeare wartete vor der Thür des Komoedienhauses auf und machte sich Geld damit. Das wissen wir. Was that er für das Geld? Nicht wahr, ging hin und studirte die Alten, blätterte sich die Lippen trocken hinter den Wörterbüchern und machte Auszüge? Nicht wahr? Und wurde Hofmeister, sah gelb aus, wurde Professor, empfahl die Alten wieder, spitzte Stuben-Maximen zu und so weiter? Nein, er verzehrte sein Geld auf englischen Kaffeehäusern, speiste in einem Chophaus, an öffentlichen Plätzen: und Das in einer Nation, die stolz darauf ist, ihre Neigungen nicht zu verbergen; dort lernte er die Sprache der Alten verstehen und alsdann las er sie in seiner Uebersetzung, die er leicht verbessern konnte. Der Grund von Allem ist die Beobachtung und Kenntniß der Welt und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen Anderer so gebrauchen zu können, als wenn es eigene wären, sonst liest man sie nur und sie gehen ins Gedächtniß, ohne sich mit dem Blut zu vermischen; alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird.

Bei unseren Modedichtern sieht man so leicht, wie das Wort den Gedanken gemacht hat; bei Milton und Shakespeare zeugt immer der Gedanke das Wort.

Es giebt wohl wenige Namen, die so sehr verdienen, in dem Tempel des guten Geschmackes aufgestellt zu werden, während als sie der Henker mit gleichem Recht an den Galgen schlägt, wie der Name des englischen Junius. So viel Bosheit bei so viel attischem Witz, verabscheuungwürdige Beleidigung der Majestät in einem beneidenswerthen Ausdruck, Kenntniß des Menschen auf die ruchloseste Art zur Kränkung ihrer Rechte gemißbraucht, alle Zaubereien der Beredsamkeit aufgeboten, ein Gespenst

seiner Vorstellungen, den Despotismus, zu verbannen, einen Eifer für die Konstitution, der, wenn er allgemein werden sollte, ihren Untergang unvermeidlich machen würde: Dieses charakterisirt die „Briefe" dieses in allem Betracht außerordentlichen Mannes.

Eine Hauptregel für Schriftsteller, zumal solche, die ihre eigene Empfindung beschreiben wollen, ist: Ja nicht zu glauben, daß, weil sie Solches thun, Dieses bei ihnen eine besondere Anlage der Natur dazu anzeige. Andere können Dies vielleicht eben so gut als Du. Sie machen nur keine Geschäfte daraus, weil es ihnen einfältig vorkommt, solche Dinge bekannt zu machen.

Die Zeitungschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhmes nennen, worin sie den ganzen Tag Portraits anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.

Gleich nach Jubilate vorigen Jahres wurde mir von einem Freund gemeldet, daß zu Flarchheim, einem kleinen Dorfe auf der Seite von Langensalza, eine merkwürdige Zusammenkunft sein würde, die wohl verdient, von Jemandem, der so viel Neugierde hätte und, wie er sich ausdrückte, den Seelen so gern in die Gesichter guckte wie ich, gesehen zu werden. Es wären einige der wichtigsten gelehrten Zeitungschreiber und Journalisten von Deutschland, wie er selbst von einem unter ihnen wisse, entschlossen, an diesem Ort zusammenzukommen, sich persönlich kennen zu lernen und ein paar Tage zu schmausen. Er glaubte, daß vielleicht wichtige Sachen vorgenommen werden würden, wenigstens hätte ihm Dieses der selbe Mann zu verstehen gegeben; vermuthlich eine kleine Veränderung mit der Literatur möchte wohl der Gegenstand sein. Ich war über diese Nachricht fast außer mir. Denn was muß Das nicht für ein Anblick sein, dachte ich, die Cirkel von καλοῖς κ'ἀγαθοῖς beisammen zu sehen, die ehrwürdigen Glieder des Gerichtes, das keinen zeitlichen Richter erkennt, diese Bewahrer jenes großen Siegels, womit die Patente des Ruhmes und die Entreebillets zur Ewigkeit gestempelt werden und die endlich allein das Jus praesentandi bei der Nachwelt aus den Händen der Welt empfangen haben. Man hat längst bemerkt: je undeutlicher die Begriffe sind, die man von der Größe eines Mannes hat, desto mehr wirken sie auf das Blut und desto enthusiastischer wird die Bewunderung. Himmel, sagte ich, mache mich so glücklich, dieses Anblicks zu genießen, die Leute zu sehen, gegen die alle Weisen der Erde Das sind, was die Weisen gegen Dich; und in dem Augenblick kam mir es bei der sichersten Ueberzeugung, daß mir meine Bitte gewährt werden würde, vor, als wenn ich die Gesellschaft sähe, Jeden mit einem Heiligenschein um den Kopf. Ob ich gleich nicht deutlich weiß, daß ich je einen Journalisten mit einem Apostel verglichen, so schien es doch fast, als wenn ich es einmal dunkel gethan haben müßte, denn sie schienen mir in dem augenblicklichen Gesicht dazusitzen wie die Elf auf einem Kupferstiche, den ich in meiner Kindheit öfters angesehen hatte.

Es ist eine Schande, sagte neulich einmal ein Mann zu mir, daß sich Deutschland so sehr durch gelehrte Zeitungen und Journale lenken läßt. Ich hätte wenigstens von dem Mann eine solche Bemerkung nicht erwartet. Besteht denn Deutschland aus gelehrten Zeitungschreibern? Ich glaube nicht, daß ein vernünftiger Mann in Deutschland ist, der sich um das Urtheil einer Zeitung bekümmert, ich meine, der ein Buch verdammt, weil es die Zeitung verdammt, oder schätzt, weil es die Zeitung anpreist, denn es streitet mit dem Begriff eines vernünftigen Mannes.

Georg Christoph Lichtenberg.

Waarenhäuser.

Die um die Stärkung des Mittelstandes bemühten Politiker sind mit den Erfolgen der Waarenhaussteuer nicht zufrieden und möchten sie deshalb erhöht sehen. Die Landtage und die Regirungen in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg werden mit Anträgen überschüttet, zeigen einstweilen aber wenig Lust, ihnen zu gehorchen. Den „Maßgebenden" graut wohl ein Bischen bei der Erinnerung an den Spott, den diese Steuer ihnen eingetragen hat. Wer in Berlin vor Messels herrlichem Bau in der Leipzigerstraße oder vor dem Kaufhaus des Westens am Wittenbergplatz steht, wird schwerlich begreifen, warum diese wohnlichsten Stätten des Detailhandels vom Erdboden verschwinden sollen. Das Waarenhaus im Handel, der Trust in der Industrie: diese Wahrzeichen einer neuen Wirthschaftepoche mißfallen Vielen, die nur die üble Seite sehen, nicht aber die weit überwiegenden Vortheile. Man erblickt Riesendimensionen, hört von der Vernichtung kleiner Existenzen und greift im Aerger nach Abwehrmitteln, die sich dann als unwirksam erweisen. Im Jahr 1900 gab es in Deutschland ungefähr 200 Waarenhäuser. Im Winterhalbjahr 1906/07 sind elf Firmen in Konkurs gerathen; seitdem ist Fr. Pfingst & Co. in Berlin und sind noch einige Provinzfirmen insolvent geworden. Die großen Häuser Wertheim, Tietz, Emden haben sich von Jahr zu Jahr günstiger entwickelt und ihre Rentabilität erhöht; nur aus den kleineren Häusern kamen manchmal Trauerbotschaften. Den Kleinen hat die Steuer direkt und indirekt geschadet; den Drang nach Konzentration vermochte sie nicht aufzuhalten. In Preußen wurde die Waarenhaussteuer im Jahr 1900 eingeführt. Als Höchstgrenze wurden 20 Prozent des Ertrages bestimmt; von diesem Maximum aus ist eine Ermäßigung bis zur Hälfte der regulären Steuer zulässig. Aehnliche Bestimmungen gelten für diese Umsatzsteuer auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten. Das praktische Ergebniß hat nirgends befriedigt. Der Staat hat eingesehen, daß die großen Betriebe stark genug sind, um die Steuerlast abschütteln zu können; und die „Rettung" der kleinen Detailgeschäfte ist nicht gelungen. Ob die Rettung nöthig war, ist fraglich. Bis jetzt ist jedenfalls nichts erreicht worden. Deshalb soll die Steuer nun erhöht werden. Einzelne Regirungen haben schon geantwortet, Prohibitivmaßregeln seien unnöthig, da die Zahl der Waarenhäuser nicht wesentlich gestiegen sei. Während sich die in der Gewerbesteuerklasse I veranlagten gewerblichen Großbetriebe von 7000 auf 8000, also um etwa 14 Prozent, in den Jahren 1904 bis 1906 vermehrt haben, betrug die Zunahme bei den Waarenhäusern noch nicht 10 Prozent. Und dabei ist noch zu bedenken, daß die Zahl der steuerpflichtigen Betriebe im Jahr 1905 zwar von 84 auf 93 gestiegen, im Jahr 1906 aber auf 90 gesunken ist. Präsident Strutz vom preußischen Finanzministerium hat im Landtag gesagt, die alten, gut fundirten Waarenhäuser seien größer geworden, doch nur wenige neue Häuser hinzugekommen. Das lehrt die Statistik. Wer noch für die Steuer agitirt, will also die Großmagazine aus der Welt schaffen; wenn er nämlich überhaupt weiß, was er will.

Wem schaden die Waarenhäuser? Ihre Gegner sagen: den kleinen Geschäften. Die Statistik erweist aber, daß die kleinen und mittleren Betriebe sich auch in den letzten Jahren stark vermehrt haben. In den beiden niedrigsten Gewerbesteuerklassen Preußens betrug die Zunahme der kleinen Geschäfte von 1897 bis 1906 im Jahresdurchschnitt 13 600; im Durchschnitt der Jahre 1904 bis 1906 betrug sie 15 400.

Beweisen diese Ziffern, daß die Waarenhäuser den Detailisten das Leben unmöglich machen? Ein Freund des Waarenhauses hat in einem Lobgesang auf die Firma Wertheim erzählt, daß ihm von Geschäftsleuten gesagt worden sei, sie mietheten am Liebsten dicht bei einem Waarenhaus einen Laden; wenn im Waarenhaus der Andrang groß sei, gehe Mancher, um schnell bedient zu werden, nebenan in den Laden, der so Gelegenheit habe, Kundschaft an sich zu ziehen. Voraussetzung wäre freilich, daß der Kleine nicht viel theurer ist als der Große. Besonders heftig war der Kampf gegen die Waarenhäuser in München. Dort traten, später als in anderen deutschen Großstädten, zwei Gewaltige auf den Plan: Hermann Tietz und Emden & Co. (Diese hamburger Firma besitzt in Deutschland 18 Waarenhäuser, die aber zum Theil andere Namen tragen; das münchener Haus heißt Oberpollinger.) In München wurde der Krieg mit allen Mitteln einer in den heiligsten Gefühlen wirthschaftlicher Rückständigkeit gekränkten Fronde geführt. Gesellschaftlicher Boykott drohte Jedem, der sich bei Tietz blicken ließ. Heute ist das Waarenhaus der Liebling aller Klassen. Und der Beweis, daß kleinere Detailgeschäfte durch die Waarenhäuser zu Grunde gerichtetet seien, ist auch an der Isar nicht erbracht worden. Daß neue Großmagazine jetzt noch aufkommen können, ist beinahe ausgeschlossen. (Auch für das berliner Kaufhaus des Westens hat Emden & Co. das Geld gegeben.) Die herrschenden Dynastien können ruhig sein: nicht leicht wird ein Neuling das Riesenkapital, das zum Bau und Betrieb eines großen Waarenhauses gehört, an einen Konkurrenzkampf gegen die Eingesessenen wagen. Gegen Eindringlinge braucht man also keinen gesetzlichen Schutz; und daß er, auch bei wesentlich erhöhten Steuersätzen, gegen die alten Häuser versagen würde, lehrt die Erfahrung.

Die Freunde des Mittelstandes sind auch Feinde der Syndikate; müßten es wenigstens sein. Gerade die Waarenhäuser aber hindern die ungesunde Preisentwickelung im Bereich der Industrieverbände. Sie arbeiten nach dem Grundsatz „größter Umsatz, niedrigster Preis!" Das geht nur, wenn die Produzenten angemessene Preise fordern. Der Waarenhausbesitzer muß auf den Produzenten drücken; und diese Pression bleibt schließlich nicht ohne Wirkung auf die Preispolitik der Verbände, von denen die Fabriken ihr Rohmaterial beziehen. Das Waarenhaus, das in seinem Gebiet also die Syndikatsmacht einschränkt, will die Verbraucher nicht dadurch von sich abhängig machen, daß es sie zwingt, bei ihm zu kaufen, sondern sie durch günstige Kaufbedingungen anlocken. Die Vortheile, die der Konsument im Waarenhaus findet, kennt Jeder. Der Industrie würde ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man sie um so sichere und prompt zahlende Abnehmer brächte, wie es die großen Waarenhäuser, namentlich für die Fabrikanten von Massenartikeln, sind. Und warum soll der Waarenhandel sich von dem allgemeinen Streben nach Konzentration ausschließen? Viel Geld, das früher nach Paris in den Louvre, Bon Marché und Printemps strömte, bleibt jetzt in Deutschland, weil unsere Großmagazine eben so billig liefern. Auch diese erfreuliche Seite des Waarenhauswesens darf nicht vergessen werden. Zu wünschen ist freilich, daß die Massenlieferung auch der deutschen Industrie bleibe. Die Wertheim und Genossen beziehen ihre Waare meist wohl von deutschen Fabrikanten. Das Projekt einer Einkaufsgemeinschaft zwischen der Firma Tietz und dem newyorker Haus John Wanamaker deutete immerhin auf den Wunsch nach internationalen Beziehungen, die unserer Industrie lästig werden könnten.

Ueber das Verhältniß der Hypothekenbanken zu den Waarenhäusern habe

ich hier schon gesprochen. Für die Behauptung, das Waarenhaus muthe dem Kreditgeber ein größeres Risiko zu als jede andere Geschäftsform, scheint der Satz zu sprechen, den wir neulich von dem Konkursverwalter des Hauses Pfingst hörten: Mobilien und Immobilien seien in Waarenhäusern oft nicht von einander zu trennen. Danach müßte sich also oft eine zu hohe Bewerthung des Grundstückes ergeben, unter der weniger die Hypothekengläubiger als die anderen Kreditoren zu leiden hätten, weil ihnen ein Theil der Aktiva, auf die sie Anspruch haben, entzogen wäre. Bei den großen Waarenhäusern ist solcher Zustand jedenfalls undenkbar, weil hier die von Bodenkreditinstituten gewährten Darlehen unter der Bürgschaft von Banken stehen, die sich selbst der Gefahr von Verlusten aussetzen würden, wenn sie nicht genau darauf achteten, daß die hypothekarischen Beleihungen sich genau innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen halten und nicht etwa auf andere Vermögensobjekte übergreifen. Die den Waarenhäusern von den Banken gewährten Acceptkredite sind manchmal ja sehr groß. Die Banken lassen auf sich ziehen und die Waarenhäuser suchen dann diese Tratten zu diskontiren. Allzu weit darf diese Kreditgewährung natürlich nicht gehen; noch ist aber nicht erwiesen, daß die Waarenhäuser die an der Ausdehnung des Acceptkredites Hauptschuldigen sind. Auf die Fundirung des Hauses kommt es an. Im Fall Pfingst hatte die Reichsbank eine Forderung von 100 000 Mark anzumelden. Wichtig ist, daß in den Großmagazinen das Prinzip der Barzahlung herrscht. Rechnungen werden nicht ausgeschrieben. Was der Kunde kauft, muß er sofort bezahlen. Dadurch wird das Publikum zu vernünftiger Wirthschaft erzogen und dem Waarenhaus ermöglicht, auch den Fabrikanten sofort zu bezahlen. Solcher rasche Austausch von Geld und Waare beschleunigt den Umlauf der Baarmittel. Eine Ursache der Geldknappheit ist ja, daß die Waare schneller umläuft als das Geld. Der Waarenhausbetrieb kennt diesen Mißstand nicht. Und wer schnell bezahlt wird, kann schon deshalb etwas niedrigere Preise nehmen; um so niedrigere, je größer der Umsatz ist. Diese Größe des Umsatzes, bei der sich mit dem bescheidensten Nutzen leben läßt, sichert die Existenz der Waarenhäuser. Daß sie „Schundwaare" verkaufen, kann heute kein Verständiger mehr behaupten. Ramschbazare hats in Großstädten immer gegeben; mit diesen glanzvoll ausgestatteten Spelunken haben die angesehenen Waarenhäuser aber nichts gemein. Auch sie verkaufen, um die Massenkundschaft anzulocken, manche Artikel zu außerordentlich billigem Preis. Dabei ist aber kein „Schwindel". Einkauf in Riesenposten, Barzahlung, großer und schneller Umsatz: diese Faktoren ermöglichen den niedrigen Preisstand. Daß der kleine Mann in der Konkurrenz mit dem großen leicht erliegt, hat schon Zolas Bonheur des Dames gezeigt. Aber man darf diese Dinge nicht immer aus dem Neidwinkel sehen, aus dem der Postkutscher die Eisenbahn sah. Syndikate und Waarenhäuser sind Ausdrücke entwickelter Wirthschaftformen. Das Streben nach Zusammenfassung der Kräfte, nach Centralisirung, Kartellirung, Syndizirung ist nicht als ein leider unheilbares Uebel zu betrachten und, nach einem Rückblick auf die gute alte Zeit, zu beseufzen. Das Waarenhaus verliert nicht an schlechten Schuldnern, braucht nicht Wucherzinsen zu zahlen, nicht auf Kredit unsinnig vertheuerte Waaren zu nehmen, nicht ängstlich auf die Wiederkehr des aufgewandten Kapitals zu warten. Boucicaut soll tausend kleine Geschäfte verdrängt, soll aber sein Kapital mit nur fünf Prozent verzinst haben. Der Bruttogewinn ist bei den Großen geringer als bei den Kleinen. Das ist wichtig. Und die Hoffnung, den Großbetrieb mit Steuern schwächen zu können, ist unerfüllbar. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Kur- u. Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München.

560 m über dem Meere. In herrlicher Lage im Isarthal. Modern und reichhaltig eingerichtet. Aller Comfort der Neuzeit. Centralheizung, electr. Licht etc. Näheres durch ausführl. Gratis-Prospecte.

Dr. Carl Uibeleisen, leitender Arzt der Anstalt (2 Aerzte).

Ambulatorium für

Herz- und Nervenkranke

Dr. med. Tilliss,

Tauenzienstrasse 20 hochpart. (neben Kaufhaus des Westens).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder), Vibrationsmassage, Uebungstherapie. — Modernste Apparate.

Spezialbehandlung für **Herzschwäche, Herzneurose, Arterienverkalkung, Schlaflosigkeit.**

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. J. 205. an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

---

1 Exemplar der „Zukunft"

ab erster Nr. bis Oktober 05. Originalband (13 Jahrgänge complet) ist preiswert zu verkaufen. Offerten an **S Rosenbaum's Verlag, Berlin W.,** Bayreutherstr. 19.

Schockethal

b. Cassel. Hervorr. Kuranst. f. natürl. Heilw. Gr. Erfolg. Entzückende Lage. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel

---

Die seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums mit wundervollem Orgelton. Katalog gratis.

Loys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen Spielapparat „Harmonista",** mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sof. 4st Harmonium spielen kann.**

Eisbärfelle sind nicht besser, aber teurer als meine Heidschnuckenfelle „Marke Eisbär", feinste Salonteppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, blendend weiß od. silbergrau, etwa 1 qm groß, 8 M. Vorlagen 6 u. 7 M., bei 3 Stck. frk. Prosp. mit Anerkenn. fr.

W. Heino, Lünzmühle No. 66.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2,—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½=Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wollen Sie reich sein? an praktischem Wissen, dann bestell. Sie gratis meinen illustr. Bücher-Katalog. (Hochinteressant.) **Fritz Casper & Co., Dresden 16/133.**

Morphium-

Entziehungskuren leitet im Hause der Patienten **R. Rehfeld,**

Adr.: **Berlin NW.,** Pritzwalkerstr. 10.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert **Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

Teppiche

Prachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis 800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbelstoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, Oranienstr. **158**

Katalog (600 Illstr.) **Emil Lefèvre**

Wenn Sie angestrengt arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken a. Drog., sonst vom Hersteller Dr. VOLKMAR KLOPFER, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. . . . . Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Kein **Kranker** und **Nervenschwacher** lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszczinskystr. 6. M

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Feinste Bremer

Cigarren

u. Vermdg. d. Zwischenhdls. zu

billigsten Ausnahmepreisen

Noch 20% Ermäss. b. Fehlfarben | Preisl. gratis.

Heinr. Drewes, Achim 7
bei Bremen.

Eheschliessung in England!

Kraffts **Führer** d. betr. Gesetze u. **Ratgeber** für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen. **Brock & Co., 90, Queensstr., London, E. C.**

Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben

in der **Türkei** u. ehem. Vasallenstaaten
Von **Bernh. Stern.**
2 Bde. ca. 1000 Seiten à 10 M Geb à 12 M.
(I Medizin, Abergl II D. intime Geschlechtsleb.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

Von **Dr. W. Rudeck.**
2 Aufl. 514 Seit m 58 Illustrationen 10 M.
Lwbd 11½ M Hfz 12 M

Die Lehre v. d. Kindsabtreibung

u v **Kindesmord.** Gerichtsärztliche Studien v. Dr **Heinr. v. Fabrice.** 2 Aufl M. 7 50 Geb. M 9.—. **Ausführl. Prospekte u. Verlagsverzeichn.** über kultur- u sittengeschichtl Werke gratis frco. **H. Barsdorf.** Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der Allgemeinen Ausstellung für Büro-Bedarf, die vom **5. bis 20. Oktober** in den **Ausstellungshallen am Zoologischen Garten** stattfindet, ist seitens der zuständigen Behörden Zollfreiheit zugesichert worden. Demgemäss werden alle für die Ausstellung eingesandten und nach beendeter Ausstellung wieder ausgeführten Güter unter den vorgeschriebenen Bedingungen vom Eingangszoll freigehalten werden. Zu der Ausstellung haben sich 150 Firmen der deutschen Schreibmaschinen-, Rechenmaschinen-, Büromöbel- und Bürobedarfsindustrie gemeldet. Da nur noch ein beschränkter Raum vorhanden ist, können weitere Anmeldungen nur noch ganz kurze Zeit berücksichtigt werden.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 60. Bande der „Zukunft"
(Nr. 40—52. IV. Quartal des XV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Das prachtvollste Weihnachtsgeschenk ist ein Unionbücherschrank.

Quod erat demonstrandum!

— Was zu beweisen war. —

Es ist „bewiesen". — Täglich beweisen es die eingehenden Aufträge und Anerkennungsschreiben aufs Neue:

Union-Bücherschränke

sind die Besten!

Illustr. Preisbuch Nr. 387 a kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss, Hoflieferant,

Frankfurt a. M., 36 Kaiserstrasse 36.

Telegr.-Adr.: Unionzeiss. Frankfurtmain.

Achten Sie genau auf Firma und Hausnummer.

Meiningen Sanatorium für **Nervenkranke** und **ziehungskuren.** Modern nach physik.-tisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss dauernder psychischer Beeinflussung. Besch Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **C. A. Pa**

Busch

Prisma-Binocles

Weltmarke

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko.

Rathenower Opt. Industrie-Anstalt vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow

MALVTENSILIEN

Oel-, Aquarell- und Temperafarben
in den bekanntesten Marken
Münchener, Leipziger und Brüsseler
Malleinen — Aquarellmalkasten
Oelmalkasten — Feldstaffeleien
Feldstühle – Malschirme – Zeichen-
und Pauspapiere in Bogen und Rollen
Engl. Whatmanpapiere

KAVFHAVS DES WESTENS

G.M.B.H. BERLIN.

Ein gutes haltbares
Löschpapier
das nicht zerfetzt, nicht stäubt und brillant löscht, ist ein Gegenstand für Ihren täglichen Gebrauch.
Ein Versuch überzeugt Sie, daß nur
„Silk Blotting"
„das beste Löschpapier Sie in jeder Beziehung befriedigen kann.

In einfacher und doppelter Dicke in über 2000 Papierhandlungen (einzelner Bogen 10 ₰) erhältlich
Jeder Bogen trägt am Rande in Blinddruck die Worte:
„Silk Blotting."
Weisen Sie Nachahmungen zurück.
Für Geschäftszwecke unvergleichlich.

Original

Haase-Bier

Breslau

Niederlage Berlin:

Schlesischestrasse 28.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, Magen- und Darmkatarrh, Leberkrankheiten, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Diabetes.

Versand der Herzoglichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn.

OBER-SALZBRUNN

Furbach & Strieboll

Bad Salzbrunn i/Schl.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Oktober 1907.

Umzug.

Hermann Ernst Franz Bernhard Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Graf von Gleichen, ist nicht mehr Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen. Ein stiller Herr, in dessen Erleben ein langes, lehrreiches Stück deutscher Geschichte und die Internationalität des fränkischen Dynastenhauses sich spiegeln. Dieser deutsche Fürst hat den Waffenrock Oesterreichs, Württembergs, Badens, Preußens getragen; hat 1859 als österreichischer, 1870 als badischer Offizier gegen Frankreich gefochten und ist seit manchem Jahr nun preußischer General der Kavallerie. Aus Straßburg kam über ihn keine Klage. Er repräsentirte anständig, hielt sich, wenns irgend ging, im Hintergrund (nur im Gespräch mit dem Großherzog Friedrich von Baden, dem Vetter seiner Frau, soll er sein bedrücktes Herz manchmal erleichtert haben) und ließ den Sachverständigen die Last der Verwaltung. Seit Chlodwigs Tagebücher veröffentlicht waren, stand der Langenburger im Schatten. Die für die Publikation zunächst verantwortlichen Herren, Prinz Alexander Hohenlohe und Präsident Curtius, waren ihm untergeben; manche Leute behaupteten, er hätte die Veröffentlichung zu hindern vermocht; und er konnte die (vom Kaiser gewünschte) Entfernung des Herrn Curtius nicht erzwingen. Doch seine Frau ist, als Prinzessin von Baden, Großherzogliche Hoheit, seine Schwester Adelheid war die Mutter Kaiserin: solchen Mann stürzt selbst der Stärkste nicht über Nacht. Am letzten ,ufttag war der Fürst fünfundsiebenzig Jahre alt geworden. Seit 1894 tthalter. Er wollte gehen. Erst um die Weihnachtszeit aber; inzwischen noch .iges in Ordnung bringen. Da er auf die Erfüllung des Wunsches, seinen ohn Ernst als Nachfolger in den straßburger Palast einziehen zu sehen, nicht hr hoffen durfte, wars ihm wichtig, den Auszugstermin selbst zu bestim-

men. Ist er, wie jetzt erzählt wird, ein Bischen verschnupft, so ist ers sicher nicht, weil sein Erni, Stuebels leidvoller Erbe, nicht Staatssekretär geworden ist (woran kein Ernsthafter gedacht hat), sondern, weil ihm die Respektsfrist geweigert wurde, auf die er nach Stand und Lebensleistung Anspruch zu haben glaubte. Aber Friedrich von Baden ist tot und für Herrn von Tschirschky mußte schnell ein guter Posten freigemacht werden: auch der zweite Wunsch des alten Herrn ward nicht erfüllt. Vor fünfundzwanzig Jahren ist er im Reichstag für das reichsländische Sprachengesetz eingetreten. Auch als drittem Statthalter war ihm die Deutschheit des Reichslandes höchstes Gesetz. Ein Hohenlohe, der sich sehen lassen kann; über den aber nicht viel zu sagen ist. Kein politischer Kopf von der gefährlichen Fluoreszenz Edwins Manteuffel. Kein Geschichtenträger vom Schlag des Schillingsfürsten. Achtbarer Durchschnitt. Er hinterläßt kein so nobles Andenken wie Karl (der Ingelfinger), kein so widriges wie der auch seelisch kleine Chlodwig. That seine Pflicht, so gut ers vermochte.

Sein Nachfolger ist Graf Karl Wedel, der bisher das Reich am wiener Hofe vertrat. Auch Einer, dem nicht immer die schwarzweiße Fahne voranwehte. Oldenburger; hat unter Georg von Hannover gedient und als Dragonerlieutenant bei Langensalza gegen die Preußen gefochten. Nach der Annexion wurde er in Wilhelms Heer übernommen. Dreiunddreißig Jahre im aktiven Dienst. Generalstab, Militärbevollmächtigter, Flügeladjutant, Brigadier, General à la suite. Als Flügeladjutant hat er, am dritten April 1890, dem Kaiser Franz Joseph ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben überbracht, in dem, wie früh nach Friedrichsruh berichtet wurde, der Deutsche Kaiser dem Verbündeten erzählte, welche Gründe „zur Entlassung Bismarcks zwangen". (Chlodwig hat aus dem Mund Franz Josephs nachher über Bismarck das Urtheil gehört: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte!") Wie der General Graf Wedel in die Diplomatie kam, habe ich hier schon einmal erzählt. Im Mai 1891 hatte er mit dem Kaiser am Kommerstisch der bonner Borussen gesessen. Nach dem Corpsfest wollte Wilhelm den Großherzog von Luxemburg vom Bahnhof abholen. Die Ankunftstunde rückt heran, der Kaiser trägt noch Kneipjacke und Stürmer: und Wedel wagt, als Dienst thuender Adjutant, in Ehrfurcht endlich die Frage, welche Uniform Seine Majestät anziehen wolle. Darin sieht der Kaiser eine Lektion; die ungehörige Andeutung, zur Einholung fürstlicher Vettern passe die Borussenjacke nicht. „Sie scheinen Neigung zur Diplomatie zu haben; da kann Ihnen geholfen werden." Der Generalmajor kam ins Auswärtige Amt. Fiel aber nicht in Ungnade. Schon im Herbst 1892 wurde er als Gesandter in Stockholm beglaubigt. Da

er ein reiches schwedisches Edelfräulein heirathete und deutsche Diplomaten (wenn sie nicht Bülow heißen) in der Heimath ihrer Ehefrau nicht Missionschefs sein dürfen, mußte Wedel von dem stockholmer Posten scheiden. Wurde, nach zwei Ruhejahren, zum General der Kavallerie und zum Gouverneur von Berlin ernannt. 1899 als Botschafter nach Rom, 1902, als die Diplomatie des Fürsten Eulenburg gar zu phantastisch geworden war, nach Wien geschickt. Eine wunderliche Laufbahn. Aber ein für wichtige Stellungen (nicht für die im Reich wichtigste freilich) brauchbarer Mann. Als er, nach vierzig Militärdienstjahren, in Wien Botschafter wurde, konnte man nicht verlangen, daß er die wirthschaftliche Bedeutung der magyarischen Adelsrevolte oder gar den Werth bosnischer und dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen werde. Sein Wirken war anodin. Für die dunkle Tonart, in der Frankreichs Botschafter, Marquis Reverseaux, mit ihm über den Marokkostreit sprach, hatte er kein Ohr. Daß er im März 1906 Jedem, ders hören wollte, sagte, Deutschland werde in Algesiras fortan nicht mehr die winzigste Konzession machen, war nicht seine Schuld; er konnte nicht wissen, daß man in der Wilhelmstraße zu neuer Nachgiebigkeit entschlossen war. Konnte durch bessere Information über Wesen und Willenshang des Grafen Goluchowski uns aber die Mensurdepesche ersparen. Vielleicht hatte die bonner Erfahrung ihn die dem neudeutschen Hofmann ziemenden Mores gelehrt. Im vorigen Jahr war er für die Nachfolge Bülows der Kandidat eines ansehnlichen Grüppchens. Kanzler? Kaum denkbar. Gegen seine Statthalterschaft ist nichts einzuwenden. Ganz gut, daß ein preußischer General in dieses Amt kommt, das müden Fürsten, sujets mixtes, vorbehalten schien. Das am Meisten beneidete, von der heißesten Sehnsucht umworbene Amt. (Alfred Waldersee und Philipp Eulenburg träumten davon.) Hohes Gehalt, weit vom Schuß, wenig Kleinarbeit und eine fast königliche Existenz. Graf Wedel hat Glück. Und wir brauchen nicht zu stöhnen. Ein Mann, der sich 1870 das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse erworben hat, kann sich im Wasgenwald nur als deutschen Soldaten und getreuen Grenzwächter fühlen.

Alas, poor Langenburg! In der Metternichgasse mußte flink für Herrn von Tschirschky Quartier gemacht werden und Graf Wedel konnte nicht bis Weihnacht obdachlos bleiben. Staatssekretär? Einen, der als ein mögjer Kanzler gilt, verbraucht man da nicht gern. Den heute recht unbequemen ısten hat Herr Wilhelm von Schoen bekommen (den in Petersburg Graf urtalès, ein wohlerzogener Diplomat ohne besondere Merkmale, beerben l). Herr von Schoen ist ein Hesse aus reicher Bourgeoisfamilie; dem Freiherrn yl zu Herrnsheim, dem feinsten Kopf der Nationalliberalen Fraktion, ver-

wandt. Hessischer Dragoner. Attaché in Madrid. Sekretär in Athen, Bern und im Haag. Seit zweiundzwanzig Jahren geadelt. Sieben Jahre lang Erster Sekretär des Kochkünstlers Münster in Paris. 1896 ließ er, den der ledenburger Grandseigneur über die Achsel ansah, sich zur Disposition stellen; wahrscheinlich, weil die Laufbahn kein nahes Ziel zeigte. Wurde dann Oberhofmarschall des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha. Hat ein Diplomat, der auf Beförderung hoffen durfte und nicht auf hohen Lohn zu sehen brauchte, sich je um das Schranzenamt an einem kleinen Hof beworben? Immerhin wars hier, beim Britenherzog von Edinburg, ein halb politisches Amt; und Herr von Schoen blieb, als Geheimrath, zur Disposition. Im Sommer 1899 (auch diese Aventüre habe ich hier schon erzählt) winkte dem gar nicht blinden Hessen das Glück. Er führte in Berchtesgaden die Söhne des Kaisers spaziren und kam dadurch oft in die Nähe ihrer Mutter. Das nützte dem wormser Causeur mehr als der siebenjährige pariser Dienst. Herrn von Kiderlen, der mit dem liebenberger Troubadour nicht mehr gut stand und durch allzu witzige mots Aergerniß gegeben hatte, ging hinter den Westindischen Inseln die Sonne unter und Herr von Schoen wurde sein Nachfolger; in Kopenhagen und als Reisebegleiter des Kaisers. Daß er in Dänemark für uns Wesentliches erreicht habe, wäre schwer zu beweisen. Die kopenhagener „Sympathien" haben wir mit Konzessionen in Nordschleswig recht theuer bezahlt (so theuer, daß Herr von Wilmowski sich seitdem in ein weniger hochpolitisches Oberpräsidium sehnte); und ein Kenner skandinavischer Stimmung mußte dem Kaiser abrathen, just nach dem Aerger mit Eduard durch den Besuch sämmtlicher Ostseehöfe Verdacht zu wecken. England hat in Skandinavien erlangt, was es haben wollte. Proben seiner Leistungfähigkeit im eigentlichen Geschäftsbereich hat Herr von Schoen in Dänemark nicht zu liefern vermocht. In Berchtesgaden und an Bord der „Hohenzollern" wohl auch nicht. Trotzdem wurde er, der nur einmal Chef einer Mission (zweiten Ranges) gewesen war, im Oktober 1905 als Botschafter nach Petersburg geschickt. Damals schrieb ich: „Seit die Zarenfamilie nicht mehr zu langem Aufenthalt an die dänische Küste kommt, ist aus Kopenhagen für die Erkenntniß russischer Politik nicht viel zu holen. Jahre können vergehen, ehe der neue Mann sich in dem Reussen land zurechtfindet, wo er mit Wittes vierschrötiger Klugheit und mit der unermüdlichen Behendigkeit Lexas von Aehrenthal die Kraft messen muß. Quid sid futurum cras, fuge quaerere, räth Horaz. Einstweilen ähnelt Alvenslebens Erbe aufs Haar einem Kind höfischer Gunst." Das rasche Avancement zog ihm Neid zu. Eine böse Zunge erfand das Wort: „Er macht Schoen.

Zwei Jahre nur, die Jahre der Putsche, Pogroms und parlamentarischen Experimente: da war nichts zu erwarten. Russen und Deutsche, Politiker und Kaufleute, erzählten, Herr von Schoen (dem Witte und Aehrenthal doch nicht lange auf dem Halse saßen) habe keine starke Position und fühle sich deshalb nicht wohl. Wer als Vertreter des Deutschen Reiches in Rußland Geschäfte machen will, muß ein großes Vermögen besitzen, von altem Adel sein, den europäischen Osten und die asiatische Reibungfläche genau kennen, die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten britischer Politik am Schnürchen und eine Liste aller Orientränke im Kopf haben; Landwirth gewesen und auf allen Heerstraßen und Schleichwegen des Handels, der Zoll- und Bahntarifpolitik bewandert sein; militärischer Rang, früher manchmal de rigueur, ist unter Nikolai nicht mehr nöthig, unentbehrlich aber eine schon gefestigte Reputation, die im Lande des Fürstengewimmels dem Fremdling sofort die richtige Stellung giebt und ihn vor der spezifischen Slavengefahr bewahrt, unter Guirlanden betäubt zu werden. Herr von Schoen sah den eingegitterten Goffudar selten, konnte sich mit Lamsdorff und Iswolskij nicht recht einarbeiten; und im Alltagsgeschäft war, wie im Verkehr mit der Presse, der emsige Herr von Miquel so oft sichtbar, daß man diesen Hauptgehilfen (ungefähr wie, aus anderen Gründen, in Deutschland Herrn von Knorring) für den eigentlichen Botschafter hielt. Den Auftrag, uns Rußland als Helfer aus den Konferenznöthen zu gewinnen, konnte Schoen nicht ausführen. Er ging, nach berliner Weisung, im Februar 1906 zu Lamsdorff und sagte ihm, Deutschland werde die französischen Vorschläge nicht annehmen. Das hatte der Kanzler schon dem Grafen Osten-Sacken gesagt. („Unter keinen Umständen geben wir Frankreich die Polizei in den marokkanischen Häfen. Wir lehnen die franko-spanische Kombination ab, die ja doch nichts Anderes bedeutet als die Herrschaft Frankreichs.") Wenn Herr von Schoen, der als Günstling des Deutschen Kaisers bekannt ist, das Veto wiederholt, wirkts stärker, dachte man in der Wilhelmstraße. Ward aber enttäuscht. Frankreich, also spricht Schoen, kommt uns nicht einen Schritt entgegen. Wirklich? fragt Lamsdorff; und erinnert an Delcassés Sturz, an die Annahme des Konferenzplanes, an den Uebergang vom französischen zum
ko-spanischen Mandat, an die Gewährung des Kontrolrechtes der Signanächte. Schoen schleppt eine Depesche herbei, in der Herr Dr. Rosen (der ebein des pariser dîner des dupes) betheuert, Rouvier habe mehr verochen, als er nun halte. Lamsdorff weist aus dem Wortlaut nach, daß Roden französischen Ministerpräsidenten völlig mißverstanden habe. Schoen
phezeit, die Konferenz werde an Frankreichs Uebelwollen scheitern: und

Lamsdorff kennt den Brief, in dem, ein paar Tage vorher, Wilhelm dem Zaren mitgetheilt hat, in Algesiras gehe Alles glatt und die Verständigung sei sicher. Günstling? Vielleicht; doch nur mangelhaft informirt. Trotz der russischen Hoftrauer muß Osten-Sacken zum Ball ins berliner Schloß; muß dem Kaiser vorstellen, wie schlecht die Wirkung wäre, wenn Deutschland auf der von ihm geforderten Konferenz dem einstimmigen Wunsch der anderen Großmächte widerstrebte. Im März muß Schoen dem russischen Minister sagen, Frankreich sei in Algesiras fast isolirt; fragen, ob Rußland als einzige Großmacht die Republik unterstützen wolle. Fünf Tage danach dementirt Lamsdorff in einer Cirkularnote schroff die Nachricht, Rußland habe in der heiklen Casablanca-Frage gegen Frankreich Partei genommen; die petersburger Regirung treibe kein Doppelspiel, sondern sei entschlossen, de soutenir son alliée dans ses justes revendications. Wieder vergehen zwei Tage: und Lamsdorff hört aus dem Munde des Botschafters, Deutschland verzichte auf weiteren Widerstand und begnüge sich mit dem neutralen Polizeiinspektor. Ists ein Wunder, daß Herr von Schoen in Petersburg keine Stellung hatte? Seine Schuld, daß er seitdem noch weniger zu wirken vermochte als in den ersten Monaten seines Botschafterglanzes? Die Herren, die im Lenz 1906 sich, nach großen Worten, vor dem Feinde ducken mußten, sind für immer um ihren Nimbus gekommen.

Wir müssen hoffen, daß Herr von Schoen die Lehre dieses frostigen Frühlings nicht vergessen hat. Seine Berichte wurden gelobt. Rußlands Konferenzpolitik scheint auch er freilich erst erkannt zu haben, als der (sonst ziemlich schüchterne) Lamsdorff mit grober Faust auf den Tisch gehauen hatte. Er soll klug und geschickt sein. Auf dem Rumpf eines fetten kleinen Kavalleristen den Kopf eines rasch kombinirenden Kaufmannes tragen. Schön. Für das Staatssekretariat des Auswärtigen genügen diese nützlichen Gaben aber heute nicht. Auch nicht die Ehrenqualitäten des Reisebegleiters. Der Staatssekretär muß ein Arbeiter und ein tapferer Mann sein; Geschäft und Personal gründlich kennen; sich und sein Urtheil selbst gegen den Impetus des Allerhöchsten wahren. Wie es nicht gemacht werden kann, weiß der neue Herr. Eine stetige und wirksame Politik, die sich nicht mit untragbaren Gewichten überhebt und vor dem Anfang sich auf die schlimmste Konsequenz vorbereitet, ist nur möglich, wenn aus dem Schloß keine Privatleitung in die Botschafterhäuser, deutsche und fremde, führt, wenn alle im internationalen Dienst Thätigen von einer Stelle Weisungen erhalten, Parole und Feldgeschrei hören; und wenn der Kaiser nur in Uebereinstimmung mit dem verantwortlichen Kanzler seinem Wollen Ausdruck giebt. Trotzdem Herr von Schoen noch nichts Beträchtliches leisten konnte, dürfen wir

ihn nicht mißtrauisch empfangen. À l'ouvrage on peut donner sa mesure. Auch er hat Glück. Als er die Erbschaft des alten, völlig verbrauchten Herrn von Alvensleben antrat, hieß es: „Schlechter kanns unter dem Neuling an der Newa nicht werden.“ Und die selbe Prognose begrüßt ihn nun an der Spree.

Mit noch getrosterer Zuversicht. Denn jetzt ist er der Nachfolger des Herrn Heinrich von Tschirschky und Bögendorf. Der war seit dem Januar 1906 Staatssekretär im Auswärtigen Amt. (Sachse, Attaché in Konstantinopel, kurze Zeit Herberts Sekretär; weitere Lehrjahre in Wien, Athen, Bern. Als Erster Sekretär in Petersburg brachte er durch ungeschickten Eigensinn den Botschafter Fürsten Radolin in üble Lage. Selbständig nur in Luxemburg und Hamburg; also auf Posten, die eine Leistung nicht fordern, vielleicht nicht einmal gestatten. Reisebegleiter.) Ein unmöglicher Staatssekretär. Nicht etwa, wie sein Anhang jetzt behauptet, weil er nicht reden kann. Auf die Rednerei kommts nicht an. Die besorgt bei uns ja der souffre-douleur en titre zu allgemeiner Zufriedenheit. Was Herr von Tschirschky im Reichstag sagen zu müssen glaubte, hat er von mitgebrachten Zetteln sacht abgelesen. Hört ihn. „Der Kaiserlichen Regirung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen.“ Amtlicher, stenographirter und vom Redner korrigirter Bericht. Die Excellenz will nicht von einer „Frage“ sprechen, sondern von einer Feststellung; und nicht sagen, daß „so oft im Leben“ ein Kind zwei oder mehr Väter hat, sondern Bolingbrokes Wort von dem Gedanken zeugenden Wunsch citiren. „Es ist selbstverständlich die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik, solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in verschärfter Form (die Strömungen) zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Werth hin zu prüfen und sie (noch immer die Strömungen) in den calcul der Politik einzustellen. Dieses vorausgeschickt, erkläre ich, daß die Regirungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen“. Folgt ein Wortschwall über die Schönbrunner Reise des Kaisers. „Man hat dieser Reise einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und Zieles dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen.“ Die Verkennung ist falsch und willkürlich. Schon ein Tertianer bekäme für solchen Unsinn einen Tadel. Ein Staatssekretär, der solche Sätze niederschreibt, vorliest und bei der Korrek-

tur stehen läßt, ist nicht ein schlechter Redner, sondern ein unklarer, kritikloser Kopf. Daß er's ist, hat Herr von Tschirschky nicht nur im Reichstag bewiesen. Vergaßet Ihr die Fahrt nach Rom, wo er „mit dem Minister des Auswärtigen Gedanken austauschte"? Diesen Tausch durften wir Herrn Tittoni gönnen; mußten zornig aber auch fragen, warum nach all dem Schimpf, all der Feindseligkeit, die wir in Italien geerntet haben, neue messages of love über die Alpen spedirt wurden. Die Gelegenheit, seinen Namen in die Weltesche einzuschneiden, konnte der Staatssekretär vorsichtiger wählen. Während er mit dem edlen Tittoni (dessen Besuch wir schließlich abwarten konnten) im Automobil durch die Campagna sauste, sprach in Rom Herr Lockroy, weiland Marineminister der Französischen Republik: „Die franko italische Freundschaft bedarf nicht erst umständlicher Protokolirung; sie lebt im Herzen, im Blut beider Nationen. Kein guter Franzose kann jeden werthvollen Sekundantendienst vergessen, den das Königreich uns in Algeciras geleistet hat." Diesem Redner jauchzte das „dem Deutschen Reich fest verbündete" Italien zu. Dann die Depesche an die Tribune. Wieder umkreist der providentielle Name Tschirschky auf dem Draht den Erdball. Ganz Europa wundert sich nicht wenig, als es liest, der Herr, der den deutschen Kanzler im internationalen Geschäft vertreten darf, habe in einem offiziösen londoner gegen ein offiziöses pariser Blatt polemisirt und, während Onkel Eduard still vergnügt im Mittelmeer kreuzte, all in seiner Harmlosigkeit und seinem Mießnickstil, die Hoffnung ausgesprochen, „daß ein engeres Verhältniß zwischen Deutschland und Großbritanien Fortschritte machen wird". Weiter. Im März 1906 plaudert der Fürst von Monaco mit dem Staatssekretär und meldet, als Agent der Republik, am siebenten in Paris: L'Empereur en a assez (hat Marokko satt). Am zwanzigsten sagt der Botschafter Bihourd im Auswärtigen Amt, Frankreich lasse sich Casablanca nicht nehmen; und Herr von Tschirschky antwortet lächelnd: „Da wir bewilligen, was Sie fordern, sehe ich keine Schwierigkeit mehr." Lächelnd.

Die anderthalb Jahre des tschirschkyschen Sekretariates waren die Zeit der schlechtesten Geschäfte und der kläglichsten Demüthigungen, die das Deutsche Reich erlebt hat. Dafür ist der Kanzler verantwortlich, nicht sein Erster Gehilfe. Doch wer mit dem Auswärtigen Amt zu thun hatte, kam mit dem Stoßseufzer heim: Das Unzulängliche, hier wards Ereigniß. Von Politikern und Bankiers, Beamten und Kolonisten habe ich ihn gehört. Keine Verständigungmöglichkeit; trotz Allerhöchster Gunst auch kein dauerndes Ansehen. Der Kanzler (der die Nachfolge Richthofens einem Anderen zugedacht hatte) war genöthigt, den Unterstaatssekretär öfter zu wichtiger Arbeit heranzu-

ziehen, als selbst in Berchems Tagen üblich gewesen war. Die Geheimräthe klagten über zweckwidrige Vertheilung der Dezernate und über den Mangel an fester Instruktion. Der Amtschef ließ ihnen Spielraum und tadelte dann, was sie gethan hatten. Wenn sie ihm die Sachen nicht schon paraphirt brachten, war er rathlos. Auch ihm persönlich ergebene Männer fanden den Zustand unhaltbar. Die Behauptung, er habe nur, weil er nicht reden kann, für den Reichstag nicht getaugt, ist falsch. Wie Alles, was zu seiner Vertheidigung oder gar zu seinem Ruhm angeführt wurde. Ich will den Lobgesang des Berliner Tageblattes citiren. „Am siebenzehnten Januar 1906 entschlummerte sanft, wie er gelebt hatte, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Freiherr von Richthofen." Falsch; er entschlummerte nicht sanft, sondern wurde am Eßtisch eines ihm befreundeten Hauses vom Schlage getroffen „Mancher ältere, mehr oder minder verdiente Beamte rechnete auf die Erbschaft." Falsch; auf die Erbschaft konnte höchstens Einer, Herr von Mühlberg, rechnen. „Herr von Holstein wollte keinen fremden Eindringling in seiner Amtsfestung sehen." Falsch; Holsteins Kandidat war der des Kanzlers. Ist gemeint, Holstein habe selbst den Posten erstrebt? Den hatte er, weil er sich fürs Parlament ungeeignet glaubte, trotz der drängenden Aufforderung Bülows, schon vorher abgelehnt. „Aber der Stern des Herrn von Holstein war bereits im Verbleichen, die Marokkopolitik hatte Schiffbruch erlitten und Herr von Holstein, vom Kanzler schon halb im Stich gelassen, hatte sich, grollend und hartstirnig, in eine gefährliche Kampftaktik verrannt." Diese Sätze verstehe ich nicht. War Holstein nun allmächtig oder schiffbrüchig? „Damals noch ein allmächtiger Mann" (mit verbleichendem Stern) und doch „vom Kanzler schon halb im Stich gelassen." Dunkel ist der Rede Sinn. Im Januar erließ der Kanzler eine Verfügung, die dem Wirklichen Geheimen Rath Fritz von Holstein die Politische Abtheilung (sammt dem Preßbureau) unterstellte. Da Beide, von der ersten bis zur letzten Stunde, in der marokkanischen Sache einig waren, konnte der Vorgesetzte nicht daran denken, den Untergebenen „halb im Stich zu lassen". Nun kommt der Held des Liedes: Herr von Tschirschky „Er brachte sehr viele gute Absichten und auch einige gute Ideen mit." Die guten Ideen hat er offenbar nur den Gästen des Hauses servirt; kein Beamter hat je einen schöpferischen Gedanken von ihm vernommen. „Er gehörte zu Denjenigen, die eine Beilegung des Marokkostreites und eine Verständigung mit Frankreich am Nachdrücklichsten betrieben." Leider; fragt sich nur, seit wann. Antwort: Seit der Kaiser den Marokkostreit „bis hierher" hatte. „Freiherr von Tschirschky hat, kurze Zeit nach seinem Amtsantritt, die Entfernung des Herrn von Holstein aus

dem Dienst verursacht. Er hat sie vielleicht nicht ganz absichtlich, nicht mit Vorbedacht herbeigeführt: er hat nur gewünscht, die Berichte des Herrn von Holstein vor der Weitergabe zu prüfen, und dem eigenwilligen Herrn von Holstein erschien Das wie eine Antastung seiner Würde. Aber wie Dem auch sei: die Entfernung des finsteren Haustyrannen bleibt ein Verdienst des Herrn von Tschirschky." Falsch. Daß Tschirschky noch im Januar 1906 die holsteinische Politik (die „aktuelle") andächtig bewunderte, wäre leicht zu erweisen; ist aber nicht wichtig. Daß der Staatssekretär die Berichte der Abtheilungchefs „vor der Weitergabe prüfe", konnte selbst der finsterste Haustyrann ihm niemals bestreiten. Alles falsch. Holstein hatte (aus seinem hier veröffentlichten Briefe wissen wirs) vor der Weihnacht, ehe an Tschirschky zu denken war, ein Entlassungsgesuch eingereicht, weil er fand, daß der Preßdezernent Geheimrath Hammann die vom Kanzler vertretene Politik nicht mehr unterstütze. Der Kanzler bat ihn, zu bleiben, und ordnete ihm den Preßdezernenten unter. Das Abschiedsgesuch wurde aber nicht zurückgezogen. Und am zweiten April erneuert; nicht, weil der Staatssekretär die (im Einverständniß mit dem Kanzler verfaßten) Berichte prüfen, sondern, weil er mit anderen Herren lieber als mit Holstein arbeiten wollte. Warum dieser Meinungwechsel? Weil dem Kaiser via Paris Liebenberg Herr von Holstein als der Vater alles Unheils denunzirt worden war. Wieder ersuchte der Kanzler seinen ältesten Rath, zu bleiben. Der aber schickte, um alle Brücken abzubrechen, am dritten April eine Kopie des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt, dessen Chef es in der Osterwoche, während der Kanzler schwer krank war, dem Kaiser zur Genehmigung unterbreitete. Das Verdienst, „den finsteren Haustyrannen entfernt zu haben", bleibt also dem Kaiser; bleibt im Grunde den drei Herren, zwei inaktiven und einem still aktiven, die auf ihn einwirkten. Herr von Tschirschky hat noch im Sommer (ein Ohrenzeuge erzählte mirs) gesagt, wie sehr er Holsteins Austritt bedaure. Der Chefredakteur des Tageblattes war in der Krisenzeit nicht in Deutschland und braucht die Vorgänge nicht zu kennen; müßte sich aber vor allzu apodiktischer Rede hüten. Je ne juge pas: je constate. Holstein fiel, weil er dem Kaiser nicht mehr paßte. Seine Marokkopolitik war die des Kanzlers; ihr Ziel: die mit Zustimmung (oder auf Befehl?) des Reichsoberhauptes eingenommene Position mit unbeugsamer Festigkeit zu vertheidigen. Herr von Tschirschky hat nie begriffen, daß eine Großmacht auch aus ungünstiger, aus unklug gewählter Stellung nicht zurückweichen darf, „wenn Ehre auf dem Spiel steht." Lächelnd hörte er Bihourds Bericht über Algesiras, lächelnd Cambons über Casablanca. War am Ende (sonst würde er im Tageblatt

nicht so laut gelobt) auch bereit, den Verzicht auf die Algesiras-Akte sich in Anatolien bezahlen zu lassen und uns dadurch die Russen, Briten, Türken, Oesterreicher zu verfeinden. In Paris ist er sehr beliebt. Das könnte Deutschen genügen.

Der Herr des Tageblattes sagt, sein Staatssekretär habe sich durch die verdienstliche That „die Gegnerschaft des Herrn von Holstein und seiner Getreusten zugezogen". Mit diesem Plural meint er Einen, der stets gezwungen ist, numero singulari zu reden: mich. Und irrt wieder mit betrübender Leichtfertigkeit. Ich habe Herrn von Tschirschky angegriffen, schroffer als je nachher, ehe ich ahnen konnte, daß ich einst auch nur in einen Briefwechsel mit Herrn von Holstein kommen würde. Der braucht mich nicht. Der denkt über sehr viele Menschen und Dinge ganz anders als ich. Doch ist er seit anderthalb Jahren aus dem Amt, wird in allen französischen Blättern beschimpft: und ich zaudere nicht, für ihn einzutreten, wo sein Interesse mit dem des Deutschen Reiches identisch ist. Er braucht mich nicht: denn daß er Recht hatte, Tschirschky und dessen Gebieter Unrecht, ist nach unseren auf Jahrzehnte hinaus fortwirkenden Niederlagen für jeden wachen Politiker erwiesen. Vor der Nation und vor der Geschichte tragen beide Männer (die nur ein Narr wie gleichwerthige Größen behandeln kann; selbst in der Zeit bittersten Grolls sagte Bismarck, Holstein sei der Einzige, der eine Note schreiben könne) nicht die Verantwortung; trägt sie der Kanzler, ohne dessen Weisung nicht Holstein, nicht Tschirschky handeln konnte. Das jämmerliche Vergnügen, den heute machtlosen Bereiter tapferer, deutscher Politik im Bund mit Deutschlands Feinden zu schelten, neide ich Keinem. Den Staatssekretär habe ich bekämpft, weil ich ihn für sein Amt ganz und gar untauglich fand (so hat er sich nach dem Urtheil aller mir bekannten Sachverständigen erwiesen) und weil er sich als den blinden Handlanger des kaiserlichen Willens zu fühlen schien. („Ich unterscheide Minister, die den Kaiser berathen, von denen, die sich vom Kaiser berathen lassen; die zweite Sorte ist für den Herrn und für das Reich nichts werth": Bismarck.) Dem kranken Mann (in der Wilhelmstraße wurden über sein Darmleiden und über die Reichsretiraden böse Witze gemacht) müssen wir jede Lebensfreude gönnen; auch die Gunst seines Herrn, die ihm für manches Auge noch einen Glorienschein giebt. Il n'y a de grand seigneur que celui à qui je parle et tant que je lui parle, sagte Kaiser Paul. Diese Größe mag ihm bleiben. Aber die Deutsche Botschaft in Wien ist kein Sanatorium; das ungemein wichtige Recht, am Hof des einzigen Verbündeten das Reich zu vertreten, sollte nicht, wie eine Unfallprämie, Entgleisten gewährt werden. Da war der starke Kanzler wieder einmal stark genug, nicht stark zu sein. Er reibt die Hände, weil er den lästigen Morgenparlirer los ist. Und bedenkt nicht, daß in Wien noch Etwas zu verderben bleibt.

Prozeß Moltke.

Auf die in der ersten Juniwoche eingebrachte Privatklage des Grafen Kuno Moltke, die siebenundreißig Folioseiten füllt, hat mein Vertheidiger, Justizrath Max Bernstein, erwidert: „Ich bin von dem Herrn Privatbeklagten beauftragt, zu erklären: Beklagter tritt dem Antrag des Klägers auf Eröffnung des Hauptverfahrens nicht entgegen, da er kein Interesse daran hat, daß die öffentliche Verhandlung unterbleibe." Nichts weiter. Nicht ein Wort über die Verjährung und die Fiktion einer fortgesetzten Handlung. Am fünfundzwanzigsten September ist uns mitgetheilt worden, das Hauptverfahren sei vor dem Königlichen Schöffengericht eröffnet worden. Seitdem ist eine neue Fluth falscher Nachrichten in die Presse gedrungen. Zweck: auf die Oeffentliche Meinung einzuwirken. Ich habe bisher auf alle Berichtigungen, Erklärungen, auf alle Versuche, meine Sache durch Verbündlung mit anderen Prozessen in schlechtes Licht zu bringen, nicht reagirt. Die Angriffe, Beweismittel, Protokole anderer Leute kümmern mich nicht und können mich nicht diskreditiren. Mag man erzählen, der Kläger sei wieder in höchster Gunst, mag man aus der (nicht von mir bewirkten) Sensation ein Geschäftchen machen: ich kanns nicht hindern Als der Unfug zu arg wurde, habe ich meinen Vertheidiger gefragt, ob er zur Klärung ein Wort sagen wolle. Wer mit kleinen Mitteln vor der Entscheidung eine Wirkung zu erlisten versucht, muß sich schwach fühlen. Sub iudice lis est. Vor Gericht wird sich zeigen, was der Eine und was der Andere beweisen kann. Hier ist Bernsteins Antwort:

München, am sechsten Oktober 1907.

Geehrter Herr Harden,

Sie ersuchen mich, als Ihren Vertheidiger gegen die Beleidigungsklage des Herrn Grafen Moltke (die anderen Herren haben nicht Klage erhoben), über die Sachlage mich zu äußern. Ich erfülle Ihren Wunsch.

1. Paragraph 175 bestraft gewisse Arten des homosexuellen Verkehrs. Keineswegs alle Arten. Wenn also von einem Mann gesagt wird, daß er homosexuell verkehre, so ist damit noch nicht gesagt, daß er strafbarer Handlungen sich schuldig mache.

2. Homosexuelle Veranlagung braucht überhaupt nicht in Verkehr, auch strafloserm, sich zu äußern. Der angeborene oder erworbene Trieb kann so weit beherrscht werden, daß er sich nicht in Handlungen umsetzt. Aber auch dann wird das Wesen eines solchen Menschen eine anormale Grundform haben.

3. Sie haben, ohne ein beleidigendes Wort zu gebrauchen, von gewissen Männern behauptet, daß sie anormal empfinden. Sie haben gleichzeitig von den selben Männern behauptet, daß sie anormal denken, als Spiritisten, Geisterseher und so weiter. Sie haben gefolgert, daß diese Männer, wegen anor-

malen Empfindens und Denkens, nicht geeignet seien, Freunde und Berather eines Regirenden zu sein, und auf die Thatsache, daß sie Freunde und Berather eines Regirenden wirklich waren, als auf eine Gefahr hingewiesen.

4. Sie haben behauptet, daß die Gefährlichkeit dieser Thatsache sich bereits gezeigt habe: Einer aus diesem Kreis hat durch andere Männer des Kreises Gelegenheit erhalten, vertrauliche Aeußerungen des Kaisers zu hören, diese Aeußerungen an eine fremde Regirung weitergegeben und damit die Stellung Deutschlands in hohem Grade geschädigt.

5. Also: Sie haben aus politischen Gründen auf die Anormalität und die daraus folgende Gefährlichkeit jenes Kreises und, unter Anderem, zum Nachweis dieser Gefährlichkeit, auf ihre Anormalität im sexuellen Empfinden hingewiesen. Die Klage greift diesen einen Punkt heraus, vergrößert und vergröbert ihn und sagt kurzweg: „Herr Harden hat dem Kläger Päderastie vorgeworfen." Das haben Sie nicht gethan.

6. Sie haben die Frage behandelt, ob die Freunde und Berather des Deutschen Kaisers dieser ihrer Stellung würdig seien. Eine sehr ernste, für ganz Deutschland wichtige Frage. Das interessirt alle Vernünftigen. Aber Das ist es nicht, was Publikus haben will. Publikus hört nur, was seinen Instinkten entgegenkommt: hört deshalb aus allen den zahlreichen langen Artikeln nur das eine Wort „geschlechtlich" und traktirt nun mit Behagen die (ohne jenen Zusammenhang ganz gleichgiltige) Frage, ob Herr X oder Herr von Y seine sexuellen Neigungen so oder so bethätigt. Und wenn Sie sagen: „Das geht mich ja gar nicht an!", so sieht Publikus sich in seinem Vergnügen bedroht und erwidert Ihnen: „Aha, Sie wollen sich also zurückziehen!" So sind die Leute. Erzählen Sie ihnen, daß Frau Curie die wichtigste naturwissenschaftliche Entdeckung gemacht hat: sie finden Sie langweilig und hören gar nicht hin. Aber erzählen Sie ihnen, daß Frau Z einen Liebhaber hat: und sie lauschen athemlos, dem Erzähler dankbar.

Diesen Leuten werden Sie, Herr Harden, es niemals recht machen. Aber was Sie gesagt haben, werden Sie beweisen.

Ihr ergebener

Justizrath Max Bernstein.

Dummheit.

So viele Bücher werden geschrieben, weit, weit über den Bedarf und über jeden möglichen und unmöglichen Gegenstand. Entschieden ist sogar mehr Bedarf an Thematen für ein Buch als an Büchern selbst vorhanden, wenigstens bei uns kuriosen Deutschen. Und doch: die Bücher, die man sich am Meisten ersehnt, die man mindestens sich leihen, möglichst zur Rezension sich schicken lassen, vielleicht sogar kaufen würde (bei zwei Mark Ladenpreis höchstens, als Reiselecture), die giebt es doch immer noch nicht. Ich träume von einem Buch, für das ich schwärmen könnte, nach dem ich mich seit Jahrzehnten sehne, das mir so nöthig scheint wie kaum ein anderes, das geschrieben werden müßte, das ich zur Noth gern selbst geschrieben hätte, wenn nur .... Wie sagt das Schulmeisterlein in den „Fliegenden"? „Ja, ja, da stehts: uns fehlt ein Lessing! Ja, wer nur Zeit hätte!" ... 's ist zu dumm; und außer der Zeit fehlt mir der etwa dreijährige Aufenthalt in einer Landesirrenanstalt (als Zuschauer und Forscher aber!) und einiges wissenschaftliches Rüstzeug und ... Kurz, ich muß schon auf das Buch eines Anderen warten. Aber von den Außenseitern kam ja doch schon so mancher Anstoß: und so möchte ich wenigstens meinem Sehnen Ausdruck geben, in etwas dem Themenmangel abhelfen und vielleicht einen Gründlicheren auf die Fährte setzen. Ich möchte einmal etwas Gründliches über die Dummheit haben, nicht nur eine bloße Beispielsammlung, wie sie, satirisch gefärbt, zu Johann Fischarts Zeiten beliebt war, sondern ein schönes wissenschaftliches Buch über dieses unglaublich vernachlässigte Thema. Johannes Scherr war auf dem Wege dazu. Wenigstens schien es ihm der Mühe werth, unterschiedliche epidemische und endemische Fälle von Dummheit in seiner „Menschlichen Tragikomoedie" in exakten und lichtvollen Krankengeschichten niederzulegen. Die Psychiatrie ferner spricht zwar viel von Minderwerthigkeit. Das ist doch aber noch nicht identisch mit Dummheit. An dieser leiden wir gelegentlich Alle einmal, ohne just dumm oder gar minderwerthig zu sein. Und beginnen wir erst einmal, darauf aufmerksam zu werden, wie oft, für wie viele Erscheinungen wir mit dem Worte Dummheit bei der Hand sind, wie sehr es eigentlich nur Negation von ganz verschiedenen geforderten geistigen Eigenschaften ist, so wird uns zur eigenen Ueberraschung klar, daß wir mit einer der Erscheinungen, die uns am Häufigsten im Leben umgaben, viel zu summarisch verfahren sind oder daß wir in einer höchst oberflächlichen und leichtsinnigen Terminologie alle möglichen Aergerungen unserer guten Vernunft unter das Stichwort Dummheit einreihen. Denn daß Dummheit und Dummheit nicht stets das Selbe ist, eben nicht nur allgemeine geistige Minderwerthigkeit: Das merken wir nun sogleich. Wir haben auch noch nicht einmal eine vernünftige und zuverlässige Terminologie für ihre Abarten, als da sind

Thorheit, Dämlichkeit, Dammeligkeit (eine sprechende Nuance), Bauernpfiffigkeit, Blödheit, Schwach- und Unsinnigkeit, Verbohrtheit, Verranntheit, Faseligkeit, Verstiegenheit, Zerfahrenheit, Verworrenheit u. s. w.

Es ist, als ob das allerdings ja der Weisheit letzten Schluß nahezu erreichende lapidare Wort „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens" den Klugen von vorn herein allen Muth genommen hätte, sich mit dem Phänomen Dummheit zu beschäftigen. Und doch heißt eine alte Regel: Lerne vom Feinde! Lerne ihn kennen, damit Du ihn bezwingen kannst. Wir haben in der Dummheit den furchtbarsten Feind des Menschengeschlechtes und (es ist wirklich dumm) wir beschäftigen uns doch nicht rationell mit ihr. Wir bekämpfen sie nicht anders, als der Bigotte den Unglauben bekämpft, nämlich durch Axiome von zweifelhaftem Werth („Jeder Vernünftige muß einsehen". „Es wäre finsterste Dummheit, wollte man". „Die menschliche Vernunft sagt und gebietet") und durch Schimpfen. Wir beschäftigen uns wissenschaftlich so wenig mit ihr, daß sie, zum Beispiel, für das Recht überhaupt offiziell nicht vorhanden ist. Vor Gericht ist der Mensch, dessen sich nicht der Psychiater erbarmen kann, eigentlich immer der Normalmensch oder der kriminelle Mensch, ein Mensch, der nicht etwa fehlsam denkt, sondern der einen normalen Verstand dazu mißbraucht, auch hier schon wieder nicht zu wollen wie die Geistlichkeit.

Und ähnlich hilflos stellt sich die Schule zur Dummheit. Sie giebt zwar ehrlicher Weise nicht mehr vor, daß sie den Menschen klüger machen wolle; sie begnügt sich, ihn gelehrter zu machen, weiser machen zu wollen, nämlich insofern seine Dummheit kein Hinderniß ist. Aber sie quält sich doch hoffnungslos und zum Schaden der gescheiten Schüler mit der Dummheit herum und erlebt noch obendrein oft genug, daß die Schuldummen im Leben zuletzt die Gescheiten sind und daß die ewigen Primusse später nicht im Geringsten für die Fähigkeit der Schule Zeugniß ablegen, Klugheit formen und Dummheit etwa mindern zu können. Ja, man möchte aus der unleugbaren Thatsache, daß es der Schule so oft gelingt, vorhandene Intelligenz durch Einschüchterung und naturwidrige Geistesnahrung zu verkümmern, den Trostesschluß ziehen: wenn Dummheit künstlich zu züchten ist, so ließe sie sich vielleicht irgendwie vermindern, wenn wir ihr nur erst richtig auf die Spur kämen! Dazu wäre nun eben nöthig, daß wir zunächst einmal eine Morphologie, Phänomenologie und Mechanistik der Dummheit erhielten.

Dadurch würden wir zunächst einmal befähigt, alle ihre Erscheinungen beim rechten Namen zu nennen, das Vorhandensein der Symptome wissenschaftlich nachzuweisen und dann den Folgen vorzubauen, besonders aber, und nicht nur mit den dummdreisten, bauernpfiffigen Mitteln der Gewitzten und der Charlatane, sie zu benutzen.

Ob auch, die Dummheit auszuroden: Das ist eine andere Frage; oder füglich

keine Frage. Es hieße, die Vollkommenheit herstellen: und die ist ein abgezogener, ja, ein blutleerer Begriff. Wäre doch schon die Vollkommenheit sechssinniger Menschen eine ganz andere als die unserer Fünfsinnigkeit. Ein zweiter Trostgrund gegen die Dummheit, die doch zunächst erst einmal ganz sicher als geistige Unvollkommenheit zu bezeichnen ist. Sprechen wir aber von geistiger Unvollkommenheit, so kann uns nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Dummheit von Rechtes wegen in das Gebiet des Psychiaters gehört. Da sie aber weder als Blödsinn noch als Wahnsinn angesprochen werden kann, weil sonst die Irrenhäuser eben nur groß genug wären, die von der Krankheit verschont Gebliebenen schützend gegen alle Dummen aufzunehmen, so handelt es sich um Etwas wie eine intellektuelle Zwischenstufe. Während sich aber der Scharfsinn der Psychiater mit den sexuellen Zwischenstufen in dicken Bänden beschäftigt, ist auf dem Gebiet (sagen wir) harmloserer Intelligenzdefekte, die doch überall lähmend wie zäher Schlamm den Schritt der Entwickelung aufhalten, meines Wissens irgendwelche grundlegende Arbeit nicht geleistet worden; eine völlig verblüffende Thatsache, scheint mir. Aber es handelt sich vielleicht auch nicht um Psychosen, Erkrankungen, sondern um Minderwerthigkeiten, die nicht anders zu beurtheilen sind als schwache Muskeln, schlaffe Gefäße, Anämie und Aehnliches. Wie dem Farbenblinden die getrennten Organe für Roth und Grün fehlen, so fehlen dem Dummen einige Gehirnzellen für Eindruck, für Wahrnehmung, Gedächtniß, Auffassung oder Urtheil. Aber ob Das Alles ist?

Man kennt das Wort des Bäuerleins: „Dumm san mer schoo, aber pfiffig san mer aa!" Dieser Mann voll Selbsterkenntniß hat höchst wahrscheinlich „dumm" nicht nur im Sinne von unbelehrt, ungebildet genommen. Er verstand Vieles nicht, aber sein Verstand funktionirte, wo seine Interessen in Frage kamen, ganz ausgezeichnet. Dummheit ist keineswegs immer nur ein geringerer Grad von Schwachsinn, sie ist nicht immer nur unfähig, zu begreifen; sie kanns sein, gewiß. Oefter aber ist sie noch begriffsstutzig, nur begriffsstutzig. Oft liegt es nicht im Fundus, sondern in den Leitungen. Dort bestünde eine Verworrenheit, Unklarheit, ja, eine Krüppelhaftigkeit der Begriffe, manchmal schon der Eindrücke, ein mangelhaftes Auffassungvermögen des Hirnes, hier ein mangelhaftes Arbeitvermögen, eine fehlsame Verknüpfung der Eindrücke oder die völlige Unfähigkeit zur Verknüpfung Aber die Erfahrung lehrt weiter, daß die „mangelhafte Leitung" sich keineswegs auf allen Gebieten des Denkens bei dem selben Individuum gleich stark zeigt. Nicht nur ist bei der Dummheit die Leitung zwischen Eindruck und Gemüthsreaktion schier geschwinder als im intelligenten Hirn; man beobachte die prompte und lebhafte Reaktion des Wortes Bourgeois auf den „Zielbewußten", des Namens Haeckel auf den Orthodoxen, des Begriffes „Sozialistisch" auf den Mann des ancien régime (wobei allerdings auch noch für die Dummheit all dieser Leutchen die Verblasenheit der erwähnten Be-

griffe in Betracht kommt). Gilt es aber weiterhin nun die unmittelbare Abwehr solcher Widerwärtigkeiten für den Dummen oder gilt es das Wirken fürs tägliche Leben mit all seinen kleinen Schlüssen, Vorbedachtsamkeiten und Umgehungen, so funktionirt die Maschine ganz einwandfrei und nützlich. Und daß die Geschwindigkeit der Leitungen nicht kennzeichnend für höhere und niedere Intelligenz ist, lehrt wieder die Wahrnehmung, daß das Weib dem Manne meist „in der Fixigkeit über" ist, ohne ihn doch im Ernst an Scharfsinn zu übertreffen. Diese Fixigkeit ist vielmehr zum größten Theil auf den geringen Umfang des Leitungnetzes zurückzuführen, den geringeren Kreis von Begriffen des alltäglichen Lebens, die natürlich leichter zur Verfügung stehen, näher bei einander liegen und deren schnelle Verknüpfung besser Pfiffigkeit als Gescheitheit genannt werden kann. Wird die dadurch erworbene Sicherheit im Alltäglichen zur Selbstsicherheit, so ist denn auch das Vorurtheil, besser: das vorschnelle Urtheil, sehr bald da. Das heißt: die von keiner kritischen Bangniß getrübte Anwendung gewohnheitmäßiger Begriffverbindungen auf neue Verhältnisse, eine Dummheit, die, trotz allem vollgerüttelten Maß männlicher Bornirtheit, ja auch vom weiblichen Geschlecht noch in weiterem Umfange geübt wird.

Die Leitungen zum Neuen fehlen. Blicken wir aber nochmals tiefer, so finden wir, daß auch sie nicht eigentlich fehlen; mitunter werden auch neue Verknüpfungen einwandfrei vorgenommen. Daß es öfter noch nicht geschieht, liegt mehr an Hindernissen in der Leitung. Schon fiel das Wort Selbsicherheit. Sie bildet die erste Einmischung des Ich in das abstrakte Denken, die Vorwegnahme der Zuversicht, daß es dem eigenen Urtheil nicht fehlen könne. Die Ansicht wird zur „Meinung", zu „meiner" Ansicht. Sie wird zu meinem Eigenthum und mir dadurch von besonderem, ja, einzigem Werth. Je mehr mir mein Eigenthum kostbar, desto mehr wird mir Der zum Feind, der es anzutasten wagt, desto mehr halte ich das Meine fest. Ich hasse die fremde Meinung und halte die eigene fest, nicht mehr mit Gründen. Zuletzt bleibt nur ein bockiges Nein, nein, nein; ich fühle eben nur noch, daß ich Recht haben muß; hat man mir meine Gründe zertrümmert, so verdrehe ich die eigenen wie die fremden, bis ich eben auf der eigenen Machtvollkommenheit mit meinem Nein verbleibe. An die Stelle der Vernunft ist der Wille getreten. Er ist es denn auch, der unter tausend Formen unser Urtheil trübt. Wir glauben: und sogleich verbarrikadirt der Glaube alle Leitungen zu jenen Vorstellungen unseres Hirnes, die unseren Glauben erschüttern könnten. Wir lieben: und sogleich ersetzt die Phantasie unsere Erfahrung, damit der Gegenstand unserer Liebe so viele Reize erhält, bis wir als Besitzer so zahlloser Werthe uns wieder als ganz verfluchte Kerle fühlen können; wir hoffen: und sogleich schwillt jedes Pro zum Elephanten, schwindet jedes Contra zur Mücke; der Pessimist könnte sagen, daß Glaube, Liebe, Hoffnung die Grundpfeiler menschlichen Aber-

witzes sind. Aber selbst der Humorist wird noch zugeben müssen, daß kleinlicher, angstvoller Egoismus eine der Hauptwurzeln menschlicher Dummheit ist.

Aber Halt: da ist Etwas wie ein circulus vitiosus! Die kleinliche Selbstsucht ist doch Folge von Beschränktheit; sie kann nicht wieder Ursache der Dummheit sein. Sie akkumulirt sie aber allerdings. Der Vorgang ist vielleicht so zu umschreiben: Der Umfang der Leitungen ist gering für das mit Willensantrieben, Begierden und Bedürfnissen ganz normal, ja, vielleicht besonders stark ausgestattete Ich des Dummen. Die Erfahrung kann aber auch ihm nicht ausbleiben, daß die Widerstände der Umwelt, des Nicht-Ich, stärker sind als die Kraft zur Durchsetzung der eigenen Triebe. Diese Widerstände zu durchschauen, gar ihr Herrscher zu werden, fehlen die Leitungen; es bleibt nur ein dumpf zu Fürchtendes; je mehr man Dies erkennen, ermessen würde, desto kleiner würde dagegen das Ich, die Zuversicht zum Leben, ohne die doch das Leben nicht möglich ist. So steckt man straußenhaft den Kopf in den Sand, will nicht sehen, will nicht wissen, was uns entgegen sein könnte.

Nun scheiden sich zwei Entwickelungen. Ist die Triebkraft der Selbstsucht zügellos, so wächst der Glaube, daß mit der Mißachtung der Umwelt deren Andrängen gegen das Ich auch thatsächlich schon überwunden ist. Der kleine Kreis der Leitungen wird von außen scheinbar nicht gestört; das Vertrauen zum lieben Ich wächst; die Umwelt wird so klein, daß ja dieses Ich nun einen ganz riesenhaften Theil in ihr einnehmen muß. Krötenbreit setzt das Selbstbewußtsein sich selbst und wird, rennt es nicht doch einmal gegen Widerstände, zur Dreistigkeit, zur Frechheit, zum Uebermenschengefühl. Es ist nur Sache des Geschlechtes und des Milieu, ob es sich dann als Fischweib, als Premierentigerin, als Corpsbruder voll Kontrahagegier, als Automobilfex oder sonstwie offenbart. Das Phänomen bleibt die durch keinerlei Bedenken gestörte Patzigkeit der Selbstüberzeugung, Selbstdurchsetzung.

Bei der anderen Entwickelung ist das Unterbewußtsein von der Macht der Umwelt lebendiger als die Selbstüberzeugung; und jenes kann sich bis zur tötlichen Lebensangst steigern. Die Zwischenstufen aber sind Schüchternheit, Unentschlossenheit, Verstocktheit und Feigheit. So ist denn die Furcht in all ihren Spielarten die häufigste Ursache von „Leitungstörungen"; diese sind anderer Art als bei der Unverschämtheit, aber an sich nicht minder stark. Sie lähmen den Willen, während jene ihn fesellos machen. Ob aber die Unentschlossenheit, Unerregbarkeit, die vis inertiae der Dummheit gefährlicher für die menschliche Entwickelung ist oder der Thatendrang der Dummheit, der Drang, Etwas zu sagen, zu machen, zu entscheiden, schnell, sicher, ganz gleich, was (man nennt Das heute mit der ganzen possirlichen Selbstbewunderung der Bornirtheit „Schneidigkeit"): Das wird man just in unseren politischen Zeitläuften am Wenigsten sicher entscheiden wollen.

Wohl aber ist Feigheit entschieden die eigentliche Massenursache (und -folge zugleich also) der Dummheit, wie denn schon die Wenig-Klügeren just an diesem Seil die Dummen in hellen Haufen einzufangen wissen. Wir können dieser Feigheit auch kaum entrathen, zumal sie von der Natur gewollt scheint: der Mensch ist von je her ein Heerdenthier mit mehr Mahl- als Reißzähnen. Wie wollte die Gesellschaft zusammenhalten, wenn uns Alle das Herrenbewußtsein überkäme? Wenn nicht die Feigheit die Menge zum Knecht der als Herren Geborenen machte? Wäre das Roß uns nütz, das zwanzig Menschen an Kraft gleichkommt, wenn es nicht ein Roß wäre? Hier liegt der Schlüssel zu der unausgesprochenen Geheimlehre aller Machthaber und Machtsucher: Erhaltet die Dummheit; nur sie könnt Ihr beherrschen! Nur geht es auch hier oft, wie bei Goethes Zauberlehrling. Das Mittel entwindet sich unserem Machteinfluß und wird uns übermächtig. Die Schwerkraft der Dummheit, einmal in Bewegung gesetzt, reißt leicht auch den Anstoßenden in beschleunigtem Fall mit dahin. Denn Feigheit sucht Zusammenrottung; der Masseninstinkt ersetzt die gestörte Leitung des Einzelnen; der erste beste Anstoß treibt ganze Haufen nach einer Richtung; es entsteht eine echte Massenpsychose (Hexenglauben, Flagellantismus, Mammonitis, plötzlicher Nationalhaß, Modenarrheit und Aehnliches). Solche Massendummheit war es, auf die hauptsächlich Talbots weisestes Wort über die Dummheit ging.

Die Angst, auf fremden Gebieten sehen, nachdenken zu müssen, diese Angst, welche die Leitungen verlegt, zwingt nun zu Schutzmechanismen; wie bei den Blatthaaren der Drosera genügt eine Berührung, um ein Zusammenschnellen der Klappe im Hirn zu bewirken. Diese Schutzmechanismen sind die Vorurtheile, hier im eigentlichen Sinn gemeint. Wir begegneten ihnen schon einmal; da aber waren sie aus vorschnellem Urtheil entstanden; hier handelt es sich um Begriffe, die statt eines Urtheiles als Funktionen für Schlüsse, Entscheidungen, Empfindungen gebraucht werden. Dort waren es immerhin selbstgebildete, hier sind es von Anderen entlehnte, blind hingenommene Urtheile, von der Massendummheit geschmiedete Waffen gegen die Zumuthung schwierigen Selbstdenkens. Bezeichnend für alle Vorurtheile ist, daß jedes Manko an Logik durch das Gemüth aufgefüllt wird; als Besitz hat es Werth, nicht als Wahrheit; als mein geistiges Arbeitgeräth, mein Traum, mein Werth vor den Gesinnungsgenossen (die meist eben nur Vorurtheilsgenossen sind). Darum egt ein bedrohtes, verletztes Vorurtheil Empfindlichkeit, Aerger, ja, Wuth; Etwas „nimmt uns ja jeden Halt". Und den Halt immer wieder außer s zu suchen, nur ja nicht etwa fest in uns zu stehen, dazu werden wir planzig erzogen. Das aber ist das Furchtbarste der Vorurtheile, des Wahnes, ß ihn die Dummheit aus Selbsterhaltungtrieb hätscheln und vertheidigen ß. Sie muß es und that es von je her mit Schwert und Scheiterhaufen,

mit Anspeien und Verrufserklärung. Während der Gescheite, dem es um die Wahrheit, nicht um sein Bischen Wahrheit geht, für die Aufdeckung eines Irrthumes dankbar ist, muß der Dumme den Zusammenbruch seines Wahngebäudes fürchten, sobald ein Vorurtheil angegriffen wird. Und so stemmt sich die Fleischgewordene Unvollkommenheit („man will doch auch leben") in ehernen Kohorten gegen jede reine Erkenntniß.

Aber freilich: wir sind Menschen und keine Denkmaschinen. Auch der Gescheiteste vermag die Empfindung nicht völlig aus dem Denken auszuschalten. Auch er unterliegt gelegentlich in Zorn oder Eitelkeit oder Liebe geradezu vorübergehenden Psychosen und begeht dann die erstaunlichsten „Dummheiten" oder er schaltet in einer Art Nothwehr freiwillig eine ganze Anzahl von Leitungen aus, um den verwickelten Mechanismus seines Sondergebietes desto ungestörter zur Verfügung zu haben, wie der zerstreute Gelehrte, oder endlich er mißachtet bewußt die Klugheit der kleinen Schritte, die Vorsicht für das liebe Ich, die bittere Einschätzung menschlicher Erbärmlichkeit, um ein Thor vor der Menge, aber in sich selbst ein Weiser zu werden, dem alle Antinomien des Lebens in großem tragischen Welthumor zusammenfließen.

Namentlich die Leitungstörungen durch Leidenschaften scheinen noch mancher Beobachtung und Klärung zu bedürfen. Die Selbstvergessenheit des balzenden Auerhahnes ist doch kein Sonderphänomen, sondern nur Gipfelpunkt einer Dummheiterscheinung, wenn man will, der auch der Mensch nicht fremd ist. Und denken wir weiter an den Zustand, in den uns eine erfahrene persönliche Kränkung versetzt, die nach einem Spannungsausgleich für das Gemüth, nach Rache oder doch wenigstens nach besonders lebhafter Selbstzufriedenheit verlangt: wie da, längst nachdem unsere Vernunft mit dem Fall fertig, die Gedanken doch immer wieder erregt auf den Kränkenden zurückgehen, selbst gegen unseren Willen, als ob da im Hirn eine wirkliche Wunde erzeugt wäre, die noch nachschmerzt, und wie vergeblich die Vernunft uns predigt, der Beleidiger verdiene nichts Anderes als Verachtung; es sei Dummheit, ihr nachzuhängen: gleich dem Kinde, dem man die Lieblingpuppe fortgenommen und das noch Minuten lang fortschluchzt, wenn es das Spielzeug längst wieder unter Thränen lächelnd zurückerhalten, vermag das Hirn den starken Reiz nicht zu überwinden und pocht zwischen hundert herbeigezwungene Gedankengänge immer wieder leidenschaftlich hinein: „So ein Lump, so ein frecher Schurke!"

Mögen wir solche vorübergehenden Vernunftstörungen mit einem Gewitter vergleichen, das die Leitungen verwirrt oder, wohl zutreffender noch, mit den Irradiationerscheinungen beim Sehen: immer werden sie uns darauf hinweisen, daß Verstand und Empfindung zuletzt im Ich unentwirrbar bei einander liegen, einer Wurzel sind. Geschieht doch reinstes Denken sicherlich noch (und nur!) aus Freude am Denken. Auch hier die Lust an der Bestätigung des Ich;

am Wirken und „Sich selbst bemerken". Ist also die jedenfalls sehr späte Funktion des Intellektes, der Verstand, niemals völlig unbeeinflußt von der weit älteren, stärkeren und allgemeineren, der Empfindung, und ruft diese Irradiationserscheinungen hervor, sobald übermächtige Reizungen auf sie erfolgen, so ist damit eigentlich die Unvollkommenheit des Denkens vorherbedingt, die Dummheit oder, etwas genauer gesprochen, die gelegentliche Thorheit mindestens naturnothwendig. Hier sei beiläufig darauf hingewiesen, wie eine besondere Thorheit auch einmal aus der Denkfreudigkeit hervorgehen kann, indem einem gewünschten Gedankengange zu Liebe alle Gegengründe übersehen oder überleistert werden, wie denn auch gelegentlich allzu großes Sicherheit- und Herrschaftgefühl über die „Leitungen" just einmal eine Hauptsache übersehen und eine Uebereilungdummheit entstehen läßt. Wir sind eben fast darauf angewiesen, Dummheiten zu machen. Sie zu vermeiden, gelingt kaum einmal dem Leidenschaftlosen; und ihn zu beneiden, haben wir wohl auch keinen Anlaß.

Und doch lernt jeder Kluge schließlich diese und jene Dummheit meiden, sobald er ihre Schädlichkeit mindestens für das eigene Ich eingesehen hat; auch lernt jeder einigermaßen Gescheite zuletzt die Massendummheit als ein Fürchterlichstes hassen. Und selbst der Dumme bekämpft noch leidenschaftlich die Dummheit, die nicht seine Spezialität ist. Auch ist ja die Bekämpfung unserer Leidenschaften längst von den Weisesten in den Erziehungplan der Menschheit aufgenommen. Just mit Rücksicht auf die Dummheit, der die inneren Zusammenhänge fehlen, hat man sie sogar zum Moralgebot gemacht. Das heißt: man suchte die Kraft des Glaubens, der Suggestion für diesen Kampf mobil zu machen. Nur hat man dabei übersehen, daß solche Suggestion meist jeder leidenschaftlich ausbrechenden Selbstsucht gegenüber versagt, es sei denn, daß eine augenblickliche Massensuggestion dem Einzelnen zum höchsten Gut auch des Ichs geworden, wie bei den christlichen Märtyrern, den Kreuzrittern, den Fakiren und bei allen wirklich gelebten Religionüberzeugungen. Die heutige Massenüberzeugung hat der in fauliger Gährung unter die Menge gekommene Materialismus geschaffen; sie lautet: Ich, ich will leben, und wärs auf Kosten aller Anderen! Alle Versicherungen altruistischer Empfindungen sind nichts als Mimicry der Feigheit. Bei solchem Untergrund für den Lebenswillen ist mit Moralsuggestionen gegen die Leidenschaften nichts auszurichten. Man hofft, Andere durch Moral lenken zu können, und preist ihren Nutzen und ihre Schönheit, so lange nicht leidenschaftlich erregte Selbstsucht den Ballast hinderlicher Forderungen über den Haufen wirft. Unter solchen Umständen hätte eine Bekämpfung der Leidenschaften und weiter eine Bekämpfung der Dummheit viel eher Erfolgsaussicht, wenn sie unter den Gesichtswinkel persönlichen Schadens oder Nutzens gerückt würde.

Ob der Kampf, trotz Schillers Wort, Erfolg haben würde? Nicht allzu

großen wohl. Die eigentliche Dummheit, die angeborene der Gallerthirne, in denen Alles durcheinanderfließt, keine Kraft zur Klarheit ist, wird immer vorhanden bleiben. Ihr ist nicht zu helfen und uns nicht von ihr. Aber zunächst wäre es schon nützlich, wenn die Mechanistik und Phänomenologie der Dummheit allgemeiner klar würde, weil sich dann wie an Schulbeispielen eine ganze Menge von Meinungen auf ihren wirklichen Werth zurückführen ließe. Man würde bei dieser Gelegenheit die verblüffende Beobachtung machen (es sollte verblüffen, daß sie noch verblüffen kann!), daß just die Sachlichkeit, die bei jedem Ansichtstreit als erstes Anstandserforderniß gilt, ein ganz kurioses Ding ist. Gewiß: es giebt Dinge, über die man auch rein sachlich durch Meinungsaustausch übereinkommen kann. Große Fragen aber, die das Leben bewegen, sind im Grunde immer Personenfragen. Alle großen Meinungsstreiter haben Das instinktiv gewußt. Sie haben ihren Gegner nicht nur bei seinen Ansichten gepackt, sondern seinen Charakter gezaust. Sie fühlten, nur ein so und so konstruirter Kerl kann eine so miserable Meinung haben; es ist ja seine Meinung, sein innerstes Eigenthum, was Jener vertheidigt, es ist ein Kampf um Mein und Dein! Und sie haben im Grunde Recht gehabt. Selbst ein Jesus hielt die Geißel für das richtigste Argument gegen die Tempelschacherer. Weise dem Gegner die selbstischen Motive seiner Meinung, die in seinem Charakter liegenden Wurzeln seiner vorgefaßten Meinung, die Natur seiner spezifischen Dummheit, möchte man sagen, unwiderleglich nach, so kannst Du tausend Umwege, ihn mit Gründen zu widerlegen, sparen. Nur freilich: er wird Dein Feind, weil Du sein Inneres herausgestülpt, während er Dir mit innerlichem mitleidigen Lächeln Deine Ansicht gönnte, so lange Du ihm die Einbildung seiner Sachlichkeit gelassen hast. Aber widerstreben würde er Dir doch: ist es nicht vielleicht besser, daß Ihr offen Feinde seid?

Das ist nun freilich keine Lehre für Kinder, wie denn der Diasyrmus des Menschenkenners von abgestreifter Selbstverhätschelung schließlich doch nicht für die Menge taugt. Sie würde ihn lediglich zur Bestialität Aller gegen Alle verkehren. Aber die Frage bleibt, ob nicht eine planvollere Beschäftigung mit der Dummheit und mit den aus ihrer Mechanistik zu ziehenden Folgerungen für die Menge und namentlich für die Jugend manche Vortheile hätte. Dies Thema erforderte eigentlich schon wieder ein besonderes Buch. Ich möchte darum hier nur andeuten, wie manches Ketzerische und doch eben nur „dummer Weise" gewöhnlich Uebersehene sich über diesen Gegenstand sagen ließe.

Liegt es im Interesse der Allgemeinheit, der Dummheit zu steuern (worüber ja, wie wir sahen, die Ansichten auch noch auseinandergehen und so lange auseinandergehen müssen, bis planmäßige Versuche gelehrt haben, ob und wie weit ein Durchschnittshirn zur Erkenntniß der alltäglichen Denkfehler und ihrer im Trieblichen liegenden Ursachen gelangen kann), will man, sage ich,

solche Aufklärung anbahnen, so gilt es eben: die Leitungstörungen kennen zu lehren und die Leitungen möglichst frei zu machen. Daß es aber keinerlei Unterricht giebt, in dem etwa die wahren Gründe unserer Thorheiten aufgedeckt würden, ist zunächst einmal klar. Statt Dessen wird vielmehr eine herrische Moral gepaukt, deren Grundsätze das Kind außerhalb der Schule fast durchweg so schamlos verletzt sieht, daß es bei einiger natürlicher Schläue sehr bald merkt, das Lippenwerk sei dabei die Hauptsache. Und so wird denn von Generation zu Generation weiter äußerlich eine Moral gepriesen, über die der Schlaue innerlich nur grinst. Nicht, weil die Moral etwa schlecht oder thöricht ist, sondern, weil das Menschenmaterial zu schäbig für die Ethik der Weisheit geworden ist, unter zu gemeiner Massensuggestion der Ichsucht (auch Das sahen wir schon) steht. Und diese Moral wird überdies mit der einzigen Entschuldigung, dem geradezu kindisch summarischen Erfahrungsatz „Jung gewohnt, alt gethan" gepaukt in einem Alter, wo dem Kind eben höchstens Etwas „suggerirt" werden könnte, wo es meist aber nur alle Sätze letzter ethischer Weisheit unbegriffen auswendig lernt, was denn eben auch ganz „auswendig" bleibt. Diese Tiefsinnigkeit des Sprachgenius im Wort Auswendiglernen haben, nebenbei bemerkt, die Herren Philologen, die es doch zunächst angehen würde, noch nicht erfaßt; sie würden sonst das Auswendiglernen sicher nicht als Erziehungmittel oder Hirngymnastik ansehen.

Was aber geschieht mit dem Kinde, das eben in die Schule kommt? Werden etwa Leitungen aus der bisherigen Lebenserfahrung des kleinen Hirnes weitergeführt? Nein. Der „Ernst der Wissenschaft" beginnt eine systematische Hirnzellenmast mit unverdaulichem Material, mit Ansichten, nicht Einsichten. Die natürlichen Bedürfnisse nach dem Warum und Weil der kindlichen Umwelt werden unterdrückt zu Gunsten der „Konzentrirung auf den Lehrstoff", und damit der hintergewürgt wird, muß eine äußerliche Disziplin die angeborene Lebhaftigkeit ertöten; eine verzweiflungvolle Resignation, die stumpfe Ueberzeugung, daß Alles rundum im Leben neben unendlichen fertig zu beziehenden Vokabeln nur ein unverständliches „Muß" ist, daß man zum „Versetztwerden" auf der Welt ist und daß man nur durch Mitmachen und Befehlausführen vorwärts kommt, ersetzt den ursprünglichen Bethätigungtrieb. Dieser wäre ja auch der größte Feind der Schulmeister, denn er lenkt vom Klassenziel ab, er erschwert den Unterricht; oder vielmehr des Lehrers Arbeit. Und diese zu ichtern, ist doch die Schuldisziplin erfunden, nicht etwa, um Unterordnung gemeinsamen Zielen zu lehren. Wie sollte ein Kinderhirn die schon ver- en? So weit es dazu fähig ist, muß es solchen Zusammenschluß in in- tiver Selbsthilfe gegen den natürlichen Feind Schule, gerade gegen die ule, im Gebrauch aller möglichen Schliche und Ränke zur Erleichterung Arbeit lernen. Ist nicht jede Eselsbrücke, jede Drückebergerei um die Arbeit,

jede Unaufmerksamkeit viel mehr eine Anklage gegen das System als gegen die Anlagen der Kinder, die doch vor der Schulzeit sich an Fragen, Wissenwollen und Schaffen gar nicht genugthun konnten? Und führt nicht der Betrug gegen die Lehrer, der fast überall geradezu systematisch betrieben wird, schier mit Nothwendigkeit zu der Auffassung, daß der Mensch sich einem Doppel-Leben anzupassen habe, der offiziellen Musterknabenmoral fürs gute Aussehen und der heimlichen Schlaubergerei fürs gute Fortkommen? Das allgemeine Fiasko der Musterknaben im Leben beweist aber schließlich die Gesundheit solcher Auflehnung gegen den Schulzwang. Ja, man könnte recht eigentlich die Schule als ein Probe-Sieb auf unverwüstliche Naturen bezeichnen. Wer ihre Unnatur überstanden, wer durch ihre Maschen gegangen, ohne an eigentlichen Lebenskräften, an geistiger Selbständigkeit, Frische, Entschlußfähigkeit, Unbefangenheit Einbuße erlitten zu haben, war eben nicht umzubringen. Ob aber die Schulmeister die Absicht so drakonischer Auslese gehabt haben, ist füglich zu bezweifeln. Ihr Lob der Methode klingt viel zu ehrlich und ihr Kampf gegen alle Fehlschläge der Methode: „Was? Leberthran hilft nicht? Also noch mehr Leberthran!“ ist viel zu typisch für die selbstgenügsame Dummheit dieser Regirenden. Ihnen ist eben die geistbildende Kraft ihres Pensums, des Lernens, namentlich der Sprache, Axiom. Da ist es ihnen völlig fern, zu fragen, ob es sich um ein assimilirungfähiges Nahrungmittel für Kinderhirne handelt: je mehr „Memorirstoff“, je mehr Sprachlehre, desto mehr Geistesbildung! Der Sprachendrill nämlich ist neben der grotesken Karikatur von Religion, die namentlich unsere Volksschule geradezu freventlich verbreiten muß, die Wurzel alles Uebels. Seiten langer, dem Kinde völlig unverdaulicher Lernstoff (man denke nur an die scholastische Schwerfälligkeit und Spitzfindigkeit der Katechismuserklärungen) hat nicht verhindern können, daß die atheistische Sozialdemokratie unheimlich zunimmt. Aber: „Sprüche und Lieder helfen nicht? Also noch mehr Lieder und Sprüche“: heißt es. Und: „Unsere Kultur hat vom eigentlichen Humanismus nur noch die ausgepustete Eierschale? Also mehr Sprachlehre!“

Daß ich nicht etwa den Kulturwerth der Sprache, die Möglichkeit der Geistesbildung durch Sprachstudium leugnen oder auch nur herabsetzen will, muß ich leider bei dem Talent der Dummheit zum Mißverstehen, zum Uebertreiben und falschen Generalisiren erst noch besonders betonen. Aber nährt man Säuglinge mit Beefsteak? Was bleibt von dem wunderbaren Organismus der Sprache für das kindliche Verständniß als der eigenwillige Mechanismus der Grammatik und die hoffnungloſe Fülle der zu bewältigenden Vokabeln? Das aber wird nicht sowohl durch Denken bezwungen wie durch Einrammen, wozu dann nur ein paradigmatisches Verarbeiten kommt. Das Bedürfniß nach einem plausiblen Grund, jedes erste natürliche Denkbedürfniß, bleibt hier völlig unbefriedigt. Mensa ist weiblich, Tisch männlich: glaube Das, wisse Das! Usus tyrannus!

Die nothwendige Folgerung aus solcher Erfahrung muß für das Kinderhirn sein: Ich kann nichts denken, was ich nicht schon weiß, nichts richtig machen ohne die Regel, an die ich glauben muß! Das heißt aber, den Muth zum Selbstfinden lähmen, heißt, das Uebereinkommen zu etwas stets Maßgebendem, Unzerbrechlichem, zu etwas Heiligem geradezu machen, heißt, den Geist in Gleise bannen, Furcht vor freiem Denken erregen, also, die Leitungen im Hirn geradezu unterbinden, Scheu vor ihrer Benutzung züchten. Hier liegt der innere Grund, weshalb wir unter der Ueberschätzung des Formalen, unter dem Definitionenkultus und der Buchstabentyrannei, namentlich unseres starren römischen Rechtes, seufzen. Woher kämen den Grammatikköpfen die Leitungen zum vielgestaltigen, niemals clichirenden Leben? Und dieses Formale ist dabei so äußerlich und unfruchtbar, daß es nicht einmal unsere Lebensformen abgeglichen oder auf unsere Kunst abgefärbt hat. Das besagt eben: der Sprachunterricht in der üblichen Form thut zur Bekämpfung der Dummheit so gut wie nichts. Ich gebe zu, daß dabei auf die Methode noch außerordentlich viel ankommt. Aber ich habe aufgegeben, von einer Schulmethode noch Etwas zu erhoffen. Bei den fünfundneunzig Prozent Ausschuß, mit denen die Natur nun einmal schafft, ist von einem Massenunterricht durch Berufslehrer immer nur eine Schemabewältigung zu erhoffen. Immer wird ein Leistungnachweis verlangt werden; und Leistungen sind aus Büffeln nur durch Büffeln herauszubringen. Und über Alles: „Quieta non movere! Es wäre schrecklich, wenn der Mittelschlag gar noch kritisch würde!“ Ach so! Wären dann aber Klosterschulen und Kartenschlägerinnen nicht billigere Lehrkräfte? Wo bleibt die Konsequenz, wenn man die Selbständigkeit der Mittelschlächtigen scheut? Mir scheint allgemeiner Geheimgrundsatz: Dummheit muß schon sein, aber nur fein mittel!

Daß ich nur Stichworte gegeben habe, weiß ich. Den Wortequilibristen wird es gar leicht werden, in die Lücken meiner Ausführungen hineinzuspringen und mit Cirkuslächeln die eigene Ueberlegenheit nachzuweisen. Aber ich weiß auch, daß die allgemeinste Dummheit der Halbgescheiten darin besteht, nicht zuhören zu können und stets nur den eigenen Standpunkt (und wärs durch Verdrehung aller Einwände des Gegners) zu behaupten. Reden läßt sich nur mit Solchen, die mitgehen wollen. Daß die vom Vokabeldrill erzeugte Scheu vor allem Weglosen, Andersdenken solche freundwilligen Mitgänger dezimirt, ist mir nur zu sicher. So ist es denn von je her und jetzt mehr als je nöthig, n Vielen die Widerspruchsfreude zu gönnen und gleichmüthig der Wenigen . harren, die über das Gesprochene hinaus die inneren Zusammenhänge mitbend und mitdenkend suchen wollen. Möglich, daß auch sie jetzt an allerlei lber kommen. Gut: dann mögen sie eben das Buch schreiben, das ich ersehne nd dessen Richtung und Nothwendigkeit ich wenigstens skizzirt zu haben hoffe.

Hans Schliepmann.

Erinnerungen.

Wer einmal eine Lebensgeschichte geschrieben und sich bemüht hat, so gewissenhaft wie möglich Daten und Vorgänge einer früheren Zeit festzustellen, Der ist überrascht, wenn er sieht, wie wenig glaubwürdig die Erinnerungen von Verwandten, Freunden, Bekannten und „Augenzeugen" sind (von den Feinden ganz zu schweigen), wie sie einander und nach einigen Jahren sogar sich selbst widersprechen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man sich auf das menschliche Gedächtniß absolut nicht verlassen kann, sondern höchstens auf Darstellungen, die wirklich in jener Zeit, die geschildert werden soll, niedergeschrieben worden sind. Aber auch da muß man sehr sorgfältig vergleichen und die Psychologie zu Hilfe nehmen, um die Angaben richtig zu beurtheilen. Mir sind in Hinsicht auf das Leben meines Bruders ganz unmögliche, übrigens oft sehr gut gemeinte Dinge erzählt worden, so daß ich zweifelhaft geworden bin, ob wir von einem einzigen Vorgang in der Weltgeschichte den richtigen Hergang wissen, ob nicht Alles ganz anders war und ob nicht Das, was wir jetzt als Weltgeschichte kennen, vielleicht nur eine Fabel ist, die sich in den Köpfen weniger Menschen abgespielt hat. Einer der großen Vorzüge des neunzehnten Jahrhunderts ist sicher das Erwachen des historischen Sinnes, der mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die Herkunft der geschichtlichen Nachrichten prüft und psychologisch den Gründen nachforscht, die der Ueberlieferer jener historischen Thatsache gehabt haben mag, die Vorgänge gerade in dieser Weise darzustellen. Wir haben seitdem eine größere Sicherheit, die Geschichte der Neuzeit und ihrer großen Männer ungefähr richtig kennen zu lernen. Ich sage „ungefähr", denn der Name eines berühmten Mannes wird, wie ich an einigen Beispielen zeigen will, immer wieder zu unkorrekten Erinnerungen Veranlassung geben. Unsere Phantasie ist zu behend, sich die Dinge zurecht zu legen, wie sie ihr gerade passen. Wer einem berühmten Mann übel gesinnt ist, phantasirt sich, selbst wenn ers verbergen und objektiv erscheinen möchte, unerfreuliche Dinge zusammen. Die ihn verehren, ergeben sich aber auch allerlei Phantasien, die ihrer Meinung nach dem Verehrten nützen sollen. Zu diesen Leuten gehört Herr Durisch, der Hauswirth meines Bruders in Sils-Maria, wie sein in der „Zukunft" (Nr. 41) veröffentlichter Brief beweist. Der treffliche Herr Durisch wünscht nämlich sehr, daß von den Manuskripten meines Bruders nichts Wichtiges verloren gegangen sei; deshalb verschieben sich seine Erinnerungen. Da wir bisher mit einander durchaus freundlich verkehrt haben, ist mirs peinlich, daß Herr Diederichs mich gezwungen hat, in den Erzählungen des Herrn Durisch die mannichfachen Widersprüche festzustellen, die allein durch Wohlwollen, mangelhaftes Gedächtniß und durch Mißverständnisse hervorgerufen worden sind. Den Brief des Herrn Durisch an Frau Overbeck von Ende Juli 1906 kannte ich schon, ignorirte aber bisher seinen Inhalt, da er unzutreffende Angaben enthält. Herr Durisch erzählt darin, daß mein Bruder bei seiner Abreise im Herbst 1888 eine Reihe beschriebener Blätter im Papierkorb hinterlassen und die Weisung gegeben habe, sie zu verbrennen. Mein Bruder besaß aber in Sils-Maria gar keinen Papierkorb und hatte überhaupt dagegen eine Abneigung. Was er zu vernichten wünschte, zerriß er in kleine Stücke und warf sie unter den Tisch, an dem er schrieb, damit sie beim Reinigen des Zimmers mit hinausgefegt und verbrannt würden. Also der „Papierkorb" gehört zu den Phantasiegebilden; was übrigens durch die eigenen Worte des

Herrn Durisch bestätigt wird. In einem an mich gerichteten Brief vom zwanzigsten August 1906 (der Brief ist, wie der drei Wochen früher an Frau Overbeck geschriebene, mit dem Gemeindestempel, der Herrn Diederichs zu imponiren scheint, versehen) schreibt er: „Es reut mich nur, daß ich nicht nach Weisung des Herrn Professors gehandelt habe und besagte Korrekturen verbrannte, denn es waren nur Korrekturen, die er im Reinen abgeschrieben hatte und vor seiner Abreise am Boden herum gestreut, mit der Weisung sie zu verbrennen." Diese Worte stimmen mit Dem überein, was ich bereits in dem Artikel „Verlorene Handschriften" gesagt habe: offenbar hat Herr Durisch diese am Boden liegenden Blätter, die mein Bruder in der Eile der Abreise nicht zerrissen hatte, in den Schrank zu den übrigen Manuskripten gelegt und nachher nicht gewußt, welche Papiere verbrannt werden sollten. Er glaubt, daß die Papiere, die er verschenkt hat, nur Korrekturen waren. Da er aber nie ein Buch meines Bruders gelesen hat, stellt er hier eine Behauptung auf, über die er gar nichts Bestimmtes wissen kann und der jedenfalls die Manuskripte selbst widersprechen, die mir fünf Jahre nach der Erkrankung meines Bruders übermittelt wurden. Von diesen Handschriften aus Sils-Maria sind nämlich nur drei große, auf beiden Seiten beschriebene Folioblätter Das, was Herr Durisch Korrekturen nennt: durchkorrigirte Vorarbeiten zu Druckmanuskripten. Dagegen enthielten acht Folio- und Quartblätter und fünf kleinere Blättchen fast nur ungedrucktes Material, das in dem Nachlaßbändchen XIV und XV der großen Gesammtausgabe, vollständig aber erst in Band IX und X der Taschenausgabe veröffentlicht worden ist. Wenn nun dieser letzte Rest der Manuskripte, den noch Herr Petit im Sommer 1890 gesehen hat, so viel Ungedrucktes, zum Theil Aphorismen von höchstem Werth, enthielt, so darf man daraus schließen, daß die von Durisch sonst abgegebenen oder verzettelten Manuskripte eben solchen Inhalt gehabt haben. Wie kommt aber Herr Diederichs zu der bestimmten Annahme, daß das vielerwähnte Manuskript, das Frau Dr. Ida Dehmel in den Jahren 1893/94 für fünftausend Mark zum Kauf angeboten wurde und das ich bis jetzt nicht aufzufinden vermochte, nicht aus Sils-Maria stammt? Gerade das Gegentheil scheint nach einer vor wenigen Wochen aufgefundenen Notizbemerkung erwiesen zu sein. Die Angabe Dr. Kögels vom siebenzehnten Mai 1896 über das Manuskript lautet: „Titel ‚Halkyonia, Gedanken eines Glücklichen und Dankbaren', stammt aus Sils-Maria, letzter Käufer Dr. Fritz Lehmann, Kurfürstendamm 102. Adresse ist falsch". Im letzten Halbjahr hat mir allerdings ein Vermittler ein großes Manuskript in Aussicht gestellt, das aus Turin stammen soll, während ich früher (nach dem Bericht eines italienischen Gelehrten, der damals in Turin an der Bibliothek arbeitete) angenommen hatte, daß die dort zurückgebliebenen Papiere vernichtet worden seien; aber der Untertitel lautete ganz anders als der des soeben erwähnten Manuskriptes.

meinem schmerzlichsten Erstaunen scheint sich immer mehr zu ergeben, daß so- l Herrn Fino in Turin als Herrn Durisch in Sils-Maria Manuskripte ent- det worden sind, was ihnen die Uebelthäter natürlich nicht offiziell angezeigt n. Die beiden Herren handeln deshalb in gutem Glauben, wenn sie mit Eifer chern, daß von den Manuskripten nichts verloren sei. Aber daß diese Ver- rungen dem Thatbestand gegenüber Werth haben, wird Niemand behaupten. Im igen habe ich Herrn Durisch niemals die geringsten Vorwürfe wegen der ver- undenen und verschenkten Manuskripte gemacht, da ich keine Veranlassung dazu

hatte. Wenn anderthalb Jahre nach meines Bruders Erkrankung kein Berechtigter sich um die Manuskripte gekümmert hat und auch dann Herr Durisch nicht auf den Werth jedes einzelnen Blattes aufmerksam gemacht geworden ist, so mußte er annehmen, die Blätter seien werthlos.

Die Angabe des Herrn Durisch, daß er nur einem bremer Herrn, dessen Namen er nicht mehr wisse, Manuskripte überlassen habe, beruht auf Erinnerungen, die ihm erst im vorigen Jahr gekommen sind. Der unbekannte Herr, der das Meiste von den Manuskripten erhalten hat, ist im August 1890 Herrn Petit gegenüber als Herr Naumann aus Leipzig bezeichnet worden. Mir theilte Herr Durisch im August 1895 mit, daß Herr Professor Overbeck damals einen Herrn hingeschickt habe. Das klang sehr wahrscheinlich, da Overbeck in einem Brief an Peter Gast Ende Mai 1890 die Absicht aussprach, nach Sils-Maria einen Vertreter zu senden, der nach Nietzsche-Manuskripten forschen solle; ich nahm damals an, es sei Herr Naumann gewesen, was sich als ein Irrthum erwies. Ich habe nur durch Herrn Petit aus Berlin, Dr. Fritz Kögel aus Staßfurt und einen Antiquar aus Dresden Manuskripte aus Sils-Maria erhalten; außerdem kenne ich die Namen einer Dame und eines Herrn in Hamburg, denen Herr Durisch Handschriften meines Bruders gegeben hat.

Ich wende mich nun zu der Behauptung des Herrn Diederichs: „Die Zeugenaussagen hätten nicht den geringsten Anhalt dafür gegeben, daß außer den verschenkten Papierkorbzetteln Etwas von Belang in Sils-Maria weggekommen sei". Hat Herr Diederichs diese Zeugenaussagen wirklich gelesen? Kennt er den Inhalt der Blätter, die er „Papierkorbzettel" nennt, die es aber nicht waren? Jeder wissenschaftlich gebildete Mensch würde ihm sagen, daß man ohne Kenntniß des Materials darüber nicht urtheilen kann. Herr Eugen Diederichs hat behauptet, meine Angabe, wichtige Nietzsche-Manuskripte seien verloren, wäre „aus der Luft gegriffen". Das muß er beweisen. Nach den erwähnten Thatsachen und den beeideten Zeugnissen wird es ihm schwer werden. Mir liegt es jedenfalls nicht ob, die entwendeten Manuskripte vorzulegen, so sehr ich wünschte, dazu im Stande zu sein. Wer einmal mit leidenschaftlichen Sammlern zu thun gehabt hat, weiß, wie schwierig es ist, aus deren Händen wieder Etwas herauszubekommen. Sie hüten, wie der Drache Fasner, schweigend und eifersüchtig ihre Schätze. Ich kann nur sagen, von welchen vertrauenswürdigen Persönlichkeiten mir über die in fremde Hände gerathenen Handschriften Mittheilungen gemacht worden sind. Diese Mittheilungen sind so überzeugend, daß auch ihretwegen der andere, vom Herrn Diederichs erwähnte Prozeß schon seit Monaten durch einen von der Gegenpartei (nicht von mir) ausgehenden Vergleich beendet worden ist.

Ich habe mich von dem Hauptthema dieses Artikels etwas entfernt und muß mir noch eine weitere Abschweifung gestatten. Herr Diederichs sagt, Dr. Ernst Horneffer empfinde dem Nietzsche-Archiv gegenüber „Gewissensnoth". Das ist nach den peinlichen Aufklärungen des Herrn Peter Gast über die beiden Herren Horneffer begreiflich. Daß sie aber aus Gewissensnoth vollständig unzutreffende Angaben in ihren Publikationen machen, ist sehr eigenthümlich; doch will ich die näheren Gründe dafür angeben. Die beiden Horneffers haben große, zum Theil nicht wieder gut zu machende Fehler bei der Herausgabe von Nietzsches Nachlaß gemacht. Ausführliches ist darüber in meiner kleinen Schrift „Das Nietzsche-Archiv, seine Freunde und Feinde" zu finden. Sie möchten nun das Nietzsche-Archiv mit den dort für

die Herausgabe aufgestellten Prinzipien für ihre Fehler verantwortlich machen. Gerade das Gegentheil ist aber wahr. Daß überhaupt ein Theil ihrer Arbeiten zu gebrauchen ist, lag an dem glücklichen Umstand, daß Erwin Rohde angesichts der Manuskripte von Anfang an eine Richtunglinie für die Herausgabe des Nachlasses vorgezeichnet hatte, der auch die Universitätsprofessoren Max Heinze, Kurt Wachsmuth und Holzer, ein Schüler Rohdes, zustimmten. So war der Nachlaß meines Bruders nicht der Unerfahrenheit und den daraus folgenden unglücklichen Experimenten der beiden Horneffers ausgeliefert. Wer nur einigermaßen die Manuskripte kennt und sieht, wie der Autor selbst seine Niederschriften behandelt hat, Der wird den eben so bequemen wie geistlosen Vorschlag: „Nietzsches Nachlaß so abzudrucken, wie er in den Heften nach einander steht", gerade so, wie Erwin Rohde „eine Albernheit ersten Ranges" nennen. Der Fall Horneffer ist mit den Erklärungen Peter Gasts und mit meiner Schrift für alle gewissenhaften Menschen erledigt; ich verschwende kein Wort mehr daran.

Ich kehre zu dem Thema „Erinnerungen" zurück, schicke aber gleich voraus, daß ich hier nicht von Overbecks „Erinnerungen" an Friedrich Nietzsche reden will. Auch über die „Erinnerungen" von Frau Overbeck an meinen Bruder, die im „März" erschienen sind, möchte ich nur wenige Worte sagen. Frau Overbeck will mit diesen Erinnerungen beweisen, daß sie keine Abneigungen gegen Friedrich Nietzsche gehabt und damit nicht ihren Mann beeinflußt habe, wie Erwin Rohde behauptet hat; zweitens, daß sie das richtige Verständniß für Nietzsches Philosophie habe. Das Erste mag ihr gelungen sein, das Zweite wohl kaum. Aber wie viele Irrthümer sind ihr auch bei dem ersten Beweis untergelaufen! Overbeck schreibt selbst an Gast, daß es mit seiner Frau Gedächtniß „hapere", was die mancherlei unrichtigen Angaben in ihren Erinnerungen und in dem früher erwähnten Prozeß vollkommen entschuldigt. Ich glaube, es wäre besser, wenn Frau Overbeck keine bestimmten Behauptungen aufstellen wollte. Sie spricht, zum Beispiel, davon, daß mein Bruder ihr aus den „Meistersingern" das Preislied vorgespielt habe. „Er trug es frei vor, blos nach dem Gehör. Die Noten hatte er nie gesehen." Auch hier ist gerade das Gegentheil wahr; meine Bruder kannte jede Note, ehe er überhaupt einen einzigen Ton der „Meistersinger" gehört hatte. Er war einer der ersten Besitzer des Klavierauszuges und der Partitur der „Meistersinger" und hat daraus, wie wir aus dem zweiten Briefband noch ersehen können, Frau Geheimräthin Ritschl in Leipzig im Herbst 1868 die ganze Oper vorgespielt. Er hat es so vorzüglich gemacht, daß Richard Wagner ihn beauftragte, die Familie seiner Schwester, Frau Professor Hermann Brockhaus in Leipzig, mit seiner Musik bekannt zu machen. Wagner pflegte zu sagen: „Nietzsche spielt orchestral". Es sei ganz merkwürdig, wie er die Hauptthemen und das Nebenwerk zum Ausdruck zu bringen vermöge. ie Art, wie Frau Overbeck das Spiel meines Bruders schildert, zeigt, daß sie n wohl nie spielen gehört hat. Man erinnere sich, was Malwida von Meysenbug, reiherr von Gersdorff, Erwin Rohde, Peter Gast, Freiher von Seidlitz darüber esagt haben.

In der letzten Zeit sind drei Erinnerungen an Friedrich Nietzsche erschienen. Ein Italiener bringt die Erinnerungen einer Tochter, deren Mutter Friedrich Nietzsche ekannt und geliebt haben soll, unter dem sehr anreizenden Titel „Eine unbekannte eliebte Friedrich Nietzsches". Aber ach: welche Enttäuschung! Keine Angabe stimmt.

Diese Dame, die als unbekannte Geliebte bezeichnet wird, soll Zuhörerin meines Bruders in Basel gewesen sein. Zuhörerinnen gab es aber in Basel nicht, da sich die Universität damals streng gegen weibliche Studenten abschloß. Dann will sie in Sorrent, im Herbst 1876, mit meinem Bruder zusammengewesen sein und erzählt, daß er sich von seinem großen Feind Richard Wagner, der auch in Sorrent war und im Hotel Viktoria wohnte, ganz zurückgehalten habe. Aber zu dieser Zeit war von Feindschaft zwischen meinem Bruder und Wagner gar keine Rede; sie sahen einander fast täglich. In den Erinnerungen dieser namenlosen Geliebten entspricht nichts den thatsächlichen Verhältnissen. Sie scheint, wie der „Papierkorb" des Herrn Diederichs, ein Phantasiegebilde zu sein. Wie schade!

Dann gab es in der Neuen Freien Presse Erinnerungen vom Dr. L. von Scheffler. Auch da entsprechen die Erinnerungbilder nicht ganz der Wahrheit. Aber der Verfasser hat sich mir gegenüber selbst entschuldigt: bei einem großen Brand seien ihm sämtliche Notizen mitverbrannt; jedenfalls sind diese Erinnerungen in bester Absicht geschrieben. Ich möchte mich deshalb nur gegen das Schlußbild wehren. Dr. von Scheffler schildert, wie er an der Hausthür des einsamen Hauses klingelt, in dem mein Bruder vom Juli 1878 bis Mai 1879 wohnte. Er wollte Nietzsche einen Besuch machen, kehrt aber um, weil er glaubt, ihn in einer kläglichen Verfassung und Umgebung in einem Parterrezimmer sitzen zu sehen. Dr. von Scheffler mag nun irgendeinen Menschen dort gesehen haben, mein Bruder aber war es sicher nicht, denn er wohnte im Ersten Stock des Hauses. Da es aber weit und breit weder Haus noch Erhöhung gab, so hätte Herr von Scheffler schon auf die Pappeln, die vor dem Hause standen, klettern müssen, um in die Zimmer meines Bruders hineinsehen zu können. Wenn er es aber gethan hätte, so hätte er einen eben so freundlichen Eindruck bekommen, wie er ihn von einer früheren Wohnung meines Bruders empfangen und so hübsch geschildert hat.

Die einzigen Nietzsche-Erinnerungen, die der Wahrheit wirklich entsprechen, sind die der Frau Geheimrath von Miaskowski. Warum? Weil sie sich an Briefe und Tagebücher halten, die wirklich damals niedergeschrieben wurden, und weil sie von dem verständnißvollen feinen weiblichen Mitempfinden durchtränkt sind, das die Verfasserin schon damals zierte und sie meinem Bruder so sympathisch machte.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Es sind lauter Resultate meines Lebens und die erzählten einzelnen Fakta dienen blos, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. Ich nannte das Buch „Wahrheit und Dichtung", weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruches, „Wahrheit" aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas Anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es Etwas zu bedeuten hatte. (Goethe.)

Härtel und die Faktoren.*)

Härtel zu Härtefeld, Karl Freiherr von, ist k. und k. Kämmerer und Oberlieutenant bei den Demski-Dragonern Nr. 17. Der Faktor (Mehrzahl: Faktoren) ist eine Zahl, die multiplizirt werden soll; oder auch, in übertragenem Sinn, eine von jenen Ursachen, deren viele zusammenwirken müssen, um ein bestimmtes Ergebniß herbeizuführen. Hingegen ist der Faktor (Mehrzahl: Faktorkes) ein Unterthan Seiner Majestät des Königs von Galizien und Lodomerien, lebt in ungezählten Exemplaren östlich von der Kultur und hilft Allen, die dahin verschlagen werden, den Kampf ums polnische Dasein fechten.

Wenn man nach Galizien versetzt wird, erwartet Einen der Faktor an der Bahn. Er grüßt höflich und geleitet Einen zum Wagen; zu seinem Wagen. Man möchte ins Hotel fahren: aber der Faktor hat Einem schon die Wohnung besorgt. Man will Möbel kaufen: aber der Faktor hat sie schon (auf heute) bestellt. Man will sich schlafen legen: der Faktor sagt, es schicke sich, in der Offiziermenage vorzusprechen. Er hat auch schon über den Abend verfügt und zieht ein Theaterbillet aus der Tasche. Er wartet vor dem Chantant und bringt Einen nach Haus, „weil mä sich doch noch nix auskennt".

Das ist der Faktor.

In Tarnopol, Gertrudigasse Nr. 17, wohnt Simon Deutscher, die Seele von einem Menschen. Ein wahrer Vater jedes Kavallerieregiments, das just in Tarnopol liegt. Er zöge sein letztes Hemd aus und borgte es her (wenn Jemand gerade auf Simon Deutschers Hemd Werth legte), borgte es her auf einfachen Bon und ohne Giranten. Bei Demski-Dragonern war die Sache besonders idyllisch, weil sie doch Nr. 17 haben und Simon Deutscher auch. Sie ernannten ihn zu ihrem zweiten Inhaber und schrieben sich statt „Feldmarschallieutenant v. Dembski Nr. 17" einfach „Dragonerregiment Simon Deutscher, Tarnopol, Gertrudigasse Nr. 17".

Leider störte eines Tages der jugendliche Uebermuth des Oberlieutenants von Härtel das innige Verhältniß des Truppenkörpers zu seinem Faktor durch einen Roheitakt, der selbst bei sehr nachsichtigen Menschen nur Verurtheilung findet. Als nämlich Simon den Härtel einmal auf der Reitschule besuchte, um daran zu erinnern, daß gestern der erste Dezember gewesen sei, ließ Härtel den greisen Edelmenschen hinterrücks auf ein Pferd heben und longirte ihn eine halbe Stunde lang im Trab und Galop auf beiden Händen. Alles, was recht ist. Aber wie kommt ein so dienstfertiger, wirklich sehr anständiger Mensch dazu, sich longiren zu lassen?

Hätte übrigens Alles noch nichts ausgemacht, denn Simon Deutscher war den Ulanen, die vorher in Tarnopol gewesen waren, bei ähnlichen Gelegenheiten im Reiten genügend vorgebildet worden. Doch Härtel bemühte sich, Simon Deutscher durch eingeschaltete Barrieren zum Abfall vom Väterglauben zu bewegen:

---

*) Herr Roda Roda läßt im Oktober ein Bändchen bunter Soldatengeschichten bei Albert Langen erscheinen. Der Titel ist lang, aber deutlich: „Der Schnaps, der Rauch- und die verfluchte Liebe." Von welcher Art die Geschichten sind, zeige hier ein Pröbchen.

und Das ließ sich Simon nicht gefallen. Er kündigte dem ganzen Regiment den Kredit und bereitete so insbesondere den Herren Stabales manche bittere Stunde.

Härtel aber schwenkte mit fliegenden Fahnen auf den Sobieskiplatz ein: zu Aron Löffelgrapser und Srole Veilchenbauch. Nach einem halben Jahr hatten seine Finanzoperationen zu einer vollkommenen Ablösung von der Basis geführt.

Um diese Zeit geschah es, daß der Corpskommandant Härtels Obersten rufen ließ und ihn bat, einen energischen, betriebsamen Offizier für den Posten des Personaladjutanten namhaft zu machen.

Dem Obersten der Dembski-Dragoner rühmt die Qualifikationliste nicht umsonst ein rasches Erfassen gegebener Situationen nach. Mit einem Blick erkannte er die prachtvolle Gelegenheit, Härtel loszuwerden. Härtel ist ja ein geborener Personaladjutant; er ist witzig und spielt geradezu ideal Tarock; Vater ist Truchseß, Mutter Sternkreuzfixhagelordensdame; er hat eine Menge Bahnhofspinat; erst unlängst wieder gelegentlich der Durchfahrt des Schahs von Persien den Sonnigen Löwenorden an der Luftröhre. Härtel ist auch energisch und betriebsam, ganz wie der Corpskommandant verlangt hat. (Wer bei den bekannten diffizilen tarnopolitanischen Kreditverhältnissen in so kurzer Zeit so hohe Kontributionen aufbringen kann, ist betriebsam.) Allerdings ist Härtel auch schauderhaft verschuldet. Aber ein halbes Jahr hält ers schon noch aus und länger treibts der Corpskommandant auch nicht, mit seinem Sprachfehler. (Er kann mit den Slachzizen nicht höflich reden.) Also nannte der Oberst Seiner Excellenz den Härtel, redigirte Härtels Strafprotokollauszug auf ein menschliches Format: und Härtel wurde Personaladjutant.

Er brauchte nun mindestens einen neuen Helm und ein Band zum Großkreuz der Kriegsmedaille. Alles zusammen kostet fünfundvierzig Gulden. Härtel beschloß, die Summe nach oben hin abzurunden und sich dreihundert auszuleihen. Auf Grund der neuen Ehrenstellung gelang der Pump bei Aron Löffelgrapser ohne Schwertstreich.

Am Tag nach Härtels Dienstantritt erschien Srole Veilchenbauch im Adjutantenzimmer und sprach vorwurfsvoll: „Oi weh, von Sie hätt ach mr Dos nix gedenkt, Herr vün Adjutantleben!“

„Wos hättst Dü Dr nix gedenkt, Srole?“ fragte Härtel mit ehrlicher Neugier.

„Nü, doß Se wern zu Löffelgrapsern gehn, zu ä soi ä Ganef.“

„Aber Srololeben, mei Gold“, rief Härtel, „bis zwahündert Johr sollst De mr leben ün gesünd sein ün lauter Frad haben mit Dein Weib: bist De meschugge? Wenn De bist eifersüchtig af Dei Freund Löffelgrapsern, daß r mr hat geborgt Geld, — nü, borg mir aach dreihündert Gülden zu antisemitische Perzenten! Wer ach sein Dein stets wohlaffektionirter Oberlieutenant Baron Härtelleben.“

„Wie heißt Geld, Herr vün Adjutant? Ich soll Ihnen borgen? Sie sennen mr nix mehr güt for Geld. Wer mit Ganef Löffelgrapsern zu tün hat, is ah konträr ä vernichtete Exestenz. Ich komm', Se sollen mr zurückgeben.“

„Srole, keine unanständige Eile, wenn ich bitten darf! Geld zürückgeben geb ach überhaupt nix, sondern ä pickfein Wechsele kännst De hoben.“

„Nü, wer ach mr auf Ehre zü helfen wissen. Ich wer gehn zü steigen züm Herrn vün Corpskommandanten, wer ach sehn, ob Se mr wern jo zürückgeben äs Geld.“

„Srole, Dü kennst noch nix mei Charakter. Wenn De werst kümmen zü

steigen zu mei Schef, wer ach Dr müssen geben einünsiebezig Pätsch, fünewedreissig rechts, fünewedreissig links ün anen Patsch af de Nos', der Symmetrie wegen. Srole, es wär mr leid um Dei Scheenheit."

Aber es half nicht: Srole Veilchenbauch meldete sich stützig. Beim nächsten Donnerstagempfang zeigte er den Oberlieutenant Baron Härtel beim Excellenzherrn an: 850 Kronen, sofort zahlbar.

Damals war der Krieg in Ostasien. Seine Excellenz berechnete eben die Chancen eines Angriffes auf Moskau während des ostasiatischen Krieges, wobei Deutschland den Feind im Norden zu beschäftigen, Rumänien, die englische Flotte und die Türkei im Süden anzugreifen, die Perser aber einen Aufstand in Turkestan zu organisiren hätten, um dem mit Japan verbündeten Armeecorps Seiner Excellenz die Wege zu ebnen.

Der Besuch Srole Veilchenbauchs erschien dem Corpskommandanten unter diesen Umständen als lästige Störung. „Herr Oberlieutenant, bringen Sie die Angelegenheit binnen achtundvierzig Stunden ins Reine", sagte er und kehrte wieder zu seinen Karten zurück. Es handelte sich nämlich noch um eine Aktion der Tibetaner.

Binnen achtundvierzig Stunden? Härtel jubelte innerlich auf. So lange hatte man ihm beim Regiment nie Zeit gelassen.

Er bat den Justizchef des Corps, einen in der Armee bekannten Schotterkavalier, am Samstagmorgen tausend Kronen aufs Bureau zu bringen (in einer Stunde würden sie unbeschädigt wiedererstattet werden), und ging an diesem Morgen, mit den tausend Kronen bewaffnet, zu Srole.

„Srole, Ribiseln sollen Dr wachsen im Dünndarm: da hast Dü 850 Kronen."

Srole wurde wachsbleich. „Herr vün Adjutantleben, heunte is doch Schabbes!"

„Wos geht Dos mich an? Ich bin ä Goj. Du hast Dü 850 Kronen; schreib ä Quittung."

„Herr vün Adjutantleben, Se wern doch en armen Menschen nix unglücklich machen? Oder wissen Se am End züfällig nix, doß ich bin ä Jsralit? So sog ach Ihnen jetz: ich bin ä Jsralit. An Schabbes därfen mir ka Geld nix nemmen. Uen schreiben doch scho gor nicht."

Da grinste Härtel seine garstigste Fratze und sang: „Sroleleben, wenn Dü willst ka Geld nix nehmen, wer ach mrs nach Hause nehmen." Sang es, kehrte dem armen Srole schnöd den Rücken und meldete Seiner Excellenz gehorsamst: der Gläubiger verweigere die Annahme des Schuldbetrages. Seine Excellenz stellte just die Bocharen in sein Marschechiquier ein.

Dann aber führte Härtel eine der vernünftigsten Thaten seines Lebens aus: er verfaßte eine Naenie an seinen Oheim. Er schrieb nicht um 850 Kronen, denn der Oheim pflegte nach alter Erfahrung nur die Hälfte zu bewilligen; er schrieb gleich n 1700. Onkel Theobald hatte aber diesmal eine denkwürdig gute Stunde und wies 700 an. Wahrhaftig: ganze 1700. Er irrte sich blos und schickte statt der Kronen ulden. Oberlieutenant Härtel brauchte drei geschlagene Stunden, es zu fassen. eider wußte er das große Glück, das ihm in den Schoß gefallen war, nicht besser u feiern als damit, daß er zwei Verhältnisse mit drei durchziehenden Chanteusen gann. Das kostete ihn 1900 Gulden bar.

München. Roda Roda.

Anzeigen.

Verbene Junkers Liebe. Georg Müller in München.

Als Fürst Eulenburg, dessen Freundschaft mit dem Grafen Gobineau Iwan Bloch im Kapitel „Pseudo-Homosexualität" seines „Sexuallebens unserer Zeit" als Beispiel erwähnt, sich selbst aus § 175. St.G.B. bei der Staatsanwaltschaft denunzirte, sagte ich einem Kölner Blatt, diese Selbstanzeige sei nur ein Scheinmanöver, das auf die immer wieder auftauchende Identifizirung von homosexueller Neigung und homosexuellem „Delikt" spekulire, und es wäre zu verwundern, wenn unsere allweise Presse auf diesen Kniff nicht hineinfiele. Die Folge hat mir Recht gegeben. „Mit jenem Muth, der sich aus der Ueberzeugung herleitet, als Viele gegen Einen zu stehen", wie die Rheinisch-Westfälische Zeitung treffend sagte, schrieb man Leitartikel über „Hardens Rückzug", in dem Einsichtige nichts weniger als einen Rückzug, sondern im Gegentheil nur eine genauere Präzisirung der aufgestellten Behauptungen erblicken mußten. Dennoch war dieses papierene Waldweben sehr belehrend. Man sah, daß die Leute, die aus ihrer abgründigen Unkenntniß heraus loszeterten, weder wußten, was es zu besagen hat, wenn man einen Menschen gleichgeschlechtlicher Liebhabereien „bezichtigt"; noch daß sie überhaupt fähig waren, sich in eine Seele von weniger kümmerlicher Struktur als die ihre hineinzufühlen. Nicht einmal über Umfang und Tragweite des ominösen, bald schon den Schulkindern geläufigen Paragraphen, den man doch endlich rücksichtlos in die Luft sprengen sollte, zeigten sie sich unterrichtet. Der von allerlei um die „Volkswohlfahrt" liebend bemühten Weltanschauung-Akrobaten mit netten Verlegenheitphrasen immer noch mühsälig gestützte § 175, der Menschen, die die abweichende Artung ihrer Psyche zu einer vom Weg der Allgemeinheit abseits gehenden Besonderheit der Lebensführung bestimmt hat, unter Strafe stellt, trotzdem es sich bei diesen Besonderheiten keineswegs um antisoziale, das Zusammenleben störende Uebergriffe verbrecherischer Individuen handelt, die die Reaktion der Gesellschaft nothwendig herausfordern, sondern um Handlungen, die zwischen willensfähigen geschlechtsreifen Personen in vollem Einverständniß und ohne Einbeziehung Dritter vorgenommen werden und die mit dem gesammten Empfindungskomplex des Betheiligten ursächlich zusammenhängen als der äußerste sinnliche Ausdruck eines paradox gearteten Gefühlslebens: dieser § 175 ist nur der traurige Ausläufer abergläubiger Bibelauslegung, die die völlige Vernichtung der Päderasten verlangte, um die von Gott über die Städte Sodom und Gomorrha, die von „unnatürlichen Wollüsten" durchseucht waren, verhängten Strafen nicht noch einmal über die Welt kommen zu lassen. Für die Denkfaulen und Denkunfähigen, die sich nicht gern auf Relativitäten einlassen, haben solche Gesetzesbestimmungen aber die Bedeutung von absoluten Werthmaßen. Herbert Spencer behält für solche Fälle, die im Judenhaß und in der Verpönung des von den alten Germanen mit Vorliebe „gefutterten" Pferdefleisches schöne Vergleichsbeispiele haben, durchaus Recht: „Die politischen oder religiösen Meinungen werden fertig für Dich geformt; und wenn Deine Individualität nicht sehr entschieden ist, werden sich Deine sozialen Umgebungen als zu stark für sie erweisen." Aber selbst sehr gebildete und sich vorurtheillos geberdende Europäer vermögen nicht immer sich gegenüber der in Rede stehenden Erscheinung, die sich vom eigenen Ich aus nicht will begreifen lassen, eines gewissen Instinkt-

widerwillens, der natürlich nach keiner Seite hin Etwas beweist, zu erwehren, wie das Beispiel Johannes Schlafs jüngst in recht unangenehmer Weise gezeigt hat. Bertz hat in Hirschfelds „Jahrbüchern" der schon lange behaupteten und, wenn auch von ihm selbst bestrittenen, gar nicht wegzudisputirenden Homosexualität Walt Whitmans eine Abhandlung gewidmet. Daß Bertz sich in seinen Ausführungen auf eine medizinische Theorie festlegte und so seinen Autor gewissermaßen mit Gewalt in das Prokrustesbett dieser Theorie zu pferchen suchte, machte seine Pathographie auch Solchen, die an der sexuellen Natur von Whitmans physiologischer Freundschaft nicht zweifelten, in manchen Stücken unsympathisch. Schlaf sah darin eine Schmähung des theuren Walt und versuchte, mit einem Seitenblick auf Lessings berühmte „Ehrenrettung des Horaz", ihn in einer Brochure, die sowohl in der Form wie in der unvorsichtigen Art der Beweisführung strengsten Tadel verdient, von dem Verdacht der Homosexualität zu reinigen. Nun: Bertz hat seinem Gegner, der ohne Ursache den Streit vom Zaun gebrochen hatte, hübsch heimgeleuchtet. Die Quelle der meisten irrthümlichen Ansichten über Homosexualität liegt offenbar in der Gewohnheit der meisten Menschen, in sexuellen Dingen sich lediglich an das Grob-Physiologische anzuklammern, wenn sich die psychische Seite nicht durch Analogie zu den Gefühlen des eigenen Ich wie von selbst hinzuergänzt. Das „Physiologische" ist nun in jedem Fall grotesk genug: man braucht nur einige ganz unbetheiligte und losgelöste Moralisten über ihre Eindrücke von der Sache zu befragen. Oder man denke sich selber einmal in eine Situation, wo der sexuelle Furor plötzlich abschnappt und das kontrolirende Bewußtsein wieder einschaltet. Mit dem Verständniß der Erotik Anderer ist es wie mit dem Tauben in dem Tanzsaal: er hört die Musik nicht und das Herumwirbeln der Paare macht ihm daher einen völlig sinnlosen Eindruck. Ein Mensch vernimmt nun niemals die Melodie, nach der der Andere tanzt. Die Aehnlichkeit der Tanzbewegungen, wie sie der Durchschnitt wahrnehmen läßt, erlaubt aber Rückschlüsse auch auf die Aehnlichkeit der Melodien. In Fällen aber, wo die Sache sich einmal anders dreht, kommt der Durchschnitt nicht mehr mit. Er hört die Melodie nicht; und die Bewegungen erscheinen ihm melodielos, monströs, krankhaft. Die Melodie, nach der die Homosexuellen und Heterosexuellen tanzen, ist aber im Grunde gar nicht so verschieden. Allerdings stellt man die Homosexualität vielfach mit den Theilanziehungen zusammen. Bei ihnen ist die geschlechtliche Erregung und Befriedigung an einen ganz bestimmten Reiz gebunden, der nicht von einem Individuum als von einer psychophysischen Einheit, sondern von einem abnormer Weise erregenden Theilobjekt ausgeht. Wir haben die Theilanziehungen als hypertrophische, alles Andere verdrängende Auswucherungen von Empfindungen zu denken, die auch im normalen Geschlechtsleben begleitend mitschwingen können, sich aber im Gesammtbild der erotischen Gefühle im Hintergrund halten und keineswegs dem Geschlechtsleben eine spezifische Färbung geben. Die Homosexualität unterscheidet sich aber von der Heterosexualität nur dadurch, daß sie sich auf ein anderes Objekt bezieht. Sie bezieht sich aber auf das Ganze eines Objektes: Leib und Seele; und ist im Uebrigen der selben Vergeistigung und der selben Verthierung fähig wie die „normale" Liebe. Eine genügende Erklärung für diese Erscheinung zu geben, wird allerdings nicht möglich sein, so lange wir nicht die feinen unterbewußten Ursachen der sexuellen Anziehung und Abstoßung kennen. Die Theorien der Mediziner bringen uns schwerlich weiter. Man kann sie nur gelten lassen als einen Uebergang

von der mißverständlichen christlichen Auffassung zu einer freieren, natürlicheren Betrachtung. Die wirkliche „Aufklärung“ kann meines Erachtens nur von einem großen Kunstwerk vollzogen werden, das dieser Lebenserscheinung gerecht wird. Es ist bis heute noch nicht geschrieben, trotz André Gides „Immoraliſt“ und den Kapiteln in Bierbaums „Prinz Kuckuck“; aber es wird einst aus unserer Zeit heraus geschrieben werden. An den beiden genannten Werken, die die Dinge frei und offen, mit einer glücklichen Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, anschauen, ist mir so recht aufgegangen, was den homoseruellen Romanen, die man heute zu lesen bekommt, wie etwa dem ganz achtbar geschriebenen „Infamen“ Pernauhms (Max Spohr, Leipzig), abgeht. Ihnen fehlt die Unschuld; der Blick der Autoren ist getrübt und schielt nach Mitleid; das Bewußtsein der „Abnormität“ steckt ihnen noch in den Knochen. Man wird den Eindruck des Verschobenen und Verschrobenen, der besonderen „Welt in der Welt“ nicht los; während der echte Künstler auch diese Erscheinung ungezwungen der Einheit seines Weltbildes einfügt. Allerdings gebe ich zu, daß heute nur eine außerordentliche künstlerische Kraft diesen Stoff gestalten könnte. Selbst der am Höchsten stehende rein homoseruelle Roman, der mir von deutschen Werken dieser Art in die Hände kam, der (dem toten Oskar Wilde von einem ungenannten Autor gewidmete) Tribaden-Roman „Verbene Junkers Liebe“ ist, so hoch er literarisch eingeschätzt werden muß, noch auf dem halben Weg zur Kunst stehen geblieben. Die Verfasserin (man schätzt sie als eine unserer vornehmsten Dichterinnen) hat noch zu viel persönlichem Eifer und zu vielen der Kunst fernab liegenden Absichten Einfluß auf die Darstellung des Entwickelungsganges ihrer Heldin gestattet, wenn sie auch nicht, was den Meisten fast unbewußt passirt, ihre Sympathien und Antipathien auf die Zeichnung der homoseruellen oder heteroseruellen Charaktere abfärben läßt, sondern sich der gerechten Objektivität des wirklichen Künstlers befleißigt. Das Kunstwerk, das mir vorschwebt, dürfte nicht im Geringsten durch tendenziöse Zuspitzung zu überreden suchen, wie etwa der lächerliche Roman „Geschlechter der Menschen“, der vor mehreren Jahren erschien. Seine Wirkungskraft müßte in der zwingenden Selbstverständlichkeit der Darstellung liegen. Aber ob ein Homoseruelle heute die dazu nöthige Distanz gewinnen könnte? Am Ehesten könnte wohl einem starken Künstler und Könner, der mit seinem subjektiven Gefühl diesen Empfindungskreisen fern stände, aber dennoch genug vom Welb in sich hätte, um sich nachfühlend in sie einzuleben, dieses Werk gelingen.

Lechenich-Köln. Peter Hamecher.

Die Sulioten. (Militärische Charakterbilder, herausgegeben von Pfarrer H. Barth und Oberst Paul Kolbe.) Fr. Engelmann, Leipzig. 60 Pfennige.

Die Geschichte der Sulioten, deren Schicksal unsere Eltern und Großeltern einst lebhaft interessirte, wird der modernen Jugend fast fremd geworden sein; höchstens mag die Lecture von Byrons Childe Harold noch an die Sulioten erinnern, die ihre heimathlichen Berge nach Kämpfen von unerhörter Wildheit verloren und schließlich ihr Geschick unauflöslich mit dem des neuen Griechenlandes verbunden haben. Ich benutzte die älteren Quellen Poucqueville, Soutzos, Dora d'Istria und Mendelssohn-Bartholdy und fügte Mancherlei hinzu, nachdem ich einige der Stätten, an denen sich die Geschichte der Sulioten abspielte, mit eigenen Augen gesehen hatte.

Marburg a. L. Oberst Adalbert Boysen.

Fürst Ferdinand.

Die Presse hat an dem Fürsten von Bulgarien bei seinem Regirungjubiläum recht viel gut zu machen gehabt. Denn in den neun Jahren von seiner Krönung bis zu der 1896 erfolgten Bestätigung wurde er von den Zeitungen der meisten Länder wie vogelfrei behandelt. Weit über den Kreis der Witzblätter hinaus ging die Gewohnheit, den Fürsten ausschließlich mit Hinweisen auf die Größe seiner Nase zu charakterisiren. Dabei wirken die Gesichtszüge dieses Mannes durchaus nicht lächerlich. Das Auge verräth den klugen, durchdringenden Menschenkenner. Der Mund ist fein, die Nase groß, aber schön gebogen und durchaus proportionirt zu der großen, ein Wenig zur Fülle neigenden Gestalt. Fürst Ferdinand blendet nicht in der ersten Minute. Die allen Mitgliedern seiner Familie eigene Langsamkeit beim Sprechen giebt ihm aber die Möglichkeit, schon für den dritten und vierten Satz die ersten Beobachtungen über die Eigenart Dessen, mit dem er spricht, zu verwenden. Fühlt er sich sympathisch berührt, so fallen die Schranken sehr schnell. Die Sprache wird fließend und warm. Der Fürst zeigt dann eine glänzende Diktion, die den gründlichen Deutschen, den feinfühligen Franzosen, den heftigen Ungarn erkennen läßt. Denn die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes mischt sich wirklich aus so heterogenen Elementen. Die Mutter, die er als fast Neunzigjährige begraben und betrauert hat, die kluge Klementine, war das bedeutendste von allen Kindern des Königs Louis Philippe. Der Vater des Fürsten war ein stiller, ernster Deutscher. Dessen Mutter aber, die von der Krone Oesterreich zur Prinzessin gemachte Antonie von Kohary, hatte in die Familie ungarischen Reichthum und ungarisches Blut gebracht, dessen Strömen Fürst Ferdinand in sich fühlt, wenn der Zorn über Bosheit oder Dummheit zum Ausbruch drängt.

Diese ererbte Neigung zu furchtbarer Heftigkeit braucht er aber nicht zu bedauern. Denn gerade sie wird von seiner Umgebung am Meisten gefürchtet. Und wo Verschwörerkunst heimisch ist, kann ein Herr, vor dem man nicht zittert, sich nicht halten. Die beste Waffe des Fürsten ist aber seine Klugheit. Wenn er unter den mißtrauischen Bulgaren tausend spionirende Augen auf sich gerichtet fühlt: er selbst sieht doch weiter und schärfer. Ihm entgeht vor Allem keine beim Spiel und Gegenspiel der Kabinete ihm und dem Land sich bietende Chance. Kann er sie ausnützen, so zögert er keinen Augenblick, den erst eben verlassenen Extrazug wieder zu besteigen. Dann wird die Handtasche mit den kostlichsten Juwelen, bei deren Auswahl nur sein verwöhnter Geschmack entschieden hat, gefüllt. Das glänzende Gefolge und die stramm geschulte Dienerschaft muß mit auf die Reise. Und den vertrautesten Diener und Freund, den Geheimrath Peter von Fleischmann in Bamberg, ruft ein Telegramm in die Nähe des Fürsten. Vor etwa vierzig Jahren kam der in Franken geborene

Volksschullehrer Fleischmann an den Hof der Prinzessin Klementine, um deren jüngsten Sohn Ferdinand zu erziehen. Nur seiner unerschütterlichen Ehrlichkeit und Willenskraft konnte es gelingen, den jungen, lebhaften Zögling den Zerstreuungen des wiener Hoflebens zu entziehen und bei der Arbeit festzuhalten. Bald hatte Fleischmann die Autorität eines redlichen, ergebenen Dieners gewonnen. Fürst Ferdinand hat ihm stets die Treue bewahrt; dieser unbestechliche Charakter, der auf die bulgarische Kamarilla wie ein Heiliger wirkt, ist ihm in mancher Situation sehr nützlich geworden. Heute ist Fleischmanns Brust mit begehrten Großkreuzen geschmückt. Kaiser Wilhelm verlieh ihm 1905 die Erste Klasse des Kronenordens und sagte dabei, diese Auszeichnung solle beweisen, daß er in dem Koburger den geistreichsten und gescheitesten Fürsten Europas bewundere. Dieses Lob geht nicht zu weit. Man darf den Fürsten sogar zu den geistreichsten Menschen zählen. Sein Wissen, das in der Zoologie zur Wissenschaft geworden ist, umfaßt sehr weite Gebiete. Er liest viel und versteht, zu lesen; versteht auch, zu kritisiren. Bildende Kunst und Musik liebt er leidenschaftlich; als ein Genießender, nicht als ein Schulmeister, der sie auf den rechten Weg bringen will. Auch die Welt der Technik zieht ihn an. Daß er besonders gern auf der Lokomotive fährt (was man in Bayern vor einigen Jahren empörend fand), wird durch das Stimulanzbedürfniß seiner Nerven erklärt. Denn natürlich ist auch dieser Fürst ein nervöser Mensch. In den Monaten nach der Ermordung des Königs Alexander, als das makedonische Gewölk die Atmosphäre recht unbehaglich machte, zeigte er sich in Koburg den Freunden in recht gedrückter Stimmung. Auf einem langen Spazirgang im Park machte er sich Luft. In den Souverainen Europas glaubte er nur Widersacher erblicken zu müssen. Sie wirkten damals auf ihn wie die verkörperte Reaktion, während er sich wie im rothen Hemd fühlte. Zwei Jahre später war der Himmel wieder blau. Kaiser Wilhelm bereitete ihm in Berlin einen großartigen und herzlichen Empfang. Bis in die Nacht hinein fesselte den Kaiser dieser glänzende Plauderer. Auf der Heimreise war der Fürst denn auch in bester Laune, die in einem geschickt abgefaßten Danktelegramm an den Kaiser zum Ausdruck kam. Schon ein Jahr vorher sollen deutsche Diplomaten darauf hingewiesen haben, daß die unfreundliche Behandlung des Fürsten von Bulgarien weder gerecht noch nützlich sei. Bald danach wurde dem Kronprinzen Boris der Rothe Adler verliehen; für die von dem trefflichen Fräulein Telser geleitete Kinderstube wars ein Ereigniß, als der Fürst mit dem funkelnden Orden eintrat. Der wohlerzogene Kronprinz sprach dem deutschen Generalkonsul in zierlichen Sätzen seinen Dank aus.

Der Fürst von Bulgarien ist erst siebenundvierzig Jahre alt und hat die zwei Dezennien seiner Balkanarbeit gut überstanden. Noch in einer Stunde tiefster Depression hat er einst auf die Frage, warum er nicht der Krone ent-

sage, geantwortet, es sei eine schöne und große Sache, Führer eines unverbrauchten Volkes zu sein. An diesem Volk ist er nie verzweifelt, auch wenn die Oberschicht ihm böse Tage bereitete. Er spricht alle Dialekte des Landes und kennt die wirthschaftlichen Bedürfnisse jedes Bezirkes. Die Bulgaren haben auch längst gemerkt, daß sie bei der Wahl dieses Fürsten einen guten Griff machten. Er ist heute überall gern gesehen. Der Charme seines Wesens hat auch auf den großen Kanzler schon gewirkt. Als Bismarck 1892 bei Lenbach in München wohnte, kam aus dem Palais der Herzogin Max Emanuel, der über Alles geliebten Schwester des Bulgarenfürsten, die Anfrage, ob und wann Fürst Ferdinand Seine Durchlaucht besuchen könne. Bismarck war höflich wie immer und meldete sich selbst im Palais. Nach der fast zweistündigen Unterhaltung sprach er mit höchster Anerkennung von dem jungen Fürsten, dem er selbst die ersten Balkanjahre doch nicht gerade erleichtert hatte. Fürst Ferdinand wird sich, nach seiner Gewohnheit, wohl Aufzeichnungen über das Gespräch gemacht haben, das er noch heute zu seinen größten Erlebnissen rechnet.

Wird der Fürst bald, wird er je König werden? Die oft gehörte Frage ist nicht leicht zu beantworten. Ferdinand liebt den äußeren Glanz, wird des Glanzes wegen aber nie politische Opfer bringen. Um die Anerkennung zu erreichen, die im Landesinteresse nicht länger zu entbehren war, hat er auf einen Herzenswunsch verzichtet. Dem treuen Sohn der römischen Kirche, dem zärtlichen Gatten der vom ganzen Land geliebten bourbonischen Prinzessin konnte der Entschluß nicht leicht werden, den Erstgeborenen der Griechischen Kirche zuzuführen. Dieses Opfer hat dem Fürsten und dem Land Vortheil gebracht. Ob die Befreiung von der türkischen Suzerainetät eben so großen Nutzen bringen würde? Die klügsten Bulgaren zweifeln. Schon die Rücksicht auf den in Konstantinopel residirenden Exarchen der orthodoxen Bulgaren schafft ein schwer zu überwindendes Hinderniß; denn um den Exarchen schaaren sich die Bulgaren, die nicht im Fürstenthum leben. An eine gewaltsame Lösung des Vasallenverhältnisses denkt der Fürst wohl auch nicht. Er kann geduldig warten, bis ihm die Frucht reift, und sich inzwischen an dem Bewußtsein trösten, daß er als Persönlichkeit der Königskrone nicht bedarf, um auch unter den Fürsten der Erde ein Auserwählter zu scheinen.

Hamburg. Felix von Eckardt.

Sparkapital.

Die Kursentwerthung, die unsere Anleihen im Reich und in Preußen innerhalb eines Jahres erlitten haben, kann man auf eine Milliarde Mark schätzen; um diese Summe, pflegt man zu sagen, ist das Sparkapital geschädigt worden. Von einem wirklichen Verlust wäre aber selbst dann nicht zu reden, wenn der volle Betrag der Anleihen zum vorjährigen Kurs gekauft und zu niedrigem Preis verkauft

worden wäre. Die Milliarde wäre der Gesammtheit der Sparer nicht verloren, sondern in der Schicht geblieben, die die Papiere zu den besseren Kursen verkauft hat. Die Behauptung, das Mißverhältniß zwischen der Aufnahmefähigkeit der Nationen und der Summe der neuen Emissionen sei zum Theil auch aus der durch Kursverluste bewirkten Schwächung der allgemeinen Sparkraft zu erklären, ist also unhaltbar. In einer französischen Statistik wurde der Gesammtbetrag der europäisch-amerikanischen Emissionen im Jahr 1906 auf 26 Milliarden Francs beziffert, während die Summe der Ersparnisse nur 15 Milliarden Francs betragen habe. Ist diese Schätzung richtig, dann muß man fragen: Was ist aus den 11 Milliarden geworden, für die unsere Sparkapitalien nicht mehr ausgereicht haben? Sind sie vom Erdboden verschwunden oder noch in den Portefeuilles der Emissionbanken? Die Summe der im Jahr 1906 in Deutschland emittirten Werthe beträgt rund 2850 Millionen. Der Zuwachs der Effektenbestände, die Ende 1906 in den deutschen Aktienbanken lagen, soll gegen das vorangegangene Jahr rund 200 Million betragen haben; also müssen von den Neuemissionen 2650 Millionen bei Käufern untergebracht worden sein. Sind 10 Prozent davon ins Ausland gegangen, so müssen immer noch 2385 Millionen in Deutschland Unterkunft gefunden haben. Von den deutschen Emissionen wären dann etwa 17 Prozent nicht im Inland aufgenommen worden; und dieses Verhältniß würde (wenn mans so ausdrücken will) die Ueberproduktion bezeichnen. Nach der erwähnten französischen Statistik beträgt das Mehr für Europa und Amerika aber 44 Prozent; und zwar sollen die Verhältnisse in allen Ländern ungefähr gleich gewesen sein. Der Franzose hat die deutsche Sparkraft um 27 Prozent zu niedrig eingeschätzt, wenn er die übrigen Nationen nicht eben so schlecht behandelt hat wie die deutsche. Er meint, der für Kapitalanlagen verfügbare Saldo sei in Deutschland auf höchstens 1500 Millionen Francs im Jahr zu schätzen. Wir haben gesehen, daß diese Ziffer falsch ist. Schmoller hat schon Ende 1893 festgestellt, daß die deutsche Nation jährlich etwa 2 bis 2½ Milliarden Mark erübrige und davon ungefähr eine Milliarde in Werthpapieren anlege. Die deutsche Bevölkerung ist seitdem viel reicher geworden; die Summe der jährlichen Ersparnisse muß sich mindestens verdoppelt haben. Die Zunahme der Sparkassengelder im Deutschen Reich ist auf rund eine Milliarde (im Jahr 1906) zu schätzen und auch die in Hypotheken angelegten Privatkapitalien sind um rund eine Milliarde gewachsen. Dann sind noch die an Versicherungprämien gezahlten Summen zuzurechen, um den Gesammtbetrag der in einem Jahr erzielten Ersparnisse zu bekommen. Mit 5 Milliarden ist er sicher nicht zu hoch geschätzt. Das Sparkapital ist also leistungfähiger, als man gewöhnlich annimmt.

Von „absoluten Kapitalverlusten", die Jahr vor Jahr Hunderte von Millionen betrügen und eine Verminderung der für Anlagen verfügbaren Kapitalien herbeiführten, sollte man nicht leichthin sprechen. Verloren ist dem Land nur das Kapital, das über die Grenze geht, oder das Metallgeld, das vom Erdboden verschwindet. Wer einen Tausendmarkschein verbrennt, hat damit das deutsche Nationalvermögen nicht um tausend Mark verringert. Die Prozedur hat nur die Folge, daß die Reichsbank um tausend Mark reicher geworden ist: sie braucht die vernichtete Banknote nicht mehr einzulösen. Wirft Jemand dagegen hundert Zehnmarkstücke ins Meer, so sind diese tausend Mark dem deutschen Kapital unwiederbringlich verloren. Solche Verluste sind aber so selten, daß man sie bei einer Berechnung der Ersparnisse kaum zu berücksichtigen braucht. Eine Beeinträchtigung der Sparkraft durch Verluste bei Konkursen und durch Luxusausgaben läßt sich nicht nachweisen. Das Kapital, das der Aktio-

nur einer insolvent gewordenen Gesellschaft verliert, hat ja nur den Besitzer gewechselt; mindestens einmal: vom Emissionhaus zum ersten Abnehmer. Verlieren die ersten Käufer der Aktien ihr Geld, so ist es den Banken geblieben; giebt es mehrere Schichten von Erwerbern und Verkäufern, so hat immer die vorhergehende Schicht das Geld der nächstfolgenden bekommen; wird die Aktie schließlich werthlos, so ist ein absoluter Kapitalverlust trotzdem nicht eingetreten. Eben so ist es bei dem Verlust von Depositengeldern. Betroffen wird davon immer nur ein bestimmter Kreis von Sparern; die Sparkraft der Nation aber nicht geschwächt, weil das verlorene Kapital an einer anderen Stelle des Landes wieder auftaucht, wenn es nicht ins Ausland wandert. Die in fremden Werthpapieren angelegten deutschen Kapitalien sind den inländischen Bedürfnissen, wenn auch nur für eine Weile, entzogen; hier kann man also von jährlichen Verlusten sprechen. Wer sein Geld einer amerikanischen Eisenbahngesellschaft giebt, entzieht es dem inländischen Verkehr. Die Kursverluste, die das deutsche Publikum beim Verkauf auswärtiger Effekten erleidet, sind wirkliche Verluste; in diesem Fall war aber nicht das Inland, sondern das Ausland der Empfänger des ersten für die Werthpapiere gezahlten Betrages. Um über die Höhe der Engagements in amerikanischen Eisenbahnpapieren zu beruhigen, weist man jetzt auf den Rückgang der Konsortialengagements in amerikanischen Papieren. Aber wenn auch diese Verbindlichkeiten nur 80 Millionen Mark betragen, so ist damit für den Umfang der Anlagen deutschen Kapitals in solchen Effekten noch nichts bewiesen. Die sind sehr beträchtlich und entziehen dem heimischen Verkehr eine große Summe. Diese Verluste muß man von dem für Anlagezwecke verfügbaren Kapital abziehen.

Ist darin, daß ein zu großer Prozentsatz der Ersparnisse in Effekten angelegt wird, eine der Ursachen der wachsenden Geldknappheit zu suchen? Wir haben gesehen, daß ungefähr 40 bis 50 Prozent des disponiblen Kapitals zum Ankauf von Werthpapieren verwendet wird. Die Gesammtsumme der Emissionen betrug in den Jahren 1901 bis 1906 13 517 Millionen; die eigenen Effektenbestände der Banken haben sich in dieser Zeit um rund 550 Millionen vermehrt: also sind 12 467 Millionen in Werthpapieren vom Sparkapitel aufgenommen worden. Davon mögen 10 Prozent auf ausländische Betheiligungen entfallen; dann bleiben für Deutschland 11 220 Millionen oder im Durchschnitt der letzten sechs Jahre je 1870 Millionen. Das sind 515 Millionen weniger, als im Jahr 1906 allein bei den Sparern untergebracht wurden. Man kann also kaum von einer abnormen Steigerung der Effektenanlagen sprechen, wenn man die Entwickelung während der letzten Jahre in Betracht zieht. Wünscht man trotzdem, daß die Banken ihre Emissionthätigkeit noch mehr, als sie es, der Noth gehorchend, seit Ultimo 1905 schon gethan haben, einschränken, damit der geschäftliche Verkehr größere Mittel zur Verfügung habe, so bleibt noch die Frage, ob dadurch der Geldmarkt wirklich liquider würde. In welcher Weise nte das nicht mehr in Werthpapieren angelegte Privatkapital dem Kredit dienst- gemacht werden? Doch nur dadurch, daß das Publikum Diskont- und Lombardhäfte macht. Statt für 10000 Mark Aktien oder Anleihen zu kaufen, müßte man es Kapital in sicheren Diskonten oder guten Pfändern anlegen. Das setzt aber ßere Kenntnisse geschäftlicher Einzelheiten voraus, als man beim Erwerb von ekten braucht; deshalb ist an eine Popularisirung des Wechsel- und Lombardgeschäftes kaum zu denken. Das nicht mehr zum Erwerb von Effekten benutzte Kapital könnte eben nur durch die Kanäle der Banken dem Verkehr zufließen. Die Verminderung der Emissionen würde eine Zunahme der den Kreditinstituten überlassenen

fremden Kapitalien bewirken, die dann die Banken zu reichlicherer Gewährung von Wechsel-, Lombard- und Kontokorrentkredit verwenden würden. Damit wäre den Banken gedient, fraglich aber, ob das fremde Kapital und die Kreditnehmer Ursache zur Zufriedenheit hätten. Das Publikum bekäme für sein Geld im besten Fall 3½ Prozent, während ihm Effekten 5 bis 6 Prozent bringen. Das Sparkapital brächte also ein Opfer, wenn es genöthigt würde, zur „Erleichterung des Kredites" beizutragen. Und die Unternehmen, die Kredit brauchen, wären nicht gefördert, denn der beste Weg, die Emission neuer Aktien oder Obligationen, wäre ihnen nach einer Beschränkung der Emissionthätigkeit in vielen Fällen gesperrt und sie müßten den viel theureren Bankkredit in Anspruch nehmen. Daß wäre also für die Gesammtlage kein Vortheil. Auch würde die Industrie dann allmählich noch abhängiger von den Banken. Schließlich ist auch noch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein Theil des deutschen Kapitals, das ein günstiges Unterkommen in deutschen Werthpapieren nicht mehr fände, sich ausländischen Effekten zuwendet. Damit hätte man erreicht, was man durchaus verhindern wollte. Freilich gäbe es außer Anleihen und Aktien auch in der Heimath noch Asyle für obdachloses Kapital; aber jede Festlegung disponibler Mittel, etwa in Hypotheken, entzieht sie einstweilen dem Verkehr: und Das gerade möchte man doch vermeiden. Wer von einer „Ueberfütterung" mit Effekten spricht, sollte auch eine bestimmte Vorstellung von dem Aufbau der kapitalistischen Schichten bei geringerem Werthpapierabsatz haben. Welche Hauptbestandtheile würde dann das Nationalvermögen zeigen? Wenn heute beschlossen würde, daß ein Jahr lang keine neuen Effekten auf den Markt kommen sollen, wären die 1800 Millionen der Banken wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit aufgesogen. Im Einzelnen kommen schädliche Beeinflussungen des Kapitals beim Erwerb von Werthpapieren wohl vor; aber der Gesammtstatus der deutschen Effektenanlagen zeugt nicht von chronischer Uebersättigung.

Ein erfreuliches Zeichen der Anpassungfähigkeit ist, daß mitunter auch aus der Ecke, die meist nur Kriegsrufe gegen Börse, Spekulation und Effektengeschäft von sich giebt, fachmännisch anmuthende „Verlautbarungen" kommen. So hat die Kur- und Neumärkische Ritterschaftliche Darlehenkasse in Berlin jetzt ein Rundschreiben verschickt, in dem, mit allen Künsten der Stimmungmache, die Depotkunden der Darlehenkasse auf die bevorstehende Emission neuer Schuldverschreibungen des Institutes vorbereitet und zu einem „vortheilhaften" Umtausch der im Depot der „Kur- und Neumark" ruhenden Hypothekenpfandbriefe in die Obligationen der Feudalbank aufgefordert wird. Spesenfreiheit, Kursgewinn, Lombardfähigkeit, billige Depotgebühren werden zugesichert. Für die kurmärkischen Schuldverschreibungen; von den plebejischen Hypothekenpfandbriefen dagegen heißt es, sie seien „alle" nicht mündelsicher und für die Bank der Märker nicht lombardfähig. Da werden also die Hypothekenbankobligationen diskreditirt; und doch werden die Pfandbriefe der Hypothekenbanken von der Reichsbank in Klasse I beliehen und im Statut der kurmärkischen Darlehenkasse heißt es, sie gewähre Darlehen „gegen Hinterlegung von Werthpapieren, welche die Reichsbank beleiht". Während „vornehme" Institute sich nicht scheuen, die Werbetrommel so laut für ihre Emissionen zu rühren, will man die Produktion neuer Effekten einschränken. Irgendeinen Sündenbock mit der Schuld an den schlechten Geldverhältnissen zu belasten, ist ja nicht schwer; diesmal hat man aber keinen guten Griff gethan. Bis man für das von Jahr zu Jahr wachsende Kapital eine Verwendung findet, die vollen Ersatz für die Anlage in Werthpapieren bietet, wird ein großer Theil des ersparten Geldes in neuen Effekten angelegt werden. Labon

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von H. Marcus in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Oktober 1907.

Neonavarino.

Vor achtzig Jahren sprach das Häuflein der europäischen Politiker eifernd von einem seltsamen Dreibund. England, Frankreich, Rußland hatten sich verbündet, um dem Balkan den Frieden und den Griechen staatliche Selbständigkeit zu sichern. George Canning, dem, als Pitts sechsundzwanzigjährigem Unterstaatssekretär, antijakobinische Satiren einen Namen gemacht hatten und der dann, als Castlereaghs Nachfolger im Foreign Office, plötzlich zum Gonfaloniere aller Freiheitschwärmer wurde, war der Vater des Planes. Er verstand sich schon besser als irgendein Späterer auf das Britengeschäft, überall atrocities zu enthüllen und, mit der Miene des selbstlosen Erlösers, den Völkern der Erde religiöse und politische Freiheit zu spenden, für die nach der Bescherung die Rechnung präsentirt werden kann. Wie schwächt man Spanien? Durch Begünstigung der südamerikanischen Rebellion. Wie hindert man russischen Machtzuwachs im Orient? Durch Unterstützung des Griechenaufstandes. 'tis for liberty, sagt Jack Cade; und will sich den Wanst füllen und hübsche Jungfern umarmen. Aberglaube, daß zwischen Britanien und Rußland eine Verständigung nicht möglich sei. Vielleicht unter dem mattherzigen Zauderer Alexander; unter Nikolai durfte mans versuchen. Mußte. Denn diesem Zaren, der die altmoskowitische Sitte wieder aufnahm und mit seinem orthodoxen Christenthum vor Europa prunkte, war zuzutrauen, daß er das Kreuz gegen den Halbmond als Feld tragen und, in rothem Waffenrock und weißen Hosen, das berittene Gefolge hoch überragend, als Sieger in Konstantins Stadt einziehen werde. Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das Schauspiel sehen, in dem der Bannerträger des Liberalismus dem härtesten Tyrannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des Jahres 1825 hatte den Dekabristenaufstand gebracht; nur

ein Krieg konnte, nach der Gardemeuterei, dem russischen Heer die innere Einheit zurückgeben. Und durfte der Gossudar aller Reussen ruhig zusehen, während von Türken und Egyptern die griechischen Christen gemetzelt wurden? Cannings Berechnung war richtig; auch die Erkenntniß, daß mit dem Philhellenismus ein Geschäft zu machen sei. Nur hat der Brite die slavische Schlauheit unterschätzt und ist selbst in die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In dem Rechenschaftbericht, den der Kanzler Graf Nesselrode dem Zaren am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung erstattete (und der erst unter Alexander dem Dritten ans Licht kam) stehen die Sätze: „Religion und Menschlichkeit haben die erste politische Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichen Glaubensgenossen in Griechenland schienen vom Schwert der egyptischen Mörder unvermeidlichem Untergange geweiht. Ein denkwürdiges Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt, ihnen eine selbständige Verwaltung gesichert und die Maßregeln ermöglicht, durch die der Griechenstamm allmählich in den Rang der Nationen erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Rußlands Zukunft nicht durch Ketten zu lähmen, sorgsam vermieden, durch eine Territorialbürgschaft sich einem verfallenden Reich zu verpflichten. Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz gewichen, die Integrität des Osmanenreiches einstweilen zu wahren. Rußland, die Macht, in der man lange den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihre festeste Stütze und ihr treuster Bundesgenosse geworden." Das wurde im November 1850 geschrieben. Im März 1826 hatte mans anders gesehen. Krieg gegen den mörderischen Islam: hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische Macht im Orient stärken mußte, wollte Canning hindern. Er schickt den Herzog von Wellington (der mit raschem Blick auch die Wehrkraft des Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßt ihn bestellen, die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch unblutige Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich mit der Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigen Winde, entfesseln könne. Und ist selig, als diese Saite in Nikolais Seele widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen, daß Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan zwar Tribut zu zahlen hat, aber das Recht zu freier Selbstverwaltung erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 182[illegible] unterzeichnen Nesselrode und Wellington das „denkwürdige" Geheimprotokol. Am siebenten Juli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag) dem Abkommen bei. Canning, der im Februar den kranken Robert Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris gegangen, um Karl den Zehnten und da konservative Ministerium Villele für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.

Metternich nannte ihn ein Produkt kindischer Dummheit und schwor, die drei Köpfe seien nicht unter einen Hut zu bringen. Hatte zunächst aber selbst dem Briten den Weg geebnet. Die alte Zwangsvorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die „Solidarität der konservativen Interessen" mußte um jeden Preis gewahrt werden. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar etwa mit griechischer Rebellion. Metternichs Mann war Nikolai, der die Meuterer zu Paaren getrieben und den Aufruhr mit eiserner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsburg helfen Halt ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft vor russischen Anschlägen gewarnt hatte, kam nach Konstantinopel nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultan Mahmud der Zweite, der die Janitscharenverschwörung in Blut erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft auf Jahre hinaus geschwächt hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nachbarn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles, was der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von dem anglo-russischen Protokol, das sechs Monate vorher heimlich unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Osmane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischer Wuth auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, Ibrahim Pascha werde mit den Griechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann aber wurde ihm der egyptische Vasall am Ende allzu stark. Metternich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet und den Zaren, den Heros seiner Träume, nach Westen abschwenken. Und fand dennoch, der Dreibund sei zerbrechliches Kinderspielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der Jause wohl zu Gentz, denkt an die Gesta Dei per Francos, fühlt sich als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Canning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat anbot, einen derb geflochtenen Korb gegeben haben, will dem Inselkrämer den türkischen Markt erhalten und den russischen Vormarsch hindern. Den gerade muß Nikolai aber wollen; und wird ihn, wie auch das Griechenlos fällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die Drei einig? Unsinn. Canning hat den Russen eingeseift. Der aber nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Bar, der sich so schlau dünkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht. Der britische Premier starb, ehe der Nimbus des Hellenenerlösers verblaßt war; und die drei Mächte blieben einstweilen zusammen. Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte ins Jonische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden nicht

einstellte, griffen die drei verbündeten Admirale die türkische Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten Schreck aber schnell wieder. Griechenland war frei. Doch der allzu große Sieg mußte den Dreibund das Leben kosten. Mahmud hatte keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch keine neue bauen und dem Russen fortan den Balkan nicht sperren. Frankreich hatte nichts erreicht. England nur für den alten Feind gearbeitet. Denn jetzt war für Rußland die Bahn frei; endlich. Der politische Instinkt der Briten witterte rasch den Fehler. Drei Monate nach dem Tag von Navarino nannte König Georg in der Thronrede die Seeschlacht ein untoward event. Nesselrode und Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheil zu erstreben. Natürlich; 'tis for liberty. Da in Konstantinopel nun aber eine Christenverfolgung entstand und Mahmud, mit der Tollkühnheit des Verzweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christenheit fechten. Hatte der Türke nicht gedroht, den Vertrag von Akkerman zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel gefährdet? Das ging an die Ehre. Der Dreibund löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden den Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.

Preußen war all dem Hader fern geblieben. Friedrich Wilhelm mochte sich nicht von Oesterreich trennen und Christian Bernstorff merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an die Allheilkraft der Karlsbader Beschlüsse verband), daß die Dreieinigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oesterreich zu bauen? Ja, sagten der Kronprinz, Ancillon und die anderen Legitimisten. Nein, schrieb Maltzahn, Preußens kluger Gesandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Gemeinschaft haben. Und wie sahs im Lande der Habsburger aus? Ungefähr wie im Russenreich des mandschurischen Krieges. Kein Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Heer, dessen Kopfzahl nur auf dem Papier stand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab; sacht, doch so sichtlich, daß Metternich nervös wurde und den sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die „Grundsätze und Ziele" des Londoner Vertrages wurden in Berlin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. Aber Friedrich Wilhelm war unkriegerischen Sinnes, fand, daß sein petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan in

Frieden auskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen Wilhelm, mit den Russen ins Feld zu ziehen. Nikolai Pawlowitsch war ihm zu stark und zu stürmisch. Wenn Brunnows Noli me tangere sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber, da der Sieg über Persien ihm eben erst im Süden Gebietszuwachs gebracht hatte, über die Türkei herfallen: Das behagte dem schwächlichen König nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen Oesterreich und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn, der auf warnenden Rath wieder einmal nicht hörte, seinen Weg gehen und lehnte Metternichs Aufforderung ab, einem antirussischen Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premierminister, bereit, sich den Oesterreichern zu einem Kriege gegen Rußland zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rückhalt. Wenn es den noch unersetzlichen Deutschen Bund sprengte und sich der franko-russischen Koalition anschloß, verlor es das Rheinufer an Frankreich (dessen Wortführer, Soldaten und Bürger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens ein unverdauliches Stück vom Turbankuchen ein. Was von Englands Freundschaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in Oesterreich rief Radetzky, eine Vergrößerung Preußens dürfe unter keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an Müfflings Mission? Und doch hat der Chef des preußischen Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die Türkei vor Revolution und tötlicher Zerstückung bewahrt, die Gefahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, forderte aber keinen Vortheil; gab den guten Rath, ohne nach einem Trinkgeld zu langen. In der Audienz, die Mahmud dem General Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm seinen „alten Freund, den großmüthigen König" und bat, ihm auszurichten, daß der Padischah geruht habe, sich nach seiner kostbaren Gesundheit zu erkundigen. Eine da[illegible]ls fast beispiellose Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche eintrug. Wichtiger war: Preußens Vermittlung hatte die Stunde, in [illegible] die Türkenfrage beantwortet werden muß, noch einmal hinausgeschoben.

Die Macht des Sultans schrumpfte; schwand aber noch nicht. Rußland hielt im Frieden von Adrianopel alles in den Verträgen von Bukarest und [illegible]erman Zugesagte; ein paar Grenzplätze am Kaukasus; das Recht zu freier

Fahrt durch die Dardanellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Entschädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren Zahlung der Sultan haftbar blieb; die Donaufürstenthümer fielen in die russische Einflußsphäre und das Donaudelta wurde zarischer Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt, als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln aufblinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Dumm nur Oesterreich; verhängnißvoll dumm. Gezaudert und gedroht, geprahlt und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehe die Russen so weit waren, mit seinen besten Truppen die Donaufürstenthümer zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Oesterreich-Ungarn im Balkangebiet heute eine bessere Stellung. Schwachheit und redselige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großen Worten, in den Augen des Islams die Glorie des Prinzen Eugen geraubt.

... Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die Welt sich in den Gedanken gewöhnt, Rußland und England seien für immer unversöhnliche Feinde Nun hat sogar ein liberales britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor achtzig Jahren Feldmarschall Wellington that, thut heute General French: er sieht sich in Rußland um und prüft die Möglichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder ist Frankreich mit von der Partie. Nur ists diesmal kein Dreibund, sondern ein beträchtlich stärkeres Syndikat. Erzherzog Franz Ferdinand, Aehrenthal und Konrad von Hötzendorf haben schärfere Jägeraugen als Metternich, Gentz und Prokesch. Mit Italien, Griechenland, Rumänien, Bulgarien ist, unter englischer Assistenz, in aller Ruhe verhandelt worden. Was wird nun geschehen? „Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt: zum Schwarzen Meer) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird

und damit unſer casus belli eintritt. Die Betheiligung Oeſterreichs an der türkiſchen Erbſchaft wird nur im Einverſtändniß mit Rußland geregelt werden. Wenn man die Sondirung, ob Rußland, wenn es wegen ſeines Vorgreifens nach dem Bosporus von anderen Mächten angegriffen wird, auf unſere Neutralität rechnen könne, ſo lange Oeſterreich nicht gefährdet werde, in Berlin verneinend oder gar bedrohlich beantwortet, ſo wird Rußland zunächſt denſelben Weg wie 1876 in Reichſtadt einſchlagen und wieder verſuchen, Oeſterreichs Genoſſenſchaft zu gewinnen. Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, iſt ein ſehr weites, nicht nur im Orient auf Koſten der Pforte, ſondern auch in Deutſchland auf unſere Koſten. Gelingt es der ruſſiſchen Politik, Oeſterreich zu gewinnen, ſo iſt die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig; denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben ſein, weil ſeine Intereſſen am Rhein gewichtiger ſind als die im Orient und am Bosporus." Das ſind Sätze aus den „Gedanken und Erinnerungen". Bismarck meinte, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutſcher oder mit öſterreichiſcher Hilfe ſich den Käfig öffnen und aus Yildiz den Schlüſſel zu ſeinem Haus holen wolle. Nun iſts ganz anders gekommen. Abd ul Hamid iſt ſtärker als Mahmud; Nikolai Alexandrowitſch ſchwächer als Nikolai Pawlowitſch. Der Sultan hat eine tüchtige, mit Krupps beſter Waffe und Munition ausgerüſtete Armee; der Zar kann ſich weder auf den Reſt ſeiner Flotte noch auf die Oberſchicht ſeines Volkes verlaſſen. Lord Lansdowne und Sir Edward Grey waren vorſichtiger als Canning und Wellington: ſie haben, ohne Weſentliches zu riskiren, zuerſt für die Schwächung Rußlands geſorgt (die kein Bismarck gehindert hat) und dann Verhandlungen begonnen. Einſtweilen kennen wir nur den anglo-ruſſiſchen Vertrag über die in Oſtaſien ſtreitigen Gebiete. In Perſien (deſſen Selbſtändigkeit und Unantaſtbarkeit, nach marokkaniſchem Muſter, feierlich betheuert wird) ſoll England den Süden, Rußland den Norden bekommen. In Tibet, das unter Chinas Oberhoheit bleibt, darf keins der beiden Reiche Vorrechte an ſich reißen, England aber, bis der Dalai Lama die Koſten der britiſchen Expedition gedeckt hat, in einzelnen Thälern Truppen halten. Ueber Afghaniſtan (der Emir bleibt ſo ſouverain wie Abd ul Aziz) herrſcht die britiſch-indiſche Regirung; nur durch ihre Vermittlung darf Rußland, das ſeine diplomatiſchen Agenten zurückziehen muß, mit dem ir verkehren. Trotzdem der perſiſche Biſſen groß und fett iſt, können die ſſen mit Fug behaupten, der Leu habe wieder einmal leoniniſch getheilt. Laut ug haben ſies gethan. Nicht bedacht, daß ſie ſelbſt, die winzige Schaar der opäiſch Geſinnten, ihr Vaterland entwaffnet, zerrüttet, von der Möglichkeit aſiatiſcher Kämpfe abgeſperrt haben. Und Herrn Iswolſkij das Leben ſo r gemacht, daß er einen Augenblick zum Rücktritt entſchloſſen ſchien.

Wahrscheinlich, weil er fürs Erste die Vorwürfe ohne Widerrede hinnehmen und sich in die undankbare Rolle des Uebervortheilten schicken muß. Ist es wirklich? Viele Zunftdiplomaten sagen: Ja; England hat die günstige Stunde genützt und dem Bären die Schlinge um den Hals geworfen; hat sich Indien, Afghanistan, Tibet, Südpersien gesichert und dem anderen Kontrahenten nur ein Almosen bewilligt. Dieser Glaube könnte trügen. Vom europäischen Orient ist in dem zur Veröffentlichung bestimmten Text des Vertrages nicht die Rede. Hat Rußland auch hier auf alle Wünsche verzichtet? Trotzdem es in Asien, nach den Abschlüssen mit Japan und England, nichts zu hoffen und nichts zu fürchten, in Europa mit Frankreich ein Bündniß, mit Oesterreich ein (zeitgemäß umgestaltetes) Balkanabkommen, mit Deutschland gute Beziehungen hat? Unglaublich. Noch ist Britanien ja nicht die Welttyrannis zugefallen. Theilung des Türkenerbes in der Zeit russischer Ohnmacht? Da würde nicht Einer nur widersprechen. Der alte Moskowiterhaß würde erwachen und beweisen, daß die europäische Flanke des Bären noch wehrfähig ist. Eduard, Grey und Hardinge sind keine Esel. Einem Volk von hundertvierzig Millionen verfeindet kein Kluger sich auf Zeit und Ewigkeit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit im engen Pferch halten zu können. Japan ist nicht bequem, China nicht zuverlässig, Amerika ökonomisch und politisch eine Lebensgefahr. England braucht, um ans vorläufig letzte Ziel seiner Wünsche zu kommen, die russische Freundschaft heute viel mehr noch als in Cannings Tagen; braucht sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle Verluste nur mit Hohn entschädigtes Rußland müßte zu der Politik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1850 mit den Worten zeigte: La dissolution de cette alliance anglo-française, si hostile à nos intérêts politiques, si fatale à la situation des gouvernements conservateurs. Nein. Herr Iswolskij wird den Tadlern eines Tages beweisen, daß er nicht der Tölpel ist, den sie in ihm sehen. Wozu war er mit Aehrenthal und Karol von Rumänien in Wien? Worüber jubelte Herr Tittoni in Desio? Was hat der kluge, stille Victor Emanuel in Athen gesucht? Warum ist Großfürst Wladimir, der sich doch gern der Menge verbirgt, nach Bulgarien gegangen, dessen Fürst eben erst von Franz Joseph vor staunenden Blicken ausgezeichnet worden war? Slavische Verbrüderung vor dem Denkmal des zweiten Zaren-Erlösers (Alexanders; der erste, größte war Nikolai Pawlowitsch), Erinnerung an Plewna: da bereitet sich leis Etwas vor. Liquidation einer Vermögensmasse? Die Panslavisten werden sich bald wieder lebhafter regen. England opfert heute nichts Beträchtliches mehr, wenn es einem ihm befreundeten Rußland im Südosten Europas die Vormachtstellung einräumt

und die Pforte ins eisfreie Meer öffnet. Und selbst ein Opfer würde reichlich rentiren. Auf ein Menschenalter Ruhe in Asien; Verringerung der Gefahr, daß der amerikanische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglichkeit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu erfüllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und die Hoffnung, mit den vereinten Kräften überall, in Persien und der Türkei, in Nordafrika und Südamerika, Deutschland bedrängen zu können. Brunnow schrieb vor siebenzig Jahren an seinen Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen der Staaten nicht mehr von den Interessen, sondern von den Sympathien der Oeffentlichen Meinung bestimmt werden. Heute gruppirt eine Antipathie die Staaten.

Bismarck sah in der „Freiheit von direkten orientalischen Interessen" einen Vortheil deutscher Politik. Schon deshalb wäre es besser gewesen, nicht in das Sultanat des Westens zu schielen und die Sorge für die Bagdadbahn offiziell wenigstens der Deutschen Bank zu überlassen; wäre das Dümmste, was uns noch zu thun bliebe, die Annahme einer syrischen oder anatolischen „Kompensation", die anno Algefiras schon Herr Révoil in Aussicht stellte und gegen die Onkel Eduard gewiß nichts einzuwenden hätte. Bismarck sah voraus, „daß die russische Politik, in der heutigen realistischen Zeit, in Behandlung der orientalischen Fragen mehr technisch als schwunghaft vorgehen wird". Schwung ist Nikolais Sache nicht; auch nicht Iswolskijs. Und das Technische könnten erfahrene Freunde an der Themse leisten; atrocities sind in Makedonien, Armenien und anderswo täglich mit kurzer Lieferungfrist zu haben. Sogar die Wiederkehr der Koalition aus dem Siebenjährigen Krieg hielt der Schwarzseher im Sachsenwald für möglich; und konnte doch, all in seiner Kümmerniß, nicht ahnen, wie schnell, nach den Rückzügen von 1906 und 1907, die Wirksamkeit des deutschen Wortes sich mindern werde. Daß Rußland, ein England und Frankreich verbündetes, heute auf unsere Kosten Vortheil suchen, daß Frankreich, ein England und Rußland verbündetes, alte Forderung wiederaufnehmen werde: dieser Gedanke dünkt Euch undenkbar? Herr Etienne hat den französischen Wunsch nicht im Busen geborgen; und durfte zu Kaiser und Kanzler dennoch weiter reden. Freilich: Oesterreich-Ungarn ist uns verbündet und wir haben keinen Grund, an seiner Treue zu zweifeln. Doch der Staatsmann muß auch die fernste Möglichkeit in seine Rechnung stellen. Der erste Kanzler hat nach 1890, in seinem politischen Testament, den Fall vorausgesehen, daß eine russische Regirung Oesterreich mit deutschen Konzessionen abfinde. Dürfen wir blinder im Glauben sein als der weise Schöpfer des deutsch-österreichischen Bundes? Habsburg hat heute schwerere Sorgen als vor drei Lustren. Der deutsche Süden hat Preußen

nicht zärtlicher lieben gelernt. Und Brunnow gab einst den klugen Rath, von Verbündeten nie mehr zu heischen, als ihre Freundschaft gewähren kann.

England hat Indien, Afghanistan, Tibet, Südpersien, Egypten, den Sudan, im Osten, Centrum, Süden Afrikas die besten Plätze und bald vielleicht den Kongolöwentheil. Frankreich arrondirt sein nordwestafrikanisches Reich und braucht um Indochina und Madagaskar nicht mehr zu bangen. Die amerikanische Stoßkraft wird durch den Panamakanal verhundertfacht. Rußland und Oesterreich können sich am Tisch des Padischahs sättigen. Deutschland? Vom Islam ist fürs Erste nicht viel zu hoffen; Abd ul Aziz zeugt für unsere Standhaftigkeit. Wir haben in Europa einen Verbündeten (der für uns nur das Schwert ziehen müßte, wenn die rudis indigestaque moles des Zarenreichs sich auf uns stürzte); draußen keinen. In Griechenland kommt Krupp gegen Schneider nicht auf, weil das Deutsche Reich am Hof des Hellenenkönigs, trotz naher Verwandtschaft, unbeliebt ist. In Ostasien schnappt die frankobritische Sozietät unseren Kaufleuten die Aufträge weg. Und eines nicht allzu fernen Tages kann sich eine unangreifbare Mehrheit in der Ueberzeugung zusammenfinden, daß zur Ruhe des Erdballes und zur Zufriedenheit der Völker eigentlich nur Eins noch fehlt: die Tilgung des Schönheitfehlers, den der Franzosenkrieg in Europens Antlitz hinterlassen hat. Nach Navarino hieß das Feldgeschrei: Le Rhin français!.. Zu vermitteln wäre heute nichts; aber auch nicht so viel zu fürchten wie 1827. Friedliche Phrasen könnten nur schaden. Und Bülow braucht jetzt nicht mehr, wie Bernstorff damals, zu sprechen: „Wir hegen nicht die Pläne des Ehrgeizes, die man uns zutraut." Allzu oft hat es gesagt; und findet längst überall Glauben. Nicht der milde Gestus des Königs noch die bescheidene Rede des Ministers hat vor achtzig Jahren dem Staat Fritzens aus der Fährniß geholfen: die Geduld allein thats; die Ruhe, die Freund und Feind ein Zeichen entschlossener Kraft schien. Hätte Preußen sich eingemischt, dem Wunsch nachgegeben, um jeden Preis „dabei zu sein" und nur ja nicht allein out in the cold zu bleiben, dann hätte solcher Eifer auf den wunderlichen Dreibund gewirkt wie Branntwein auf den müden Wanderer. Preußen hatte den Muth, still zu sitzen: und der großmächtige Bund war bald ein Märchen aus alter Zeit. Könnte das stärkere Deutsche Reich nicht endlich einmal mit dieser bewährten Methode sein Heil versuchen? Noli me tangere! Wer äugeln, parliren, scharwenzeln oder gar einschüchtern will, findet die Thür verschlossen. Wir warten. Wir können. Auch Riesentrusts hat der innere Zwiespalt der Interessen schon ins Wanken gebracht, wenn dem gemeinsamen, stützenden Haß der Gegenstand aus dem Sehkreis ins Dunkel entrückt war.

Berichtigung.

Berlin, den zwölften Oktober 1907.

Geehrter Herr Harden!

In der letzten „Zukunft" sind Sie den Verdächtigungen meiner Marokko-Thätigkeit entgegengetreten. Vom Auswärtigen Amt, wo der wirkliche Verlauf der Marokko-Sache bekannt ist, geschiehts nichts, um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dadurch vereinfacht sich für mich die Frage, wem ich für meine Vertheidigung zu danken habe. Ich danke Ihnen.

Gleichzeitig möchte ich heute über einzelne Punkte, bei denen Staatsgeheimnisse nicht eingeflochten sind, mich äußern.

Einem Artikel der „Post" aus der vorigen Woche, der auch in andere Blätter übergegangen war, entnehme ich den folgenden Abschnitt:

„Als Herr von Tschirschky die Geschäfte des Auswärtigen Amtes übernahm, war die Situation, in welcher sich Deutschland befand, recht diffizil. Unser Verhältniß zu Frankreich und England war zu jener Zeit sehr gespannt. Damals waltete der Wirkliche Geheime Rath Herr von Holstein noch in ungeschwächter Macht seines Amtes und übte auf den Gang der auswärtigen Politik des Reiches einen Einfluß aus, der bei Gelegenheit seines Rücktritts zu mancherlei Erörterungen Anlaß gegeben hat. Kaum war Herr von Tschirschky zum Staatssekretär ernannt, so begann von verschiedenen Seiten eine heftige Wühlarbeit gegen ihn. Wider alles Erwarten zeigte sich der neue Staatssekretär der Situation im Auswärtigen Amt aber vollkommen gewachsen. Er verstand es, in kurzer Zeit seine eigenen Gedanken zur Geltung zu bringen und sich von Herrn von Holstein unabhängig zu machen. Der bisher allmächtige Geheimrath gerieth so allmählich ins Hintertreffen. Als er seinen Einfluß schwinden sah, griff er als letztes Mittel zur Einreichung seines — nebenbei bemerkt, elften — Abschiedsgesuches, wahrscheinlich in der festen Erwartung, daß es nicht angenommen werden würde. In Vertretung des schwer erkrankten Reichskanzlers gab Herr von Tschirschky das erneute Entlassungsgesuch des Wirklichen Geheimen Rathes wider Erwarten in den Geschäftsweg, worauf es an Allerhöchster Stelle auch genehmigt wurde. Damit hatte die Aera Holstein ein jähes Ende erreicht! Daß Herr von Tschirschky die nöthige Energie besaß, dem übergroßen Einfluß des Herrn von Holstein entgegenzutreten, ist jedenfall ein Verdienst, das bisher wenig bekannt geworden ist. Nachgerade hatte nämlich die Herrschaft, die Herr von Holstein im Auswärtigen Amt ausübte, zu sehr unerquicklichen Verhältnissen geführt. Es kann auch nicht bestritten werden, daß die Zuspitzung der Dinge in der Marokko-Affaire wesentlich zurückzuführen war auf gewisse Maßnahmen des Herrn von Holstein, der — allerdings aus ehrlicher Ueberzeugung — auf eine Verschärfung des Konfliktes mit Frankreich hinarbeitete. Seit der Entfernung des Herrn von Holstein haben sich die Beziehungen zu Frankreich zweifellos gebessert; der Weg für eine Verständigung in der marokkanischen Angelegenheit ist geebnet."

Wer diese Sätze inspirirte, Der muß die Ueberzeugung gehabt haben, daß ich, nicht nur aus disziplinarischen Rücksichten, auch fernerhin schweigend Alles über mich ergehen lassen würde. Sonst hätte er seiner Phantasie weniger freien Lauf gelassen. Aus meinem am achtzehnten August 1906 in der „Zukunft" veröffentlichten Brief, dessen thatsächlichen Angaben von keiner amtlichen Seite widersprochen worden ist, mußte er schon wissen, daß seine Darstellung von der objektiven Wahrheit abweicht. Bei dem wiederholten Versuch, sie festzustellen, beschränke ich mich auch heute auf die nothwendigsten Berichtigungen.*)

Erstens. In dem Postartikel ist gesagt, „daß die Zuspitzung der Dinge in der Marokko Affaire wesentlich zurückzuführen war auf gewisse Maßnahmen des Herrn von Holstein" (dem dann durch Herrn von Tschirschky das Handwerk gelegt wurde). In diesem wie in anderen Artikeln von Blättern, deren Verbindungen sie wohl zu besseren Informationen berechtigten, ist immer nur von Tschirschky und Holstein und Holstein und Tschirschky die Rede; und doch war der Eine so wenig wie der Andere nach der Verfassung befugt, von sich aus in wichtigen Fragen der auswärtigen Politik zu entscheiden. Die allein verantwortliche Instanz, der Reichskanzler als Auswärtiger Minister des Deutschen Reiches, wird manchmal nebenbei erwähnt, manchmal ganz bei Seite gelassen. Sehr unverdientermaßen. Denn während des ganzen Verlaufes der Marokko-Verhandlungen — ich kann natürlich nur von dem Bereich und der Zeit meiner Thätigkeit reden — hat der Reichskanzler die Leitung in der Hand behalten. Ich verrathe kein Staatsgeheimniß, sondern bestätige nur eine Thatsache, die sich eigentlich von selbst versteht, wenn ich sage, daß bis Ende Februar 1906, wo meine Marokko-Thätigkeit aufhörte, alle wichtigeren unter den von mir veranlaßten Direktiven nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers trugen, sondern meistens auch vorher eingehend mit ihm erörtert worden waren Ich hatte, wenn der Reichskanzler in Berlin war, der Regel nach einmal in der Woche Vortrag, welcher stets eine bis zwei Stunden dauerte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dabei der Reichskanzler als gewandter Debatter und überdies Vorgesetzter seinen Standpunkt immer reichlich zur Geltung brachte, wenn auch in verbindlichster Form. Von diesen Vorträgen — einschließlich des letzten, der am sechs- oder siebenund-

*) Nicht nothwendig scheint Herrn von Holstein, mit Recht, die Berichtigung der Angabe, er sei jetzt wieder im Dienst und habe sogar im Kanzlerhaus ein eigenes Bureau. Dieses Kindermärchen erzählt ein Herr Lucien Wolff, der mit den englischen Journalisten in Berlin war und behauptete, im Preßbureau des Auswärtigen Amtes empfangen und inspirirt worden zu sein. Sucht man denn immer noch Sündenböcke? 'tis very strange.

zwanzigsten Februar 1906 stattfand und bei dem noch eine wichtige Arbeit erledigt wurde — habe ich allemal die Ueberzeugung mitgenommen, mit den Intentionen des Reichskanzlers in Einklang zu sein. Als Das nicht mehr der Fall war (Das heißt: nach dem am zwölften März eingetretenen Umschwung), hatte ich an der Marokko-Arbeit keinen Antheil mehr.

Dieser Sachverhalt berechtigt mich, die Behauptung, daß ich in irgendeiner Phase der Marokkofrage andere als die vom Reichskanzler bezeichneten Ziele verfolgt oder andere als die von ihm genehmigten Mittel angewandt habe, für freie Erfindung, für gänzlich unwahr zu erklären.

Zweitens. In dem Artikel der „Post" und in vielen anderen Zeitungartikeln tritt der Gedanke hervor, daß die amtliche Marokkopolitik nicht nach dem Sinn des Herrn von Tschirschky gewesen sei. Dem gegenüber möchte ich mich heute auf den Hinweis beschränken, daß ich aus dem Juni 1905, aus der Zeit zwischen Delcassés Sturz und dem Zusammentritt der Konferenz, einen Brief besitze, in welchem Herr von Tschirschky mir sein rückhaltloses Einverständniß mit der deutschen Behandlung der Marokkofrage ausspricht.

Drittens. Der thörichten Insinuation, daß Herr von Tschirschky mein angeblich elftes — in Wirklichkeit war es im Lauf langer, wechselvoller Dienstjahre das vierte — Abschiedsgesuch „wider Erwarten" während der Krankheit des Reichskanzlers in den Geschäftsgang gegeben und mir dadurch eine unangenehme Ueberraschung bereitet habe, erweise ich vielleicht durch eine Berichtigung unverdiente Ehre. Aber ich möchte, zur Vervollständigung meines im August 1907 an Sie gerichteten Briefes, doch aussprechen, daß ich selber es gewesen war, der die Sache in den Geschäftsgang gegeben hatte. Am zweiten April überreichte ich dem Reichskanzler das Abschiedsgesuch und am folgenden Tage sandte ich ein Duplikat an das Auswärtige Amt. Gleichzeitig benachrichtigte ich den Reichskanzler hiervon brieflich und schrieb ihm, ich habe diesen Schritt gethan, weil es für meine Würde und seine Ruhe das Beste sei, ein Ende zu machen. Dies Alles geschah, wie gesagt, am dritten April, noch vor des Reichskanzlers Erkrankung.

Mit der Bitte, dieser eng begrenzten Richtigstellung Raum in der „Zukunft" gewähren zu wollen, verbleibe ich, geehrter Herr Harden,

Ihr

sehr ergebener

Holstein.

Justizreform.

Die Rechtseinheit, die eins der wichtigsten Ziele des jungen Deutschen Reiches war, ist in der Hauptsache erreicht. Verfassung und Verfahren konnten schon vor Ablauf von zehn Jahren nach der Gründung des Reiches in neuer Form ins Leben treten; das Strafgesetzbuch fand es fertig vor. Das Bürgerliche Gesetzbuch reifte langsam heran. Doch wie verschieden sind diese Errungenschaften von dem deutschen Volk bewerthet! Während das Bürgerliche Gesetzbuch sich höchster Anerkennung erfreute und nur von extremen Parteien angefochten wurde (die Haftung des Viehhalters ist in dem großen Gebäude doch nur ein winziges Steinchen), hat die Gerichtsverfassung und das Verfahren in Civil- wie in Strafsachen von Anbeginn vielfache Anfechtung erfahren. Die Versuche, die Berufung in Strafsachen einzuführen, sind fast so alt wie die Neuordnung, die am ersten Oktober 1879 ins Leben trat. Am Strafprozeß ist auch sonst von den politischen Parteien nicht nur, sondern auch in der Literatur scharfe Kritik geübt worden. Auch der Civilprozeß fand Anfechtung, besonders nachdem in dem befreundeten Nachbarreich ein genialer Kopf eine neue Civilprozeßordnung energisch und konsequent ins Werk gesetzt hatte und nachdem es bei uns gelungen war, durch Abbröckelung von den ordentlichen Gerichten Spezialgerichte, Kaufmannsgerichte und Gewerbegerichte, zu schaffen, deren neuer Grundsatz: „Billig und schnell“ allgemein Anklang fand.

Im Reichstag erleben wir alljährlich den selben Vorgang: Drängen der Parteien nach einer Reform und die Antwort: Die Vorarbeiten sind im Gange. Für den Strafprozeß hat eine Kommission wichtige und in der Hauptsache glückliche Vorarbeit geleistet. Auch ein neues Strafgesetzbuch wird vorbereitet. Eine Aenderung der Civilprozeßordnung steht unmittelbar bevor.

In dieser Zeit der Gährung erhebt ein angesehener und hochstehender Verwaltungbeamter im Parlament seine Stimme. Er eignet sich das Wort von dem sinkenden Vertrauen des Volkes in die Rechtsprechung an, erklärt die Grundlage unserer ganzen Justiz, die Organisation und die Stellung des Richters, für fehlerhaft und verlangt Abhilfe unter Berufung auf die Justizverhältnisse eines Staates, dessen selfgovernment einst Gneist uns herübergeholt hatte, von dessen Justizeinrichtungen aber bisher besonders Rühmliches bei uns nicht bekannt war. Man stimmt dem Rufer zu oder lehnt ihn ab. Die englischen Einrichtungen werden genauer geprüft und fast alle Juristen erklären sich gegen deren Uebernahme.

Ein Jahr später. Der Rufer im Streit erklärt: So habe er es gar nicht gemeint. Nicht Uebernahme der Einrichtungen, sondern nur einzelner Rechtsgedanken sei von ihm angeregt. Er sei mißverstanden. Nachdem er aber durch seinen Ruf die Geister aufgerüttelt habe, wolle er England jetzt auf sich beruhen lassen. Nun zeigt Oberbürgermeister Adickes in einer neuen Schrift, wie er sich die Umgestaltung unserer Rechtseinrichtungen denkt. Mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wird zusammengetragen, was Andere gesagt und geschrieben haben, die eigenen Anschauungen sind klarer und schärfer herausgearbeitet und am Schluß werden Freunde und Gegner zur Aeußerung aufgefordert. Dieser Aufforderung möchte auch ich folgen. Zu meiner Legitimation darf ich vielleicht geltend machen, daß ich fünfundzwanzig Jahre richterlicher Arbeit bei einem kleinen, einem mittleren, einem großen Amtsgericht und bei einem mittleren Landgericht (die sieben Amtsgerichte der Assessoren-

zeit ungerechnet) hinter mir habe. Die Verschiedenheit der Verhältnisse aber, ländlicher wie städtischer, habe ich in meiner Heimath Ostpreußen, in der Provinz Posen, in der Reichshauptstadt kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Zunächst eine allgemeine Bemerkung. Unserer Gesetzgeber scheint sich eine gewisse Nervosität bemächtigt zu haben, die zu einem Abschluß drängt. Liegt dazu wirklich ein Anlaß vor? Allen menschlichen Einrichtungen haftet der Mangel menschlicher Unvollkommenheit an. Aber nach gewissenhafter Prüfung und auf Grund meiner Erfahrung kann ich aussprechen: Das deutsche Volk hat Grund, mit seinen Justizeinrichtungen zufrieden zu sein. Seine Gesetze sind, wenn auch in mancher Hinsicht der Verbesserung bedürftig, doch im Ganzen gut und den Bedürfnissen des Volkes angemessen. Das Verfahren in Straf- und Civilprozessen verbürgt eine gerechte, alle wichtigen Thatsachen berücksichtigende Rechtsprechung. Und der Richterstand ist nach Ausbildung und Leistungen auf der Höhe. Also weshalb diese Hast? Noch nicht dreißig Jahre sind vergangen, seit die deutsche Gerichtsverfassung in Kraft trat; und der ganze Bau soll nun so umgestaltet werden, daß er kaum noch zu erkennen sein wird. Kommt es dabei auf zehn Jahre an? Das rechte Werk will Zeit zum Werden. Jede Ueberhastung kann Unheil stiften.

Ich beginne mit der Frage: Hat unsere Gerichtsverfassung sich bewährt? Die Frage kann leider in vollem Umfang nicht bejaht werden.

Zuerst in Strafsachen. Während die Schöffengerichte für die kleineren Strafsachen in ihrer glücklichen Verbindung von gelehrtem Richter und Laien im Volksbewußtsein Wurzel gefaßt haben, so daß man ihre Zuständigkeit vor nicht langer Zeit erweitern konnte, sind die Strafkammern und die Schwurgerichte das Ziel vielfacher Angriffe gewesen. Die Rechtsprechung der in der Regel aus fünf Berufsrichtern bestehenden Strafkammer wird weltfremd gescholten und soll das Vertrauen zur Justiz geschmälert haben. Die Schwurgerichte werden angegriffen, weil sie der Aufgabe der Rechtsfindung wegen mangelnder Rechtskenntniß und wegen der Unfähigkeit, einer verwickelten Verhandlung zu folgen, allein und getrennt von den nur in der Rechtsfrage, nicht in der Schuldfrage entscheidenden Berufsrichtern nicht gewachsen seien. Die Strafkammer ist nicht volksthümlich und wird nach dem Vorschlag der Strafprozeßkommission durch größere Schöffengerichte zu ersetzen sein. Ob die Schwurgerichte schon jetzt dem Ende ihres Daseins entgegengehen, ist zweifelhaft und hängt weniger von juristisch-technischen als von politischen Erwägungen ab.

In Civilsachen haben wir eine Scheidung von kleinen und großen Sachen; die kleinen bearbeitet in Erster Instanz ein Einzelrichter, die großen ein Kollegium. Hier sind es die Kollegien, an deren Einrichtung gerüttelt wird. Man will die Zuständigkeit der Einzelgerichte erweitern. Darum tobt zur Zeit der größte Streit der Meinungen wie der Interessen. Einzelne Regirungen, die bei Erweiterung der Amtsgerichtszuständigkeit die Lebensfähigkeit der Landgerichte bedroht sehen, scheinen nur halbe Arbeit machen und sich mit einer mäßigen Erhöhung der Zuständigkeitgrenze begnügen zu wollen. Das wäre zu bedauern. Die Grenze der Zuständigkeit der Einzelrichter wird heute in der Hauptsache durch den Werth des Streitgegenstandes bestimmt. Bei Streitgegenständen über dreihundert Mark entscheidet das Kollegium. Diese Unterscheidung beruht auf alteingewurzelten Anschauungen, die aber, weil sie alt sind, noch nicht für alle Ewigkeit zu gelten brauchen. Wenn man davon ausgeht, daß das Kollegium die schwierigen Sachen bearbeiten solle, so ist

das Objekt jedenfalls kein Maßstab dafür, ob eine Sache Schwierigkeiten macht. Wer als Einzelrichter in ländlichen Bezirken gewirkt hat, wird mir bestätigen, daß in den dinglichen (Eigenthums-, Grenzscheidung-, Servituten-) Prozessen die rechtlichen Schwierigkeiten sehr groß sind und ein solcher Amtsgerichtsprozeß oft mehr Scharfsinn und Kenntnisse erfordert als zehn Streitigkeiten, die vor das Landgericht gehören. Der Unterschied liegt nicht in dem Objekt, sondern in der Sache. Nur weil die Sachen mit großem Streitgegenstandswerthe gründlicher von den Anwälten bearbeitet werden, bieten sie dem Richter mehr Schwierigkeiten. Deshalb darf nicht mehr nach Objekten getheilt werden. Wenn dagegen geltend gemacht wird, daß die „großen" Prozesse meist auch größere Wichtigkeit haben, so ist auch Das zu bestreiten. Die kleine Zahl der hohen Objekte kommt gegenüber den Millionen der kleinen Prozesse an Bedeutung nicht auf. Was aber der kleine Prozeß dem kleinen Mann bedeutet, wie auch hier oft Existenzfragen Antwort heischen: Das sollte doch in unserer sozial empfindenden Zeit nicht außer Betracht bleiben. Die Rücksicht auf die wirthschaftlich Schwachen müßte allen anderen vorangehen.

Die richtige Folgerung aus diesen Erwägungen ist: Fort mit den Kollegien als Richtern Erster Instanz! (Die Aufgaben der Zweiten und der Revision-Instanz sind andere, also auch anders zu lösen.) Daß der Einzelrichter Vorzüge hat, die dem Kollegium fehlen, habe ich neulich in der Deutschen Juristen-Zeitung zu begründen versucht. Ich will die Hauptgründe kurz wiederholen.

Der Einzelrichter arbeitet schneller als ein Kollegium. Seine Initiative, seine Entschlußfähigkeit, seine Wirkung nach außen (ich möchte sagen: seine Stoßkraft) ist stärker. Er arbeitet mit voller eigener Verantwortung und deshalb besser. Wenn heutzutage Kollegien mit größerer Gründlichkeit an die Prozesse herangehen, so liegt es daran, daß sie im Verhältniß viel weniger Prozesse haben. Der Einzelrichter ist aber auch unabhängiger als das Mitglied des Kollegiums. In einem Kollegium besteht für schwächere Charaktere die Gefahr, daß Rücksichten nicht sachlicher Art bei der Entscheidung bewußt oder unbewußt mitwirken. Der Einzelrichter steht dem Volk näher und ist volksthümlicher als das Mitglied eines Kollegiums von Spruchrichtern. Er steht ihm um so näher, je kleiner der Rechtsprechbezirk ist, je mehr er Fühlung mit der Bevölkerung gewinnen kann. Daß schließlich die einzelrichterliche Organisation wegen der dadurch ermöglichten kleineren Bezirke auch weniger mit Opfern an Zeit und Geld für die Bevölkerung verbunden ist, fällt ins Gewicht. Bismarck sagt am Ende seines Lebens, nachdem er auf seine Lehrjahre bei Gericht und Regirungen zurückgeblickt hat, in „Gedanken und Erinnerungen" (I, 13): „Wohl aber nehme ich an, daß die amtlichen Entschließungen an Ehrlichkeit und Angemessenheit dadurch nicht gewinnen, daß sie kollegialisch gefaßt werden; abgesehen davon, daß Arithmetik und Zufall bei dem Majoritätvotum an die Stelle logischer Begründung treten, geht das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, in welcher die wesentliche Bürgschaft für die Gewissenhaftigkeit der Entscheidung liegt, sofort verloren, wenn diese durch durch anonyme Majoritäten erfolgt."

Also fort mit den Kollegien in Erster Instanz! Man mache ganze Arbeit und gebe dem Einzelrichter in allen Prozessen die Zuständigkeit. Daß auch in den Strafprozessen Erster Instanz dem Einzelrichter als Leiter des gemischten Gerichtes vor dem Kollegium der Vorzug gebührt, daß die Autorität der Berufsrichter leiden und die Rathlosigkeit der Laien wachsen muß, wenn mehrere Berufsrichter sich in

den Schöffengerichten gegenüberständen: diese richtige Ansicht scheint sich allmählich die Herrschaft zu erobern.

Auf dem Gebiete der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, die eigentlich keine richterliche, sondern eine verwaltende Thätigkeit ist, herrscht schon jetzt unangefochten der Einzelrichter. Will man diese Thätigkeit, die mit der richterlichen Manches gemein hat, insbesondere, daß sie juristische Vorbildung erfordert, den Gerichten lassen, statt besondere Behörden (Grundbuch-, Vormundschafts-, Nachlaß-, Testaments-Register-, Zwangsvollstreckung- und Konkursämter) zu schaffen, was besser wäre, so ordnen sie sich der einzelrichterlichen Verfassung mit Leichtigkeit ein.

Und nun das Ergebniß: eine Vereinfachung der Gerichtsverfassung. Die Landgerichte, denen es ans Leben geht, sterben dann wenigstens einen schnellen Tod. Es giebt nur Einzelrichter Erster Instanz in Civil- und in Strafsachen. Der Vorschlag, dem Amtsrichter die kleineren, dem älteren bewährten Landrichter die größeren Sachen zu geben, kann auch bei der jährlichen Geschäftsvertheilung ausgeführt werden, indem man Prozesse aus sachlich schwierigen Gebieten besonders bewährten Kräften überweist, wenn der Richter Erster Instanz nur Richter heißt. What is a name! Auf die Tüchtigkeit, nicht auf den Titel kommt es an!

Nach der Verfassung das Verfahren. In Strafsachen ist es das Vorverfahren und in Zusammenhang damit die Stellung der Staatsanwaltschaft und des Untersuchungrichters, die in heißem Wortkampf erörtert werden. Ueber dieses schwierige Thema will ich hier nur sagen, daß es höchst bedenklich wäre, wenn der Gesetzgeber ohne die Probe, wie sich ein Grundsatz im Leben bewährt, ans Werk ginge. Soll beim Militär ein neues Reglement eingeführt werden, so wird es erst an einzelnen Truppenkörpern erprobt. Und die Einführung einer neuen Strafprozeßordnung ist eine für das Wohl des Volkes eben so wichtige Angelegenheit. Geht es nach dem Grundsatz „fiat experimentum in corpore vivo“ so ist zu befürchten, daß der ganze Volkskörper durch falsche Mittel Schaden leide. Man gebe also zunächst den Regirungen die Möglichkeit, in geeigneten Bezirken (ich denke dabei besonders an die Großstädte) ihre Gedanken in der Praxis zu erproben. Man lasse ruhig Jahre darüber hingehen. Dann aber, wenn die Fragen spruchreif sind, ans Werk, das für ein Jahrhundert geschaffen sein müßte.

Das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft ist zu beseitigen. Bisher ist noch nicht scharf genug betont worden, wo der Fehler in der Stellung der Staatsanwaltschaft liegt. Ich finde ihn darin, daß man einer Behörde in Bezug auf die wichtigsten Güter der Bevölkerung eine herrschende Stellung einräumt, ohne ihr die Mittel zu gewähren, sie auch objektiv gerecht auszuüben. Ich sage: objektiv gerecht; denn daß unsere Staatsanwälte, deren Arbeit ich jetzt dreißig Jahre aus eigener Anschauung kenne, subjektiv gerecht sind, daß sie die Gerechtigkeit erstreben, ist meine Ueberzeugung. Wer das Gegentheil behauptet, kennt unsere Staatsanwaltschaft nicht. Ich sprach von ihrer beherrschenden Stellung. Diese gründet sich darauf, daß der Richter nur mit der Sache befaßt wird, die ihm der Staatsanwalt zur Aburtheilung vorlegt. Die erste Entscheidung und die wichtigste also, ob der Mann überhaupt vor den Richter zur Aburtheilung kommt, trifft der Staatsanwalt. Und auf welcher Grundlage? Meist nicht auf Grund einer mündlichen Verhandlung und nur selten auf Grund eidlicher Bekundungen, sondern auf Grund von unbeschworen Aussagen, die noch dazu von untergeordneten Organen in unvollkom-

mener, oft unzutreffender Weise niedergeschrieben sind. Die neue Strafprozeßordnung muß also an die Stelle des zuerst entscheidenden Staatsanwalts den allein entscheidenden Richter setzen. Der Staatsanwalt trete in die Parteistellung zurück, die ihm gebührt. Er klage an, wo das öffentliche Interesse wahrzunehmen ist. Im Uebrigen gebe man dem Verletzten das Recht, Strafklage zu erheben, natürlich auf eigene Kosten und Gefahr. Die Vorermittelungen aber leite eine von der Staatsanwaltschaft getrennte, objektive, bewegliche höhere Beamtenschaft mit Hilfe besonders befähigter und geschulter Subalternen.

Das Verfahren in Civilsachen greift nicht so tief ins Herz des Volkes; desto tiefer in dessen Beutel. Hier scheint der Weg schon jetzt deutlich vorgezeichnet. Alles Handwerkmäßige gehört nicht vor den Richter. Das beste Mittel habe ich schon vor zehn Jahren in der Deutschen Juristen-Zeitung vorgeschlagen: man schaffe ein obligatorisches Mahnverfahren. Ob man dadurch unter Umständen eine Woche länger warten muß, ist bei einem böswilligen Schuldner nicht von Bedeutung. Der findet auch im ordentlichen Prozeß Mittel und Wege zur Verschleppung. Wenn dann zugleich mit der Aufforderung zur Zahlung schon in dem Zahlungbefehl für den Fall des Widerspruchs ein Termin anberaumt wird, so wird dem faulen Zahler bald die Lust zur Hinzögerung des Prozesses vergehen.

Ist dieser Ballast beseitigt, so bleibt dem Richter für die wirklichen Prozesse Zeit und Lust. Wie segensreich hat schon die Verfügung des preußischen Justizministers über die Heranziehung des Gerichtsschreibers und der Kanzlei zu Hilfeleistung in richterlichen Geschäften gewirkt. Und weitere Erleichterungen sind zu erhoffen. Allerdings zähle ich dazu nicht die Beseitigung des Urtheilsthatbestandes, der die beste Bürgschaft für eine sachgemäße Entscheidung ist. Erst die Nothwendigkeit, sich über die mündlichen Erklärungen genaue Rechenschaft zu geben, schafft in verwickelten Sachen dem Richter die sichere Beherrschung des Prozeßstoffes.

Nicht eigentlich in das Verfahren gehörig, aber von der größten Bedeutung für dessen schnelle Erledigung wäre es, wenn auf die Beseitigung der Prozesse durch Vergleich eine Prämie in Form von Kostenfreiheit gesetzt würde. Die Vergleichserfolge der Kaufmann- und Gewerbegerichte beruhen zum großen Theil auf dieser glücklichen Gesetzesbestimmung.

Das Richteramt. In seiner Schlußbetrachtung spricht Adickes die alte Wahrheit aus: „Eine gute Rechtspflege hängt in erster Linie von den Persönlichkeiten der Richter ab.“ In seiner Herrenhausrede vom achten Mai 1907 sagte er: „Wichtiger noch als gute Gesetze sind gute Richter. Schlechte Gesetze werden erträglich durch gute Richter. Gute Gesetze können verdorben werden durch schlechte Richter.“ In der Betonung der hohen Aufgabe des Richteramtes liegt sein größtes Verdienst. Die richtige Gestaltung des Richteramtes ist deshalb die wichtigste Aufgabe einer vorausschauenden Gesetzgebung. Nur befähigte, kraftvolle Persönlichkeiten sind der Ehre würdig, eine Lebensaufgabe des Staates durchzuführen. Dazu gehört in erster Linie, wie es einstimmig auch in der letzten Tagung des preußischen Abgeordnetenhauses zum Ausdruck kam, eine gesicherte materielle Lage. Dann aber eine Ausbildung der Persönlichkeit nicht nur nach der rein technischen Seite, sondern auf allen Gebieten menschlicher Kultur. Die Technik, die uns die Rechtswissenschaft lehrt, ist zunächst ein Handwerk. Eine Kunst wird sie erst in der Verbindung mit einem hohen Geist und einem starken Charakter. Die allgemeine Bildung sollte

auf der Schule schon, jedenfalls aber auf der Hochschule die Hauptsache sein. Beim Eintritt in die Praxis sollte die Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften, mit Literatur und Kunst, mit den sozialen und wirthschaftlichen Verhältnissen obligatorisch werden. Der vorzügliche Gedanke, der zur Gründung der Staatswissenschaftlichen Vereinigung führte, ist lange noch nicht nach Gebühr gewürdigt. Wer ersehnt, daß unser Richterstand (und nicht er allein) auf der Höhe sich erhalte, darf die Wahrheit nicht unterdrücken, daß der juristische Nachwuchs Manches zu wünschen übrig läßt. An die Stelle freien Studiums tritt oft der Besuch des Repetitors und der Erwachsene scheut sich nicht, dem Knaben gleich die Schulbank zu drücken, um nur das für die Prüfung Nützliche sich anzueignen. Was bleibt davon für das Leben? Nicht das positive Wissen, sondern das Können sollte das Ziel sein.

Daß unsere Prüfungen uns diesem Ziel nicht näher bringen, daß insbesondere die zweite juristische Staatsprüfung unzweckmäßig gestaltet ist, darf nicht ungesagt bleiben. Ein halbes Jahr des kräftigsten Alters, oft noch längere Zeit muß daran gesetzt werden, um eine Prüfung zu bestehen, die in einer Woche abgelegt werden könnte. Wenige Tage Klausurarbeit rein praktischer Natur (keine „wissenschaftliche" Arbeit, zu der die Miethbücherei in der Regel die Bücher schon bereit hält), und ein mündliches Examen genügen vollkommen. Was könnte der junge Mann in der Zeit, die er zur Prüfung braucht, fürs Leben lernen, statt, wie jetzt fast immer, selbst im günstigsten Fall abgearbeitet und überreizt heimzukehren! Hier ist Abhilfe dringend nöthig.

Das Richteramt selbst aber gestalte man möglichst so, daß ein Steigen zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht die Regel sei. Nicht Rang und Titel, sondern die Art der Thätigkeit seien das Kennzeichen höherer Bewerthung. Der tüchtigste an den schwierigsten Platz: Das wäre das Ideal. Möglichst gleiche Gehaltsverhältnisse (Steigerung nur nach dem Dienstalter) sind dazu Vorbedingung. Gericht, Obergericht, Reichsgericht reichen aus. Bei Beseitigung des Landgerichtes ergiebt sich diese Ordnung von selbst. Adickes ist mit seinen Vorschlägen auf dem richtigen Weg, er bleibt aber mitten darin stehen, wenn er dem absterbenden Landgericht zum neuen Leben verhelfen will. Zwischen seinem Land- und Oberlandgericht ist, wie er selbst fühlt, kein wesentlicher Unterschied mehr.

Die Rechtsanwaltschaft hat sich unter den neuen Verhältnissen seit 1879 günstig entwickelt. Nicht nur im amtlichen Wirken hat sie Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit bewiesen; auch auf dem Gebiet der Wissenschaft sehen wir hervorragende Anwälte sich bethätigen. Hier sei nur an Hermann Staub erinnert, der als Kommentator vorbildlich gewirkt hat und als Anwalt und Mensch eine Zierde seines Standes war. Daß auch Auswüchse nicht fehlen, daß das Drängen besonders der jungen Anwälte nach den großen Städten und die hier entfesselte Konkurrenz manche üble Wirkung hervorrufen, ist leider nicht zu leugnen. Eine Hauptaufgabe jeder Reform würde sein, dem Uebermaß in den Großstädten entgegenzuwirken und den Zuzug nach den kleinen Städten zu fördern. Das beste Mittel dazu ist die Verleihung des Notariates, mit dessen Vergebung man freigiebiger sein könnte. Dienstalter, Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit sollten allein entscheiden. Nach Ablauf einiger Jahre der reinen Anwaltsthätigkeit, die die Prüfungzeit bildeten, müßte jedem geeigneten Bewerber das Notariat verliehen werden. Die Einkünfte der einzelnen Notare würden dann geringer werden, sie würden aber gerechter und gleichmäßiger unter die Anwaltschaft vertheilt werden. Gehen aber die Anwälte in die kleinen Städte,

so hat die Bevölkerung den Vortheil, ihren Vertrauensmann in der Nähe zu haben. Die Verleihung des Notariates an alle geeigneten Anwälte ist schon deshalb nöthig, weil die wirthschaftliche Lage der Anwälte nicht so glänzend ist, wie sie scheint. Man sieht nur immer die wenigen Anwälte mit hohem Einkommen und vergißt, daß recht viele, besonders in den Hauptstädten, einen harten Kampf ums liebe Brot kämpfen. Trotz der Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse, aller Löhne und Materialien sind seit dreißig Jahren die Gebühren nicht erhöht werden. Dazu kommt, daß eine Vereinfachung des Verfahrens in den nicht streitigen Sachen, wie sie bevorsteht, die Einnahmen der Anwaltschaft wesentlich schmälern wird. Jetzt bringen die sogenanten Formularklagen den größten und leichtest errungenen Theil der Einnahmen (weil sie dem Anwalt ohne jede eigene Mühe die Hälfte von Dem einbringen, was ein schwieriger Prozeß mit Beweisaufnahme einträgt). Kommt es zu einem obligatorischen Mahnverfahren oder Aehnlichem, so werden die Gebühren der Formularsachen auf den dritten Theil der jetzigen sinken. Um so mehr erfordert es die Gerechtigkeit, daß in den streitigen Sachen die Gebühren erhöht werden.

Gegen die Beseitigung des Anwaltzwanges, der die Anwaltschaft auch Einbuße an ihren Einnahmen erleiden ließe, wird von ihr immer geltend gemacht, daß dadurch die Bevölkerung den Winkelkonsulenten in die Arme getrieben werde. Diese Befürchtung hege ich nicht. Die Volksanwälte befriedigen ein Bedürfniß gerade der armen Bevölkerung, die einen Anwalt nicht bezahlen kann. In den Sachen, für die jetzt der Anwaltzwang vorgeschrieben ist, also bei Streitgegenständen von mehr als dreihundert Mark Werth, bedient sich die vermögende Partei ohnehin des Anwalts, sofern sie seiner bedarf. Weshalb aber bei einer Waarenklage wegen einer Forderung von dreihundertundeine Mark, die der Schuldner nicht bestreitet, aber zur Zeit nicht zahlen kann, ihm noch die hohen Anwaltsgebühren von fünfzehn Mark und etwa drei Mark Nebenkosten auferlegt werden sollen, ist nicht einzusehen. Man kann getrost dem Publikum überlassen, wie es sein Recht am Besten wahrzunehmen glaubt, und für die Erste Instanz vom Anwaltzwang absehen. Vielleicht würde zum Schutz der geschäftsunkundigen Bevölkerung dem Richter die Befugniß eingeräumt, anzuordnen, daß die Partei sich des Anwaltes bediene. Aehnliche Vorschriften haben wir schon jetzt in der Civilprozeßordnung.

Bei Vereinheitlichung der Gerichte könnte auch die Zulassung, für die eigentlich ein rechter Grund nicht einzusehen ist, sofern sie den einzelnen Anwalt in der Ausübung seiner Thätigkeit beschränkt, fortfallen. Ob für die Zulassung zur Praxis bei den Obergerichten ähnliche Grundsätze einzuführen wären wie für die Anwälte beim Reichsgericht, ist zu erwägen. Junge Anwälte sollten erst im Leben Erfahrungen sammeln, bevor sie in den schwierigen und wichtigen Sachen der Berufung- und Revision-Gerichte als Parteivertreter zu wirken unternehmen.

Wer eine zukünftige Justizreform vor seinem Geist erstehen läßt, darf an der Kostenfrage nicht vorbeigehen. Die beste Gerichtsverfassung und das beste Gerichtsverfahren sind ohne richtige Kostenpolitik wirkunglos. An die Spitze ist hier der Satz zu stellen, daß die Kosten ein Uebel sind, aber ein nothwendiges. Grundsätzlich müßte der Staat seinen Bürgern den Rechtsschutz eben so unentgeltlich gewähren, wie er den polizeilichen Schutz ohne Erhebung von Gebühren ausübt. Das würde aber zu einer kaum erträglichen Vermehrung der Prozesse führen. Deshalb ist der Regulator der Kosten nothwendig. Wer die Staatshilfe besonders in

Anspruch nimmt, muß dafür steuern; der Gegner, der sich ins Unrecht gesetzt hat, muß ihm Ersatz leisten. Unsere Kostengesetzgebung ist gesund. Sie beruht auf richtigem Grund. Die Kosten sind nicht höher als nöthig. Sie stehen außerdem im Verhältniß zu der Höhe des Streitgegenstandswerthes und zu der aufgewandten Mühe. Daran wird festzuhalten sein. Wird das Verfahren einfach gestaltet, tritt an die Stelle des schwerfälligen Prozesses das leichtbewegliche Mahnverfahren, so wird die Rechtspflege von selbst billiger. Ob der Gedanke Adickes', die Kostenbarzahlung an die Stelle der Kreditirung zu setzen, für unsere Verhältnisse richtig ist (er hängt mit dem Streben nach Verringerung der Geschäfte zusammen), ist mir zweifelhaft. Die Rechtsverfolgung und besonders die Rechtsvertheidigung könnten dadurch über Gebühr erschwert werden.

Nur im Einzelnen kann gebessert werden. So ist schon erwähnt, daß es wünschenswerth ist, auf dem Abschluß von Vergleichen durch die Prämie der Gebührenfreiheit hinzuwirken. Eine große Zahl von Vergleichen scheitert an der Kostenfrage. Bei den Sondergerichten hat man mit der Gebührenfreiheit der Vergleiche vorzügliche Erfahrungen gemacht. Auch der Fortfall der Vergleichsgebühr der Anwälte, die keinen rechten inneren Grund hat und den Anwalt oft in innere Konflikte bringt, ist zu wünschen. Die Hauptarbeit bei Vergleichen leistet der Richter.

Zum Schluß nur noch wenige Bemerkungen über Rechtsmittel. Wer selbst an sich erfahren hat, daß der Irrthum eine menschliche Schwäche ist, von der sich Niemand frei machen kann, muß wünschen, daß jede richterliche Entscheidung Erster Instanz der Nachprüfung unterzogen werde. Der Absolutismus, der jede Remedur ausschließt, ist eine überlebte Einrichtung. Er schwächt das Verantwortlichkeitgefühl und führt zur Willkür. Ich erinnere hier an die Klagen über die verschiedene Behandlung der Berufungsachen, je nachdem sie revisibel sind oder nicht. Dazu kommt, daß für den kleinen Mann seine kleine Prozeßsache meist mehr bedeutet als für den Großkaufmann ein Prozeß über Tausende. Also Rechtskontrole im weitesten Maß. Dazu sind zwei Instanzen erforderlich, aber auch genügend. Die Zweite Instanz hat eine andere Aufgabe als die Erste zu lösen. Dieser gebührt der erste Angriff, jener die Nachprüfung. Bei einem gut geordneten erstinstanzlichen Verfahren wird es der Anführung neuer Thatsachen in der Zweiten Instanz weniger bedürfen. Aber diese lasse man zu. Jeder Richter weiß, daß nichts so scharfen Stachel in der Brust der Partei im Civilprozeß und besonders des Angeklagten im Strafverfahren zurückläßt als die Erinnerung, daß „seine Zeugen", wobei nicht nur an neue Beweismittel, sondern eben so an neue von den Zeugen zu bekundende Thatsachen zu denken ist, nicht vernommen worden sind.

Für die im Wesentlichen nachprüfende Thätigkeit ist die Berathung mehrerer Richter nützlich. Hier hat das Kollegium immer noch seine Statt. Doch sind drei Richter ausreichend für das Obergericht. Ob man solche Kollegien nicht nur am Sitz des Obergerichtes in der Provinzialhauptstadt wirken lassen, sondern auch aus Einzelrichtern bilden will (vielleicht für die Sachen mit geringem Streitgegenstande, die die großen Kosten der Reisen nicht tragen würden), ist sorgsam zu erwägen.

Das Reichsgericht endlich walte in der Besetzung der Senate mit fünf Richtern als Wahrer der Rechtseinheit in Fragen des Reichsrechtes. In dem Streit um die Revisionsumme in Civilsachen wird, um manche Rechtsmaterien nicht ganz auszuschließen, die nur bei Prozessen mit geringem Streitgegenstand vorkommen, eine verschiedenartige Normirung der Revisionsumme in Betracht zu ziehen sein.

Halensee. Amtsgerichtsrath L. Fischer.

Nishnij.

Flimmerndes Licht überall. Am fernen Horizont fluthet eine blutrothe Lache auf grauen Nebeln. Staub und Dunst steigen langsam empor. Eine riesige Sonne schwimmt, wie flüssiges Gold, obenauf. Die purpurnen Brände sind am Saum smaragdgrün eingefaßt und zerflattern nach oben wie ein wallendes blaues Gewand aus ganz dünner Seide. Im Abendglanz blitzen blanke Kuppeln. Die brütende Hitze scheucht ab und zu ein kühler Hauch. Ringsum Lärm und eintöniges Schreien der Fuhrleute. Zwischen schmutzigen Häusern wälzt sich die Menge hindurch wie wandernde Heuschrecken. Von faustgroßen zusammengewalzten Kieseln windet sich eine Straße zwischen schroff abfallenden versengten Grashängen aufwärts. Man meint, sie stöhnen zu hören. Zottige, schmutzige Bauernpferde mit langen Haaren klimmen mit ihren breitgetretenen Hufen mühsam hinauf und ziehen knarrende Lasten hinter sich her. Neben ihnen sonderbare Wesen. Menschen? Wesen in zerlumpten rothen Hemden, die Beine in dicke Lappen gewickelt, stampfen auf Bastschuhen daher. Wenn sie ihren Thieren zurufen, klingt es wie das Nachtgeheul wilder Thiere. Der Kopf über und über behaart; schmutziges Strohgelb auf rother, gedunsener Fleischmasse. Der Strom staut sich, von selbst; ein Thier nach dem anderen bleibt stehen; zottige Arme greifen nach etwas Grünem, das zwischen Lappen hin- und herrollt; gelbe Zähne dringen gierig in das rothe Fleisch der Wassermelone. Einer (ders am Wenigsten nöthig hat) nimmt einen tüchtigen Schluck aus der Flasche. Alle stieren Blicke sind nach vorn gerichtet: auf das Hinderniß. Ein Betrunkener liegt wie ein Klotz auf der Erde. Der erste Wagen ist ihm über die Rippen gegangen; beim zweiten war das Pferd klüger ... Keiner rührt eine Hand. Ein Polizist schleppt den Sandsack aus der Blutlache (da liegt er) am Wegrand. Hohles Geschrei muntert die Pferde auf. Die Raupe kriecht weiter. Mit theilnahmlosen, blöden Augen stampfen sie, Einer nach dem Anderen, vorüber. Die Luft zittert. Ein Qualm von Staub und Schweiß wälzt sich mit. Die Räder knarren: weiter gehts, immer aufwärts, holpernd, fluchend, stumpfsinnig, unter den Geißelhieben der Sommerhitze, hinauf. Stier, mit unbeweglichen Mienen und krummen Knien. Die heulenden Zurufe schwellen an, von hinten nach vorn, wie das Stöhnen eines gepeinigten, hilflosen Unthieres. Die Sonne brütet. Der Weg will nicht enden ...

* * *

Aus den hell erleuchteten Fenstern im Ersten Stock dringt surrender Lärm. Jahrmarktsmusik. Pfropfen knallen. Blauer Cigaretten-rauch hüllt Alles in mystische Schleier. Venusbergstimmung ins Russische übersetzt. Schwitzende Kellner in weißen Kitteln jagen treppauf, treppab; um jeden Löffel, um jeden Teller. Menschenknochen sind billig. Oben im großen Saal ist eitel Jubel. Auf der Bühne eine plärrende Chansonnettesängerin. Tänzer. Weibermarkt. Unten das Selbe ohne Gesang und Tanz. Der Sekt strömt. Da: ein „ehrbarer Tisch". Ausländer; mit dem Daumen drehen sie ihren Ehering um den vierten Finger, schauen aber begehrlich auf das schöne Geschlecht, das sich in den abenteuerlichsten Exemplaren Gesellschaft sucht und

bunte Reihe macht. Endlich ein paar Huldinnen, mit denen man sich einigermaßen verständigen kann. Kellner: Weinkarte! Nach langem Suchen: eine halbe Flasche Mosel und vier Flaschen Apollinaris. Mit gieriger Hand lockert die kleine Flachsgelbe schon die Weinflasche aus dem Eiskübel; mit sanfter Gewalt drückt der blonde Teutone die Flasche zurück. Attrappe. Das Mineralwasser fließt in Strömen. Die Anderen habens besser. Sie rücken immer näher zusammen. Der Dunst der erhitzten Begierden wird immer dicker. Brüllendes „Bis! Bis!“ lohnt die eindeutigen Gesänge des weiblichen Stars. Der Rubel rollt. Die Separatzimmer füllen sich. Flüchtig tauchen noch unbekannte Schönheiten auf; rothe, blonde, schwarze. Die Apollinarisspender sind verlassen und philosophiren über die moralische Verkommenheit des Landes. Doch der Rausch schwillt. Champagner und Schnaps fegen alle Tageskümmernisse hinweg. Für den Rest dieser Nacht ist man ein Gott . . .

* * *

Aschgrau sickert das erste Morgenlicht in die schmalen Gassen. Bunte Kleider drängen nach Haus. Gröhlende Seligkeit mischt sich mit rauher Wirklichkeit. Ein gut angezogener Dicker sucht mühsam seinen Weg, an den fleischigen Fingern blitzen Steine und Gold; die qualmende Cigarette im Mund, strebt er vorwärts. Jetzt muß er hinüber. Da liegt was an der Bordkante: eine regungslose Masse in Bastschuhen und rothem Hemd. Am hellichten Tag wärs dem Dickem nicht so viel wie ein Schwein, ein Hund oder gar ein Pferd. Nun stolpert er drüber und rollt daneben hin. Der Andere erwacht; mühsam richten sie sich an einander auf. Durch den morschen Dachfirst zwängen sich die ersten Frühsonnenstrahlen. Starr blicken die Beiden einander an. Der reiche Dicke wischt sich immer wieder mit dem Handrücken über die Augen und wird dabei ganz nüchtern. Sekt verfliegt schneller als Schnaps. Dieser verthierte Blick! Wann sah er den doch schon? Haben diese verquollenen Lippen je gelächelt? War dieses Auge einer Thräne fähig? Er weicht zurück; reckt zur Abwehr die Hände gegen die furchtbare Anklage, die da vor ihm aus dem Boden gewachsen ist, stumm, stier. Mit nervöser Hast sucht er in der Hosentasche nach Geld. Etwas wird ihm die kleine rothe Hexe doch gelassen haben. Da: noch ein Silberrubel. Aengstlich, fast bittend drängt er sich an den Zerlumpten: „Nimm!“ Der kann noch nicht begreifen. „So nimm doch, Brüderchen!“ Dabei küßt er ihn auf die Wange. Im Wagen rasseln die Apollinarisspender vorüber. Der Blonde deutet auf die Beiden und sagt zu seinem Gefährten: „Versoffene Schweine!“ Dabei streicht er sich liebkosend links und rechts seinen Würdebart.

Inzwischen schleicht der Dicke nach Haus; schmeichelt vorher noch: „Trink' was dafür, Brüderchen!“ Scheu geht er, als ob er was verbrochen hätte. Und der Andere glotzt verständnißlos auf das große Geldstück in seiner Hand. Vielleicht verliert ers oder wirfts fort, wenn er nüchtern wird. Was soll er mit einem ganzen Rubel anfangen? Man wird ja sagen, er habe ihn gestohlen . . .

Nishnij Nowgorod. Gustav Hermann.

Zufall.

Vorgänge, deren unvorhergesehenes Eintreten uns willkürlich oder überflüssig (Das heißt: aus keiner zwingenden Nothwendigkeit hervorgehend) erscheint, nennen wir zufällige. Der Kreis solcher Vorgänge erweitert oder verengt sich je nach der subjektiven Anschauung jedes Einzelnen. Allen aber ist die Illusion von der Existenz von Zufällen gemeinsam.

Philosophenschulen und Religionen haben vergeblich den der Menschheit eigenen Glauben an den Zufall zu erschüttern gesucht, den sie als demoralisirend und entgegen aller Logik verdammten. Demoralisirend, weil mit ihm Zweifel an einer ausgleichender Gerechtigkeit und Ablehnung persönlicher Verantwortlichkeit bewirkt wird; unlogisch, weil seinetwegen die These zu negiren wäre, daß jeder Vorgang, jeder (konkrete wie abstrakte) Begriff nur ein folgerichtiges Ergebniß aus bereits vorhandenen Faktoren sei.

Betrachten wir den Lauf einer Roulettekugel, so zwingt sich uns dabei unwillkürlich die Vorstellung auf, daß es völlig vom Zufall abhänge, wann und wo die Kugel auf eine der Nummern fallen werde. Wir geben uns nicht Rechenschaft darüber, daß Beides schon im Moment des Starts unabänderlich bemessen war. Der Kraftaufwand beim Andrehen der Scheibe und Abstoßen der Kugel, der Widerstand durch Luft und Reibung, wodurch die allmähliche Verlangsamung der Geschwindigkeit bewirkt wird, haben das Endziel schon im Voraus bestimmt. Nur unsere Wahrnehmungsgabe reichte nicht aus, die dabei maßgebenden Faktoren richtig zu taxiren. Wie es Phänomene giebt, die vielstellige Zahlen im Kopf in einigen Sekunden multipliziren, so wäre auch die Existenz eines Wesens denkbar, das alle hier in Betracht kommenden Kräfte, treibende wie hemmende, wahrzunehmen und aus allen eine untrügliche Berechnung für das Halten der Kugel zu ziehen im Stande wäre. Solches Phänomen würde im Gegensatze zu uns nichts Zufälliges in dem ganzen Vorgange sehen. In Folge ähnlicher Selbsttäuschung schreiben wir auch das Errathen der fortirenden Roulettenummer einzig dem Zufall zu. Wir kennen zwar die nächste Ursache dieses Errathens: das Funktioniren unseres Gehirns, wodurch der präzisirte Gedanke an die Nummer hervorgebracht wurde. Warum sich aber unser Denken auf diese eine unter den siebenunddreißig Nummern konzentrirte, ohne durch logische Folgerungen zu dieser Wahl geführt worden zu sein, dafür wissen wir keine Erklärung. Das Entstehen eines spontanen, nicht durch Schlüsse entstandenen Gedankens scheint uns eben so räthselhaft wie das der Mehrzahl unserer körperlichen Bewegungen, deren Ursache und Zweck uns unbekannt ist und die wir trotzdem zu machen gezwungen sind. Bei Beidem haben wir die Illusion, daß nur zufällige Inspiration die Triebfeder sei. Die Annahme einer Beeinflussung durch Zufälle beschränkt sich also

nicht allein auf außerhalb unserer Person liegende Dinge und Vorgänge. Für dem Zufall unterworfen halten wir auch unsere Denk- und Willensbethätigung und die Funktionen unseres Körpers. Zufällige Bewegungen sind uns unserer Ansicht nach eben so eigenthümlich wie zufällige Gedanken. Sollte die Erforschung des eigenen Ich größere Fortschritte machen und dadurch die Zahl der psychischen und physischen Lebensäußerungen geringer werden, die uns heute noch unverständlich erscheinen, so würde damit die von uns angenommene Einflußsphäre des Zufalls wesentlich zurückgedrängt werden. Denn jedes „Werden" bedingt ein „Gewesen sein"; auch die Vorgänge unseres seelischen und körperlichen Lebens müssen daher, als aus Vorhergegangenem entstanden, aus einer zwingenden Nothwendigkeit heraus sich vollziehen.

Mit der illusorischen Vorstellung von der Existenz des Zufalles, der wir uns wegen ihrer außerordentlichen Wirkung auf uns wider besseres Wissen nicht zu entziehen vermögen, verbindet sich der Glaube an Glück und Unglück. Das Mysterium, das diese beiden Begriffe einhüllt, macht eben den Zufall zu einem so wesentlichen Faktor in unserem Leben. Denn unverdientes, nicht erworbenes Glück und unverschuldetes Unglück ist für uns identisch mit einem Zufall oder mit einer Reihe von Zufällen. Wir kapituliren also vor einer uns unbekannten Macht, die stets unseren Kalkul durchkreuzen, unser Hoffen in Trauer und unsere Furcht in Freude verwandeln kann. Einst fanatisirte der Wunderglaube Tausende; heute würde die Menschheit ohne die Ueberzeugung, daß günstige oder ungünstige Zufälle das Los jedes Einzelnen in jeder Stunde ändern können, in dumpfe Resignation oder Verzweiflung verfallen. Das Rechnen mit unvorhergesehenen Eventualitäten ist ein Bedürfniß des Menschen, die Lehre von der Prädestination hat für ihn etwas Trostloses, gleich dem Spieler unterwirft er sich gern dem Zufall; das Fragezeichen vor allem Zukünftigen möchte er nicht missen, auch wenn dessen Entfernung die Grenzen seines Wissens erweitern würde.

Könnte sich die menschliche Seele von der Illusion, daß Glück und Unglück vom Zufall gebracht werden, emanzipiren, so müßte sie sich ethisch heben; denn jede Unsicherheit bringt nur störende Wirkung hervor. Wenn wir diese in der Theorie unanfechtbare Behauptung praktisch widerlegt finden, so liegt die Ursache in der menschlichen Natur, der es nicht gegeben ist, die an und für sich gleichen Chancen für Glück und Unglück in der selben Weise zu bewerthen. Der Mensch fürchtet Unerwartetes weniger, als er darauf hofft. Zwar räumt er die Möglichkeit ein, daß unvorhergesehenes Unglück ihn treffen könne, weist aber den Gedanken daran ab, bis das Ungemach an ihn herantritt. Auch die Angst vor dem Tode, dessen frühzeitiges oder spätes Nahen ihm vom Zufall abhängig erscheint, beschleicht den Menschen erst in dem Augenblick, wo sein Leben von einer ihm unmittelbar vor Augen stehenden Gefahr bedroht

wird. Im Gegensatze hierzu hegen wir unablässig die Hoffnung, daß unerwartete Zufälle unsere Lage bessern werden; wir rechnen stets mit der Eventualität, von einem unvorhergesehenen Glücksfall betroffen zu werden, und sind enttäuscht, wenn keine unserer Unternehmungen vom Glück, also von günstigen, ohne unser Zuthun eintretenden Umständen, begleitet wird.

Wir machen noch einen anderen ungerechtfertigten Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Zufällen. Wir betonen bei Schicksalsschlägen vor Allem die Zufälligkeit, aus der sie uns entstanden erscheinen, und bestreben uns, unsere Person weder in subjektiver noch in objektiver Beziehung, weder als Unglück verursachend noch als das Unglück anziehend, damit in Zusammenhang zu bringen. Wohl aber sind wir bei einem oder besonders bei einer Reihe von Glücksfällen sogleich versucht, deren Ursache und Zweck auf unsere Persönlichkeit zurückzuführen; wir negiren also hier den Zufall, auf den wir gehofft hatten, im Moment seines Eintretens.

Die durch ein als zufällig geltendes Glück verursachte Freude wird nicht nur im Hinblick auf dessen angenehme Wirkung erweckt; sie rührt auch von der Befriedigung her, die der Betroffene darüber empfindet, daß gerade seine Person das Glück angezogen hat. Nichts fasziniert den Menschen mehr als die Vorstellung, er könne ein auserwählter Liebling des Schicksals sein. Unbewußt deutet er die ihm begegnenden günstigen Ereignisse nicht mehr als Zufälle: er sieht in ihnen, besonders wenn sie sich häufen, eine ihm zugedachte, ihm gebührende Schickung. Vielen Großen der Erde, die das Glück auf die Höhen des Lebens getragen hatte, wurde der Blick durch solche Illusion getrübt; ihr verdankten sie die falschen Berechnungen, die ihren Niedergang herbeiführten.

Noch eine auf dem Gebiet der Mystik liegende Art von Zufällen haben wir zu erwähnen: die an und für sich belanglosen Vorgänge, die erst durch die Rolle, die wir ihnen zuschreiben, Bedeutung erhalten. In ihnen sehen wir Vorboten oder Ankündiger von Glück oder Unheil und nehmen ihnen durch diese außergewöhnliche Deutung die Zufälligkeit, mit der die an Omen nicht Glaubenden ihr Entstehen erklären würden. Da wir hierbei das nachfolgende wichtige Ereigniß nicht als Konsequenz des unbedeutenden ankündigenden Vorganges ansehen, sondern im Gegentheil glauben, daß der später eintretende bedeutende Vorfall den zeitlich früher sich abspielenden geringfügigen veranlaßt, so basiren wir unsere Annahme auf eine chronologische Utopie; wir können den Glauben an ein Omen nur bei Aufhebung der Naturgesetze über Ursache und Wirkung und bei Heranziehung von Uebernatürlichem rechtfertigen.

Der Glaube an Omen herrschte in der Geschichte aller Jahrhunderte und Völker und ist heute eben so lebendig wie in alten Zeiten, als die Deuter solcher Vorkommnisse unter dem Namen von Sehern, Priestern, Astrologen, Magikern eine eigene Zunft bildeten. Interessant für unsere Untersuchung ist

nur der Umstand, daß der Mensch sich aus dem wiederholten Zusammenfallen verschiedenartiger Vorgänge ein System zur Vorhersehung von Ereignissen zu bilden bemüht ist, die, für sich allein betrachtet, vom Zufall herbeigeführt erscheinen müßten. Da versucht man also, das die Provenienz einer Reihe von Vorgängen einhüllende Dunkel zu durchdringen und damit dem Zufall, der bisher einzig zu deren Erklärung gedient hat, Terrain abzugewinnen. Wir ahnen eine Menge uns noch unsichtbarer Fäden, die alle in und um uns sich abspielenden Vorgänge verknüpfen. Wo diese Zufälle von uns gefunden werden, da verschwindet zugleich der Begriff des Zufälligen. Deshalb gehört der Zufall in die Kategorie von Bezeichnungen, die von uns nur als Nothbehelf, als Ersatz für etwas noch uns Fehlendes, angewandt werden. Der Sprachgebrauch zeitigte verschiedene Worte, deren Bedeutung unserer Illusion, nicht unserer Erkenntniß Rechnung trägt. Wie wir von Gleichem sprechen, obwohl wir wissen, daß Gleiches nicht existirt, und wie wir vielen Dingen Farbenbennungen geben, die nur einer Illusion unseres Sehens, nicht der Realität entsprechen, so bezeichnen wir auch manche Vorgänge als zufällig, die nur auf unsere Einbildungsgabe als solche wirken, da ihr Zusammenhang nicht auf der Oberfläche liegt. Dadurch, daß wir uns mit dem Schein zufrieden geben, unterbinden wir den Fortschritt in dem Erkennen von Grund und Zweck vieler Ereignisse.

Der Mensch ergründet die Wellenbewegungen in Meer und Luft, die das Auf und Nieder seiner eigenen Existenz symbolisiren, er studirt die Zusammensetzung und Auflösung von Akkorden, die in akustischer wie visionärer Art auf sein Empfinden übertragbar sind; in Allem erkennt er Zusammenhang, Aufbau, System. Nur von den seine Lebensinteressen berührenden Vorgängen erscheint ihm ein Theil aus dem Zusammenhang gerissen; er sieht die Kette nicht, in der sie ein Glied bilden. Darum fehlt ihm auch die Fähigkeit, deren Eintreten vorherzusehen. Könnte die Menschheit die Vorstellung vom Zufall aus ihrem Ideenkreis bannen, so würde ihr aus der bei Bethätigung durch Generationen von selbst sich ergebenden Steigerung ihrer Fähigkeiten im Wahrnehmen und Vorhersehen ein ungeahnter Machtzuwachs entstehen.

Ernst F. Riedinger.

Immobiliarkredit.

Das Hypothekengeschäft hat unter der Steigerung der Zinssätze gelitten; und auf Besserung ist noch nicht zu hoffen. Zwei Momente gefährden die Entwickelung des gesammten Beleihungsgeschäftes; von den Hypothekenbanken und von den Sparkassen kann ein schädlicher Einfluß kommen. Die Pfandbriefinstitute pflegen den Kurs der eigenen Obligationen zu reguliren; sie suchen zu diesem Zweck Material ihrer Pfandbriefe, das auf den Markt kommt und keine Aufnahme findet, selbst

zu übernehmen, so weit ihre Mittel es gestatten. Unter normalen Verhältnissen wurde die Liquidität der Hypothekenbanken durch die im Interesse ihrer Pfandbriefe vorgenommenen Interventionen nicht allzu sehr beeinträchtigt. Als dann das Geld theurer und der Kurs der festverzinslichen Papiere niedriger wurde, mußten auch die Hypothekenpfandbriefe die Wirkung des Zinsfußes spüren. Der Pfandbriefmarkt blieb zum Theil ohne Kontrole, weil die Institute nicht bis zum vollen Betrag der zum Verkauf angebotenen Obligationen mit den eigenen Mitteln einzuspringen vermochten. Das Pfandbriefgeschäft ist von der Usance der Kursregulirung durch die Hypothekenbanken nun aber so abhängig geworden, daß diese Institute ihre disponiblen Mittel verstärken müssen, um die gewohnten Interventionkäufe wieder aufnehmen zu können. Eine Folge dieser Umstände ist, daß die Bodenkreditinstitute zur Hergabe neuen Beleihungskapitals nur schwer zu haben sind; und da diese Zurückhaltung an der Lähmung des Baugeschäftes mitschuldig ist, wird energisch gefordert, daß den Hypothekenbanken unmöglich gemacht werde, das Pfandbriefgeschäft dem Hypothekenverkehr vorzuziehen. Das einfachste Mittel wäre, den Pfandbriefinstituten den Handel in eigenen Schuldverschreibungen gesetzlich zu verbieten. Ein Analogon für ein solches Verbot würde der Paragraph 226 des Handelsgesetzbuches liefern, der den Aktiengesellschaften untersagt, eigene Aktien zu erwerben. Das soll in Zukunft auch für die Hypothekenbanken und deren Pfandbriefe gelten. Diese Forderung wird jetzt gestellt.

Sind die Institute nun wirklich mit der Ansammlung liquider Mittel zur Unterstützung des Pfandbriefmarktes so beschäftigt, daß sie darüber den Hypothekenmarkt vernachlässigen? Die Halbjahresausweise der meisten Hypothekenbanken ließen eine normale Zunahme des Darlehenbestandes erkennen. Das würde gegen den Verdacht einer Vernachlässigung des Hypothekengeschäftes sprechen; möglich ist aber, daß im zweiten Halbjahr weniger Kapital hergegeben worden ist. Kämen für die Bodenkreditbanken die erwähnten Rücksichten auf den Pfandbriefabsatz in Frage, so könnten sie darauf hinweisen, daß der Verkauf von Obligationen ihnen ja erst die Mittel zur Gewährung von Hypothekendarlehen verschaffe, daß sie also, wenn sie die Ansprüche des Grundstückmarktes in vollem Umfang befriedigen wollen, darauf Werth legen müssen, das Pfandbriefgeschäft zu fördern. Dazu aber sei die wichtigste Vorbedingung die Regulirung des Kurses; es liege deshalb nur im Interesse des Hypothekengeschäftes, wenn die Banken jetzt erst für ausreichende Mittel sorgten, um für kommende Pfandbriefverkäufe gerüstet zu sein. Die Unterstützung der alten Obligationen sei die Voraussetzung jedes Erfolges neuer Emissionen. Gegen solche Vertheidigung wäre nichts einzuwenden. Trotzdem ergiebt sich ein circulus vitiosus; die Usance der Kursregulirung führt eben zu unerfreulichen Folgen. Das habe ich hier schon bei anderer Gelegenheit gesagt. Diese Art der Kurskontrole täuscht das Publikum über die Verhältnisse des Pfandbriefmarktes Die Stabilität der Obligationenkurse mußte falsche Vorstellungen von der Geschäftslage bewirken. Die Leute glaubten, Papiere zu besitzen, die sie unter allen Umständen ohne Verlust verkaufen könnten. Der Bauer ist noch heute überzeugt, daß ein Hypothekenpfandbrief so gut sei wie baares Geld. Unsere (gerade in den Kreisen der kleinen Kapitalisten verachteten) Reichsanleihen, die doch viel eher Papiergeld zu nennen sind als die Hypothekenobligationen, haben lange niedriger im Kurs gestanden als die Pfandbriefe; den Anleihenmarkt kontrolirt eben Niemand. Die Konkurrenz, die auf diese Weise den besten deutschen Anlagewerthen entstanden ist, hat den Aerger über die gekünstelten Verhältnisse des Pfandbrief-

geschäftes noch vermehrt. Doch die Geldkrisis hat den Pfandbriefbesitzern die Augen geöffnet; sie haben gesehen, daß auch diese Papiere, die bisher eine Sonderstellung einnahmen, sterblich sind. Ihre Qualität in Ehren; aber man sollte nicht mehr versuchen, einen Hypothekenpfandbrief höher einzuschätzen als Deutsche Reichsanleihe. Die Bodenkreditbanken empfinden die Nothwendigkeit, den Markt ihrer Pfandbriefe zu kontroliren, wohl selbst heute als eine lästige Pflicht; sie hatten aber einmal damit angefangen und konnten später die üble Gewohnheit kaum ablegen, ohne sich das Geschäft zu erschweren. Wenn jetzt der Handel in eigenen Pfandbriefen plötzlich den Hypothekenbanken verboten würde: was wäre die Folge? Eine Erschwerung des Pfandbriefverkaufes; wenn nämlich die Beliebtheit dieser Papiere von der durch die Kurskontrole bedingten Gleichmäßigkeit ihres Werthstandes abhängig wäre. Dann aber hätte der Pfandbrief ja überhaupt keinen Zweck. Ein Anlagepapier, das nur Abnehmer findet, weil es künstlich hochgehalten wird, bietet dem Kapital kein sicheres Unterkommen. „Glauben Sie denn, ich würde einen Hypothekenpfandbrief kaufen, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, ihn stets ohne Kursverlust wieder los zu werden?“ Die so sprechen, haben durch die Erfahrung des letzten Jahres nichts gelernt; auch die Pfandbriefe sind in der Zeit allgemeiner Entwerthung ja gefallen.

Um das Beleihungsgeschäft der Hypothekenbanken wäre es schlecht bestellt, wenn die Beschaffung des nöthigen Kapitals durch die Ausgabe neuer Pfandbriefe nur bei dem üblichen Kontrolmodus möglich wäre. Dann könnten die Hypothekenbanken (wie wirs jetzt erleben) im Fall einer Geldkrisis den Grundstückmarkt nur ungenügend unterstützen, weil sie an ihr Pfandbriefgeschäft denken müßten. Sind die Hypothenbanken des Pfandbriefabsatzes oder des Beleihungsgeschäftes wegen da? Welche Aufgabe ist die wichtigere? Das ist die Frage. Darlehennehmer, die vor zehn Jahren von einer Bank eine Hypothek bekommen haben, sind vielfach verpflichtet worden, Pfandbriefe dieser Bank in Zahlung zu nehmen, und im Vertrag wurde ihnen das Recht zugestanden, die entliehene Summe auch wieder in Pfandbriefen zurückzuzahlen. Jetzt laufen solche Darlehensverträge ab und die Schuldner müssen sehen die Hypothek entweder bei der ersten Bank zu prolongiren oder einen anderen Geldgeber aufzutreiben, der die fällig werdende Beleihung ablöst. Die Zeiten haben sich aber geändert; und die Banken sind heute nicht mehr damit einverstanden, daß der Schuldner ihnen das Darlehen in Pfandbriefen zurückzahlt, sondern streichen bei der Erneuerung des Hypothekenvertrages diese Bedingung. Der Schuldner ist in böser Lage; neues Geld ist heute schwer zu haben: bessere Bedingungen, als ihm die erste Bank bietet, wird er bei einer anderen kaum erreichen; er muß also in den sauren Apfel beißen und sich die Streichung gefallen lassen. Mit welcher Virtuosität die Hypothekenbanken dabei manchmal die Nothlage der Schuldner auszunützen verstehen, lehrt ein Vorgang, an dem eins der angesehensten deutschen Institute beteiligt ist. Die Bank hat auf einem Haus eine Hypothek im Betrag von 800 000 Mark stehen. Hinter diesem (an erster Stelle eingetragenen) Posten steht eine zweite Beleihung in Höhe von 200 000 Mark, die von der selben Bank herrührt. Im Vertrag ist festgesetzt, daß diese zweite Hypothek sofort an die erste Stelle rückt, wenn der Schuldner die ersten 800 000 Mark bei dem Institut kündigen sollte, um vielleicht zu versuchen, anderswo eine Hypothek aufzunehmen. Die Bedingung wäre erträglich, wenn der Darlehensnehmer die große erste Hypothek zurückzahlen könnte. Wo aber soll heute ein normaler Hausbesitzer, der schon einmal 800 000 Mark aufnehmen mußte,

eine solche Summe auftreiben? In unserem Fall läuft die erste Hypothek im April 1908 ab; und die Bank will sie nur unter folgenden Bedingungen prolongiren: Zahlung einer Kommissiongebühr von 1 Prozent (8000 Mark), Erhöhung des Zinsfußes von $3^7/_8$ auf $4^1/_8$ Prozent und Verzicht auf das Recht, die Hypothek in Pfandbriefen der Bank zurückzuzahlen. Dieses Institut versteht sich meisterlich aufs Geschäft. Die 8000 Mark sind ein stattliches Trinkgeld. Eine „Berechtigung" dazu ist nicht erkennbar; es handelt sich ja nicht um den Abschluß eines neuen Geschäftes und die Bank könnte zufrieden sein, eine so beträchtliche Summe gut untergebracht zu haben. Gegen die Erhöhung des Zinsfußes läßt sich nichts sagen. Schlimm ist aber die Streichung der Erlaubniß zur Rückzahlung in Pfandbriefen. Der Schuldner wird eben gezwungen, auf jede ihm diktirte Bedingung einzugehen; denn die Bestimmung, daß die zweite Hypothek an die erste Stelle rückt, sobald ein neuer Gläubiger für die erste Hypothek gesucht wird, macht es dem Darlehensnehmer unmöglich, sich an einen anderen Geldgeber zu werden. Und dieser Fall ist nicht etwa vereinzelt.

Die Hypothekenschuldner wären von den Banken nicht so abhängig, wenn das Publikum mehr Verständniß für Annuitätendarlehen zeigte. Diese Hypothekenart hat sich noch immer nicht so eingebürgert, wie zu wünschen wäre. Hier hat nur der Schuldner, nicht aber die Bank das Recht, die Hypothek zu kündigen; und die Tilgungsquote von jährlich $^1/_2$ Prozent ist nicht so hoch, daß Jemand sich daran stoßen müßte. Da wirken aber die üblen Gewohnheiten bei der Aufnahme von Hypotheken als erschwerender Umstand: den Grundstücken werden Hypotheken aufgepackt, bis es nicht weiter geht; der Ertrag wird dadurch natürlich auf ein Minimum verringert; und dieses Bischen, das als Reineinnahme noch übrig bleibt, würde durch die Annuität gänzlich aufgezehrt. Deshalb ziehen viele Leute die gewöhnliche Hypothek vor, die ihnen wenigstens eine kleine Rente (notabene: auch nur im günstigen Fall) läßt. Vernünftiger wäre es, die Höhe der Beleihungen zu verringern und im Lauf der Jahre dann einen bestimmten Betrag der Hypothek durch Tilgung für sich gut zu machen. Wenn die Pfandbriefinstitute ihre Obligationen sich selbst überließen, bliebe ihnen immer noch eine Möglichkeit, den Erfolg ihrer neuen Emissionen zu fördern: die Ermäßigung der Ausgabekurse.

Außer den Hypothekenbanken machen neuerdings auch die Sparkassen dem Grundstückmarkt Sorgen. Die Sparkassen haben den größten Teil ihres Vermögens in Hypotheken angelegt. Nun sind durch die hohen Sätze des offenen Geldmarktes und durch die gute Verzinsung, die mobiles Kapital heute findet, die Sparkassen mit ihren stabilen, niedrigen Zinsquoten etwas in Verruf gerathen. Wer von der Bank $3^1/_2$ und 4 Prozent Zinsen bekommt, ohne sich einschränkenden Bedingungen für die Abhebung des eingezahlten Geldes unterwerfen zu müssen, verzichtet natürlich gern auf die 3 oder höchstens $3^1/_4$ Prozent der Sparkassen mit ihren lästigen Kündigungvorschriften. Deshalb wird den Sparkassen immer mehr Geld abgenommen, immer weniger zugetragen. In Berlin sind in den ersten neun Monaten des Jahres 1907 die Einzahlungen um beinahe 9 Millionen hinter den Abhebungen zurückgeblieben. Die Sparkassen müssen sich entschließen, höhere Zinsen zu bezahlen. Das können sie nur, wenn sie selbst ihre Anlagen besser verzinsen. Da die Sparkassenhypotheken etwa 10 bis 11 Milliarden ausmachen, würde eine allgemeine Erhöhung des Zinsfußes eine beträchtliche Mehrbelastung der Darlehennehmer bedeuten. Nach Alledem muß man fürchten, daß der Immobiliarkredit, mögen seine Träger Hypothekenbanken oder Sparkassen sein, schwere Zeiten zu erwarten hat. Ladon.

Liebloſe Geſänge.*)

Der Träumer.

Mir träumt bisweilen von den toten Frauen,
die mich nicht lieben und ſich mir nicht geben
und durch die graue Gegenwart zur grauen
Vergangenheit der toten Träume ſchweben.

Wenn ſie zu mir im Traum herüberſchauen
Und ihre Häupter aus den Särgen heben,
da faßt mich wild ein Sehnen und ein Grauen,
den Traum nicht nur im Traume zu erleben.

Schon löſen knitternd ſich die knappen Mieder,
ich ſtreue ſelbſt der aufgelöſten Locken
entwöhnte Wellen auf die nackten Glieder.

Vor banger Brunſt will mir der Athem ſtocken:
die toten Frauen lieben nicht mehr wieder
und meine Lippen bleiben kalt und trocken.

Teutones in Pace.

Friede, mein Volk. Im Schatten der Cypreſſen,
die ſich ringsher bewegunglos erheben,
kannſt Du wahrſcheinlich immer noch Dein Leben,
kannſt Du vielleicht Dich ſelber noch vergeſſen.

Verſprich mir Stille. Falte Deine Hände.
Ein ſüßer Odem zittert durch die Lüfte.
Vielleicht, daß in dem Frieden meiner Grüfte
Dein müder Geiſt noch ſeinen Himmel fände.

Ich weiß Dir beſſer keinen Weg zu weiſen,
ich kann Dir nur mein ſchmales Herz erſchließen:
umſonſt verſuchen Blumen, aus dem greiſen
und kühlen Grunde Deiner Welt zu ſprießen.

Friede, mein Volk. Im Schatten der Cypreſſen
kannſt Du vielleicht Dich ſelber noch vergeſſen.

Die Kloſterfrauen.

Allwo der Ampeln weiche Flammen zittern
und nach Gebühr die Gegenſtände weihen,
vertheilen ſich in ausdrucksloſe Reihen
die Kloſterfrauen hinter feſten Gittern.

Der ſtrenge Zwang und jungfräuliche Glauben
erfüllt die Bruſt mit ſilberigen Stimmen,

*) Aus einem Bande, der nächſtens bei Oeſterheld & Co. in Berlin erſcheint.

die Kirchenweisen und Gebete glimmen
im Duft der Ampeln über weißen Hauben.

Dem Leben fremd, der Zuversicht benommen,
die das Verlangen leiht, vollführen milde
die Klosterfrauen einen keuschen Brauch.

Der Welle gleich zersplittert sich in frommen
Gesängen schillernd vor dem hehren Bilde
des Angebeteten ihr Lebenshauch.

Die toten Päpste.

Im Schoß der Kirchen und Kapellen ruhen
vor allen Wandlungen bewahrt und Wettern
auf dem Geheimniß ursprünglicher Truhen
die toten Päpste hinter toten Lettern.

Was sie vollbracht und was ihr Pfund erwiesen,
verirrte sich im Schatten der Legende;
es ragt im Bild auf Simsen und Karniesen
ihr steinernes Gesicht in jeder Blende.

Um ihretwillen mengt sich den Gebeten
ein süßer Duft; allmählich höhlt den harten
Granit des Heiligthums der Aberglaube.

Den toten Päpsten schaudert es im Staube:
sie scheinen blos auf den Befehl zu warten,
in ihre Ewigkeit zurückzutreten.

Der Priester und die Menge.

Der Priester schreitet in dem Meßgewande
durch Säulengänge klaren Alabasters.
Die Menge kniet und birgt den Keim des Lasters
verjährt im Leibe mit geheimer Schande.

Der Priester steigt in ehrwürdigen Schritten
zu dem Altar und küßt die hehre Speise.
Die Menge schleppt sich auf den Knieen leise
zum Amte hin, um für ihr Heil zu bitten.

In altersgrauen Ampeln raucht die Weihe.
Aus einer fernen Kuppel fällt der tote
gedämpfte Schimmer auf die müden Steine.

Der Priester nippt von dem geweihten Weine.
Der Priester reicht vom sinnbildlichen Brote.
Die Menge meint, daß ihr ein Gott verzeihe.

Benno Geiger.

Drei Briefe.

I. Meine Veröffentlichung über die Diskontirung der Buchausstände ist am vierzehnten September hier von Ladon besprochen worden; ich bitte, mir, als der altera pars, eine Duplik zu gestatten.

Wer, wie ich, täglich beobachten kann, wie die mit Detailhandel und Waarenhäusern arbeitenden Fabrikanten und Großhändler von ihren Kunden zur Kreditgewährung ausgenützt werden, daß aber gerade diesem Mittelstand in Handel und Gewerbe von seinen Lieferanten (in Folge der Kartellirung der großen Industrien) und von dem Bankier (in Folge der Konzentration des Bankgewerbes) heute nicht so lange Waarenkredite und fast gar keine ungedeckten Bankkredite mehr gewährt werden, Der muß einsehen, daß auch für diesen Theil des Mittelstandes neue Kreditquellen erschlossen werden müssen. Da wird von fähigen Kaufleuten unter den günstigsten Auspizien und mit anscheinend genügenden Mitteln ein Engrosgeschäft gegründet. Sie gehen mit Feuereifer an die Arbeit; aber nach relativ kurzer Zeit (und leider um so früher, je rühriger sie sind) stellt sich heraus, daß das Kapital doch nicht ausreicht, vielmehr bald im Waarenlager und hauptsächlich in den Ausständen festgelegt ist. Sie müssen, um günstig einzukaufen, ihre Bezüge bar reguliren, während sie ihren Abnehmern Kredit zu gewähren gezwungen sind. Nun wird Bankkredit gesucht. Greifbare Sicherheiten im hergebrachten banktechnischen Sinn können in den meisten Fällen nicht geboten werden und Blankokredite giebt es heute für diese Erwerbskreise kaum mehr. Diese Verhältnisse haben schon zu wenig empfehlenswerthen Auswegen geführt. So insbesondere, wie man täglich im Inseratentheil der Zeitungen beobachten kann, zur Ausbreitung der Institution des „Stillen Theilhabers". Der Stille Gesellschafter weiß sich solche Vortheile zu sichern, daß seine Betheiligung in vielen Fällen auf verkappten Wucher hinausläuft.

Ladon meint nun zu meinen Vorschlägen, viele Geschäftsleute würden sich sagen: „Wenn wir alle Bedingungen erfüllen könnten, die uns die Genossenschaftbank auferlegt, dann brauchten wir sie gar nicht." Nun, so schlimm ist es doch mit diesen Bedingungen nicht bestellt. Wer bei der Reichsbank seine Wechsel diskontiren will, muß auch über seine Verhältnisse klaren Wein einschänken. Dabei ist der Wechsel doch schon durch seine Vorzugsstellung im Prozeßverfahren ein liquideres und durch das Accept oder die Acceptionpflicht des rite Bezogenen selbständigeres Instrument als die offene Buchforderung. Wer die Buchforderung in Diskont nimmt, muß zu dem Cedenten volles Vertrauen haben; und dieses Vertrauen kann nur da ein rückhaltloses sein, wo voller Einblick in die Verhältnisse gewährt wird. Und wenn schon jeder Kaufmann der Bank, mit der er im hergebrachten Kontokorrent- oder Checkverkehr steht, volles Vertrauen schenkt: wie viel mehr einer Bank, die er durch Cession seiner Fakturen noch tiefer in seinen Geschäftsbetrieb einweiht. Andere Vorbedingungen sind meines Erachtens für die Diskontirung von Ausständen nicht zu erfüllen; der Cedent muß der Bank nur unbeschränkten Einblick in seine Verhältnisse gewähren. Wenn Ladon von der oft recht mangelhaften Regelung der Zahlungen spricht, so ist ihm zuzustimmen. Aber die Gastwirthe und Bäcker dürfen doch nicht als Beispiele herangezogen werden. Mein Vorschlag hatte den Verkehr von Kaufmann zu Kaufmann, den Verkehr des (so unschön diese Bezeichnungen, so schwer sind sie durch zutreffendere zu ersetzen) Grossisten mit dem Detaillisten im Auge. Zugegeben, daß auch hier die Regelung der Zahlungen viel zu wünschen übrig läßt: sicher ist, daß es im kaufmännischen Verkehr in den letzten Jahren damit besser geworden ist. Die Grossisten haben

allmählich aus der Noth eine Tugend gemacht und bei ihren Abnehmern feste Zahlungbedingungen und deren annähernde Einhaltung vielfach durchzusetzen gewußt. Aber gerade die künftigen Escomptebanken für Ausstände werden berufen sein, die Zahlungsitten in Deutschland zu bessern. Auch Ladon sagt, daß bei laxen Zahlungsitten „der pünktliche Zahler immer die Risikoprämie für den unpünktlichen zahlt.“ Und wenn die Diskontirung von Buchausständen diesem ungesunden Zustand rascher ein Ende bereitet, so hätte sie schon dadurch nützlich gewirkt.

Ich gebe zu, daß die Cession von Ausständen dem Ruf des Cedenten zu schaden geeignet ist, wenn sie in geringem Umfang und nur von einzelnen Firmen bewirkt wird. Nur eine starke Organisation mit zahlreichen Firmen von gutem Klang könnte die bestehenden Vorurtheile überwinden. Leicht und einfach ist Das allerdings nicht. Aber eine solche Reorganisation des Kreditwesens ist heute, nachdem in Oesterreich und Frankreich Erfahrungen gesammelt sind, wenigstens kein Sprung ins Dunkle mehr. Was in Oesterreich mit gutem Erfolg zu Gunsten von Handel und Industrie seit Jahren sich bewährt, was der Crédit Lyonnais längst erfolgreich eingeführt hat, Das müßte bei dem hohen Bildungstande des deutschen Kaufmannes und der Rührigkeit der deutschen Bankwelt in Deutschland doch auch erreichbar sein.

Frankfurt a./M. Gustav Benario.

II. Sehr geehrter Herr Harden,

Nach achttägigem Aufenthalt in Berlin bin ich im Begriff, nach meiner zweiten (russischen) Heimath abzudampfen; da fällt mir ein, daß ich meinem Aerger über ziemlich thörichte Preßäußerungen, die in diesen Tagen aus dem deutschen Blätterwalde hervorraschelten, noch nicht Luft gemacht habe. Würden Sie mir gestatten, in der „Zukunft“ mein Herz auszuschütten?

Die letzte Vergrößerung des Notenumlaufes bei der russischen Staatsbank hat Handelsredakteuren der deutschen Tageszeitungen (also „sachkundigen“ Herren) Veranlassung zu mehr oder minder übelwollenden Kommentaren gegeben. Die Uebelstwollenden erwähnten einfach die Vergrößerung des Notenumlaufes als Beweis einer neuen Verschlechterung des Status der russischen Staatsbank, ohne überhaupt anzugeben, daß für den Gegensatz dieser Emission sich die Goldguthaben des Instituts vergrößert haben. Die „Wohlwollenden“ waren korrekt genug, diese Thatsache mit anzuführen, knüpften aber hieran die Befürchtung, daß die russische Finanzverwaltung diese Maßregel vorgenommen habe um der Börse und dem Publikum Sand in die Augen zu streuen und durch eine künstliche Vergrößerung der auswärtigen Guthaben Stimmung für eine neue russische Auslandsanleihe zu machen.

Als alter Bankpraktiker weiß ich, daß die Sache viel einfacher liegt. Das Material an Exporttratten ist augenblicklich in Rußland wesentlich größer als in den beiden Vorjahren; ich habe hier keine Ziffern über die Ausfuhrquantität in Pud zur Verfügung, aber angesichts der hohen Getreidepreise wäre das Geldresultat der selben Quantität schon wesentlich höher als in den Vorjahren. Dazu kommt, daß die russischen Privatbanken und Bankiers, um den gesteigerten Geldforderungen des Inlandes begegnen zu können, ihre ausländischen Kredite, zunächst in Paris und London, dann auch in Berlin, stärker in Anspruch nehmen; Das heißt: dreimonatliche Finanztratten auf ihren Korrespondenten an den angegebenen Plätzen ziehen. Beide Faktoren veranlassen naturgemäß ein sehr bedeutendes Angebot von ausländischen Golddevisen an den russischen Wechselbörsen, und da diesem Angebot nur die normale Nachfrage von Seiten der russischen Importeure ent-

gegenüber steht, so sind die Devisen auch in Petersburg stark zurückgegangen (zum Beispiel: Reichsmark von 46 50 auf 46,30) und dem entsprechend sind Rubel an der berliner Börse von 215 auf 216 gestiegen. Um eine weitere Kurssteigerung der Rubel zu verhüten, kaufte nun die russische Finanzverwaltung das vorhandene Wechselmaterial auf und bezahlte es mit neu emittirten Noten. Hätte die Finanzverwaltung es unterlassen, so wären Reichsmark in Petersburg wahrscheinlich auf 46,10 gewichen und Rubel dann in Berlin auf 217 gestiegen und die russischen Bankiers hätten sich den Gegensatz der ausländischen Tratten in effektivem Golde aus London, Paris und Berlin kommen lassen; es gäbe also stärkere Goldentziehungen, die, dank der Intervention der russischen Finanzverwaltung, nun vermieden sind. Bei dem redlichen Eifer, mit dem sich unsere deutschen Herren Handelsrebakteure gewöhnlich des deutschen Geldmarktes annehmen, hatten sie also zu mißliebigen Kommentaren keine Veranlassung; sie hätten eher vorschlagen sollen, Herrn Kokowzew, der sich gerade in Berlin aufhielt, statt im Hotel Continental in einem staatlichen oder städtischen Prytaneion speisen zu lassen, falls ein solches Etablissement auch für Sterbliche, die nicht Kongreßmitglieder sind, existirt.

Scherz bei Seite. Mir fällt nicht ein, zu behaupten, daß Herr Kokowzew hierbei als altruistischer Philanthrop im Interesse des pariser oder berliner Geldmarktes gehandelt habe. Wahrscheinlich ging die russische Finanzverwaltung, wie es ja ihre Pflicht ist, ausschließlich vom Standpunkte des russischen Interesses aus. Sie wollte vielleicht eine starke Erhöhung des Rubelkurses vermeiden, weil solche Erhöhung den Rückfluß russischer Werthe von den ausländischen Börsen nach Rußland erleichtert hätte; sie wollte ferner eine Deroute der ausländischen Geldmärkte verhindern, die vielleicht zu Verkäufen russischer Werthe (um Geld flüssig zu machen) durch die ausländischen Banken Veranlassung geben konnte. Schließlich lag es auch einfach im Interesse der russischen Staatsbank, billig Gold anzukaufen, um dadurch in die Lage zu kommen, nach Schluß der Asow-Schiffahrt, wenn das Exportmaterial viel geringer sein wird, die Bedürfnisse des Importes aus ihren Beständen zu befriedigen. Dies Alles aber schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß die Maßregel der russischen Finanzverwaltung entschieden günstig für den deutschen Geldmarkt war. Man kann also hieraus feststellen, daß auch bei wirthschaftlichen Fragen ein nachbarliches Floriangebet nicht immer am Platz ist, sondern daß es auch solidarische wirthschaftliche Nachbarinteressen giebt. Quod erat demonstrandum, als Ergänzung zu der schönen Rede des Herrn von Bethmann über die Solidarität der Völker in kulturellen Fragen.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Harden, mit antizipirtem Dank für die Gastfreundschaft, die Sie meinen Zeilen in Ihrer geehrten Zeitschrift geben wollen, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen

Bankdirektor Leonhard Heymann.

III. Es ist richtig, daß in meines Bruders und meinem Besitz eine Abschrift der noch nicht edirten Selbstbiographie Nietzsches ist, die wir uns seit unserer Herausgeberthätigkeit im Nietzsche-Archiv ohne Wissen der Frau Förster-Nietzsche angefertigt haben. Welche Gründe mögen uns wohl zu diesem „Vertrauensbruch" bewogen haben? Wir sagen es gern und ohne Umschweif. Wir wollten dieses Werk nicht nur kennen lernen, sondern mußten es unbedingt und so genau wie irgend möglich kennen lernen, um Nietzsches literarischen Nachlaß aus dem letzten Jahr seines Schaffens herausgeben zu können. Auf Schritt und Tritt fühlten wir (was Jedem, der vom Herausgeben eine Ahnung hat, ohnehin klar ist), daß ohne ein so ungeheuer wichtiges Stück des Materials für uns nichts zu

machen war. Aber Frau Förster-Nietzsche wird Das doch eingesehen und uns die Schrift zur Benutzung übergeben haben? Nein. Während sie durchreisenden „Freunden des Archivs" die Schrift vorlas, vertröstete sie uns auf eine „heilige Stunde", in der auch wir dieser Gnade theilhaftig werden würden. Diese Stunde kam leider nicht. Ein einmaliges Vorlesen hätte uns auch wenig helfen können Wir mußten die Schrift dauernd zur Seite haben. Also schrieben wir sie ab, mit Darangabe zweier Nächte (sie ist nicht ganz kurz) und mit „Hintergehung" Peter Gasts, der uns seine Kopie nur zum Lesen, nicht zum Abschreiben überließ. Wir hatten aber auch noch einen zweiten Grund, dies entsetzliche Verbrechen zu begehen. Jedermann weiß, daß die Selbstbiographie Schopenhauers nach dessen Tode von einem Freunde vernichtet worden ist. Es schien uns kein geringes Verdienst, wenn wir Nietzsche vor einem ähnlichen Schicksal bewahren konnten. Frau Förster hat eine solche Absicht nicht geäußert oder auch nur gehabt. Aber Absichten können sich ändern und ändern sich bei Frau Förster oft. Es war geboten, jede Vorsichtmaßregel zu treffen, um die Möglichkeit auszuschließen, daß das „Ecce homo" oder auch nur der kleinste Theil davon für immer verloren gehen könnte. Darin liegt der Werth, den unsere Abschrift hat und so lange behält, wie nicht eine gerichtliche Entscheidung (die Frau Förster-Nietzsche jetzt vermuthlich herbeiführen wird) uns zur Auslieferung zwingt. Unseren Erkundigungen nach ist aber eine solche Abschrift juristisch zulässig; nur die Herausgabe oder Verbreitung durch uns verstößt gegen das Autorrecht. Wir beabsichtigen Dergleichen natürlich nicht und wissen genau, daß die Abschrift ohne jeden materiellen Werth ist. Materielle Vortheile haben wir von ihr nicht gehabt und wollen wir von ihr auch nicht haben. Der äußere Ertrag unseres „Vertrauensbruches" bestand, wie gesagt, lediglich in zwei schlaflosen, mit Schreiben zugebrachten Nächten.

Was nun den „Hergang" betrifft, so ist Peter Gast mit seinen Erinnerungen doch ein Wenig im Irrthum. Wir dürfen verlangen, daß unserem Gedächtniß genau so viel Glauben geschenkt wird wie dem seinen. Und unser Gedächtniß sagt: Peter Gast hat selbst wiederholt beklagt, daß uns das „Ecce homo" vorenthalten werde, und hat sich selbst erboten, die von ihm angefertigte Kopie sich von Frau Förster-Nietzsche geben zu lassen und uns dann auszuhändigen. Von irgendwelchen „Kautelen" ist uns nichts bekannt. Und warum theilten wir ihm nachher nicht mit, daß wir eine Abschrift genommen hätten? Ganz einfach: um ihn nicht in eine unangenehme Lage zu bringen und ihn nicht „mitschuldig" zu machen. Denn daß er uns diese Abschrift nicht gönnte, ist uns nicht im Traum eingefallen und erscheint mir noch heute ganz unglaublich. Es ist mir, wie ich Peter Gast kenne, eine vollkommene Ueberraschung, daß er sich deshalb über uns ärgert und sogar sittlich entrüstet. Ich jedenfalls erlaube mir, die Verehrung, die ich von je her für ihn habe, auch weiterhin zu behalten, muß aber natürlich ihm sowohl wie jedem Anderen die Beurtheilung unserer Handlungweise überlassen. Wir selber fühlen keine Gewissensbisse und würden unter gleichen Umständen wieder ganz eben so handeln.

Dresden. August Horneffer.

Mir scheint die Darstellung des Herrn Peter Gast in allen wesentlichen Punkten bestätigt und erwiesen, daß die Herren Horneffer nicht korrekt gehandelt haben. Denn die Sorge für und das Bestimmungrecht über Nietzsches Nachlaß liegt nun einmal in den Händen seiner Schwester und die von ihr herangezogenen Mitarbeiter sind nicht befugt, sie, weil ihr Handeln ihnen nicht behagt, unter geheime Vormundschaft zu stellen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Oktober 1907.

Kupferkrach.

Als ich Ende August hier von dem Preisrückgang auf dem Kupfermarkt sprach, wurde Standard-Kupfer in London zu $80^1/_2$ Pfund Sterling notirt. Inzwischen ist der Kurs bis auf $59^1/_4$ Pfund Sterling zurückgegangen. In knapp zwei Monaten ein Verlust von 21 Pfund Sterling; seit dem höchsten Satz ($109^1/_2$ Pfund Sterling; im März) ein Verlust von 50 Pfund Sterling. Das erklärt die Aufregung, die in den Kreisen der Kupferverbraucher herrscht. Wer zu höheren Preisen abgeschlossen hat, ärgert sich darüber, daß er nicht bis heute warten konnte; und Andere, die Kupfer kaufen wollen, wissen nicht recht, ob sie nicht noch länger warten sollen. Vielleicht sinkt der Kurs noch tiefer. Ernste Fachleute halten 60 Pfund Sterling für einen den Verhältnissen entsprechenden Preis und finden, Kupfer sei heute schon zu billig. Andere erinnern daran, daß in den Jahren 1894/95 die londoner Kupfernotirung schon einmal 40 Pfund Sterling war, und meinen, dieser Tiefstand könne wieder erreicht werden. Was ist Wahrheit? In keinem anderen Metall ist so wild spekulirt worden wie gerade in Kupfer. Wer hier an die Wechselwirkung von Nachfrage und Angebot glaubt, muß ein sehr gläubiges Gemüth haben. Der Kupfermarkt steht völlig unter der Herrschaft der amerikanischen Großspekulanten, deren mächtige Waffe der Kupfertrust, die Amalgamated Copper Company, ist. Seit Secretans Kupferring ruhmlos zerbrochen ist, herrscht unumschränkt der amerikanische Trust, der über den ungeheuren Reichthum der Kupferminen von Montana, Michigan, Arizona verfügt. Doch auch diese Kupferkönige sind sterbliche Menschen und fühlen die Folgen einer Ueberproduktion eben so wie jeder beliebige Fabrikant, der mehr produzirt, als er absetzen kann. Bei dem niedrigsten Preis, den Kupfer in Amerika vor einigen Jahren erreicht hat (12 Cents das Pfund), könnten heute nur die finanziell stärksten Unternehmen weiterarbeiten, weil die Ausgaben, besonders für Löhne, seitdem so gestiegen sind, daß ein Verkaufspreis von 12 Cents ruinös

wäre. Diesem Tiefpunkt ist man jetzt drüben aber schon recht nah. Von 26 Cents (so hoch hatte die Amalgamated den Kupferpreis getrieben) ist er auf 14 Cents zurückgegangen. Dicht daneben droht der Abgrund.

Amerika steht mit einer Kupferproduktion von 906,59 Millionen Pfund (im Jahr 1906) an der Spitze der Kupfer erzeugenden Länder. Heute liefern die Vereinigten Staaten allein beinahe 60 Prozent des gesammten Kupfers. Das stärkste Anwachsen der Produktion sahen wir im Jahr 1904: sie war um 115 Millionen Pfund höher als 1903. Kupfer kostete in London damals 59 Pfund Sterling. Auch das Jahr 1905 brachte eine Zunahme von 80 Millionen Pfund; trotzdem stieg der Durchschnittspreis auf 69,12 Pfund Sterling. Und im Jahr 1906, das eine Steigerung von nur 5 Millionen Pfund brachte, stieg der Standardkupferpreis (um 18 Pfund Sterling) auf 87,9 Pfund Sterling. Am ersten März 1907 wurde der höchste Kurs von 109½ Pfund Sterling erreicht. Diese Ziffern sind lehrreich; sie zeigen, daß der Kupferpreis auch in den Zeiten ungewöhnlich vermehrter Produktion rasch in die Höhe gegangen ist, während, unter normalen Vorbedingungen, eine gesteigerte Erzeugung stets einen Preisfall bewirkt, wenn der Verbrauch nicht eben so rasch gestiegen ist wie die Produktion. Die Jahre 1904 und 1905 gehörten noch zu der Periode wirthschaftlicher Ermattung, die 1900 begonnen hatte. Damals konnte der Kupferkonsum sich nicht wesentlich erhöht haben. Wie groß die Kupferproduktion im Jahr 1907 sein wird, ist heute noch nicht zu übersehen; nach den bisherigen Ergebnissen muß man annehmen, das Plus werde nicht viel größer sein als im Jahr 1906. Eine Ueberproduktion ist schon deshalb kaum zu fürchten, weil die amerikanischen Minen ihre Förderung eingeschränkt haben. Der relativ geringe Rückgang der Rio Tinto- und der Anaconda-Dividende hat Manche zu der Meinung gebracht, daß die Großen die Zukunft des Kupfermarktes nicht ungünstig beurtheilen. Der Bericht der Tinto-Gesellschaft, in dem man die Frage, was auf dem Kupfermarkt eigentlich los sei, klar beantwortet zu finden hoffte, beschränkte sich auf die Konstatirung der Thatsache, daß im Mai in den Vereinigten Staaten eine Finanzkrisis entstanden sei, die das gesamte Geschäft desorganisirt habe. Seitdem kauften die Konsumenten nicht mehr so flott wie vorher und natürlich sei dann der Kupferpreis gefallen. Diese Erklärung sagt nicht viel. Wichtiger wäre gewesen, zu erfahren, ob die Gesellschaft noch Vorräthe unverkaufter Waare hat und ob die Meldung richtig ist, die Rio Tinto-Mine habe einen großen Theil ihrer Produktion zu günstigen Preisen abgesetzt. Die privaten Bestandsschätzungen, die von den Kupferspekulanten verbreitet werden und auf den Preis wirken sollen, ermöglichen noch lange kein Urtheil über die wahre Lage des Marktes; und der Blick auf die historische Entwickelung der Kupferpreisbildung lehrt nur, daß jeder Hausse eine Baisse folgte. Die Contremine ist auf dem Kupfermarkt stärker als anderswo. Haussiers und Baissiers sitzen in einem Lager. Die Standard Oil-Herrscher sind auch die Häupter

des Kupfertrustes (H. H. Rogers von Standard Oil ist Präsident der Amalgamated) und sie lassen die Puppen tanzen, wie es ihnen gerade paßt. Hat man die Preise so hoch hinaufgetrieben, daß Keiner mehr Kupfer kaufen will, dann giebt man nach, bis sich wieder reelle Abnehmer zeigen, die die künstlich gehäuften Vorräthe (bei der Amalgamated wuchsen die Lagerbestände bis auf rund 100 000 Tonnen an) aufkaufen. Auch die selbständig arbeitenden Contremineure setzen kräftig ein und werfen so lange Offerten auf den Markt, bis die Gegenpartei Luft bekommen hat, um das Material wieder festhalten und den Baissiers die Kehle zuschnüren zu können. Diesmal fehlt im Getümmel der gläubige Thomas, der Rufer im Streit gegen die amerikanische Korruption: Thomas W. Lawson. Zur Zeit der Kupferhausse (im August und September 1905) erklärte er in Rieseninseraten, große Mengen von Kupfer und Kupferwerthen seien in den Händen von Börsenspekulanten; wenn der unvermeidliche Preissturz eintrete, werde ihm ein furchtbarer Krach in Kupferwerthen folgen. Um die Manöver der Spekulation zu vereiteln, lud Lawson Alle, die ihm Glauben schenkten, zur Betheiligung an einem mit 10 Millionen Dollars zu bildenden Baissepool ein. Ob Thomas von Boston uneigennützig war oder selbst im Trüben fischen wollte: darüber braucht man sich den Kopf nicht zu zerbrechen; denn aus dem Ring der Unzufriedenen ist natürlich nichts geworden. Mit 10 Millionen ist gegen den fünfzig- oder hundertfachen Betrag eben nichts auszurichten. Heute schweigt Lawson. Vielleicht ist ihm vor seiner Prophetengabe bang geworden; denn was er voraussah, ist, freilich erst zwei Jahre nach dem Pronunziamento, Wirklichkeit geworden.

Die Einschränkung der amerikanischen Produktion und die Preisermäßigung müssen allmählich eine Gesundung der Verhältnisse herbeiführen. Wie lange aber wird dieser Prozeß dauern und wie viele Opfer wird er fordern? Da die Selbstkosten für jedes Pfund Kupfer etwa $12^1/_2$ Cents betragen, kann man sich ausrechnen, was aus der Rentabilität der Kupferbergwerke wird, wenn der Verkaufspreis noch unter 14 Cents zurückgehen muß, ehe der Konsum wieder normale Abschlüsse macht. Jetzt leben die Konsumenten von der Hand in den Mund; sie kaufen nicht mehr, als sie unbedingt brauchen. Das ist die Rache der Bedrückten. Sie wollen den Produzenten, die bisher stets ihre Herren waren, auch einmal ihre Macht zeigen. Solcher Kampf der Schwachen gegen die Ausbeuter freut den Betrachter; daß ein mächtiger amerikanischer Trust Mores lernen muß, ist ja ein seltener Anblick. Ob die Kupfervorräthe in Amerika 200 oder 250 Millionen Pfund betragen, ist nicht so wichtig wie die Frage, in welchem Umfang die Zurückhaltung der Käufer mit vorausgegangenen Deckungen zusammenhängt. Die Kupfer verarbeitenden Gewerbe hatten mit der Möglichkeit einer Kupfernoth gerechnet und sich deshalb die nothwendigen Bestände zu den damaligen Preisen zu sichern gesucht. Jetzt können sie warten. Wie lange noch? Das ist die Frage. Wenn sie mit neuen großen Aufträgen kommen, muß natürlich der Preis steigen.

Den Hauptkonsumenten geht es nicht schlecht. Daß die Elektrizitätindustrie ein sehr gutes Jahr hinter sich hat, wird der Abschluß der A. E.-G. lehren, der, wie man sagt, der beste in der glanzvollen Geschichte dieser Gesellschaft erreichte sein wird. Doch man fürchtet einen Rückgang der Konjunktur und die Geldsorge drückt im Winter stets noch schwerer als in anderer Jahreszeit. Die Ansprüche müssen also eingeschränkt werden. Läßt die Beschäftigung nach und steigt der Geldpreis noch, dann kanns ziemlich lange dauern, bis der Kupfermarkt sich erholt.

Die Rockefeller und Konsorten wissen schon, wo sie bleiben; um sie brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Schlimmer ists um die kleinen Besitzer von Kupferaktien bestellt. Die sind die Opfer der Spekulanten und der durch sie herbeigeführten Deroute. Amalgamated- und Anaconda-Aktien sind nicht nur in Amerika verbreitet, sondern haben auch unter den deutschen Kapitalisten Liebhaber gefunden. Dafür sorgen schon die verheißungvollen Offerten londoner bucket-shops. An Kupferwerthen sind Riesensummen verloren worden. Anaconda gingen seit Januar um 70 Prozent zurück; der gesamte Kursverlust auf dem Kupfermarkt soll 450 bis 500 Millionen Dollars betragen. Die Standard-Oil-Gruppe, die im Kupfertrust das große Wort führt, hat von ihrem Aktienbesitz sehr viel noch zu hohen Preisen verkauft. Der Kupferpreis wurde ja möglichst lange gehalten und lustig mit falschen Dividendenschätzungen operirt. Erst mußte der Aktienvorrath zu anständigen Kursen losgeschlagen sein: dann mochte es ruhig krachen. Der Glaube, daß Spekulantencliquen, die irgendeine Gesellschaft oder einen ganzen Markt kontroliren, eine Art Rückversicherung gegen heftigen Kurssturz bieten, weil sie sich ihre Aktienmajorität sichern müssen, dieser Aberglaube ist längst widerlegt. Solche Gruppen benutzen ihren Aktienbesitz zu spekulativen Manövern und können ihn sogar ruhig ausverkaufen, da sie ja stets Gelegenheit haben, sich billig wieder zu „kompletiren". Die Kupfermagnaten werden allmählich anfangen, zu niedrigem Kurs Aktien zurückzukaufen; dabei machen sie unter allen Umständen ein besseres Geschäft, als wenn sie ihren Aktienbesitz behalten hätten. Nur dauernde Minderung der Rentabilität, als Folge chronischer Ueberproduktion, könnte auch die großen Spekulanten empfindlich treffen. Die gebieten ja aber auch über die Statistik; und was sie mit ihren Mächlereien verdienen, genügt meist, um sie gegen Rückschläge reichlich zu assekuriren.

Die Abhängigkeit der Konsumenten von Amerika ist eine unerfreuliche Thatsache, mit der man sich aber abfinden muß. Die Gefahr liegt hauptsächlich in dem oft sprunghaften Wechsel der Preistendenz, der die Dispositionen der Kupferverbraucher erschwert, und in den Verlusten an Kupferaktien. Mancher Metallhändler hat sich „verspekulirt" und war genöthigt, die Zahlungen einzustellen. Gerade in Metallen werden oft ja sehr große Schlüsse gemacht. Wer sich nicht stark fühlt, sollte die Finger von der gefährlichsten aller Spekulationen lassen.

Ladon.

Paragraph 184.*)

Neulich hatte ich wieder einmal das ganz besondere ... Mißgeschick (will ich lieber sagen), in einer Strafsache aus § 184 als Sachverständiger geladen zu werden. Dieser an Berühmtheit und Unbeliebtheit fast mit seinem Kollegen und nahen Verwandten 175 wetteifernde Paragraph hat bekanntlich das zweifelhafte Verdienst, im Konnubium mit der praktischen Judikatur einem höchst seltsamen Wechselbalg das Leben gegeben zu haben, nämlich dem „normalen" und, wie es scheint, in diesem Normalzustand überaus verletzbaren Scham- und Sittlichkeitgefühl. Wenn man schon (falls man nicht gerade das Unglück hat, Gerichtsarzt zu sein) bei allen Vorladungen als ärztlicher Sachverständiger nur eine recht gemäßigte Freude zu empfinden pflegt, so genießt man mit noch etwas säuerlicherem Gesicht die zweifelhafte Ehre, als besonders sachverständig auf dem Gebiete des Unzüchtigkeitparagraphen, in Sachen des verletzten Scham- und Sittlichkeitgefühles, angesehen und berufen zu werden. Es betraf die zu einer cause célèbre aufgebauschte, auch in den Zeitungen recht breit getretene und trotzdem vielfach recht mangelhaft und entstellt wiedergegebene Anklage gegen Karl Vanselow, den Herausgeber der „Schönheit", wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften; und zwar sollte er sich dieser Sünde durch vier in Band IV, Heft 2 seiner Zeitschrift enthaltene Abbildungen, Freilichtaufnahmen männlicher und weiblicher Personen, schuldig gemacht und sich so mit dem elastischen Kautschuk des § 184 in mißliche Berührung gebracht haben. Die Anklage, die ursprünglich auf eine vom kölner Sittlichkeitverein ausgegangene Strafanzeige erfolgt war, hatte schon vor Jahresfrist mehrmals die hiesigen Gerichte beschäftigt und wurde nun in fünfstündiger (man denke: fünfstündiger) Sitzung vor der Vierten Strafkammer des Landgerichtes I zum zweiten und hoffentlich letzten Mal verhandelt. Eine stattliche Korona von „Sachverständigen" aus künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Kreisen war dazu aus den Heerlagern der Anklage und Vertheidigung entboten. Die Herren Sachverständigen verbreiteten sich mit ernsten und wichtigen Mienen darüber, ob die inkriminirten Photographien sittlich oder unsittlich, künstlerisch oder unkünstlerisch seien, ob das Photographiren überhaupt oder wenigstens unter Umständen eine „Kunst" sei; und so weiter. Sie kamen natürlich, je nach

*) „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, verleilt oder sonst verbreitet oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, usstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft." Späterer Zusatz: „Wer Schriften (und so iter) welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer erson unter sechzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet, wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark bestraft."

dem Heerlager, aus dem sie stammten, zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen und mußten damit auf den als Schönheitareopag konstituirten „Hohen Gerichtshof" in seltenem Maße erleuchtend und aufklärend wirken. Der Vertreter der Anklage sprach kurz und gut, der Vertheidiger sprach länger und besser und der Angeklagte (was man ihm ja nicht verdenken kann) am Längsten, wenn auch nicht gerade seiner Sache am Förderlichsten. Schließlich ging trotz oder vielleicht wegen des aufgebotenen ungeheuren Apparates die Sache aus wie das als Citat so vielbeliebte Hornberger Schießen. Der Herr Staatsanwalt hielt zwar Anstands halber die Anklage aufrecht, hatte aber den bon sens, sich mit einer Geldbuße von dreißig Silberlingen, vulgo Mark (im vorigen Jahr hatte er es nicht unter fünfzig thun wollen) zufrieden zu erklären. Der Gerichtshof hatte den noch anerkennenswertheren bon sens, nach kurzer Berathung auf Freisprechung zu erkennen und die gewiß nicht unbedeutenden Kosten der Staatskasse aufzuerlegen. Il y a des juges à Berlin!

Während der nur selten durch eine herzerfreuende Thorheit unterbrochenen fünfstündigen Langeweile dieser Verhandlungen und während des Aergers über die so sündhaft verschwendete Zeit kamen mir, nicht zum ersten Mal, allerlei ketzerische Gedanken als Randglossen zu dem abgehandelten Thema, denen ich, um sie endlich einmal los zu werden und gleichfühlende Seelen dafür zu gewinnen, an dieser Stelle Luft machen möchte.

Immer und immer wieder klang in den Verhandlungen als Leitmotiv die Frage, ob und inwiefern (nach der reichsgerichtlichen Fixation des „Unzüchtigen") die unter Anklage gestellten Bilder geeignet seien, das normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen, und ob der Angeklagte das Bewußtsein hatte, daß die Bilder geeignet seien, eine solche Wirkung zu üben. Woher beziehen wir das so ohne Weiteres vorausgesetzte normale Scham- und Sittlichkeitgefühl nun eigentlich? Bei wem finden wir es und wo ist der Maßstab dafür zu entnehmen? Durch den nachträglich durch Novelle vom sechsundzwanzigsten Mai 1900 aufgenommenen Zusatzparagraphen (184a) ist die Sache, wie der Angeklagte selbst mit Recht hervorhob, noch erheblich komplizirter geworden; denn nun kann in Schrift und Bild entweder einfach das Schamgefühl oder es kann Personen unter sechzehn Jahren gegenüber das Schamgefühl gröblich verletzt oder endlich es kann „das normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung" verletzt werden. Ein bedenklicher Klimax! Nun ists schon mit dem sogenannten sexuellen Schamgefühl allein eine recht schwierige Sache. Ich möchte wohl wissen, ob schon jemals ein Richter oder ein Staatsanwalt (eher wohl noch ein Vertheidiger) die klassische Studie von Havelock Ellis „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" (in der vortrefflichen Verdeutschung von Julia E. Kötscher) oder etwas Aehnliches durchstudirt hat; da würde er sich der ganz ungemeinen Schwierig-

leiten dieser so einfach scheinenden Materie erst bewußt zu werden anfangen. Um nur ein Beispiel zu geben: Ellis erklärt, auf ein gewaltiges anthropologisches Material gestützt, das Schamgefühl als einen psychischen sekundären Geschlechtscharakter des Weibes, als ein unvermeidliches Nebenprodukt der natürlichen aggressiven Haltung des männlichen Wesens und der natürlichen abwehrenden Haltung des weiblichen, die wieder rein in der Periodizität der geschlechtlichen Funktion des Weibes seines Ursache findet. Danach hätte der Mann also eigentlich überhaupt von Natur kein sexuelles Schamgefühl; so weit ihm ein solches dennoch zugesprochen werden muß, ist es wesentlich von sozialen Faktoren abhängig, ein Produkt der Civilisation und deshalb auch äußerst variabel. Es dehnt sich scheinbar immer mehr aus, wird aber während dieser Ausdehnung nicht etwa auch intensiver; im Gegentheil: gerade diese Ausdehnung ist ein Zeichen der Schwäche. Und im Ganzen neigt, wie Ellis sehr überzeugend nachweist, die Civilisation dazu, das Schamgefühl unterzuordnen, wenn nicht zu vermindern, und es eher zu einer Tugend als zu einem fundamentalen sozialen Gesetz des Lebens zu machen. Also hier schon, bei dem immer verhältnißmäßig einfachen, der biologischen Erklärung und Ableitung zugänglichen sexuellen Schamgefühl, stoßen wir auf Gegensätze bei Weib und Mann, auf Widersprüche und auf unendliche Variabilitäten in Raum und Zeit und sozialer Schichtung und schließlich in den doch auch nicht zu verachtenden und zu ignorirenden Einzelindividuen. Wo bleibt da das „Normale"? Wo bleibt es vollends bei den in so ganz dünner Luft schwebenden „Sittlichkeitgefühlen"? Uns Aerzten wird ja wohl jeder Wächter und Hüter des § 184 ein schon von Berufes wegen nicht „normales" Scham- und Sittlichkeitgefühl zuzusprechen geneigt sein. Aber auch unter den berufenen Wächtern und Hütern selbst scheint keine Einigkeit darüber zu herrschen; sonst hätten ja die Richter der Auffassung des Staatsanwaltes, daß die beanstandeten Bilder geignet seien, das „normale" Schamgefühl zu verletzen, sich anschließen müssen. Also auch sie scheinen dies echte, patentirte, normale (der Vertreter der Anklage brauchte auch einmal den Ausdruck „das gewöhnliche") Scham- und Sittlichkeitgefühl nicht zu haben; ja, wer hat es denn nun eigentlich? Der Aufforderung Ihrer Durchlaucht der höchstseligen Prinzessin von Ferrara folgend, habe ich mehrfach bei „edlen Frauen" angefragt, habe ihnen die corpora delicti vorgewiesen und sie um ihre Meinung darüber „interviewt"; konnte es aber bei keiner der Befragten dahin bringen, daß sie an einer der Abbildungen auch nur den geringsten Anstoß nahm. Den „unreifen" und „ungebildeten" Personen, um deren Seelenheil man sich immer so besorgt zeigt, habe ich allerdings diese Probe nicht zugemuthet, kann mir aber nicht denken, daß gerade sie als die privilegirten Besitzer des „normalen" Scham- und Sittlichkeitgefühles ins Auge gefaßt werden sollten.

Sehen wir nun von der anscheinend hoffnungslosen Frage, wo dieses

Normalgefühl zu finden ist, ab und versuchen wir uns an der praktisch jedenfalls eben so wichtigen Frage, wodurch denn dieses irgendwo in der Welt steckende normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in strafwürdiger Weise erregt oder, rechtstechnisch gesprochen, „verletzt" wird. Hier giebt uns nun die Judikatur des Reichsgerichtes wenigstens einen anerkennenswerthen Fingerzeig, indem sie eine solche Verletzung „in geschlechtlicher Beziehung" erheischt, um den Thatbestand des „Unzüchtigen" im Sinn des Paragraphen 184 zu konstituiren. Dieser aufgehobene Richterfinger weist also auf die Geschlechtssphäre, die ja der Ausgangspunkt so vieler Uebel und so vielen Unheils in der Welt ist, und, so weit die bildliche Darstellung in Betracht kommt, vor Allem auf die der männlichen und weiblichen Menschheit bedauerlicher Weise nun einmal anhaftenden, für sie charakteristischen Geschlechtsattribute. Hier ist offenbar im Sinn des Paragraphen 184 in einem gewissen Umfange „Tabu". Sehen wir nun, wie sich die für „unzüchtig" befundenen und speziell inkriminirten vier Abbildungen der „Schönheit" (die einer Preiskonkurrenz von Freilichaufnahmen entstammen) unter den gegebenen Voraussetzungen einzeln verhalten, wie weit und wodurch sie geeignet sind, das „normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen"; ich möchte in gemeinverständlicherer und zugleich der sexualpsychologischen Auffassung mehr angepaßter Ausdrucksweise dafür lieber sagen: wie weit sie etwa geeignet sind, erotisch beunruhigend oder aufregend zu wirken.

Da haben wir also als erstes das „Auf der Höhe" betitelte Bild, die von Herdis Duphorn aufgenommene Photographie eines nackten Mannes, der mit himmelwärts erhobenem Gesicht langsam einen gesenkten Wiesenabhang hinab dem nahen Wald zuschreitet. Die männliche Figur auf diesem Bilde hat, beiläufig gesagt (was aber vielleicht nicht ganz unwichtig ist), kaum fünf Centimeter Höhe; alle Dimensionen sind also Dem entsprechend verkleinert. Natürlich ist der Mann mit den für einen solchen nun einmal unvermeidlichen, übrigens nicht im Geringsten aufdringlich hervortretenden „primären Geschlechtsmerkmalen" ausgestattet. Diese müssen es also wohl unbedingt sein, die das Aergerniß bringen. Bei wem? Von Männern könnten doch höchstens homosexuelle in Betracht kommen, auf deren Empfinden aber Gesetz und Strafrichter wohl schwerlich so zarte Rücksicht nehmen würden. Also die Frauenwelt? Die Meinungen sind darüber getheilt; der alte Spötter Martial behauptete schon in der den antiken Klassikern erlaubten Kraftsprache, daß selbst große Damen Das, was hier Anstoß geben soll, ganz gern sehen („videntque magnae Matronae quoque mentulam libenter"). Havelock Ellis, der eine ausgedehnte Umfrage über diesen Punkt veranstaltete, kommt zu dem Schluß, daß Frauen im Allgemeinen die männliche Nudität nicht lieben; daß selbst Frauen, denen ästhetisches Empfinden durchaus nicht abgeht, nichts Schönes an der männlichen Gestalt finden und daß manche durch die Nacktheit, sogar beim Gatten

oder Liebhaber, geradezu abgestoßen werden. Wer Frauen in Museen und Ausstellungen bei Betrachtung männlicher Aktskulpturen und Aktbilder zu sehen Gelegenheit nimmt, muß ihm darin im Allgemeinen beistimmen; freilich pflegen Frauen an solchen Orten vor Augenzeugen den Ausdruck ihrer Empfindungen zu überwachen oder in konventioneller Weise zu maskiren. Immerhin ist wohl die Gefahr, die selbst unvorsichtigen Beschauerinnen der kleinen, dürftigen Männerfigur unseres Bildes daraus erwachsen könnte, gering. Ich habe, wie gesagt, mehrfach die Probe gemacht; ausnahmelos mit gänzlich negativem Ergebniß.

Bei den drei übrigen Abbildungen handelt es sich um Photographien weiblicher Figuren. Die erste davon, „Im Mai", hat den ganz besonderen Zorn eines der Herren Sachverständigen, eines bekannten Literaturprofessors und minder bekannten Literaturdramenverfassers, auf sich gezogen, der sie für objektiv im höchsten Grade unsittlich erklärte, für diese Behauptung aber den von gegnerischer Seite geforderten Beweis schuldig blieb. Sehen wir uns also diese von anderer Seite besonders belobte Aufnahme (von Behringer) etwas näher an. Es ist eine in Waldlandschaft über einen Steg dahinschreitende entkleidete Frau, in Vorderansicht (die eine ziemlich deutliche Schnürfurche in der Taillengegend erkennen läßt), mit vorangestelltem rechten und zurücktretendem linken Bein (durch die Beinstellung den Schoß verdeckend), den ausgestreckten rechten Arm auf das Geländer gestützt, mit dem gebogenen linken zwei gepflückte Waldblümchen dem Gesicht nahe führend. Die ganze Haltung erscheint etwas gesucht, posirend; ich kann in das gerade diesem Bilde gespendete Lob nicht mit einstimmen. Aber eben so wenig vermag ich beim besten Willen irgend etwas „Unzüchtiges", etwas „objektiv Unsittliches" daran zu entdecken. Der erwähnte Sachverständige rügte, daß diese im Wald spazirende Schönheit eine sehr moderne Frisur, modernen Gesichtsausdruck und eine Perle (oder, wie er meinte: „Diamantenboutons") im Ohr habe. Ja, mein Gott, die antiken Nymphen und Dryaden laufen doch heutzutage leider nicht mehr im Wald herum, um sich dem Kodak auszusetzen, und so müssen wir uns schon mit modernen, modern zugestutzten und sogar mit Schnürfurchen versehenen, sonst aber ganz netten Aktmodellen begnügen. Oder soll den Aktphotographien, mindestens den weiblichen, wo möglich der ganzen „nackten Kunst" wieder einmal der Garaus gemacht werden? Dann erkläre man es gerade heraus: wir Alle würden ja gewiß den unter täuschender Deckflagge betriebenen schwunghaften Handel mit „pikanten Bildern" lieber heute als morgen beseitigt sehen. Aber so lange Aktphotographien (wie auch dieser Prozeß wieder bestätigte) von Künstlern und Lehrern an Kunstinstituten nicht entbehrt werden können, müssen wir doch darauf hinwirken, gerade solche mit den nöthigen Garantien künstlerischer Werthprüfung versehene und vorzugsweise einem engeren, gebildeten Abonnentenkreise zugänglich gemachte Aktbilder von der allgemeinen Ver-

dammniß ausgenommen zu sehen. Was nun bei der hier in Rede stehenden Figur „objektiv unsittlich" sein und das „normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzen" soll, ist ganz unerfindlich; es müßte denn (und hier kommen wir auf ein schwer zu umgehendes, aber auch schwer zu erörterndes punctum saliens der erhobenen Anklage) etwa die mit photographischer Treue reproduzirte Behaarung an einer gewissen Stelle des Körpers sein, wo die Natur nun einmal diese Behaarung gewollt oder die fortschreitende und ästhetisirende Kultur sie als vermuthlichen Rest einer ursprünglich weit ausgedehnteren Behaarung erhalten hat; nach unserem Europäergefühle wenigstens (der Orient denkt und empfindet ja über diesen Punkt zum Theil anders) mit entschiedenem Recht, so daß wir auf diesen ästhetischen Reiz nur sehr ungern und, wie eine tragikomische Episode in Gabriele d'Annunzios „Il piacere" veranschaulicht, mit recht schmerzlichem Ergebniß verzichten. Nur aus diesem allerdings bisher immer schamhaft verdeckten „Gesichtspunkt" könnte ja allenfalls auch das dritte Bild Anstoß erregen, das, wieder von Herdis Duphorn aufgenommen und „Die Waldfrau" betitelt, eine weibliche Gestalt, in linker Profilansicht am Ausgang eines Waldes an einen Baum gelehnt und in die Landschaft hinausblickend, vorführt. Es hat sonst wirklich recht wenig Aufregendes; und das Selbe gilt auch auch von dem vierten Bilde, der Vignette zu einem kleinen phantastischen „Märchen" von Oskar von Schönfeld: eine weibliche Halbaktfigur, die ihre gelösten Haare lang herabfallen läßt und ihre (nebenbei: sehr mäßige) Busenfülle nur mit Hilfe der am Hinterkopf verschränkten Arme zur Geltung bringen kann. Wo steckt also bei diesen vier Bildern nun das „Unzüchtige", das „objektiv Unsittliche", „das Scham- und Sittlichkeitgefühl Verletzende" im Sinn des § 184 und seiner Kommentatoren oder auch nur das erotisch Starkbetonte und Aufregende? Es ist absolut unauffindbar; und weder der Vertreter der Anklage noch die seiner Auffassung zuneigenden Sachverständigen vermochten darüber irgendwelche annehmbare Erklärung zu liefern. Nun könnte man ja versucht sein, um vielleicht in die Urtiefen des Verständnisses des § 184 hinabzusteigen, den ursprünglich bei seiner Entstehung und Fassung obwaltenden „Motiven" nachzuforschen, einer Quelle, die vermuthlich hier wie bei anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches ergiebig genug sprudelt, aber für den nicht-juristischen Spürsinn doch recht wenig Verlockendes hat Und auch die Richter selbst pflegen ja auf eine solche Motiverforschung gern zu verzichten und begnügen sich damit, die nun einmal vorhandene, wie auch immer zu Stande gekommene Wortfassung mehr oder minder scharfsinnig aus- (und gelegentlich unter-) zulegen. Im Sinn der Anklage nun hat sich, da ja Freisprechung erfolgte, auch diesmal wieder, wie schon bei manchen früheren ähnlichen Gelegenheiten, § 184 in seiner Fassung als eine unzuverlässige, trotz den späteren Zusätzen noch immer allzu stumpfe und leicht ver-

sagende Waffe erwiesen. Wäre es da nicht, nachdem man einmal A und B gesagt hat, am Ende gerathen, auch noch C zu sagen und etwa folgenden, das Gewünschte klar und deutlich aussprechenden Zusatzparagraphen vorzuschlagen:

„Wer Abbildungen des unbekleideten menschlichen Körpers verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet (und so weiter) oder Photographien unbekleideter Person anfertigt (und so weiter), wird mit Geldstrafe oder mit Gefängniß bestraft. Mildernde Umstände sind vorhanden, wenn die Abbildungen den Körper von der Rückseite darstellen; unbedingt straferschwerend ist dagegen die Darstellung des Körpers von der Vorderseite und ganz besonders dann, wenn auch die ‚primären Geschlechtsmerkmale' dabei ohne Verhüllung naturgetreu wiedergegeben werden.

Mit einer solchen oder ähnlichen Fassung wäre doch Denunzianten, Staatsanwälten, Richtern, Vertheidigern, Sachverständigen die Arbeit ungemein erleichtert. Jeder wüßte genau, woran er ist, und brauchte nicht mehr unter dem Damoklesschwert des „Unzüchtigen", „objektiv Unsittlichen", „das normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung Verletzenden" zu zittern; und auch die schon zum Ueberdruß breitgetretene Diskussion über das „Nackte in der Kunst", über die Grenzen zwischen Dem, was erlaubt ist, und Dem, was gefällt, könnte endlich einmal geschlossen, Gedanken wie diese brauchten nicht mehr gedacht, geschweige denn niedergeschrieben und gedruckt zu werden. Und wir lebten in einem schönen, glücklichen, von staatlicher Autorität wohl behüteten Sittlichkeitparadies. Mit einem ähnlichen Ukas soll ja der Stadthauptmann von Petersburg im Interesse der seinem Schutz unterstellten öffentlichen Moralität kürzlich vorgegangen sein.

So weit war ich gekommen, als der endliche Schluß der Verhandlungen mich aus meinen Träumereien erweckte und in die profane Wirklichkeit zurückversetzte. Von einem Ortskundigen dieser neuen, weitausgedehnten Rechtsprechungstätte geführt, stieg der (in jeder Beziehung ansehnliche) Trupp meiner Mitsachverständigen nebst mir in die tiefsten Verließe des Riesengebäudes hinab, um den objektiv bewertheten Lohn unserer fünfstündigen „Mühwaltung" dort zu empfangen. Als ich nach etwa halbstündiger rechenkünstlerischer Anstrengung des über die späte Nachmittagsstunde verdrossenen Beamten die auf Grund des Gesetzes vom neunten März 1872 und der Verordnung vom siebenzehnten September 1876 mir als „Medizinalperson" zukommende „Vergütung" von neun Mark ausgezahlt erhielt (während die Entlohnung der nichtärztlichen Sachverständigen auf Grund der Gebührenordnung vom dreißigsten Juni 1878 um einige Mark höher ausfiel), hatte ich über die Bewerthung künstlerischer und wissenschaftlicher Sachverständigenleistungen im preußischen Staat noch einen letzten Gedanken, den ich aber glücklicher Weise im Geräusch der Aufbrechenden und von einander Abschied Nehmenden nicht bis zu Ende zu denken vermochte . . .

Professor Dr. Albert Eulenburg.

dammniß ausgenommen zu sehen. Was nun bei der hier in Rede stehenden Figur „objektiv unsittlich" sein und das „normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzen" soll, ist ganz unerfindlich; es müßte denn (und hier kommen wir auf ein schwer zu umgehendes, aber auch schwer zu erörterndes punctum saliens der erhobenen Anklage) etwa die mit photographischer Treue reproduzirte Behaarung an einer gewissen Stelle des Körpers sein, wo die Natur nun einmal diese Behaarung gewollt oder die fortschreitende und ästhetisirende Kultur sie als vermuthlichen Rest einer ursprünglich weit ausgedehnteren Behaarung erhalten hat; nach unserem Europäergefühle wenigstens (der Orient denkt und empfindet ja über diesen Punkt zum Theil anders) mit entschiedenem Recht, so daß wir auf diesen ästhetischen Reiz nur sehr ungern und, wie eine tragikomische Episode in Gabriele d'Annunzios „Il piacere" veranschaulicht, mit recht schmerzlichem Ergebniß verzichten. Nur aus diesem allerdings bisher immer schamhaft verdeckten „Gesichtspunkt" könnte ja allenfalls auch das dritte Bild Anstoß erregen, das, wieder von Herdis Duphorn aufgenommen und „Die Waldfrau" betitelt, eine weibliche Gestalt, in linker Profilansicht am Ausgang eines Waldes an einen Baum gelehnt und in die Landschaft hinausblickend, vorführt. Es hat sonst wirklich recht wenig Aufregendes; und das Selbe gilt auch auch von dem vierten Bilde, der Vignette zu einem kleinen phantastischen „Märchen" von Oskar von Schönfeld: eine weibliche Halbaktfigur, die ihre gelösten Haare lang herabfallen läßt und ihre (nebenbei: sehr mäßige) Busenfülle nur mit Hilfe der am Hinterkopf verschränkten Arme zur Geltung bringen kann. Wo steckt also bei diesen vier Bildern nun das „Unzüchtige", das „objektiv Unsittliche", „das Scham- und Sittlichkeitgefühl Verletzende" im Sinn des § 184 und seiner Kommentatoren oder auch nur das erotisch Starkbetonte und Aufregende? Es ist absolut unauffindbar; und weder der Vertreter der Anklage noch die seiner Auffassung zuneigenden Sachverständigen vermochten darüber irgendwelche annehmbare Erklärung zu liefern. Nun könnte man ja versucht sein, um vielleicht in die Urtiefen des Verständnisses des § 184 hinabzusteigen, den ursprünglich bei seiner Entstehung und Fassung obwaltenden „Motiven" nachzuforschen, einer Quelle, die vermuthlich hier wie bei anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches ergiebig genug sprudelt, aber für den nicht-juristischen Spürsinn doch recht wenig Verlockendes hat Und auch die Richter selbst pflegen ja auf eine solche Motivenforschung gern zu verzichten und begnügen sich damit, die nun einmal vorhandene, wie auch immer zu Stande gekommene Wortfassung mehr oder minder scharfsinnig aus- (und gelegentlich unter-) zulegen. Im Sinn der Anklage nun hat sich, da ja Freisprechung erfolgte, auch diesmal wieder, wie schon bei manchen früheren ähnlichen Gelegenheiten, § 184 in seiner Fassung als eine unzuverlässige, trotz den späteren Zusätzen noch immer allzu stumpfe und leicht ver-

sagende Waffe erwiesen. Wäre es da nicht, nachdem man einmal A und B gesagt hat, am Ende gerathen, auch noch C zu sagen und etwa folgenden, das Gewünschte klar und deutlich aussprechenden Zusatzparagraphen vorzuschlagen:

„Wer Abbildungen des unbekleideten menschlichen Körpers verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet (und so weiter) oder Photographien unbekleideter Person anfertigt (und so weiter), wird mit Geldstrafe oder mit Gefängniß bestraft. Mildernde Umstände sind vorhanden, wenn die Abbildungen den Körper von der Rückseite darstellen; unbedingt straferschwerend ist dagegen die Darstellung des Körpers von der Vorderseite und ganz besonders dann, wenn auch die ‚primären Geschlechtsmerkmale' dabei ohne Verhüllung naturgetreu wiedergegeben werden.

Mit einer solchen oder ähnlichen Fassung wäre doch Denunzianten, Staatsanwälten, Richtern, Vertheidigern, Sachverständigen die Arbeit ungemein erleichtert. Jeder wüßte genau, woran er ist, und brauchte nicht mehr unter dem Damoklesschwert des „Unzüchtigen", „objektiv Unsittlichen", „das normale Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung Verletzenden" zu zittern; und auch die schon zum Ueberdruß breitgetretene Diskussion über das „Nackte in der Kunst", über die Grenzen zwischen Dem, was erlaubt ist, und Dem, was gefällt, könnte endlich einmal geschlossen, Gedanken wie diese brauchten nicht mehr gedacht, geschweige denn niedergeschrieben und gedruckt zu werden. Und wir lebten in einem schönen, glücklichen, von staatlicher Autorität wohl behüteten Sittlichkeitparadies. Mit einem ähnlichen Ukas soll ja der Stadthauptmann von Petersburg im Interesse der seinem Schutz unterstellten öffentlichen Moralität kürzlich vorgegangen sein.

So weit war ich gekommen, als der endliche Schluß der Verhandlungen mich aus meinen Träumereien erweckte und in die profane Wirklichkeit zurückversetzte. Von einem Ortskundigen dieser neuen, weitausgedehnten Rechtsprechungstätte geführt, stieg der (in jeder Beziehung ansehnliche) Trupp meiner Mitsachverständigen nebst mir in die tiefsten Verließe des Riesengebäudes hinab, um den objektiv bewertheten Lohn unserer fünfstündigen „Mühwaltung" dort zu empfangen. Als ich nach etwa halbstündiger rechenkünstlerischer Anstrengung des über die späte Nachmittagsstunde verdrossenen Beamten die auf Grund des Gesetzes vom neunten März 1872 und der Verordnung vom siebenzehnten September 1876 mir als „Medizinalperson" zukommende „Vergütung" von neun Mark ausgezahlt erhielt (während die Entlohnung der nichtärztlichen Sachverständigen auf Grund der Gebührenordnung vom dreißigsten Juni 1878 um einige Mark höher ausfiel), hatte ich über die Bewerthung künstlerischer und wissenschaftlicher Sachverständigenleistungen im preußischen Staat noch einen letzten Gedanken, den ich aber glücklicher Weise im Geräusch der Aufbrechenden und von einander Abschied Nehmenden nicht bis zu Ende zu denken vermochte . . .

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Schulspeisung.

Die Frage der Schulspeisung in ihrer grundsätzlichen Bedeutung und bisherigen nationalen Gestaltung behandelt meine Schrift: „Schule und Brot". Hier sei ein Nahblick in die berliner Verhältnisse gegeben.

Vorauszuschicken ist, daß Paris jährlich 120 000 Francs, Wien 80 000 Kronen, das karge Rom selbst 18 000 Lire für Schüler-Mittagskost ausgiebt. In Deutschland, unweit den Thoren Berlins, unterstützt Hamburg mit 12 000 Mark die freiwillige Fürsorge. Viel mehr leistet das gradlinig übersichtliche Mannheim: rund 21 000 Mark läßt es sich sein auch städtisch verwaltetes Frühstück kosten.

Und Berlin? Nicht viel über 13 000 Mark werden in der Reichshauptstadt mit ihren weiten Wegen, ihrem Massenelend und allen Großstadt-Verwickelungen für den Morgenimbis bedürftiger Volksschüler aufgewandt. Wobei die Stadt mit 3000 Mark betheiligt, die Verwaltung „dem Verein zur Speisung armer Kinder und Nothleidender" überlassen ist. Die selbe Summe giebt sie dem „Verein für Kindervolksküchen". Im Winter 1905/06 hat er in 14 Küchen rund 538 000 Portionen (davon über vier Fünftel unentgeltlich) zu 43 000 Mark vertheilt.

Man prüfe nachsinnlich diese Angaben. Auch ohne viel Sachkenntniß befremden sie. Mag man vom Ausland absehen. Aber Mannheim? Was dort noththut: sollte Das nicht für Berlin eben so dringlich, ja, noch dringlicher sein? Der Magistrat hat sich, scheint es, diese Frage nicht gestellt. Beruhigt sich dabei, daß die Vereine im Durchschnitt jährlich etwa 11 bis 16 000 Schüler morgens oder mittags beköstigen. Wie viele müssen (zunächst) ohne ausreichenden Morgenimbiß der Schulpflicht genügen? Man schätzt 3 bis 4000. In drei Schulen Nordberlins, berichten die Schulärzte, bleiben 7 bis 9 Prozent der Schüler völlig nüchtern oder erhalten nur Kaffee; 70 bis 74 Prozent Kaffee und etwas Weißbrot; nur 11 bis 23 Prozent die dem Kinde zukömmliche Nahrung: Milch oder Suppe mit Zukost. Die einem anderen Bezirk für Frühstück zugewandte Summe von 30 bis 90 Mark wird für „durchaus unzureichend" erklärt. An dritter Stelle ergänzte der Arzt den Fehlbetrag auf privatem Wege: Alle armen und kränklichen Kinder erhielten warmes Frühstück. „Der Erfolg war vorzüglich. Kinder, die vorher müde und theilnahmelos dasaßen, lebten auf und wurden rege, gewannen ein besseres Aussehen. Leider war die Einrichtung nicht überall durchführbar, weil entweder die nöthigen Räumlichkeiten fehlten oder der Schuldiener sich als ungeeignet erwies oder sich ablehnend verhielt." An solchen Nebenumständen kann also die ärztliche Anordnung scheitern. Von Schuldieners Gnaden das Wohl der Schüler, der Erfolg des Unterrichtes abhängen. Vielfach liege nicht Armuth vor. Faulheit

der Mütter oder frühe Erwerbsarbeit (Austragen von Backwaare, Zeitungen und Aehnliches) hindern die zeitige Frühstücksbereitung.

Die Ursachen mögen verschieden sein; die Folgen sind überall gleich: drei Prozent aller Schüler sind kränklich. Weil sie schlecht genährt sind. Der ungenügende Gesundheitzustand der Großstadtkinder macht sich später wieder geltend bei der Aushebung zum Militär. Sinkt doch die Tauglichkeitziffer „in dem vorwiegend ländlichen, aber mit einer Dreimillionenstadt gesegneten Bezirk des Dritten Armeecorps auf 41, in dieser selbst auf 33 vom Hundert." Wichtiger noch als die Freiluft-Behandlung sei, so sagen die Aerzte, für kränkliche Schüler die bessere Ernährung. Eine allgemein durchgeführte Speisung ist nach schulärztlicher Ansicht besonders für die schwächlichen und oft vernachlässigten Zöglinge der Nebenklassen wünschenswerth.

Fehlts am Frühstück, so ist Schmalhans meist auch den Tag über Küchenmeister. Das lehren die Erhebungen des Vereins für Kindervolksküchen. Danach kochen 3000 berliner Familien mit 10 000 Kindern mittags überhaupt nicht. Die Vereinsmittel reichen für 3 bis 4000. Nur einem Drittel ist im Winter täglich eine nahrhafte Suppe, einmal wöchentlich auch Fleisch gesichert.

Noch bei dem wachsten Mißtrauen im Einzelnen, bei Veranschlagung lügnerischer oder übertriebener Angaben weit über das gewöhnliche Maß hinaus bleiben die vielfach von den Lehrern ausgeführten, oft mit häuslichen Recherchen verbundenen Erhebungen eine schwere Anklage. Hier ist der Hunger gleichsam unter öffentlicher Ueberwachung. Sitzt auf den Bänken der Staatsschule. Greifen wir die Ergebnisse für sechs Küchen heraus. Trübe Großstadtbilder entrollen sich. Rund 16 100 Familien mit Schülern, für die Speisung erbeten ward. Ihrer 1020 schwächlich oder kränklich (blutarm, skrofulös, an Nerven, Herz oder Lungen leidend), zum Theil in unmittelbarer Folge von Unterernährung. Gabs doch daheim zu Mittag Kaffee, trockenes Brot, Schmalz- oder Butterstulle, wenns hoch kam, Mehlsuppen und Gemüse; Fleisch fast nie oder nur am Sonntag. Es kommt vor, daß sogar die Kochgelegenheit fehlt. Unter diesen 16 100 Familien sind 450 Witwen, 213 verlassene und geschiedene (27) Frauen: Heimarbeiterinnen, Näherinnen namentlich, Händlerinnen, Wasch-, Plätt-, Putzfrauen, Austrägerinnen, auch Fabrikarbeiterinnen (Tabakindustrie, Lumpensortirerei). Man kennt ihre Einnahmen, die traditionell am Einzelbedarf, nicht, wie beim Mann, am Familienunterhalt, ihre Mindestgrenze finden. Uneheliche Mütter sind nur 26 angegeben. Doch sind manche Kinder bei bedürftigen Pflegeeltern oder den meist verwitweten oder invaliden Großmüttern untergebracht. 356 Väter krank; oft die Mütter; oft beide Eltern. Die Uebrigen in der Mehrzahl zeitweilig arbeitlos mit geringem oder unregelmäßigem Aushilfoerdienst. Andere mit ständigen Wochenlöhnen von 15 bis zu 27 Mark bei 4, 5, 8, 10 Kindern. Bald auswärts arbeitende Mütter, bald verwitwete

Väter. Auch Sträflinge darunter. Gelegentlich heißt es: „Vater trinkt, giebt kein Geld, kümmert sich nicht um die Familie." Untüchtigkeit, Arbeitscheu, Pflichtvergessenheit seien veranschlagt. Aber man bedenke, daß bei Familien, die von der Hand in den Mund leben, jeder Schritt vom Wege, wie jeder Unglücksfall, jede unerwartete Ausgabe, oft ein bloßer Umzug, in Schulden und Noth stürzen kann. Im Großen und Ganzen scheint graue Sorge so undurchdringlich zu lasten, daß Alles unter ihrem Gewicht erdrückt wird, was in das Reich selbstbewußter Verantwortlichkeit gehört. Hier nur einige Stichproben:

Vater in der Irrenanstalt. Mutter verdient 10 Mark monatlich mit Frühstückaustragen. 5 Kinder. Pflegegeld. Mittags giebts Brot. Der Lehrer bemerkt: im Interesse des sehr schwächlichen Schülers möglichst lange Speisung erwünscht.

Vater blind. Mutter 7 Mark wöchentlich. 20 Mark Armengeld monatlich. 2 Kinder; 3 und 10 Jahre.

Mutter krank. Vater 18 Mark wöchentlich. 15 Mark Unterstützung monatlich. 5 Kinder; 4 schulpflichtig. Vater kocht, so gut es geht.

Vater Schlächter (zeitweilig arbeitlos), verdient anderweitig 10 bis 12 Mark wöchentlich. 6 Kinder; 2 bis 13 Jahre. Die Noth so groß, daß der Knabe in der Schule die Brotreste sammelte. Die Leute gestanden es nicht ein, aber es war Thatsache.

Vater 20 Mark wöchentlich, Mutter 10 Mark. 10 Kinder von 2 Wochen bis 16 Jahre. Schüler schwächlich.

Mutter geschieden. 5 Kinder; 6 bis 13 Jahre. Schüler herzkrank. 35 Mark Armengeld, davon 17 Mark für Miethe. Dachwohnung.

Witwe; krank. 4,50 Mark Krankengeld wöchentlich. 2 Kinder; eins 17 Jahr und ein Schulkind, das, nach Aussage des Arztes, halb verhungert ist.

Der Lehrer bittet für 3 Schüler, die mittags Schmalzbrot, oft nichts erhalten. Die Eltern kümmern sich nicht um die Kinder.

Nur ein Theil der 10 000 Kinder, welche die Gesammterhebung zählt, sind im schulpflichtigen Alter. Trotzdem erfaßt sie sicher nicht alle ungespeisten Schüler. Sie beruht auf 3000 eingelaufenen Bittgesuchen. Unberechenbar, wie viele Familien sich aus diesem oder jenem Grund nicht melden. Sollten in Berlin nicht mehr als 10 000 Schüler ohne warme Mittagskost bleiben, während Paris rund 142 700 täglich speist? Mag unser Armenwesen das französische übertreffen. Das berührt kaum die Nothwendigkeit der Schulspeisung. Nicht armenpflegerische, sondern pädagogische Gesichtspunkte sind hier maßgebend. Die Armenpflege aber muß karg und streng verfahren, kann grundsätzlich nur das Leben fristen. Und wie erklärt es sich, daß Hamburg 12 000 Mark städtischer Gelder für Mittagskost zahlt? Daß die von Mannheim und Hannover allein für Milchfrühstück ausgeworfenen Summen die berliner Zuschüsse für Früh- und Mittagskost übersteigen?

Der Vorstand der Kindervolksküchen erklärt in einer Eingabe an den Magistrat, daß ein privater Verein die Aufgabe unmöglich bewältigen könne,

und ersucht um einen Jahresbeitrag von 20 000 Mark. Auch bei Gewährung dieser Summe bliebe Berlin noch weit hinter Paris und auch hinter Wien zurück. Und die Vereine würden nach wie vor durch das Fehlen amtlicher Befugnisse behindert sein. Sie sind machtlos gegenüber verlumpten Eltern. Alle Unzulänglichkeiten und Gefahren der freien Liebesthätigkeit treten um so schroffer hervor, als es sich hier nicht um Armenpflege, sondern um Schulpflege handelt. Um die logische Folgerung des Schulzwanges. Um eine öffentlich-rechtliche Aufgabe. Die Vereinskräfte können im öffentlichen Dienst thätig bleiben. Aber durch lediglich private Hilfeleistung muß die Schulspeisung in ihrer Wesenheit beeinträchtigt werden.

Trotzdem führt man gegen ihre öffentliche Regelung die rothe Gefahr ins Feld. Fährt das ganze schwere Geschütz des Zukunftstaates auf gegen ein System, das sich im Einzelnen schon bewährt hat. Freilich: „Jeder nennt Das sozialistisch, was ihm unangenehm ist." (Bismarck.) Und unangenehm, höchst unangenehm ist Alles, was an den Säckel des Staates, der Gemeinde, des Steuerzahlers rühren will.

Hungernde oder schlecht genährte Kinder sitzen in der Schule, der Staatsschule. Das bestreitet Niemand. Doch man will ihre Beköstigung der freien Liebesthätigkeit belassen. Auf gut Glück soll eine ernste öffentliche Pflicht durch spärliche Mitgliederbeiträge, Kollekten, Bazare, Kinderhilfstage und andere halb widerlich pharisäische, halb lächerliche Veranstaltungen erfüllt werden. Inzwischen häuft sich in zwingender Fülle Material, das zum Handeln drängt. Auf dem Lande wie in der Stadt. Sei es im Hinblick auf örtliche und gewerbliche Verhältnisse (weite Schulwege, Fabrikarbeit der Mütter) oder auf unmittelbare Nothlagen. Kaffee, sagt Bittmann in seiner ausgezeichneten Monographie über die badische Hausindustrie, wurde in einzelnen Fällen als Grundlage aller Mahlzeiten vermerkt. Für manche arme und kinderreiche Familien ist Fleisch ein seltener Genuß. Kartoffelklöße sind die Hauptnahrung der oberfränkischen Hausweber. (Denkschrift über die Heimarbeit in Bayern, 1907.) In den Landdistrikten Oberbayerns, theilt Pfarrer Weiß in der Zeitschrift Charitas mit, erhalten viele Schüler 7 Jahre hindurch, auch in der rauhesten Jahreszeit, während 10 bis 12 Stunden nur hartes Brot und kaltes Wasser. Die Ernährung hausindustrieller Kreise Elsaß-Lothringens, in denen Kinderarbeit im Schwung ist, besteht aus Brot, Kartoffeln, Kaffee und Schnaps.

Auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Schulhygiene ward Aufklärung der Jugend über die Schädlichkeit der Genußgifte, Alkohol, Kaffein und Nikotin und über die besten Ersatzmittel gefordert. Für einen großen Theil der Volksschulkinder wird die Gewährung solcher Ersatzmittel die einzig wirksame Aufklärung sein. „Wie die Militärverwaltung für die Gesundheit der Soldaten sorgt, so muß die Unterrichtsverwaltung für die Gesundheit der

Kinder sorgen." Auch dies Wort erklang auf dem Kongreß. Der es sprach, war der offizielle Vertreter der preußischen Regirung, Geheimer Obermedizinalrath Dr. Kirchner aus Berlin Erkennt die Unterrichtsverwaltung es als Pflicht, ihre kindlichen Rekruten für den Schuldienst tauglich zu erhalten, so banne sie in erster Linie den Nahrungmangel aus der Schule. Bringe Lehr- und Nährstoff, die staatlich geforderten Elementarkenntnisse mit den Elementaransprüchen des Körpers in Einklang. Berlin, sahen wir, beweist schlagend, daß die Speisung bedürftiger Schüler dem Zufall kommunaler oder privater Entscheidung und Fähigkeit nicht überlassen bleiben kann. Aber die Reichshauptstadt muß dem Gesetzgeber vorarbeiten. Sie geht voran mit der Säuglingpflege. Will sie die Säuglingsterblichkeit mindern, damit eine unterste Elternschicht, alleinstehende Frauen namentlich, ihrer Aufgabe noch weniger gewachsen sei als heute? Ein noch größerer Bruchtheil zum Bodensatz der Gesellschaft wird?

Der berliner Verein, der die Lücke zwischen Schulzwang und Nährpflicht auszufüllen sucht, kommt Jahr vor Jahr vergeblich um angemessene städtische Unterstützung ein. Ist man mit seiner Leistung zufrieden, so erscheint die Kargheit unbegreiflich. Ist man unzufrieden? Dann wäre es Pflicht der Stadtväter, einzugreifen, statt die Vereinsthätigkeit durch einen (sei es noch so geringen) städtischen Beitrag zu legalisiren. Längst ward die berliner Behörde zu gründlicher Prüfung der Schulspeise-Frage aufgefordert. Sie unterblieb. So lange amtliche Erhebungen fehlen und das Material des Volksküchenvereins unwiderlegt bleibt, muß mit diesem Material gerechnet werden. In der harten Sprache der Thatsachen ruft es dem berliner Magistrat zu: J'accuse!

Helene Simon.

Der kleine Spiegel.

Als ich Dich zum letzten Mal sah,
hast Du mir einen Spiegel geschenkt.
Ich bin mir immer, immer bin ich mir da
und vor Dich sind mir schwere Berge gedrängt!

Unterm alten Baum sitz' ich lang;
kleiner Sonnentropfen gedämpften Glanz
gönnt er dem schlichten Tisch; und ich fang'
einen im Spiegel und fülle mein Aug damit ganz.

Wien. Max Mell.

Pfitzner im Exil.

Hans Pfitzner zieht wieder einmal um. Er hat eingesehen, daß ihm in Berlin „sein Weizen nicht blüht", und er geht mit neuen Hoffnungen nach München, wo seine „Rose vom Liebesgarten" zwölfmal gegeben wurde und wo man eine Musikgesellschaft in seinem Interesse gegründet hat. Berliner Journalisten haben ihn schnell noch interviewt; denn das Publikum hört ganz gern was von Pfitzner. Es fehlt nicht viel, so leistet sich Einer den Witz: Das Publikum hört sehr gern was von Hans Pfitzer, nur nicht seine Opern ... Unterdessen ist er beinahe vierzig alt geworden, besitzt vielleicht die Resignation eines Sechzigjährigen und daneben doch auch die Illusionen eines Zwanzigers. Zieht nun nach München, wo ihm der Himmel voll Geigen hängt bis zu dem Augenblick, da ihn die Realitäten des Daseins wieder in ihre Mitte nehmen.

Was liegt im Grunde daran, wird Mancher fragen, ob Pfitzner in Berlin oder in München wohnt? „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum". An und für sich ist es natürlich recht gleichgiltig, ob Pfitzner in Berlin oder in München komponirt. Nur fragt sich: Verbessert er die Möglichkeiten des Schaffens, wenn er nach München übersiedelt? Findet er dort eine auskömmliche Existenz und eine Position, die seinen Fähigkeiten und seiner Bedeutung entspricht? In Berlin wirkte er als Lehrer am Sternschen Konservatorium; in München soll er die sechs Abonnementskonzerte der neuen Musikgesellschaft dirigiren. Wer bürgt aber dafür, daß diese neue Gesellschaft Erfolg hat? Im Berliner Börsencourier fragte ein Musikfreund: Kann denn wirklich eine Weltstadt wie Berlin einem Künstler von dem Ruf und von der Bedeutung Pfitzners nicht eine Existenzmöglichkeit bieten? Findet sich denn in dem ganzen großen Berlin nicht ein Posten oder Pöstchen, das für Pfitzner geeignet wäre, außer der doch wohl nur unfreiwilligen Lehrthätigkeit am Sternschen Konservatorium?

Oft wird in Zeitschriften und Zeitungen an die materiellen Nöthe erinnert, denen berühmt gewordene Künstler ausgesetzt waren. Bei jeder Gelegenheit wird gleichsam das öffentliche Gewissen geschärft, wird die christliche Nächstenliebe und das Maecenatenthum aufgerufen, aber Gedanken und Gefühle scheinen wie festgebannt ins Papier, es bleibt bei sentimentalen Erinnerungen und Betrachtungen und nur ein verschwindender Bruchtheil von ihnen setzt sich in die That um. Wer von Denen, die sich durch die Erzählung von Wagners oder Hugo Wolfs verkümmerten Jugendjahren rühren lassen, greift in die Tasche, um einem von ihm verehrten Künstler der Gegenwart das Leben erträglicher zu machen? In unserer den äußeren Genuß so hoch bewerthenden Zeit sind die Wesendoncks selten. Und in vielen Fällen spreizt sich eine plumpe Gönnerschaft, wo feinfühlige Protektion nöthig wäre. Denn mit Geld und Geldeswerth ists ja nicht gethan. Das Wesen des wahren Protektors besteht in der Kunst, die Hilfe so zu gewähren, daß im Künstler nie die Furcht entstehen kann, an persönliche Unabhängigkeit einzubüßen oder gar ein Almosen anzunehmen. Sind diese Patrone ausgestorben?

Nur der völlig materiell gesinnte, geistig beschränkte Mensch kann auf den Gedanken kommen, die Wohlthaten eines kunstbegeisterten Mannes als Bettelgeschenk zu werthen. Nur ein grober Kopf wird die Dinge so auffassen. Warum darf sich nicht mit Fug der Künstler der selben Vergünstigungen erfreuen, die einem Ange-

stellten des Staates zur Ehre gereichen? Kein Mensch findet Etwas dabei, wenn einem Forscher für bestimmte Zwecke ein Stipendium verliehen wird. Im Gegentheil: man sieht darin eine Bestätigung seines Werthes, eine rühmliche Auszeichnung. Kein Mensch mißgönnt dem emeritirten Staatsbeamten die Pension. Und doch liegt auch in diesem Verhalten des Staates eine Art Gönnerschaft, die sich sogar auf die Familienglieder des aus dem Leben Geschiedenen erstreckt.

Ein Mann von der Begabung und anerkannten sittlichen Reinheit Pfitzners müßte in die Lage gebracht werden, frei und unabhängig zu schaffen, ohne sich um den Quark des Alltages kümmern zu müssen. Wenn nicht von Staates wegen, dann durch private Fürsorge. Der Staat kann nicht Hypotheken auf künstlerische Talente geben; er hält sich an das nachweisbar Geleistete. Aber eine Vereinigung Einzelner könnte hier viel wirken. Warum begnügen sich die Tonkünstler, die es zu Reichthum gebracht haben, damit, Pfitzners objektive künstlerische Bedeutung hervorzuheben? Warum vereinigen sie sich nicht, ein Jeder mit einer relativ geringen Summe, zur Gründung eines Pfitzner-Stipendiums? Wie leicht wäre einem hochbegabten Künstler wenigstens für einige Jahre die Möglichkeit zu bieten, ganz seinen Ideen und Entwürfen zu leben! Ein solches Stipendium müßte ihn schon deshalb spornen und einen günstigen Einfluß auf ihn üben, weil ihm damit von berufenster Seite die wärmste Antheilnahme an seinem Schaffen bestätigt würde.

Pfitzner mußte eins seiner letzten Klavierwerke einem Verleger umsonst geben, um es überhaupt gedruckt zu sehen. Man denke sich in die Seelenstimmung eines Künstlers hinein, der mit einem neuen Werk gleichsam hausiren gehen muß, während seine Oper („Die Rose vom Liebesgarten") in Wien zwanzigmal, in München zwölfmal gegeben wird. Wäre Hans Pfitzner ein eben so starker Rechner wie Künstler (nur einer unserer berühmten Tonsetzer darf sich Dessen „rühmen"), dann würde er aus diesen künstlerischen Erfolgen wohl Kapital zu schlagen wissen. Aber ich irre gewiß nicht, wenn ich annehme, daß auch die „Rose vom Liebesgarten" Herrn Pfitzner nicht die materiellen Erfolge bringt, die sie bringen würde, wenn ihr Komponist zufällig Richard Strauß hieße. Paul Nikolaus Coßmann, der Sohn des bekannten vortrefflichen frankfurter Cellisten, erzählt in seiner (leider allzu subjektiven) biographischen Skizze das folgende Erlebniß, das die Weltfremdheit Pfitzners erkennen lehrt. Es war in Mainz. Pfitzner hatte zufällig einmal Geld. Ein Freund rieth ihm, es einer Bank zur Aufbewahrung zu geben, aber Pfitzner that es nicht. Bald stellte sich heraus, daß der Rath sehr gut gewesen war, denn als Pfitzner eines Tages die Geldscheine in seiner Wohnung suchte, fand er sie nicht mehr. In einem unverschlossenen Koffer, der im Theater stand, wurden sie entdeckt. Was aber antwortete Pfitzner dem Rathgeber? Das Geld bei einer Bank zu deponiren, habe doch keinen Sinn. „Ja, wenn es tausend Mark wären, so daß ich von den Zinsen leben könnte!" Das wird Mancher zum Lachen finden. Mancher auch zum Weinen.

Was Hermann Kretzschmar in seinen „Musikalischen Zeitfragen" über die Erwerbsverhältnisse der Tonkünstler sagt, trifft auch für Hans Pfitzner zu. Kretzschmar betont das Mißverhältniß zwischen Leistung und äußerem Ertrag in der Musik und sagt sehr richtig, daß ein etwas unpraktischer, träumerischer Sinn von den meisten musikalischen Naturen unzertrennlich sei, daß sich Talent und Weltklugheit nur selten verbünden. Er weist darauf hin, daß heutzutage die Möglichkeit für den schaffenden Künstler, seine Werke an den Mann zu bringen, viel geringer sei als

in einer Zeit, da jeder Hof seine eigene Opern, Symphonien, Konzerte, jede Bürgerfamilie für ihre Freuden- und Trauertage Motetten und Lieder nach ihrem Sinn verlangte. „Heute würde Haendel keine Tedeums, keine Begräbnißhymnen, keine Krönunganthems, Bach keine Rathswahlkantaten, keine Glückwunschdramen, keine Traueroden mehr zu schreiben haben. Die Gelegenheitkomposition hat alle Bedeutung verloren. Der einzige Auftraggeber oder Abnehmer ist heute der Verleger. Das Los großer Komponisten ist so unsicher wie das großer Philosophen und mit der besonderen Schwierigkeit belastet, überhaupt zu Gehör zu kommen." Und auch über den Mangel des Maecenatenthums, unter dem das ganze moderne Musikwesen (und überhaupt die Künste) zu leiden hat, klagt Kretzschmar. Wer in älterer Zeit sich auszeichnete, Den nahm unfehlbar ein hoher Herr in seinen Schutz, gab ihm in seiner Nähe einen Ehrenplatz und eine mindestens sorgenfreie Stellung.

Auch unter der besonderen Schwierigkeit, von der Kretzschmar spricht, hat Pfitzner zu leiden. Sein „Armer Heinrich" freilich ist nach Hängen und Würgen an der berliner Hofoper endlich zur Aufführung gekommen und hat es glücklich auf drei Abende gebracht. Aber die „Rose vom Liebesgarten" hat Pfitzner in Berlin bis heute noch nicht anzubringen vermocht. Nun gebe ich gern zu, daß Pfitzners musikalische Art nicht Jedermann zusagen wird. Ich selbst sehe seine Schöpfungen ziemlich kritisch an. Aber sie sind persönlich und bedeutend. Und darum darf man ihnen nicht das Gehör verweigern. Wer aber kümmert sich um Pfitzner? Seine Lieder werden kaum je öffentlich gesungen, sein vortreffliches witziges Scherzo für Orchester wird fast nie aufgeführt, seine Musik zum „Fest auf Solhaug" wurde mit unzureichenden Mitteln vorgetragen. Die Theaterdirektoren, die mit der „Salome" Geschäfte machen, versichern allen Ernstes, das Publikum wolle von dem „Disharmoniker" Pfitzner nichts hören. Das klingt unglaublich. Wie Einer mit seinem persönlichen Geschmack zu Pfitzner steht, ist seine Sache. Sicher ist nur, daß die Musik dieses Künstlers gehört zu werden verdient. Wenn er morgen stürbe, würde übermorgen die Jagd nach seinen Werken beginnen und die Pietät würde die größten Worte suchen und finden. Mir scheint, daß auch das Recht des Lebenden Beachtung verdient. Einem Mann, der so Beträchtliches geleistet hat wie Pfitzner, der so viel kann und so arbeitsam ist, muß in der Hauptstadt des Reiches eine Wirkensstätte zu erschließen sein, die ihn vor harter Alltagsnoth bewahrt. Ein solcher Mann darf sich nicht überall, wo er sein Zelt aufschlägt, fühlen, als sei er im Exil.

Pfitzner hats nicht nur in Berlin versucht. Auch in München war er schon einmal. In Mainz wirkte er, um seinen „Armen Heinrich" durchzubringen, als vierter Kapellmeister am Theater. Nun fühlt er sich auch aus Berlin vertrieben, wo die Zahl der Möglichkeiten doch die relativ größte ist. Vielleicht gelingt es ihm (mit der Hilfe der Pfitznergemeinde), in Straßburg jetzt endlich festen Fuß zu fassen. Vielleicht auch nicht. Die Thatsache aber, daß ein nahezu vierzigjähriger Künstler von der Bedeutung Pfitzners sich um den Alltag plagen muß, daß er nicht Halt noch Heim finden kann, ist wahrhaft betrübend. Mag er zunächst nach München übersiedeln. Nur sollte man ihm den Weg ebnen, damit er sich nicht im Gestrüpp verirrt. An Lob und Verehrung hat es ihm nicht gefehlt, wohl aber an thatkräftiger Förderung. Sollen wir wieder sehen, wie ein hochbegabter und erprobter Künstler vor der Zeit altert und in unfreier Enge erlahmt?

Hohenschönhausen. Paul Zschorlich.

Die Automaten.*)

München ist im vorigen Jahre um eine Sehenswürdigkeit ärmer geworden. Die beiden Pinakotheken stehen noch, die Schack-Galerie ist noch auf ihrem Platz, dem Glaspalast hat Niemand was zu Leid gethan und, last not least, wie Freund Schmock sagen würde, das Hofbräuhaus ist nicht in die Luft geflogen. Und doch war auch die verlorene Sehenswürdigkeit eine Stätte, an der sich eben so viel Volk eben so harmlos und dumm herumtummelte, ein Ort, der mir immer wie eine prompte Antwort auf die Frage nach der „Kunst fürs Volk", nach ästhetischer Erziehung vorkam und zu dem ich in einem eigenthümlichen persönlichen Verhältniß stand. Ich meine ein automatisches Restaurant an der Bayerstraße. Es brannte im vergangenen Herbst aus. Bei Nacht. Man weiß nicht, ob durch Kurzschluß oder durch Brandstiftung; oder ob noch höhere Mächte im Spiel waren? Man erfuhr nur (durch die Zeitungen erfuhr mans und selbst der Reporter hat wohl eine Thräne im Auge gehabt, als ers niederschrieb), daß das große, buntbemalte Riesenorchestrion, das eine Kapelle von sechzig Mann ersetzte, mitten in dem Flammenmeer plötzlich losschmetterte und spielte, spielte, bis seine Pfeifen und Walzen Stück vor Stück unter gellenden Dissonanzen in die Gluth hinabbröckelten.

Am anderen Tage besuchte ich gegen zehn Pfennige Entree die Brandstätte dieses Ortes, der mir, so lange ich hier bin, ein Stück Innenleben bedeutet hatte. Es herrschte ein diabolischer Brandgeruch und ich sah Szenen in dem Raum, wo einfache Leute aus dem Volk unter Schauern erbebten, wie sonst nur Dichter. Szenen, die man sonst auf keinem Kriegsschauplatz, in keinem Spital, in keiner Morgue so reichlich für zehn Pfennige geboten bekommt. Ich werde sie zu schildern versuchen, sobald ich das Etablissement, wie es vor der Katastrophe dastand, mir wieder vors Auge gerufen habe.

Der eigentliche Restaurationraum war ein weites Viereck voll weißer, blendender Marmortische und niederer, rothsammetener Sesselchen. Die Devise „Bediene Dich selbst" stand über der Thür, die eine eng eingeknöpfte, starre Portier-Mumie behütete. Alle Wände waren prächtige Fassaden aus Spiegelglas, blitzendem Messing und Neusilber. Aus leuchtenden Krahnen flossen die Liqueurs, die Biere und jene „Weine", die so süß sind wie das morsche, lau-feuchter Watte ähnliche Kopfweh, das sie dem Toren anhängen, der sie trinkt. Du konntest Dir sogar Kaffee und heißen Punsch selbst zapfen. Und die Kaviar-Brötchen, die Semmelscheiben mit Lachs, Schinken und Oelsardinen kann ich Dir empfehlen, nachts zwischen Zwei und Drei, wenn der Heißhunger Deinen Bauch zu einem grollenden dunklen Gewölbe macht, das sein Verlangen nach Füllung durch die zitternden weißen Nervenfäden wie durch Telephondrähte zum Gehirn meldet.

Stets lag hier über den Köpfen eine dicke, graue Rauchwolke, von allen Tabaksorten, die im Handel sind, und junge Kaufleute, die ihre biederen deutschen Physiognomien verwünschen mochten, suchten sich als echte Yankees zu fühlen, wenn sie mit gekreuzten Beinen an einem Pfeiler lehnten, den steifen Hut im Genick, die eine Hand in der Hosentasche und in der anderen das Liqueurglas. Von allen

*) Aus dem Skizzenbande „Die Schrittmacher und Anderes", der in diesen Tagen bei R. Piper & Co. in München erscheint und ein kräftiges Erzählertalent einführt.

Tischen stieg Lärm, Lachen und Gespräch wie ein schwüles, unsinnig-buntes Chaos, das nur ein schöpferischer Schrei hätte zur Ruhe bringen können.

Hier waren immer sehr viele Frauen, denn hier hatte die pandemische Aphrodite ihren großen Markt und sandte Abend vor Abend spukhafte, toll kostümirte Existenzen. Ein Gewoge von Augen, Lippen und Händen, ein Geschiebe von Fleisch, ein Gemenge von Organen und ein Geschwirr von Seelen, daß mir oft war, als sei ich auf einer polynesischen Kunstgewerbe-Ausstellung, umgeben von den grellbunten, aberwitzig-verschnörkelten Ornamentsymbolen jener Völker, bei denen zwischen Trieb und Geist schon längst die modernsten Eilzüge verkehrten, ehe wir Kulturmenschen nur überhaupt unser Bischen begrifflich-abstraktes Pulver erfunden hatten. Kellner lebten umher in weißen Jacken und mancher von ihnen hatte einen Schnurrbart, der wie aus lauter einzelnen Haaren eingesetzt schien.

Ein Sekt-Bufett befand sich an der einen Querwand und schien wie der Hochaltar in dieser wunderlichen Kirche menschlicher Lebensgier. Es war ein weitläufiger Aufbau aus geschnitzten und buntgetünchten Holzornamenten, die sich in rasenden Voluten und Schnörkeln überstürzten. Sie waren zum Theil blaß-meergrün, in der Hauptsache aber fleischfarbig, so daß dies bizarre Formengewühl unwillkürlich an aberwitzige Orgien erinnerte. Wie Du Dir aus den geballten Wolken eines träumerischen Sommernachmittags wandelnde Geisterchöre und Schlachtreihen schwergepanzerter Ritter herausphantasiren kannst, so drängte Dir diese Sektornamentik schwüle, sexuelle Bilder auf, Ketten von Leibern, die sich in gräßlichen Lustkrämpfen in einander verflochten und verbissen, Formen, die fettig und rosig-glänzend über einander herfielen. Und zwischen ihnen klafften breit wie Wunden oder von Gier geschwollene Lippen rubinrothe Glühbirnen. Wie ein satanisches Triumphlachen erschallte darüber eine giftgrüne Weinblätterguirlande, die aus Blech geschnitten war.

Und die Pfeiler dieses ungeheuerlichen Hochaltars der Cocktails, der Absinthe und der Schaumweine zeigten Genien mit ernsten, bunten Augen wie von Emaille und üppig nackten Brüsten. Genien, die im braungetünchten Haar Strahlenkronen vielfarbiger Glühbirnen trugen. Stand man am anderen Ende des Saales, so sah man oft die Rücken vieler dasitzender Männer jenem Altar tief zugebeugt. Da fühlte man ihre verzweifelte Anbetung und die rasenden Schmerzen ihrer unstillbaren Gier. Da sah ich einmal eine Kreolin kommen, eine reife, etwas üppige Frau. Ihre Augen waren unnatürlich weit, groß und schwarz. Ihr Kleid war ganz nachtgrün, ihr Federhut schwer von Träumen, und wie sie ihren Kaffee trank und dazu Törtchen aß, da wars ein wunderliches wollüstiges Spiel, eine symbolische Handlung, auf die jede ihrer kleinen, jähen, graziösen Bewegungen hinwies, zu der ihre irrenden, nirgends verweilenden Augen einluden. Sie war allein gekommen und ging bald wieder allein davon.

Neben diesem Raum lag nun die eigentliche Automatenstube. Hier stand das große, mit Farben und Zierrathen überronnene Orchestrion, das ich erwähnt habe. Seine Musik war herausfordernd laut und von einer unbeirrbaren Richtigkeit. Kein falscher Ton. In der Mitte des Riesenbaues glühte ein offener, beleuchteter Schacht. Da sah man Walzen, Stifte und wunderliches Räderwerk und manchmal auch den hantirenden Mechaniker. Trat er aus seiner Kunstmaschine, so war er ein untersetzter Mensch in blauen, ölfleckigen Arbeitkleidern mit einem Gesicht, das so weiß war wie ein Stück Papier. Ein scharfgeschnittenes, neronisches Profil mit bösen,

kalt und richtig blickenden Augen. Er trug einen Kneifer mit breiter Einfassung aus schwarzem Hartgummi. Es waren noch kleinere Musikwerke da und am Bemerkenswertheften waren diejenigen, bei denen leichenhaft starre Puppen angebracht waren, in welche dann bei den Klängen der mechanischen Musik die Zuckungen einer abscheulichen Belebtheit fuhren.

Zwei von den Instrumenten schmetterten wie blutrünstige Kampfmusik. Man hätte mit Messern dazu stechen können. Ihre Krönung waren drei kreisrunde Paukenfelle, das eine roth, das andere blau und das dritte grün beleuchtet, auf die im Takte die harten, ebenholzschwarzen Schlegel losrasselten. Doch auch das süße, wehmüthige Wimmern der Spieldose, wie sie Deine Großmutter besessen, konntest Du für zehn Pfennige genießen. Diese leidende Liebe, dieses kranke und endlos umsonst begehrende Herz, diese schlicht-weinende Aufrichtigkeit mit ihrer innigen, irrsinnigen Lust inmitten einer treuen, zähen Verzweiflung. Zu diesen Klängen balancirte in einem Glaskasten, auf dem Rücken liegend, Miß Pepita eine große silberne Kugel auf der Fußspitze. Sobald die Spieldose erklang, bestrahlte sie Purpurlicht und sie öffnete die wollüstige Nacht ihrer tiefschwarz bewimperten Augen und ihr Busen hob und senkte sich wie ein ganz kleiner und sehr zarter Blasebalg aus liebenswürdigem, weichem Rehleder.

Biege um diesen Glaskasten herum und erschrick nicht vor einem fratzenhaften Mohren aus Blech, der Dir Zigarren anbietet. Bleibe stehen vor der gewaltigen Messingtube des Grammophon, aus deren ungeheurer Oeffnung Dir Stimmen entgegen tönen wie aus Gräbern oder wie aus nächtlichen Hofschächten die Brunstlaute geheimnißvoller Katzen. Hier war noch unendlich viel mehr. Hier standen drei elektrische Klaviere, deren schwarze und weiße Tasten gespenstisch auf- und niederflogen, ohne daß sie eine Menschenhand berührte. Ihr Tanz verhöhnte Deine Seele, so daß Du sie oft gern leise aus der Brust gepflückt und sie heimlich weggeworfen hättest, wie irgend etwas Anrüchiges.

Hier konntest Du in kinematographische Schaukästen blicken und plötzlich in allen Ländern der Welt sein. Mit dem Sultan im Serail am Goldenen Horn und mit dem Kaiser von Rußland auf einer Schlittenfahrt. Für zehn Pfennige sah man die Posen und die Reize von Tänzerinnen, die nur für tausend Mark zu haben sind. Dies Alles und die staunenden, lebensgierigen und lasterhaften Kinder, diese Sterblichen, die sich dazwischen bewegten, fing eine ungeheure, wandhohe Spiegelscheibe. Sahst Du auf und in ihr gespiegelt die Welt mit ihren Geräuschen und ihren Lichtern, so war Dir, wie in einer Taucherglocke, die langsam, dreitausend Fuß unter dem Meeresspiegel, auf dem Grund aller bunten Wunder dahinwandert.

Und glaubst Du mir nun, daß das Volk hier in seinen Sünden und in seinen Schauern andächtiger war als in der Kirche, die ja heute in ihrer Ausstattung mit ziemlichem Erfolg dem Automaten-Konkurrenten zu Leibe geht? Ahnst Du wohl, daß Du für dieses Volk bei Deinen Schönschreibern keine volksthümliche moderne Kunst, keine Jugendstilmöbel und keine ethischen Grundsätze bestellen darfst?

Komm, feinsinniger Aesthet, der Du doch nur ein Verdünnter bist in Bezug auf Dein Blut und die von ihm gespeisten Nerven! Siehe, die Zeit, die Du „überwinden" willst, wie mächtig sie ist, wie unerschütterlich stark sie ihre Augen in diese grellen Bilder bohrt, wie kühn sie ihr Ohr diesen rasenden Dissonanzen leiht, ihr nacktes Herz diesen seelenmörderischen Sensationen, wie sie ihre Nerven mit Alkohol

festspannt, um sie in die häßlichen welken Schöße der Dirnen zu entladen, wie sie hier für ihre Spargroschen, an denen der blutige Schweiß von Fabrikülberstunden klebt, den geilen, prächtig-schillernden Wahnsinn kauft, den Heiligen Geist der Umwälzungen. Wenn ich hier Soldaten sah mit ihren blauen, schönen Uniformen und ihren runden, treuherzigen Vogelaugen, die vor Begeisterung glühten, da flüsterten sich unwillkürlich in mir jene schönen, knappen Kommandoworte, welche die Kammer unseres M./98 mit fünf glatten Patronen füllen, welche das Schloß spannen und den Schlagbolzen vorschnellen machen und das Nickel-Stahlmantlige, Platingehärtete, mit der ogivalen Bogenspitze durch die Züge hinausjagen, dumpf in Barrikadensäcke und klatschend in kühne, gute Herzen, die um ein paar Groschen den Wahnsinn gekauft haben. Wahrlich: das „Automat" war eine Sehenswürdigkeit! Man konnte dort lachen, weinen, zittern, sich von allen Schauern der Lust und von allem Grauen des unerbittlichen Todes durchrinnen lassen.

Ja, sogar philosophiren konnte man dort. Leib und Seele in ihrem räthselhaften Dualismus, dem wir trotz allen vorübergehenden monistischen Ekstasen nicht entrinnen werden, verhalten sich zu einander wie Musik und Musikwerk. Das Wunder einer mit Schrauben, Rädern und Drähten erzeugten Melodie ist genau so groß wie ein „Hamlet", gewonnen aus Shakespeares Mittagessen und aus der stupid-geheimnißvollen Thätigkeit seiner Gehirnzellen. Das Leben wird uns zur Unselbstverständlichkeit, zum Räthsel, zum Problem vor der Leiche und vor jener „Ueberleiche", der Wachsfigur, die es so unerbittlich leblos nachahmt. Das Wunder der organischen Welt, die durch ihr Sein, ihr Organischsein zugleich auch das Wunder der Idee ist, kann durch nichts mit grausamerer Entschiedenheit gepredigt werden als durch solche Mechanismen.

Der Affe, dieser satanischeste Einfall Gottes, verhöhnt nur den Menschen; aber der Automat, diese freieste, amerikanischeste That des Menschen verhöhnt alles Organische. Die letzte Nicht-Sentimentalität, die letzte Stark-Geistigkeit hat ihn erschaffen. Der Kunst, der Religion, der Liebe ist er entgegengestellt. Für unser geschmackvolles, weil von der Kultur geschwächtes Verständniß ist sein Prinzip die absolute Vernunft, gepaart mit der absoluten Verzweiflung.

Und er ist Volkskunst! Dieser pfiffig errechnete schlechte Witz, dieser komplizirte Kalauer eines käsbleichen, verderbten Mechanikers erregt alle Tiefen, treibt zur Begeisterung, läßt die Augen der Soldaten funkeln und macht, daß die Prostituirte auf dem Heimweg zu singen beginnt:

„Ich weiß ein Herz, für das ich bete,
Doch dieses Herz weiß nichts von mir."

Wo ist Arthur Schopenhauer? Haben wir noch Metaphysiker? Ich fange hier zu stammeln an.

Um bei meinem Erzählerleisten zu bleiben und nicht in die Philosophie meiner Cherry-Brandy-Nächte zurückzufallen: Dieses Milieu, das Sie nun kennen, wurde im vorigen Herbst, sei es durch einen banalen Kurzschluß, sei es durch boshafte Brandstiftung oder durch einen Ukas aus der Welt des Absoluten zerstört. Es brannte bei Nacht aus und mitten in dem Flammenmeer ertönte der Sterbegesang des großen bunten Orchestrion, dessen Pfeifen und Walzen allmählich unter fürchterlichen Mißtönen in die Gluth hinunterbröckelten. Die Feuerwehr war rasch zur Stelle gewesen und so war die Brandstätte, die ich am anderen Tage fand, kein

unordentlicher Trümmerhaufe, kein schmutziges Chaos. Die Zerstörung war reinlich gegen Entrée zur Schau gestellt, wie etwa in leidenschaftlichen Dichterbüchern alle Seelenqualen, alle Raserein unseres Herzens gluthgebeizt und rauchgeschwärzt, aber ordentlich zu sehen und klar zu lesen sind, sobald wir den Band erworben haben. Von der großen Orgel war nur pechschwarzes, galgenartig gefügtes Gebälk übrig, das steil zu der berußten und geborstenen Decke des Saales emporragte.

Auf einem hohen Podest erhob sich noch eine Bühne, deren Behänge und Draperien als mißfarbige, gekräuselte Lappen umherhingen. Aus den Marionetten, die dort, zierlich gekleidet, als lustige Damenkapelle gefiedelt und geblasen hatten, waren gräßliche Brandleichen geworden. Pechschwarze, hohle, augenlose Menschenköpfe hielten mit diabolischer Grimasse Flöten vor die Mundlöcher. Ein schwarzer Knochenarm schwang den Fiedelbogen und ein jämmerlich verzerrtes Gesicht, ein dunkler Schädel mit einem Wisch langer, blonder Haare darauf, grinste herab. Der andere Arm mit der Geige war völlig verbrannt. Andere lagen sinnlos am Boden umher und eine der halbverbrannten Puppen saß in lasziver Haltung wie ein irrsinnig gewordener Lebemann auf einem hintenüberkippenden Stühlchen.

Ich vergaß bei diesem Anblick, daß es Puppen waren, die mich erschütterten. Es waren Menschen, gute alte Bekannte, Wesen, mit denen ich Jahre lang gelebt, denen ich von meiner Seele gegeben hatte, weil diese Armen keine Seele hatten. Und wunderbar: nun sie verbrannt und tot vor mir herumlagen und sich meine Augen darüber mit Thränen füllten, da bekam ich in dieser närrischen Rührung meine Seele wieder und Alles, was ich hier an diese Puppen und an die dunkle, scharlachrothe Welt verschwendet hatte, deren Zeugen sie waren. Nie war ich innerlich reicher, nie hatte ich mehr Religion als inmitten dieser satanischen Brandstätte.

Pepita lächelte immer noch in ihrem Glaskasten, dessen Scheiben von der Hitze gesprengt waren. Sie lächelte mit geschlossenen, lang bewimperten Augen, in Flitterröckchen und Tricots, mit ihrer Silberkugel auf der Fußspitze und ihrem Blasebalgbusen. Sie lächelte und war an beiden Beinen so grausam verbrannt, daß auch keine Amputation mehr geholfen hätte. Auch die Spieluhr, die liebe Stimme, war sicher nicht mehr am Leben.

Die elektrischen Klaviere boten einen entsetzlichen Anblick. Der Riesentrichter des Grammophons lag, in allen Regenbogenfarben angelaufen, am Boden. An vielen Apparaten war durch die Gluth Lack und Bemalung abgesprengt und breite Flächen von stumpfem Mennig-Zinnoberroth starrten wie Zauberschilde, zu hypnotischem Schlafe verführend.

Der große Wandspiegel war verschwunden. Dort ragte nur eine gleichmäßig schwarze Fläche aus verkohlten Brettern, an denen das zersprungene Glas befestigt gewesen war. Nur unten in der linken Ecke war noch so viel Glas, wie nöthig war, mein Gesicht abzuspiegeln. Ich sah es mir ganz genau an. Vielleicht nur einen Augenblick lang; aber er war wie jener, in dem Mohammed durch alle Paradiese flog; denn während seiner Dauer entstand in mir eine ganze Stammesgeschichte der Generationen, die zu meinem Schädelbau, zur Kapazität meiner Hirnschale und zur Struktur meines Denkapparates beigetragen hatten. Auch eine peinlich-genaue genetische Geschichte aller Falten, Runzeln und Züge. Bände lange Auseinandersetzungen mit den Mördern meiner Seele und den lieben, sanften Würgerinnen meiner Nerven. Und als die schöpferische Ewigkeit dieser Sekunde mit einem verzweiflungsvollen

Fluch ihren logischen Schluß hätte haben müssen . . ., da kam dieser Fluch nicht. Nur ein Wissen und ein stilles, unendliches Glücksgefühl und eine einfache sichere Kraft, die mir auf einmal wunderbar durch alle Adern lief.

Ich wandte mich um, mit dem deutlichen Gefühl, eine große Verheißung erhalten zu haben, und nun fiel mein Blick auf eine Akropolis von Kohle, von jenem geheimnißvollen Stoff, der da bleibt, wenn alles Organische vom Feuer verschlungen ist, und von dem einige Chemiker vermuthen, er sei es, der alles Leben, vielleicht alles Sein, auch das der bunten, toten Elemente, als Urstoff in seinem geheimnißvollen Schwarz umschließe. Eine Akropolis, die feierliche Ruine eines Griechentempels aus lauterem Kohlenstoff! Und auch die unendliche, adelige Schönheit dieser Erscheinung war nichts weiter als der ausgebrannte Oberbau eines barocken Musikwerkes. Doch alle Tünche, alle Lappen und Flitter, alle wahnsinnigen Schnörkel hatte die Flamme hinweggenommen. Die schöpferische Zauberin hatte aus dem perversen Graus dieses tollen Panoptikum-Schaustückes ein Sinnbild erschütternden und erhebenden Adels gemacht. Ein schwarzer Tempel mit Giebeln und Säulen, in wundervollem Ebenmaß eine vollendete Grazie.

Publikum war bei der Besichtigung dieser Brandstätte nicht zugegen. Dieses Kollektivwesen löste sich hier sofort in Menschen auf. Alle gingen stumm und seltsam ergriffen umher. Man unterhielt sich im Flüsterton und die Finger, mit denen man auf die Sachen deutete, sahen eigenthümlich weiß und erschrocken aus. Viele von den Leuten nahmen sogar, wenn sie eine Weile dagestanden, mit einer wunderlichen Verlegenheit die Hüte ab.

München. Hermann Esswein.

Kurt Martens.

Die Meister der Novelle sind in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte spärlich genug vertreten. So zahlreich sich auch Dilettanten und Handwerker auf diesem Gebiete tummeln: nur wenige Dichter von universeller Bedeutung haben sich dessen Kunstform erobert. Und das Publikum, das wieder einmal dickleibige Romane verschlingt, zeigt weder Geschmack noch Verständniß für die feinere Kost einer knappen, gehaltreichen Erzählung. Novellisten wie Thomas Mann oder Jakob Wassermann kennt und schätzt es nur auf Grund ihrer umfangreicheren, aber schwächeren Werke; und Kurt Martens, der, ihnen ebenbürtig, nur in schmalen Bänden sein großes Können offenbart, bleibt dem verwöhnten Kreis der Kenner und Enthusiasten vorbehalten. Freilich erfordert das Verständniß dieses in hundert Farben und Schattirungen schillernden Temperamentes, das nirgends und überall daheim ist, Keinem ganz zu Dank spricht und doch Jedem so außerordentlich viel zu sagen weiß, eine tiefe und leidenschaftliche Versenkung in die schwierigsten der seelischen Probleme, die uns jetzt bewegen; bewegen sollten.

Ueber Kurt Martens als Persönlichkeit zu urtheilen, ist unmöglich, wenn man nicht seine sämtlichen Dichtungen*), kennt; und auch dann ist das Urtheil

*) Romane, Novellen, Dramen. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

noch nicht abgeschlossen: denn mit jeder neuen Aussprache zeigt er sich von einer anderen Seite, in völlig verwandelter Gestalt, ein wunderlich fesselnder, oft auch abstoßender Proteus, unerschöpflich an fruchtbaren oder auch nur bizarren Ideen, von unbegrenzter Entwickelungsfähigkeit in seinen Formen.

Als Nihilist voll cynischen Uebermuthes trat er mit seinen „Gehetzten Seelen“ und dem vielgelesenen „Roman aus der Decadence“ zuerst in die Oeffentlichkeit, lebhaft begrüßt von unseren Besten, von den Aufrechten, den Stürmern und Drängern, von den Kunstrichtern, unbestechlichen Geschmackes, sogleich auch Aergerniß und Anstoß der ganzen bürgerlich-offiziellen Welt. Manche Züge, die sich bei Martens später noch verstärkten, sind hier schon angedeutet: seine inbrünstige Zuneigung zu allen verfeinerten, verinnerlichten Naturen, seine Begeisterung für jede kulturelle Größe, für eigenwillig schaffende, geistig ausgereifte Männer, hingebend stille Frauen und zärtlich tändelnde Mädchen, sein ingrimmiger Widerwille gegen die eitle Verlogenheit konventionell geselligen Lebens, wie es besonders in den Kreisen des „gebildeten Mittelstandes“ seine Blüthen treibt.

Ein Preisgesang zum Ruhm edler Rassen und hochentwickelter Zucht ist das „Tagebuch einer Baronesse von Treuth“. In den Gestalten dieser kleinen Gabriele Treuth, des Prinzen Otto und ihres Stiefbruders Hubert von Karas, die in verschwimmenden Umrissen nur angedeutet und doch voll unmittelbaren Lebens sind, hat der Dichter seine ganze schwärmerische Sehnsucht nach der Wiederkehr einer untergegangenen Welt der Zartheit und des seelischen Adels verkörpert.

Aber Martens läßt den Ton leidvoller Resignation eben so verklingen wie den des zornig lachenden Aufruhrs. In dem Roman „Die Vollendung“ folgt er als Darsteller eines sozial-ethischen Entwickelungsgesetzes streng epischen Regeln. Alexander Rottenbrunn, eine sehr zeitgemäße Mischung aus Intelligenz und Genußsucht, wird irr an seiner ästhetischen Sendung und legt sie freiwillig sterbend in die Hände seines Sohnes, des rücksichtlosen Energie-Menschen, der nicht die Schönheit will, sondern in unbewußten Wachsthum selber Kraft und Schönheit aus sich erzeugt. Hier spielt zum ersten Mal die Frau (oder vielmehr die „Dame“) eine entscheidende Rolle, deren Manier Kurt Martens in ihrem eitlen Aplomb, ihrer gespreizten Ueberhebung nun immer von Neuem bekämpft, zerfasert und bloßstellt, bis er sie in der Gestalt der Madame Adèle („Katastrophen“) als gräulich spukhafte Marionette dem allgemeinen Gelächter preisgiebt. Die Art, wie Martens die Frauen sieht, ist von besonderem Interesse. Er ist durchaus kein Weiberfeind in Strindbergs Art. Das beweisen außer der Baronesse Treuth die feinen Mädchengestalten, die in reizvollem Wechsel seine Werke bevölkern. Eben so behandelt er die brave Hausfrau, die nachsichtige Mutter, die kluge Kameradin mit herzlicher Antheilnahme oder doch wenigstens mit gutmüthigem Humor. Nur das Weib, das eine Rolle spielen will, zumal mit erborgten Künsten, die Salondame, die Kokette mit Puder und Schminktopf, mit sexuellen oder gesellschaftlichen Ambitionen, die findet in Martens ihren erbitterten und stets auch überlegenen Gegner.

Unter all den schläfrigen Epigonen, den biederen Heimathkünstlern und den strammen Patrioten findet sich keiner, der für eine Gesundung unseres sozialen Lebens so mit eifernder Liebe, mit lachendem Ingrimm und rücksichtloser Entschleierung stritte wie dieser „hypermoderne Volksverächter“; und doch ist ihm wiederum selbst ein kleiner philiströser Gerichtsassessor wichtig genug, um sich mit

dem Alles verstehenden, Alles würdigenden „Kreislauf der Liebe", der Liebe eines „goldenen Dichterherzens" alter Schule, in des Assessors Alltagssorgen zu versenken.

„Unglücklich? Oh, weshalb, mein Freund?" so tröstet lächelnd der Geist des Kriegshelden Louis Ferdinand seinen Verehrer Rothaas: „Du verkennst Deine vortheilhafte Lage. Je kleiner man ist, desto besser paßt man auf diese Erde. Wer wirklich klein ist, wer das Glück hat, unter den Geringen selbst gering geboren zu sein, soll sich ja damit bescheiden, nicht hinausstreben über seine sicheren Grenzen, sondern vollends glücklich dadurch werden, daß er auch klein bleiben will."

Das ziemlich weltfremde Theaterpublikum der süddeutschen Städte kennt den Dramatiker Martens besser als den Erzähler, wenn auch nur als Vater der vaterlosen Waise „Kaspar Hauser". In diesem tragischen und in dem tragikomischen Schauspiel „Der Freudenmeister" giebt sich Martens mehr noch als sonst seinen romantischen Launen hin, mit einer fast knabenhaften Freude an den Spannungen und Entladungen des Theaters. Dramatische Wucht liegt ihm zwar fern; allzu ironisch sieht er den Kämpfen der Menschenkinder zu; für jeden Konflikt kennt seine Lebensweisheit noch eine offene Thür. Ihm ist auch die Tragoedie nur ein Spiel, Spiel und Sinnbild unseres werthlosen Lebens. In jeder Szene umstrickt es jedoch den Hörer mit merkwürdigen Situationen, regt ihn an durch schwungvolle Ideen und seltsame Einfälle, bleibt ihm vertraut in den schonungslos entblößten Seelen seiner Gestalten. Wer den „Kaspar Hauser" nur auf der Bühne sah, ist vielleicht befremdet von der grellen Schauerromantik der Vorgänge und merkt erst beim Lesen des Buches, daß diese Schauer allein von der Stimmung der allgemeinen Rathlosigkeit ausgehen, die auf den Biedermeiergestalten dieses Dramas eben so lastet wie auf Jedem von uns, sofern er sich nur als Marionette der Kausalität fühlt.

Ist die Wirkung des „Kaspar Hauser" ein nachhaltiges Grauen vor unserer ziellosen Existenz, so wird „Der Freudenmeister" zu nachdenklichem Lächeln und nur wenigen beklommenen Seufzern reizen. „Die Lust der Kreatur ist mit Bitterniß gemenget"; wir fühlen: Die allgemeine Lüderlichkeit, so angenehm sie für den Einzelnen auch sein mag, darf sich leider, leider, in einem praktisch geleiteten Gemeinwesen nicht entwickeln. Der Alchemist Don Geronimo vermag wohl eine Weile sich zu halten und eine süß duftende Fäulniß um sich zu verbreiten. Ewig überlegen aber bleibt ihm die nüchterne Gewalt der Ordnung und die langweilige gute Sitte. An ihr geht der pompöse Herrenmensch jämmerlich zu Grunde. Der realpolitische Herzog erscheint an vielen Stellen als des Dichters Sprachrohr. Aus dem anarchistischen Heißsporn des Romanes ist ein konservativer Skeptiker geworden. Dem „unentwegt liberalen" Bürger sind Dichter solcher Gesinnung natürlich außerordentlich fatal. Man verlangt vom deutschen Dichter, daß er freisinnig und hochgemuth sei. Aber Kurt Martens, der so gar nichts mit seinen Literaturkollegen gemeinsam hat, steht allen politischen und gesellschaftlichen Kreisen seines Vaterlandes gleich fern. Mit Thomas Mann und Frank Wedekind, diesen beiden Antipoden, soll er befreundet sein. Das wäre ein neuer Beweis seiner künstlerischen Unabhängigkeit, die liebevoll alle Gegensätze in sich vereint, wenn sie nur Lebenskraft genug besitzen, Wurzel in ihm zu schlagen.

München. Hans von Veltheim.

Anzeigen.

Das Zeitalter der Motorluftschiffahrt. Theodor Thomas in Leipzig.

Als im Jahr 1829 der Motor auf den Schienen seinen ersten Rekord in England schlug, kam Niemand auf die Idee, in einem Buch die politischen, militärischen, wirthschaftlichen und sozialen Wirkungen des Eisenbahnbetriebes zu schildern. Heute, auf der Schwelle des Zeitalters der Motorluftschiffahrt, soll mein Buch die Wirkungen des Motors in der Luft im Voraus zur Darstellung bringen. In meinem Zukunftgemälde „Berlin-Bagdad, das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910/1931" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1907) schilderte ich vom Standpunkt der Zukunft aus den Einfluß der Motorluftschiffahrt auf die Gestaltung des Deutschen Reiches. In dem neuen Buch stelle ich die Wirkungen der Motorluftschiffahrt von dem Standpunkt der Gegenwart aus dar und beschränke mich nicht auf einen einzelnen Staat. Reg.-Rath Rudolf Martin.

Die Liebe und die Frauen. J. C. C. Bruns in Minden i./W. 2 Mark.

Mein Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen über die Probleme von Liebe, Ehe und Mutterschaft; vom Standpunkt moderner Frauenentwickelung aus gesehen. Der Zeitpunkt ihrer Sammlung schien mir gekommen, weil über unsere Bestrebungen zur Reform der sexuellen Ethik, wie sie besonders der Bund für Mutterschutz und die von mir herausgegebene Zeitschrift „Mutterschutz" vertritt, unfähige oder böswillige Gegner die thörichtesten Vorstellungen verbreiteten. Allen, die sich über unsere Ziele unterrichten wollen, mag das kleine Buch dienen. Handelt es sich doch nicht darum, Grundgesetze des Lebens umzustürzen oder zu vernichten, sondern im Gegentheil darum, diese Grundgesetze des Lebens auch auf die Frau der neuen Entwickelung auszudehnen. Wenn man geistige Schulung, pekuniäre Unabhängigkeit, eine beglückende Lebensaufgabe, eine geachtete soziale Stellung für die Frau in Anspruch nimmt und dazu als ein eben so Selbstverständliches, eben so Nothwendiges Ehe und Kind, so klingt diese Forderung heute nicht mehr, wie vor einem Jahrzehnt, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Heute sind nicht nur schon viele Frauen, sondern auch viele Männer zu dieser natürlichen Forderung eines vollen Menschenthumes herangereift. Wir möchten die Freude und die Schönheit in der Welt, und sei es auch nur in bescheidenstem Maße, vermehren helfen. Wodurch aber könnte Das besser geschehen als durch die Vertiefung des Begriffes der Liebe bei Männern und Frauen?

Wilmersdorf. Dr. Helene Stöcker.

Der Fall Nietzsche. Eine Ueberwindung. Leipzig. Theodor Thomas.

Mein Buch behandelt den „Fall" Nietzsche als einen überaus signifikanten europäischer Decadence. Nietzsche ist für mich der Philosoph der Decadence an sich. Er ist als solcher mit dieser Decadence ein Problem, das gelöst und eliminirt werden muß. Wenn man will, ein Problem von evokatorischem Werth für die große religiöse Synthese und Vollendung, auf die es für Europa durchaus ankommt, wenn seine gegenwärtige Kultur und Civilisation sich nicht als eine taube Blüthe erweisen soll, auf die hoffnunglose Zerrüttung folgen würde. Als Dichter ist Nietzsche für mich ein Anderer; ein Wahrer, ein Großer, der vor uns ein tiefbedeutsames mensch-

Ich persönliches Schicksal, ein großes und tragisches Schicksal auslebt. Von seiner hochgradig neuwerthigen Kunstform ganz abgesehen. Nietzsche, der die Gedichte, Einiges aus den beiden ersten Theilen des „Zarathustra" und besonders dessen beide letzten Theile geschaffen hat, wird bleiben; der Philosoph Nietzsche dagegen wird schon in zwanzig Jahren völlig überwunden und eher eine Kuriosität als sonst Etwas sein. Das ist in allerleisester Andeutung meine Stellungnahme zu Nietzsche. Ich entwickele sie in drei umfangreichen Theilen, die sich nach den drei Perioden Nietzsches, seiner rein humanistischen, seiner wissenschaftlichen und seiner ethisch-unwerthenden Endperiode, disponiren. Der erste Theil betitelt sich: „Der letzte Humanist", der zweite „Nietzsche und die Wissenschaft" der dritte „Der Unwerther der Werthe". Die beiden ersten Theile bieten eine direkte, ins Einzelne gehende Kritik Nietzsches und seiner Philosophie. Nur im ersten Theil gebe ich, bei einer Stelle der „Geburt der Tragoedie", einen längeren eigenen Exkurs über das Verhältniß von Wort und Musik zu einander; im zweiten Theil führe ich eingehender eine eigene Idee über die Wiederkunft aus, welche die Nietzsches als eine dilettantische und zudem völlig unhaltbare wegschiebt. Der letzte Theil bietet nicht ausschließlich eine direkte Kritik von Nietzsches Philosophie, sondern eine mehr indirekte insofern, als ich eigene Ideen über Christenthum, Ethik, die Frauenfrage, den Europäer und Uebermenschen und die großen europäischen Themen entwickele, die Nietzsches „Wille zur Macht" berührt; Ideen, die sich in einem langjährigen Studium und Erleben in mir entwickelt und gefestigt haben.

Weimar. Johannes Schlaf.

Lebensgeschichte eines Fabrikarbeiters. Eugen Diederichs in Jena.

Der ehemalige Pastor, jetzt als Sozialdemokrat bekannte Paul Göhre gab vor einigen Jahren die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters" heraus, ein Buch, das an manchen Stellen eine große Unmittelbarkeit und Plastik der Schilderung aufweist, das außerordentlich charakteristische Bilder aus dem Leben des Proletariates enthält und vor Allem ganz frei von Tradition ist. Das ist immerhin bei einem Werk, das in erster Reihe Dokument, dessen Werth seine Wahrheit, nicht seine Kunst ist, von großer Wichtigkeit. Einwirken literarischer Tradition wandelt Eindrücke nicht nur, sondern macht vor allen Dingen die Erzeugnisse all der Schriftsteller, die Lebenslage oder Beanlagung nicht befähigt, das Zeitenerbe sich wirklich zu unterwerfen, es zu beherrschen, blaß, verblasen, konventionell; es schwächt die Anschaulichkeit, mindert die Plastik; die verbrauchten Mittel der Wiedergabe halten den Leser nicht fest, dessen Theilnahme und Mitarbeit auf dem Gewohnten abgleitet. Die Unbeholfenheit, mit der der Arbeiter Karl Fischer die erwähnten „Denkwürdigkeiten" niedergeschrieben hat, war in ihrer Ungewohntheit zweifellos sehr eindrücklich und half dem Inhalt lebendig werden. Göhre hat jetzt mit der „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters" der Arbeit Fischers, die eine schon zurückliegende Zeit schildert (Fischer ist als Sechziger jüngst gestorben) eine verwandte Schrift aus der unmittelbaren Gegenwart gegenübergestellt. Ihr Verfasser ist der jetzt etwa vierunddreißig Jahre alte Fabrikarbeiter Moritz William Theodor Bromme in Ronneburg-Friedrichshaide. Auch dieses Werk ist für die Erkenntniß der sozialen Beschaffenheit unserer Zeit von hohem Interesse, obwohl (wie übrigens auch der Herausgeber selbst in seiner Einleitung zugiebt) es ästhetisch

durchaus hinter den „Denkwürdigkeiten“ zurückbleibt. Es hat nirgends die Anschaulichkeit des älteren Buches; es ist zum großen Theil dürrer, trockener Bericht. Die lediglich schriftstellerische, nicht dichterische Anlage des Verfassers und die mißlicheren Umstände, unter denen das Buch entstand, nennt Göhre als Gründe des Unterschiedes. Eben so sehr scheint mir das viele Lesen Brommes, seine autodidaktisch erworbene halbe Bildung an der gewissen Physiognomielosigkeit seines Buches schuld zu sein. Elend, Noth und Enge seines Standes wird aus diesen Schilderungen nicht unmittelbar eindrücklich und lebendig. Der Leser muß sich, wie aus einer Statistik, die berichteten Thatsachen innerlich in Anschauung übersetzen, muß das Erzählte selbst ausmalen, ehe es ihn gemüthlich ergreifen kann. Vieles ist in dem Buch Papier geblieben; Ausnahmen sind wohl nur da vorhanden, wo das Leben selbst dem Verfasser sehr deutlich, in sehr starken Strichen vorzeichnete. Nur da weicht die Nüchternheit des Buches, in dem man freilich durchweg einen sympathischen, warmherzigen Menschen empfindet. Was ist das Ergebniß? Nicht nur ein Einblick in die äußeren traurigen Lebensbedingungen des Proletariers, auch ein Einblick in die Kräfte und besonderen Schwächen seines Charakters. Gewiß: fortwährende Unsicherheit des Lebens und Erwerbes füllt manche Seite dieses Buches. Aber eben so fühlbar wird der gänzliche Mangel an Stetigkeit und Energie bei dem Verfasser und bei vielen Leuten, die er schildert. Wie oft verläßt er aus Laune, fast ohne Ueberlegung, irgendeine gute Stelle, einen Beruf, bereut es dann und kommt in schlechtere Verhältnisse! Wenn man aus der Lecture dieses Buches Einblick in die Lebensbedingungen des Proletariates gewonnen hat, kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sie für den einzelnen tüchtigen und energischen Menschen durchaus die Möglichkeit zum Aufsteigen und Wurzelfassen im Leben bieten und daß erst eigene Haltlosigkeit und Zerfahrenheit als subjektive Komponente zu den objektiv traurigen Verhältnissen hinzukommen muß, damit das ganze soziale Elend entstehe.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Der demokratische Imperialismus. Rousseau. Proudhon. Karl Marx. Von Ernest Seillière. Uebersetzt von Theodor Schmidt. Berlin, H. Barsdorf.

Das gut übersetzte Werk des französischen Denkers Ernest Seillière hat den Vorzug, so klar und einfach geschrieben zu sein, daß auch Frauen und Ungelehrte es verstehen können. Seillière ist (eine Seltenheit unter Franzosen!) ein gründlicher Kenner deutscher Sprache, deutscher Literatur und deutscher Philosophie. Er hat bei Herder, Hegel, Gervinus und anderen deutschen Soziologen und Philosophen Anregung gefunden. Sein Buch will der imperialistischen Geschichtphilosophie Jener noch eine imperialistische Psychologie und eine Macht-Ethik hinzufügen. Imperialismus ist bei Seillière der den Menschen eingeborene Wille zur Macht. „Imperialismus und Demokratie gelten als Gegensätze“, schreibt er; „im Grunde genommen, sind sie jedoch identisch.“ Seillière beweist nach ruhiger Prüfung, daß der Kern der demokratischen Ideen und Lehren von Rousseau, Proudhon und Karl Marx nie etwas Anderes gewesen ist als herrischer Wille zur Macht. Das auf sehr gründlichem Quellenstudium fußende geistvolle Buch kann sicherlich zur Klärung der Begriffe von Imperialismus, Sozialismus und Demokratismus beitragen.

Bärenfels. Frieda Freiin von Bülow.

Regie im Burgtheater.

Im Bereich des Burgtheaters ist eine Aenderung der Regieverhältnisse proklamirt worden. Nicht mehr wird die Stellung des Regisseurs Amt und unvergängliche Würde bedeuten: von Fall zu Fall kann und soll jedes männliche Mitglied berufen sein, Stücke zu inszeniren; der Marschallstab, den sonst die altbewährten Feldherren der Bühne trugen, ist in Stücke zerbrochen und der Willige mag nun ein Endchen erhaschen, bis es ihm der Nachfolger wieder abnimmt.

Ein neues Experiment nach den unzähligen, die schon mit der nothwendigen und doch in den künstlerischen wie in den bureaukratischen Rahmen schwer einzufügenden Institution vorgenommen wurden. Die Schwierigkeiten liegen in dem Verhältniß zum Direktor, der die Regie nützen muß, ohne sie sich über den Kopf wachsen zu lassen, in der Stellung selbst, die zu gerechtfertigten und anmaßenden Klagen über Begünstigungen und Zurücksetzungen der Mitglieder von je her Anlaß gab, hauptsächlich aber in der Frage, wer zu einem Amt wahrhaft berufen sei, das an die Kunst des Schauspielers keine, an die geistige Kraft des Dramaturgen aber die größten Anforderungen stellt. Die neuste Zeit, die auf die Bedeutung des Regisseurs einen eben so übertriebenen Nachdruck legt, wie die Vergangenheit sie unterschätzte, hat nun meist in richtiger Erkenntniß den Schöpfer des Bühnenbildes nicht aus dem aktiven Schauspielerstand, oft gar aus literarischem und künstlerischem Beruf her aus hervorgezogen und gerade in seiner darstellerischen Unthätigkeit ein wesentliches Moment seiner Praxis erblickt. Einen Schritt nach dieser Richtung, allerdings nur einen halben, hat das Burgtheater mit der Berufung eines nicht schauspielerisch wirkenden Theatermannes gethan, ohne ihm eine erste, markante Stelle einzuräumen. Jetzt, wo alte, verdiente Regisseure ihre Kräfte für die darstellerische Aufgabe schonen müssen und das Kollegium, nach Abschaffung der wöchentlichen Sitzungen, als Gesammtheit nur ein leerer Name geworden ist, sucht man nach Besserungen.

Die Geschichte der Regie und ihrer wechselnden Formen ist beinahe die Geschichte des Burgtheaters selbst. Das Fünfmänner-Institut des josefinischen Hauses war, kaum geschaffen, die Quelle zahlreicher Kämpfe und Intriguen; ganze Brochuren forderten Aufhebung und Umformung. An diesem Fels zerschellte ein F. L. Schröder, der nach kurzer Thätigkeit wieder nach Hamburg flüchtete, scheiterte ein A. W. von Kotzebue, den die niedrigsten Verleumdungen zur öffentlichen Rechtfertigung zwangen. In den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts sind „die vier K", wie man sagte (Koch, Korn, Koberwein, Krüger), allmächtig; Holbein geräth ganz unter die Botmäßigkeit der Regie; erst Laube sprengt mit scharfer Lanze gegen den vielköpfigen Drachen. Die Situation, die sich ihm bot, glich der heutigen: Anschütz, der nie Begabung zur dramaturgischen Leitung hatte, stand an der Spitze; Löwe, der die Anrechte zur Folge besaß, wurde in überscharfen Berichten vom Direktor als gänzlich unfähig für solchen Posten gekennzeichnet und völlig in den Hintergrund geschoben; dafür tauchte ein unbekannter Mann, August Förster, zunächst als Unterregisseur, auf, eine nicht ganz klare Stellung, die sich aber bald durch den Träger und den ihn mächtig fördernden Gönner zu einer wahrhaften Vicedirektorstelle auswuchs. Um Konflikte zu vermeiden, wurden Hilfsregisseure ernannt, allmählich in die festen Stellen hineinavancirten. Laubes Autokratismus hat überhaupt die Regie wenig geliebt und wenig geachtet, wenn er auch ihre den Direktor

unterstützende Thätigkeit in seinen Akten rühmend kennzeichnete; in diplomatischerer Weise ließ Dingelstedt sie operiren, gab aber selbst das Heft nicht einen Augenblick aus der Hand. Die Regie war Das, wozu der Direktor sie machte oder wozu sie ihn machte. Doch stets waren die Regisseure bewährte, erfahrene Personen, die volle Autorität im Haus erworben hatten und zu denen die Jüngeren mit Verehrung emporschauten.

Das soll mit einem Schlage anders werden. Die Schauspieler sollen, sagt der neue Erlaß, sich selbst melden, die in sich den Beruf fühlen, ein Werk in Szene zu setzen. Es wäre traurig, wenn da nicht Jeder sich stellen sollte; schon vor seinen Kollegen würde er sich durch solche Absentirung eine Blöße geben. So viele Mitglieder, so viele Regiekandidaten. Es kommt nun zur Auswahl: sie schafft von vorn herein eine Unzahl von Beleidigungen. Von den jüngeren Mitgliedern hat noch keins seine Fähigkeiten beweisen können; man muß es also versuchen und ein erster Fehlschlag braucht noch durchaus nicht entscheidend zu sein. Jahrzehnte, kann man sagen, wären nöthig, um nur einen Einblick in die Begabungen, die dem Burgtheater für die Regieführung zu Gebote stehen, zu erhalten; und mancher wirklich Berufene mag dabei noch Mißachtung erfahren. Von einem Stück zum anderen müssen entgegengesetzte Prinzipien durchgeführt werden. Unvermeidliche Folge: die Schauspieler werden rathlos, die Darstellungen zerfallen. So lange die Regie ein Kollegium war, das sich berieth, so lange es aus Schauspielern gebildet war, die Jahre lange Wirksamkeit an dem Hoftheater zu der Ehrenstellung emporgehoben hatte, waren solche Diskrepanzen nicht zu fürchten. Ein Theater muß eines Geistes sein, sei es nun dieser oder jener, und jeder Vorstellung soll der Stempel dieses einen Geistes sich aufprägen. Solche Einheit wird durch die künftige Zufallsregie unmöglich.

Aber auch der Glückliche, in dessen Hande nun die neue Würde gelegt wird, dürfte nicht auf Rosen gebettet sein. Die Vorbedingung für das Regieamt heißt Autorität; es ist natürlich möglich, daß sie sich die eine oder andere künstlerische Persönlichkeit durch ihre Sachkenntniß und ausgesprochene Begabung schafft; aber wenn dem Schauspieler bei einem Stück diese große That gelungen ist, hat er sie beim nächsten schon verloren; wenn er wieder drankommt, beginnt die Arbeit von Neuem. Für solche Eintagsfliege wird es nicht leicht sein, alle die erfahrenen, ihm an Zahl der Jahre, an Bedeutung der künstlerischen Leistungen, an Kenntniß der Bühne und ihrer Anforderungen weit überlegenen Mitglieder unter einen Befehl zu bringen, der nicht einmal durch einen Titel gestützt erscheint. Der Schauspieler ist fügsam, wo er Ueberlegenheit und wahres Verständniß fühlt, er ist aber unbarmherzig, wo sich Einer, der ihm befehlen will, eine Blöße giebt, und besonders unbarmherzig dem Kollegen gegenüber, der als vom Himmel herabgeschneiter Gebieter vor ihn hintritt. Wir ahnen freilich, daß diese Gleichberechtigung aller Mitglieder nur auf dem Papier steht und der ganze Erlaß nur der verkappte Ausweg ist, ganz bestimmte Personen zum Regieamt zu berufen. Dann ist diese überraschende Reform ein noch merkwürdigerer Schritt, der das Ansehen der Leitung gefährdet, ganz abgesehen davon, daß den wenigen Auserwählten erst recht die Stellung und das Ansehen fehlen wird, deren sie unbedingt bedürfen. Aus einer Verlegenheit sucht man den Ausweg durch Verlegenheiten. Die Direktion hat früher an ihren Aufgaben die Regie theilnehmen lassen. Das war das natürliche, gesunde Verhältniß. Jetzt zertheilt sie mit der Regie sich selbst: und das ganze Theatergetriebe wird zum Stückwerk, an dem der Einzelne nichts gewinnen, das Ganze Alles verlieren kann. X.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. November 1907.

Neue Ethik.

Essen, Trinken und Kochen sind heute Künste, die auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntniß ausgeübt werden. Doch hat sich die Menschheit auch in den vorhergehenden Jahrtausenden recht leidlich ernährt, wo ihr nur die angewachsenen Chemiker: Nase, Zunge und Gaumen, zur Verfügung standen und die Sanitätsräthe Hunger, Durst, Sättigung, Wohlbefinden, Katzenjammer und Leibweh sich abwechselnd, jeder zur rechten Zeit, ganz ungerufen einstellten. Nicht Diätfehler, obgleich es natürlich an solchen nicht fehlte, haben die Seuchen verschuldet, die früher die Völker dezimirten. Der Diät gereicht die moderne Wissenschaft nicht immer zum Vortheil, weil die wissenschaftlichen Autoritäten einander widersprechen (die eine ist vegetarisch, die andere rechnet den Menschen zu den Omnivoren, die eine verdammt den Alkohol unbedingt, die andere empfiehlt seinen mäßigen Genuß) und so den Rath Suchenden verwirren. Wie mit der Gesundheit des Leibes, so weit sie von der Diät abhängt, verhält es sich mit der Gesundheit der Seele, die bald Moral, bald Ethos, bald Sittlichkeit, bald Tugend, bald Heiligkeit und Gerechtigkeit genannt wird. Die Menschen haben immer ungefähr gewußt, wie sie sich in den Dingen, die unter diesen Bezeichnungen zusammengefaßt werden, zu verhalten haben, und sind durch die wissenschaftliche Untersuchung dieser Dinge vorläufig mehr verwirrt als aufgeklärt und ihrer Sache gewiß geworden; denn die Moralsysteme widersprechen einander noch mehr als die der Nahrungmittelchemie und der Ernährungphysiologie. Eine gewisse Grenze giebt es ja freilich, über die hinaus auf beiden Gebieten aller Widerspruch und Zweifel aufhört. Wenn die Gattin dem Gatten Rattengift in die Suppe schüttet, so behauptet kein Gelehrter und kein Ungelehrter, Das sei dem Manne gesund und die Frau habe moralisch gehandelt. Aber innerhalb dieser ziemlich weiten Grenze gehen besonders in der Moral die Meinungen so auseinander und stiften solche Verwirrung, daß sich der schlichte Mann mitunter veranlaßt sieht, dem Prediger

einer neuen Moral zu sagen: Ich kann Dich nicht widerlegen, aber meine Vernunft, mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß Du Unrecht hast; ich bleibe bei meiner alten Moral.

Meine Vernunft sagt mir? So wäre also das Moralische das Vernünftige? Professor Dr. Eduard Westermarck, der meist in englischer Sprache schreibende Finländer, der die berühmte „Geschichte der Ehe" verfaßt hat, scheint anderer Meinung zu sein in seinem neusten großen Werke „Ursprung und Entwickelung der Moralbegriffe", dessen erster Band soeben in deutscher Uebersetzung (bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig) erschienen ist. Er gründet die Moral auf das Gefühl und leugnet, daß sie in der Vernunft wurzle. Moralbegriffe entstehen dadurch, daß gewisse Handlungen und Charaktere in dem Beschauer ein Lustgefühl, gewisse andere Handlungen ein Unlustgefühl hervorrufen und daß wir diese Gefühle in der Form von Billigung und Mißbilligung kundgeben. Westermarck ist augenscheinlich von Adam Smiths Theorie der sittlichen Gefühle beeinflußt und Herbart seelisch verwandt; wie Herbart stellt auch er die Ethik neben die Aesthetik und faßt die sittlichen Urtheile als Geschmacksurtheile auf. Doch kennt er nur zwei sittliche Ideen, oder vielmehr, in seiner Redeweise zu bleiben, Gefühle (die beiden Vergeltungsgefühle: Rache, die zur Gerechtigkeit, Dankbarkeit, die zur Liebe hinüberleitet) während Herbart deren fünf kennt. (In dieser Mehrheit der sittlichen Ideen ist schon vor jedem Einfluß von Sitte, Mode, Erziehung, philosophischen Theorien die Verschiedenheit der Moralen begründet. Es giebt eben nicht eine Moral, sondern je nach dem Vorherrschen der einen oder der anderen sittlichen Idee und ihrer verschiedenen Mischungen mehrere, also zahllose; die jedoch alle von der Grenze umschlossen werden, die ich vorhin mit der vergifteten Mehlsuppe angedeutet habe.) In beiden Punkten bin ich mit Westermarck einverstanden, halte aber trotzdem daran fest, daß das Sittliche des Vernünftige ist. Unter Vernunft verstehe ich nämlich den höheren Instinkt, den mit gesundem und unverfälschtem, unverkünsteltem Lebensgefühl verbundenen Intellekt. So hat es wohl auch Kant gemeint; und von seinem Kategorischen Imperativ der praktischen Vernunft ist die scholastische Definition: das Gewissen ist dictamen practicum rationis, nur durch eine kleine Abweichung der Form verschieden, indem Kant das Adjektivum praktisch mit Vernunft verbindet, während es der katholische Theologe auf dictamen, Gebot, bezieht. Den Zusammenhang der sittlichen wie der ästhetischen Werthurtheile mit der Vernunft erkennt man, wenn man Herbarts Entdeckung beobachtet, daß sich Beide auf rationelle Verhältnisse beziehen. Der Wohlklang beruht auf dem arithmetischen Verhältniß der Schwingungzahlen zusammen- oder unmittelbar nacheinander klingender Töne, das Wohlgefallen an einer regelmäßigen Figur auf dem Größenverhältniß der Seiten und Winkel zu einander, ihrer Gleichheit, und einen Tagelohn nennen wir gerecht, wenn er im richtigen Verhältniß zur Leistung steht.

In einem heiß umstrittenen Punkt rechtfertigt Westermarck die katholische Moral, ohne sie zu nennen. Er polemisirt gegen die Rigoristen, die alle sittlichen Handlungen für bloße Erfüllung der verdammten Pflicht und Schuldigkeit erklären, der keinerlei Verdienst zukomme. Einen Mann, der weder mordet noch stiehlt, also zwei sittliche Pflichten erfüllt, loben wir nicht; ihm erkennen wir kein Verdienst zu; dagegen loben wir Den, der sich mit seiner Sittlichkeit über den Durchschnitt erhebt (durch heroische Handlungen oder freiwillige Entbehrungen). „Ich kann nicht einsehen, wie das moralische Bewußtsein der Vorstellung zu entrathen vermag, daß es Handlungen giebt, die Lob und Lohn verdienen, die gelobt oder belohnt zu werden beanspruchen dürfen. Die Verneinung des Verdienstes kann von einem rein theologischen Standpunkt aus vertheidigt werden, doch dann nur in Beziehung auf des Menschen Verhältniß zu Gott." Auch Das scheint mir schon zu viel gesagt, wenn gemeint ist, Gott selbst müsse die Sache so ansehen. Für den Menschen ist es sehr heilsam, wenn er überzeugt ist: „Ich bin nur ein unnützer Knecht; was ich schuldig war, habe ich zur Noth gethan." Gott aber wäre schlechter als ein gerechter Mensch, wenn er Verdienst nicht anerkennte; es giebt demnach Verdienst, auch vor Gott. Westermarck hegt nicht etwa Vorliebe für den Katholizismus oder auch nur fürs Christenthum, sondern beurtheilt den Einfluß Beider auf die Moral ziemlich ungünstig. Hier und da geht er zu weit darin; so, wenn er dem sehr verbreiteten Vorurtheil beipflichtet, das Christenthum habe den Bettel gezüchtet. Das trifft beim mittelalterlichen Christenthum einigermaßen zu, aber nicht bei dem der ersten drei Jahrhunderte, das, die Traditionen der Synagoge fortsetzend, eine höchst rationelle Armenpflege ausbildete, die von der Reformation wiederbelebt worden ist und in der heutigen Kommunalarmenpflege zum dritten Mal auflebt. Während es in der römischen Kaiserzeit sonst überall von Bettlern wimmelte, haben sich sowohl die Judenwie die Christengemeinden, und zwar den Grundsätzen ihrer Religion gemäß und mit deren Hilfe, von diesem Uebel befreit. Die Literaturnachweise Westermarcks bekunden eine staunenswerthe Gelehrsamkeit und Belesenheit, um so staunenswerther, da er einen bedeutenden Theil seines Lebens auf Reisen zur Erforschung der Sitten exotischer Völker verwandt hat. Aber kein Mensch kann Alles lesen; und so begründet es keinen Vorwurf, wenn man erwähnt, daß er Dies oder Jenes übersehen hat. Auch in dem Kapitel über die Sklaverei wäre Einiges zu berichtigen und zu ergänzen. So fehlt die Erwähnung der merkwürdigen Thatsache, daß die Hörigkeit im Lauf des Mittelalters beinahe völlig überwunden, nach Einführung des römischen Rechtes aber, ungefähr von 1500 an, wieder hergestellt wurde, und zwar im nordöstlichen Deutschland, namentlich in den Adelsrepubliken Mecklenburg, Vorpommern, Holstein und Baltenland, in einer an antike Sklaverei grenzenden Form. Daß die christ-

liche Sklaverei der letzten Jahrhunderte bei den Angelsachsen Nordamerikas härter war als in den spanischen Kolonien, wird gebührend hervorgehoben und von der Basis interessanter Gesetzvorschriften aus beleuchtet. Richtig wird auch bemerkt, daß der Unterschied zum Theil (nicht allein) aus der starken Rassenabneigung der Angelsachsen gegen die Farbigen herrührt, von der die Romanen frei sind. In Beziehung auf den Krieg thut Westermarck der Kirche nicht Unrecht, wenn er sie beschuldigt, ihn eher begünstigt als bekämpft zu haben; er hofft, wenn sich einmal die jetzige Hochfluth des Nationalismus verlaufen habe, würden die Einwände gegen das Schiedsgerichtsverfahren als eben so hinfällig erkannt werden wie einst die gegen Abschaffung der Blutrache und der Privatfehde.

Ob die Anhänger der biologischen Ableitung der Moralbegriffe mit Westermarck zufrieden zu sein Grund haben, wird sich im zweiten Theil deutlicher zeigen. Vorläufig scheint er dem Idealismus näher zu stehen als ihnen und die moralischen Werthurtheile, die Eigenschaft, von menschlichen Handlungen und Charakteren angenehm oder unangenehm affizirt zu werden, auf eine nicht weiter erklärbare ursprüngliche Einrichtung der Menschennatur zurückzuführen, die sich von angeborenen Ideen nicht wesentlich unterscheidet. Unter dieser Voraussetzung besteht die Entwickelung nur in der Entfaltung dieser Anlage; sie selbst wird nicht entwickelt. Westermarck polemisirt öfter gegen Herbert Spencer und bestreitet, daß das Sittliche mit dem Nützlichen oder dem gut Angepaßten zusammenfalle, obwohl er selbstverständlich anerkennt, daß die den beiden Gebieten angehörenden Lebensäußerungen vielfach mit einander verflochten sind. So schreibt er: „Es erscheint nicht glaublich, daß die Verhängung von Strafe ausschließlich von Erwägungen sozialer Nützlichkeit bestimmt wird oder je sein wird; nicht einmal innerhalb der Grenzen, die das sittliche Gefühl billigt. Der Wunsch nach Vergeltung ist so stark und erscheint so natürlich, daß wir ihm durchaus gehorchen müssen und dieses Gehorchen auch nicht ernstlich tadeln können." So stark, ergänzen wir, daß so mancher Verbrecher sich selbst denunzirt und um seine Strafe, ja, um seine Hinrichtung bittet. Das ist der Punkt, von dem Nietzsches Opposition gegen die Moral ausging; weil er nichts in der Welt als gut und berechtigt anerkannte außer der unbedingten Lebensbejahung und die Existenz eines anderen als des leiblichen oder an den Leib gebundenen Lebens nicht zugab, mußte er Empfindungen verwerfen, die unter Umständen den Menschen zwingen, sein eigenes leibliches Leben zu opfern.

Die einzelnen moralischen Gefühle und ihre Bethätigung in Sitten, Gesetzen und Einrichtungen werden an zahllosen Thatsachen dargestellt, die der Kultur- und Sittengeschichte aller Völker und Zeiten entnommen sind. Solche Darstellungen leiden alle an dem Uebelstande, daß sich der Autor für die unbedingte Zuverlässigkeit der Angaben seiner Gewährsmänner nicht zu verbürgen vermag. Das gilt besonders von den ethnologischen Angaben. Man bedenke

nur, was dazu gehört, einen einzelnen Menschen (und nun gar ein ganzes Volk) richtig zu beurtheilen, und frage sich, ob die paar Eindrücke, die ein Reisender bei vier- oder achtwöchigem Aufenthalt empfängt, dafür hinreichen. Westermarck wird durch seinen eigenen mehrjährigen Aufenthalt in Marokko in den Stand gesetzt, manche fehlerhafte Anschauungen zu berichtigen. So sagt er, der Reisende dürfe die überschwängliche Höflichkeit und Dienstwilligkeit, mit der Araber den Fremdling aufnehmen, nicht für einen Ausfluß reinen Wohlwollens halten; sie habe den Zweck, den Ankömmling zu kaptiviren, damit er nicht durch den bösen Blick Unheil anrichte; beim Abschied verhalte sich der Gastgeber kühl. Also Westermarck ist ein ziemlich zuverlässiger Führer. Aber natürlich bleibt noch genug des Zweifelhaften, nicht hinlänglich Beglaubigten übrig. Und in diesem Werk, wo ja nicht nur kulturhistorisches Anekdotenmaterial gehäuft, sondern eine Theorie bewiesen werden soll, hat die verwirrende Fülle noch einen anderen Uebelstand zur Folge: die Theorie tritt nicht deutlich hervor, sondern wird von der Fülle verschüttet. In welcher Weise wirken wirthschaftliche Verhältnisse auf die moralischen Vorstellungen und auf die Gesetze ein? Die Frage wird mehrfach, besonders bei der Sklaverei, erörtert, aber es kommt zu keiner klaren, zusammenfassenden Antwort. Und wie wirkt der Kulturfortschritt auf die Sittlichkeit? Nicht immer und unbedingt förderlich; diese Antwort bekommen wir. Bei niedrig stehenden Völkern findet man viel rührende Gutherzigkeit, bei hochcivilisirten entsetzliche Grausamkeit. In Europa hat sich die Grausamkeit der Strafjustiz gerade in der Zeit der zunehmenden Aufklärung und Bildung gesteigert. „Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kannte das englische Gesetz nur sieben Verbrechen, die es mit dem Tode bestrafte: Verrath, Mord, Brandstiftung, Nothzucht, Raub, Einbruch und großen Diebstahl." Die Zahl stieg bis zum achtzehnten Jahrhundert auf 207, so daß, als 1837 die Todesstrafe für 200 Verbrechen abgeschafft wurde, noch so viele übrig blieben wie im dreizehnten Jahrhundert. Mit dem Tode bestraft wurden: Taschendiebstahl bis 1808, Viehdiebstahl, Diebstahl aus einem Wohnhaus und Falschmünzerei bis 1832, Urkundendiebstahl und Kirchenraub bis 1835, Nothzucht bis 1841, gewaltsamer Raub, Brandstiftung und Sodomiterei bis 1861. Und dabei war in den letzten Jahrhunderten die Vollstreckung der Todesstrafe immer roher und grausamer geworden. So lange die Menschen instinktiv handeln, fügen sie einander ohne Noth kein Leid zu und in einfachen Verhältnissen gerathen sie, bei ausreichender Nahrung, nicht oft in Interessenkonflikte. Diese mehren sich mit der Civilisation; die Uebung im Denken aber, die diese mit sich bringt, verführt, wie es scheint, zunächst dazu, sich mit der erlangten Virtuosität in allerlei Verschrobenheiten zu tummeln: in Trugschlüssen Spitzfindigkeiten und in der Beschönigung aller schlechten Leidenschaften.

Ein Wenig besser würd' er leben,
Hätt'st Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennts Vernunft und brauchts allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein.

Mephisto verleumdet die Vernunft; aber auf den Verstand paßt, was er sagt. Die Logik, das Schlußvermögen, wird besonders von Theologen, Philosophen und Juristen dazu benutzt, „ganz folgerichtig" das Verrückteste und Abscheulichste zu beweisen. Nicht aus bösem Willen, sondern, wie gesagt, aus Freude an der Macht der Logik und manchmal um eines eingebildeten guten Zweckes willen. Das wäre also im Einzelnen nachzuweisen, zugleich aber, wie die von Buckle hervorgehobene Wirksamkeit der Aufklärung diesem unheilvollen Fortschritt der Denkthätigkeit heilend entgegentritt. Buckle behauptet bekanntlich, die Sittlichkeit sei vom Uranfang bis heute wesentlich immer die selbe geblieben, nur die Aeußerungen der sittlichen Gefühle würden in dem Grade vernünftiger und besser, wie der Fortschritt der Erkenntniß die Unwissenheit und den Aberglauben überwinde. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß Westermarck die Behandlung des Weibes als Maßstab der Kulturhöhe nicht gelten läßt. Das Weib ist bei vielen Naturvölkern (und gerade bei manchen sehr tief stehenden) durchaus nicht rechtlos und Pantoffelhelden giebt es selbst bei den Wilden, die gar keine Pantoffeln haben, „bis in die australische Wüste hinein."

Also: es wäre besser, wir bekämen weniger Stoff, dafür aber mehr durchsichtige Gliederung und anschauliche Verwerthung des Thatsachenmaterials für den Aufbau des Systems. Aber vielleicht will Westermarck sie im zweiten Theil nachholen.

Neisse. Karl Jentsch.

Volkslied.

Alles wie ein Hauch,
so silbern frisch und fein;
und die Dorfglocken
länten den Abend ein.

Zarte Gestalten
umtanzen den Rain,
„Jungfräulein fein,
mit Deinen Wolkenlocken!"

So dumm, ach, so dumm
liegt ein Bub auf den Knien
Und Beide umblühn
lachende Blumenflocken.

„Sollst kein Kindel kriegen,
Jungfräulein fein,
laß mich nur einmal liegen
in Deinem Bettelein!"
Wie lachen die Blüthenglocken . . .

Frankfurt a. M. Frigga Brockdorff.

Adelsö und Björkö.

Als Karl der Große in Aachen saß, regirte ein König Erich zu Birka im Mälarsee. Er war König von Upsala, aber er liebte nicht die hohen Säle, weil ein Stand von Opferpriestern sich ausgebildet hatte, der eine große Macht über das Volk besaß. Nicht einmal bei den jährlichen Opfern besuchte er die Residenz am Fyrisfluß; denn er hatte aufgehört, an die Götter zu glauben. Als Jemand fragte, woran er glaube, antwortete er: An das Glück und an die Kraft. Er hatte seine ganze Jugend und sein Mannesalter hindurch Erfolg gehabt; dem Alternden nahte der Kummer. Auch des Volkes Furcht vor den Göttern war gewichen; Gesetz und Recht wurden verletzt; Eide geschworen und gebrochen; die Lüge war aufs Faustrecht gefolgt: statt sich zu schlagen, log und verleumdete man.

In Birka auf Björkö im Mälarsee herrschten nur Betrügereien, Zank und Streit, Haß und Neid. Und auf Adelsö, gegenüber, war es eben so. Aber zwischen den Björkösern und den Adelsösern herrschte auch ein Haß, der von den Vätern ererbt war; und nie hatten eines Stammes Söhne die Töchter des anderen geheirathet, sondern Frauen aus den eigenen Familien genommen. Immer fanden sie Ursache zum Groll und die Söhne erbten Rachedurst von den Vätern. In Björkö war die Kaufstadt: darum waren die Adelsöer gleichsam abhängig von den Björkösern; aber auf Adelsö wuchs das Brot, wurde das Vieh geboren: von dort mußten die Björköser also ihr Essen holen. Aber der Haß war so groß, daß sie lieber von den Nachbarn auf Munsö und Ekerö eintauschen und ihre Handelswaaren von Sigtuna und Agnesstrand kaufen mochten als von einander.

Der größte Kaufmann in Birka war Ragvald Strame; und der gewaltigste Großbauer auf Adelsö war Torkil Svarte. Diese hatten sich mit zwei Schwestern aus Munsö verheirathet. Sie hatten von väterlicher Seite Haß geerbt, denn Ragvalds Vater hatte Torkils erschlagen; aber Torkils Großvater hatte Blutrache an Ragvalds geübt. Einander im alltäglichen Leben zu töten, war außer Brauch gekommen; aber es gab neue Arten, sich zu rächen.

Torkil, der Bauer, hatte einen Sohn, Oke, der als Wiking im Frühling und im Herbst hinausfuhr; er war ganz einfach ein Seeräuber, der die Fahrzeuge der Kaufleute plünderte; und besonders hatte er ein Auge auf Ragvalds Schiffe, wenn sie mit Waaren aus der Fremde kamen. Aber er trieb seine Seeräuberei unter dem Vorwand, die Mälarufer gegen Esthen und schlechtes Volk von Osten zu schützen. Da er Steuer an den König bezahlte, ließ Der ihn gewähren. Der König hatte überhaupt nichts gegen Bürgerzwist. Dann ließ man ihn in Ruhe.

Eines Tages, im Frühling, war dem König in den Sinn gekommen, die beiden Feinde an den Hof zu laden. Die Ehre war groß und Keiner wagte, abzusagen. Torkil kam. Ein Recke, fein gekleidet und mit einem Gefolge in Waffen; denn er war Hauptmann der königlichen Leibwache. Er brachte seine Frau mit. An ihr war nicht viel zu sehen. Auch Ragvald fand sich ein. Klein, mager, erfroren, jedoch ins theuerste Pelzwerk gekleidet; seine Frau aber war die schönste von allen Frauen. Der König, der im Grunde ein boshafter Mann war, hatte die Schwäger einander gegenüber gesetzt. Sie hatten sich aus Höflichkeit begrüßt, aber nicht die Hand gereicht. Stunden lang saßen sie einander gegenüber und sprühten Feuer, aber sagten nichts. Die Schwestern zitterten und sagten auch nichts. Nach der Mahlzeit aber wurde

Wein vorgesetzt, der mit starken Gewürzen gekocht war. Der löste die Zunge ein Wenig. Und Torkil trank seiner Schwägerin zu. Ragvald ließ es geschehen, hielt sich aber still.

Nun begann Torkil, mit der schönen Inga, die ihm zu gefallen schien, zu sprechen. Das munterte ihn so auf, daß er mehr trank, als er sollte; doch nicht, bis er trunken war. Inga war anfangs frostig; allmählich aber thaute sie auf und das Gespräch ging von selbst. Da hielt Ragvald die Zeit für gekommen, brach das Schweigen und schoß herab auf seine Schwägerin. Er sprach zuerst von Wind und Wetter, fragte dann nach den Kindern und schließlich nach ihrem eigenen. Er sprach verständig und höflich, wie sie es haben wollte, während die Schwester mit Torkil plauderte und sich neckte; denn er war ein lustiger Mann. Immer mehr Wein wurde aufgetragen und Ragna schien Ragvald gern zu haben; sie hatte ihn ja auch früher gekannt, ihn aber viele Jahre nicht getroffen.

Torkil, der in Weinlaune gekommen war, brach das Schweigen. „Wollen wir die Frauen tauschen?" fragte er scherzend den Schwager.

„Wer verliert bei dem Tausch?" antwortete Ragvald.

„Tauscht man mit Dir, so verliert man immer", neckte Torkil.

„Du brauchst ja nicht!"

„Deine letzten Häute waren nicht aus Jungfernleder."

„Das kann man ja auch nicht verlangen, wenn man Würmer in den Erbsen giebt."

Alle Vier lachten. Aber es war kein gutes Lachen. Und dann begannen sie, über Kreuz zu reden, Schwager und Schwägerin. Nun aber wurde leise gesprochen, den Mund nah am Ohr des Anderen, die Blicke nach den Seiten gerichtet, als wollten sie nachsehen, ob die Worte vom Nachbar gehört würden.

Torkil trank ohne Maß, vergaß die Klugheit und beugte sich flüsternd zu Schön Inga.

Da fing Ragna Feuer und sie sagte laut zu Ragvald: „Sieh doch Die da!"

Torkil hatte jetzt Ingas Hand genommen.

„Ragvald, mein Schwager", fing Ragna wieder an, „hilfst Du mir, wenn ich in Noth komme?"

„Darauf kannst Du Dich verlassen! Bist Du im Unglück?"

„Er schlägt mich."

„Das soll er büßen. Du hast ein kleines Kind, außer dem Seeräuber Oke, der meine Schiffe nimmt?"

„Ich habe ein kleines Mädchen."

„Komm das nächste Mal zu mir!"

Nun wurde Torkil unruhig und intim. „Was schnackt Ihr?" fragte er.

„Das Selbe wie Ihr!"

„Bist Du böse auf mich?" fragte Torkil.

„Nein", antwortete Ragvald.

Jetzt begann der Tanz. Torkil fing mit Inga an. „Ein schönes Paar", sagten Alle. Aber Ragvald und Ragna blieben sitzen.

„Vor Kurzem hast Du Deine Frau verloren", sagte Ragna.

„Verloren, was man nie besessen?"

„Inga wird übel enden. Aber höre mal, Schwager: Du verlässest Dich doch nicht auf Torkils Freundschaft?"

„Ich? Ich bin doch nicht kindisch!“

„Er ist am Schlimmsten, wenn er freundlich ist.“

„Ich kenne ihn ja!“

Der König brach auf, um zu Bett zu gehen; hatte die Tanzenden gesehen und sich gefreut, wie immer, wenn er etwas Böses sah, das er nicht selber zu thun brauchte. Und dann mußte man sich trennen.

„Sehen wir uns wieder?“ fragte Torkil.

„Das verspreche ich!“ antwortete Ragvald.

Und sie fuhren ab.

Ragvald wußte, was ihm bevorstand; denn mit einem Mann wie Torkil konnte er sich nicht messen. Der war Bauer nur als Großgrundbesitzer, sonst war er Kriegsmann und Hofmann, auch Richter. Und der Kaufmann war verachtet. Darum verschloß Ragvald jetzt den Schmuck seiner Frau, der zur Mitgift gehörte, und auch andere Kostbarkeiten. In ihm brannte und kochte es; er wollte die schlimmste Schande vermeiden und stellte sich deshalb ahnunglos.

„Wann wirst Du gehen?“ fragte er Inga eines Tages, als er fand, daß es auf sich warten lasse.

Sie antwortete nicht, war aber bestürzt, daß der Mann ihre Gedanken wußte, die noch nicht reif waren.

Eines Morgens, zur Mittsommerszeit, war Inga fort.

„Jetzt wird Krieg!“ sagte Ragvald. Aber er war ein kluger Mann und wartete den Sommer über, bis die dunklen Nächte wiederkamen. Während er wartete, unterhielt er sich mit Kriegsplänen und Herausforderungen.

Björkö ist von Adelsö durch den schmalen Sund Koggham getrennt. Ragvald besaß den Birkastrand und Torkils Hof lag gegenüber auf der anderen Seite. Man kann hinüber sehen, aber nicht hören, wenn der Wind weht. Hier versammelte Ragvald alle Verwandte und Freunde und sie hielten abends geheimen Rath.

„Lad' ihn vor den Thing!“ sagte ein älterer Mann.

„Ihn? Nein, er hat zwölf falsche Zeugen und lügt sich frei. Wir verbrennen ihn in seinem Haus.“

„Das können wir nicht. Wir sind zu Wenige.“

„Geh zum König!“

„Der lacht nur und sagt: Nimm sie zurück.“

„Raube seine Frau!“

„Sie kommt von selbst, wenn die Zeit erfüllt ist.“

„Ja, dann müssen wir etwas Anderes finden.“

Darüber berieth sie nun.

Der König hatte sich nach Sigtuna begeben und die Nächte waren dunkel. Torkil Svarte hatte im ungestörten Besitz der schönen Inga geschwelgt; er hatte aufgehört, sich in Vertheidigungzustand zu setzen. Eines Tages schien das Unglück jedoch über ihn zu kommen. Seine Getreidescheune brannte ab und zwanzigtausend Ziegel waren in seinen Oefen durch Ueberhitze zerstört. Niemand wußte, wer der Frevler war. Dann aber kam Schlag auf Schlag. Alle Boote waren angebohrt, die Kühlingsgarne und die größten Schleppnetze vernichtet. Doch er wagte nicht, zu klagen. Das würde ja doch nicht helfen. Er hatte Ragna in Verdacht und schloß sie ein. Da

aber wurde es schlimmer als vorher. Sein Wald brannte ab und seine Saat. Und eines Tages war seine kleine Tochter verschwunden. Da wurde er wild. Zuerst sandte er Schiedsrichter hinüber, die Ragvalds Haus durchsuchten; aber dort war das Kind nicht.

Die Adelsöer versammelten sich und hielten schlimmen Rath. „Wenn es kein Recht im Lande giebt, so holen wirs uns“: Das war der Schluß.

Und nun hatten die Björköer keine Zeit mehr, nachts zu schlafen. Aber das Dorf fing doch Feuer. Und es begann in Ragvalds Waarenlager. Ein Lügengerücht ging von Adelsö aus, Ragvald habe das Feuer selber angelegt. Der Räuber Ok hatte sich wieder gezeigt und den Birkabewohnern Schiffe genommen. Auch waren Esthländer unten bei Agnesstrand zu spüren; und bald darauf im Mälar. Inzwischen verwilderten die Menschen; keiner glaubte dem anderen und die Inseln ringsum, Selaö, Ridö, Munsö, Ekerö, betheiligten sich an den Kämpfen.

Da kam Ragna eines Tages hinüber zu Ragvald. „Da bin ich!“ sagte sie.

„Warum nicht früher?“

„Ich wollte erst seinen Untergang sehen. Jetzt hat er sein Theil bekommen! Inga hat ihn satt und nimmt einen neuen.“

„Wo ist das Kind?“

„Auf Ekerö!“

„Laß es hierher holen; dann beginnen wir an einem anderen Ende.“

Torkil hatte keine guten Tage, seit Inga nach Selaö gegangen war. Aber seine Sehnsucht richtete sich auf die Tochter, die er überall gesucht hatte. Er trauerte und vernachlässigte, was er zu besorgen hatte, so daß es mit dem Reichthum zu Ende ging. Die Lust an der Arbeit schwand und alle Kraft ging in Haß auf. Er wanderte umher und grübelte. Kam eines Abends an den Strand hinunter; stand im Schatten der Erlen von Adelsö und sah die Sonne über Björkö leuchten. Auf der Landungbrücke gingen drei Menschen auf und ab: ein Mann, eine Frau und ein Kind. Sie sahen glücklich aus; der Mann führte das Kind, das ein Mädchen war, und sie waren in Sonnenschein gehüllt, der ihre Kleider vergoldete, und die Gesichter leuchteten in Abendfrieden. Torkil stand lange da und sah sie an; dann wurde ihm plötzlich klar, wer sie waren. Er erkannte zuerst seine Tochter an ihren kleinen, trippelnden Schritten; da wußte er: drüben ist seine Frau und sein Schwager.

Außer sich vor Wuth, stieg er auf einen Stein, begann, einen Schauer von Scheltworten auszuschütten, erhob die Hände gen Himmel, schrie vor Haß und Kummer. Ragvald konnte die Rede nicht über den Sund hin hören, verstand aber; und da er dem Feind nicht den Rücken zu zeigen wagte, stieg auch er auf einen Pfahl und sagte Zauberrunen her, böse, schwarze Worte, die dunkle Mächte zu seiner Hilfe beschworen. Seine Worte wurden vom Wind hinüber zum Schwager geführt, der sie gleich einem Dutzend Pfeile in den Leib bekam.

Ragnar und das Kind flohen; aber die beiden Schwäger blieben stehen, bis es dunkel wurde; sie schalten durch die Finsterniß hinüber, herüber. Und als der Wind sich gelegt hatte, hörte Jeder des Anderen Worte. So standen sie, bis der Schaum ihnen um den Mund floß; Torkil wurde zuerst müde, fiel zu Boden und schlug mit dem Kopf gegen einen Stein. Die Verletzung war aber ungefährlich.

Das Glück verließ Beide. Was sie anrührten, war verflucht; die Arbeit brachte keine Frucht, das Essen schmeckte nicht, der Schlaf floh sie und die Armuth kam über sie, schnell und sicher.

Ragvald hatte einen alten Vater, den er versorgte; bisher hatten sie am selben Strang gezogen, da der Alte ergeben und zufrieden war. Jetzt, mit der Armuth, kam Unfriede ins Haus. Der Alte konnte nicht leiden, daß Ragvald Weib und Kind eines Anderen bei sich hatte; er schwieg zuerst, eines Tages aber sprach er. Es war bei Tisch; Ragna nahm vor dem Alten und theilte an ihre kleine Tochter Brot aus. Das verletzte den Alten und er sagte: „Bin ich nicht der Nächste für Dein Brot, Ragvald?"

„Du bist der Nächste, vonhinnenzugehen.

„Meinst Du?"

„Ein Mann, der sein Leben gelebt hat, verdient sein Essen nicht mehr!"

„So sprachen unsere Väter nicht, denn die Götter schirmten Jung und Alt; jetzt sind andere Zeiten. Weh und Pfui über Euch!" Der Alte ging hinaus.

„Er stürzt sich ins Wasser!" sagte Ragna.

„Mag er! Ich kann ihn nicht ernähren."

Der Alte ging langsam, aber festen Schrittes den Berg hinauf, wo der Abhang war; Ragvald aber stieg ihm nach. Denn es wäre kein für die Familie ehrenvoller Tod gewesen.

Als sie oben angekommen waren, stellte sich der Vater dicht an den Rand und sah den Felsen hinunter, der von den Vorgängern her blutig war. Aber er konnte den Sprung nicht ausführen; legte die Hände vor die Augen und jammerte wie ein Kind. „Stoß mich!" sagte er.

„Nein, Du mußt es selbst thun, Hasenherz."

„Schiltst Du mich, Elender?"

„Du hättest nicht ‚Elender' sagen sollen; dann wärest Du am Leben geblieben!" Und Ragvald stieß den Vater hinunter. Es war ein jammervoller Anblick; und der Sohn stieg sofort auf einem Umweg hinab, um die Leiche zu finden. Aber der Vater war nicht tot. Da erbarmte der Sohn sich seines Leidens und schlug ihn mit einem Stein auf den Kopf. Dann begrub er die Leiche unter Reisig, damit die wilden Thiere sie nicht zerrissen. „Hätte ich nicht an Torkil gedacht, so wäre es nicht geschehen", sagte Ragvald zu sich selbst.

Der Feind war eben in ihm; erfüllte ihn ganz. Aß er, so hatte er Torkil unter den Zähnen; hieb er Holz, so wars Torkil, den er mit der Axt schlug; reinigte er Fische, so schnitt er Torkils Herz aus und sah, wie es auf dem Brett sprang. Aber jeden Abend bei Sonnenuntergang trafen er und Torkil am Sund zusammen. Dort hatten sie Schandpfähle gegen einander errichtet und dort schalten sie einander. Standen, schimpften und schleuderten tötliche Runen hin und her, bis sie in Schweiß geriethen, wie Pferde, wenn der Alb sie reitet; das Haar verfitzte sich wie Torf und konnte nicht wieder auseinandergekämmt werden; sie hatten zu baden aufgehört und ihre Kleider zerfielen in Lumpen. Beide waren Bettler und alle Leute wichen ihnen aus.

Nun ging Ragna mit ihrem Kind nach Haus zu den Eltern auf Munsö. Und da sie verstoßen und entehrt war, begannen die Munsöer Fehde.

König Erich war wieder nach Birka gekommen; aber er war jetzt alt und müde und das Glück war nicht mehr mit ihm. Beim Julopfer zu Upsala weigerte er sich, mitzugehen. „Was nützt es, Thiere zu schlachten?" sagte er. „Schmaus

kann man zu Haus halten. Noch nie haben die Götter mir geholfen; wenn ich Glück hatte, wars mein Verdienst."

Das Volk war ungefähr der selben Ansicht; und die Meisten blieben zu Haus. Aber die Opferpriester, die sich nun überflüssig fanden, grollten dem König. Die Götter wurden für tot gehalten und an der Stelle von fröhlichen Spendern, die für Wohlergehen, Frieden und gute Jahresernte opferten, wuchs jetzt ein Geschlecht heran, das dunkle Mächte bestach und Feinden Böses wünschte.

Der König selber wurde für einen geheimen Zauberer gehalten; er konnte, wie Odin, seinen Körper in tiefen Schlaf versenken, während der Geist auf Wanderung ging. Er verstand auch, aus weiter Ferne seine Feinde zu vernichten. Das hatte er von Finen gelernt. Man haßte ihn, fürchtete ihn aber auch.

Eines Morgens stand der Hofmeister des Königs unten auf dem Platz, wo Sklavenmarkt gehalten wurde. Am Tag vorher war Viehmarkt gewesen; die Erde war noch sehr schmutzig und die Sklaven standen in Verschlägen, einen starken Strick ums Bein, wie die Schweine. Der Hofmeister suchte einen Schuster und fand unter den jüngeren Sklaven einen Franken, der ihm gefiel, schon weil er Ausländer war. Der König langweilte sich nämlich und hörte gern etwas Neues aus der Welt draußen; darum war ihm jeder Fremdling willkommen, wie gering er auch sein mochte. Der Franke stand aufrecht, sah aber Keinen an; seine Blicke waren über die Köpfe der Menge hinweg gerichtet, seine Hände waren gefaltet und er sang leise ein unbekanntes Lied. Als der Kauf abgeschlossen war, wurde der Fremdling auf den Königshof gebracht, Bart und Haar ihm geschnitten und er dann anständig gekleidet. Gegen Abend, als der König plaudern wollte, wurde der Fremdling hereingerufen; und da seine Sprache der altskandinavischen glich, war kein Dolmetsch nöthig.

„Du kommst weit her", sagte der König. „Wie heißt Dein Land?"

„Rheinland, Herr."

„Ein gutes Land; dort wachsen Trauben. Wem hast Du gedient?"

„Zuletzt dem Kaiser."

„Dem Kaiser? Lügst Du nicht?"

„Nein, Herr. Das wage ich nicht."

„Bist Du feig?"

„Bei uns lügt nur der Feige!"

„Wie heißt jetzt der Kaiser?"

„Er heißt Carolus Magnus, Karl der Große."

„Ach ja; ein gewaltiger Mann! Wohnt in Romaburg."

„Nein, Herr, er wohnt meist in Aachen, Worms, Goslar; aber er ist in Roma zum Kaiser gekrönt worden."

„So? Wer konnte ihn denn krönen?"

„Der Heilige Vater oder Papst."

„Warte mal . . . Der Papst ist Kaiser von Rom?"

„Nein, Herr, der Vater in Rom; sein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Das verstehe ich nicht; die Sagen sprechen allerdings von Gimle, Lidskalf, Vredablick in der anderen Welt; ist es Etwas der Art?"

„Ja, so ungefähr."

„Und Ihr dient also den Göttern Roms?"

„Roms Götter sind tot . . :"

„Sieh! Götter können auch sterben. Das habe ich immer gesagt; und unsere sind auch tot. Roms Götter sind tot, sagst Du; wer also sind Eure?"

„Der einzige und wahre Gott, Jesus Christus, der Erlöser der Welt."

„Von Dem habe ich sprechen hören, von dem Weißen Christ. Der ist gut. Höre mal: wie heißest Du?"

„Ich heiße Fulco oder Folke."

„Folke, Du sollst kein Schuster sein. Du hast weiße Hände; Du lügst nicht, aber Du stiehlst vielleicht?"

„Nein, Herr, Das thun nur Diebe!"

„Hier sind Alle Diebe! Das ist mit Dir so, wie man von Odin erzählt; er hatte nämlich die Gabe, so zu sprechen, daß Alle glaubten, was er sagte. Ich glaube Alles, was Du sagst! Darum sollst Du die Schatzkammer verwalten. Wenn Du mich aber betrügst, so zeichne ich den Blutadler auf Dir. Von diesem Augenblick an bist Du ein freier Mann und sollst nun jeden Abend zu mir sprechen."

Folke blieb beim König und zählte am Tage den Schatz; aber am Abend sprach er von fremden Ländern und Sitten. Er erzählte vom Zug des Kaisers gegen Sarazenen, Spanier, Lombarden; von Mohammed und seinen Heerschaaren, die bereits in Spanien saßen; vom Weißen Christ sprach er aber niemals ungefragt, denn er war ein kluger Mann. Dagegen ging er oft aus, unter die Leute, auf den Markt, in den nahen Hafen und in die Läden; hörte, was man sagte, antwortete, wenn er gefragt wurde, aber verschwieg, was er erfuhr.

Eines Tages fragte der König: „Nun, Folke, was hältst Du von den Leuten hier?"

„Alle Menschen hassen hier ja einander."

„Ja, was kann man dabei thun?"

„Und dann sind sie müde; sie arbeiten den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch, ohne Rast."

„Wie macht Ihr im Rheinland es denn?"

„Wir arbeiten sechs Tage, aber jeden siebenten Tag halten wir Rast."

„Dann verliert Ihr ja jeden siebenten Arbeitstag."

„Aber wir gewinnen dennoch; ausgeruhte Menschen sehnen sich nach der Arbeit wie nach einem Fest und sind niemals müde oder böse. Deine Unterthanen sind böse, Herr."

„Dann wollen wir diese Sitte einführen; und gelingt es, so ist es gut!"

Alsbald wurde verordnet, daß an jedem siebenten Tag die Arbeit ruhen solle. Sklaven und Dienende jubelten, Zugthiere und Saumthiere gediehen besser; selbst Wagen und Boote spürten die Ruhe; die Werkzeuge erholten sich und schienen länger zu halten. Die Großbauern murrten zuerst; als sie aber am siebenten Tag ausschlafen und sich besser kleiden konnten, hatten sie einen Genuß davon. Der Sonntag wurde allerdings lang, so lang, daß sie sich nach der Arbeit als etwas Gutem sehnten. Das war die Hauptsache. Von selbst entstand die Gewohnheit, am Sonnabend zu baden; und am Sonntag besuchte man einander, sprach von alten und neuen Dingen und die Stille, die man noch nie gehört, ließ Einen gedämpfter sprechen, mildere Worte wählen, machte Einen versöhnlicher. Es war ein guter Einfall und er wurde heilvoll ausgeführt. Die Gewohnheit des Friedens und der Stille wurde zur Sabbathfeier erweitert und Niemand durfte an diesem Tag Fehde führen

oder vor Gericht laden; Folke aber schritt umher und suchte mit guten Worten Zwiste beizulegen; dadurch verging der Tag schneller als sonst.

Die Opferpriester waren gegen den neuen Brauch und sie standen Folke nach dem Leben; sie spähten lauernd nach ihm. Er aber war untadelig, mild, nachgiebig, so daß sie ihm nichts anhaben konnten. Eines Tages sprachen der König und Folke zusammen und es war von den Göttern die Rede.

„Als ich noch Kraft hatte", sagte König Erich, „glaubte ich an die Kraft; und als ich Glück hatte, glaubte ich ans Glück; jetzt aber: ich fürchte, die Priester stehen mir nach dem Leben und ich bin unschlüssig."

„Sprechen die Sagen nicht von Einem, der über Odin stand und der Verborgene genannt wurde, von Einem, dessen Namen man nicht aussprechen darf?"

„Sie thuns."

„Er kann doch nicht tot sein."

„Das glaube ich nicht."

„Warum verehrt man ihn denn nicht? Er ists, den wir verehren. Er ist der Gott des Friedens; und Friede ist doch besser als Kampf."

„Meinst Du etwa den guten Balder? Den weißen Asen?

„Ich weiß es nicht zu sagen!"

Dabei blieben sie diesmal stehen.

Der Streit zwischen Adelsö und Björkö hatte nicht aufgehört und in Torkils und Ragvalds Herzen hatte sich der Haß zum Gebirge gehäuft.

Fulko hatte von diesen Beiden, die jetzt so heruntergekommen waren, daß sie für Irre galten, gehört. Er ging darum den Strand hinunter und hörte sie einander ausschelten. Ragvald war blind geworden, konnte das Licht nicht mehr vertragen und fand sich erst in der Dämmerung ein. Fulko lauschte; und er weinte über die alten Männer, die ihre letzten Kräfte zum Fluchen verbrauchten.

Ragvald wurde von einem Schwarm Jungen verfolgt, der Steine und Schmutz nach ihm warf; so tief war er verachtet. Als der Blinde müde geworden war und nach Haus gehen wollte, riß ihm einer der Jungen seinen Stock fort, seine einzige Stütze. Darauf lief ein anderer vor und that, als biete er ihm seine Führung an; aber der Blinde hörte, was sie sagten: „Führ' ihn auf den Misthaufen!" Da riß er sich los, wollte selbst gehen und fiel zu Boden; erhob sich, wagte aber nicht, weiterzuschreiten. Unbeweglich stand er, als beabsichtige er, die ganze Nacht dort zu stehen.

Da trat Folke vor, nahm seinen Arm und wollte ihn führen. „Komm, Alter, gehen wir!"

Aber der Blinde schlug ihm ins Gesicht.

„Du weißt nicht, was Du thust!" sagte Folke wieder. Sonst schlügest Du nicht Deinen Freund."

„Willst Du mich bestehlen?"

„Du hast nichts und ich brauche nichts."

Der Blinde fuhr über Folkes Gesicht und witterte: „Du riechst gut, Deine Stimme ist gut: ich folge Dir."

„Wo wohnst Du?"

„Wohnst? In Nachbars Scheune."

„Dann sollst Du bei mir wohnen", sagte Folke; und sie gingen zusammen.

Der Schatzmeister besaß ein kleines Haus mit einer Hinterkammer und einer Badestube. Dorthin brachte er seinen Gast; ließ ihn baden, gab ihm neue, reine Kleider und setzte ihm Essen vor. Ragvald ließ es geschehen und schwieg; in tiefem Staunen. Er wußte nicht, wohin er gekommen war; schließlich stieg ein Verdacht in ihm auf: „Soll ich etwa geopfert werden? An einem Baum aufgehenkt oder aufgeschnitten? Von den Priestern?"

„Nichts von Alledem", antwortete Folke. „Du sollst es nur gut haben."

Ragvald dachte einen Augenblick nach; dann sprach er: „Warum schlugst Du vorhin nicht zurück?"

„Aus diesem Grund, mein Freund: Auch Du hättest zurückgeschlagen, dann hätte ich Dich wieder geschlagen und dann ständen wir jetzt noch da und schlügen uns. Können tapfere Männer nicht was Besseres thun?"

„Das ist klug gesprochen; aber ich glaube Dir nicht."

„Prüfe mich!"

„Kannst Du mir mein Gesicht wiedergeben, so will ich an Dich glauben."

„Du sollst nicht an mich glauben, sondern an meinen guten Willen; Du sollst glauben, daß es einen guten Willen giebt."

„Laß mich ihn sehen: und ich will glauben."

Folke untersuchte seine Augen und sagte: „Du bist nicht unheilbar, aber es hängt von Dir ab, ob Du geheilt sein willst."

„Sprich; ich werde gehorchen."

„Du mußt drei Tage in einem dunklen Zimmer sitzen, hier bei mir; aber (Das ist die Bedingung) Du darfst nicht von Torkil sprechen."

Bei dem Namen Torkil flog Ragvald auf. Und begann nun, von all den Unbilden zu erzählen, die er von seinem Feind erlitten habe. Folke ließ ihn gewähren, bis er müde wurde. Dann nahm Folke das Wort: „Gut, ich glaube, was Du sagst, und Torkil ist ein böser Mann. Schlimmes hat er Dir gethan; nun wollen wir sehen, was Du ihm angethan hast. Du hast seine Frau und sein einziges geliebtes Kind von ihm fortgelockt. Du hast seinen Wald niedergebrannt, seine Scheune, seine Saat; Du hast seine Boote angebohrt, seine Fischgeräthe verdorben und ihn ganz arm gemacht. Als Kaufmann mußt Du berechnen können, daß Ihr quitt seid."

„Quitt? Nicht, bevor ich sein Leben genommen habe."

„Hör mal: was ist sein werthloses, elendes Leben für Dich? Was willst Du mit seinem Leben? Kannst Du es essen oder trinken? Und glaubst Du nicht er werde es nach dem Tod besser haben, als ers im Leben gehabt?"

„Mag sein! Aber ich hasse ihn; und mein Haß brennt wie Feuer!"

„Brennt Dich, ja. Warum willst Du brennen für diesen Elenden? Ist er werth, daß Du Dich so quälst?"

„Ich kann nicht antworten, denn Du bist ein Betrüger und Du stehst auf der Seite des Ungerechten!"

„Ich stehe ja auf Deiner Seite."

„Sprich nicht mehr; ich gehe." Er ging bis an die Thür; dort aber änderte er seinen Sinn. Denn er dachte an die Jungen. „Ich kann nicht in die Nacht hinausgehen. Darf ich bei Dir sitzen bleiben?"

„Du sollst in meinem Bett liegen."

„Das will ich nicht. Da sollst Du selbst liegen und übrigens . . . Ich bringe Dir Ungeziefer. Laß mich in der Badestube liegen."

„Wie Du willst.“ Folke brachte seinen Gast in die Badestube und ließ ihn dort zu Bett gehen. „Willst Du gleich schlafen oder noch plaudern?“ fragte er.

„Ich will von Torkil sprechen.“

Folke ließ ihn von Torkil sprechen, bis er nicht mehr konnte; die Worte waren etwas abgenutzt, das Gedächtniß versagte und er konnte nicht weitererzählen.

„Es ist schön, sein Herz ausschütten zu können, nicht wahr?“ fragte Folke.

„Du bist der Erste, der mich anhören wollte.“

„Aber Torkil ist ja auch ungewöhnlich nichtswürdig. Er hat Dir ja die Frau genommen.“

Da wandte sich Etwas in dem Herzen des wilden Mannes; mit einem zufriedenen Lächeln richtete er sich im Bett auf und rief: „Ja, aber ich habe ihm Frau und Kind genommen.“

„Das heißt: Du hast mehr genommen, bist ihm also fürs Kind noch was schuldig.“ Diese kaufmännische Art, Rechnung zu legen, sollte Ragvald überzeugen; aber sie reizte ihn nur und schlaftrunken sagte er sein letztes Wort: „Du kannst mich nie verstehen; und morgen gehe ich.“

„Dann Gute Nacht! Ich stelle den Wasserkrug hier ans Kopfende und lege das Fell ans Fußende, für den Fall, daß Dir kalt wird. Schlaf gut!“

Am folgenden Morgen ging Folke in seinen Dienst, ohne Ragvald zu sehen. Der hatte seit Jahren aus Furcht vor Torkils Rache keine ruhige Nacht gehabt. Als er jetzt erwachte, war er gestärkt und ruhig; aß ein Brot, das zur Hand lag; darauf setzte er sich in die Sonne und grübelte.

Zur Mittagszeit kam Folke nach Haus. Er brachte eine Leibeigene mit, die Essen bereitete. Ragvald war böse und hochmüthig, denn er war gedemüthigt und konnte sich selbst nicht wiederfinden. Voll Mißtrauen war er auch, denn er konnte nicht begreifen, was Folke, der fremde Mann von ihm wolle. Etwas Gutes hatte er in einer Gesellschaft von Betrügern, Dieben und Mördern niemals gesehen; darum glaubte er, Folke wolle ihm Uebles.

„Hast Du gut geschlafen?“ fragte Folke.

Das hatte er gethan, aber er fürchtete eine Falle und war so gewohnt, zu lügen, daß er ein zweideutiges Nein antworten mußte.

„Besseres Glück das nächste Mal“, antwortete Folke.

„Wenn ich nur mein Gesicht wieder habe, dann kommt wohl das Glück.“

„Das kannst Du haben, aber es kostet Etwas.“

„Rechnest Du auf Geld? Das habe ich nicht.“

„Aber ich habe es, wenn Du theilen willst! Nein, mein Freund, es kostet kein Geld, aber etwas Geduld und Gehorsam. Drei Tage dunkles Zimmer und nicht von Torkil sprechen.“

„Ist von ihm zu sprechen? Ist er so merkwürdig?“

„Er muß wohl merkwürdig sein, da er in letzter Zeit Dein ganzes Leben in Anspruch genommen hat.

„Ich kümmere mich nicht um Torkil“, sagte der Blinde und wandte sich ab.

„Dann können wir jeden Augenblick anfangen. Ich will bei Dir sitzen und sprechen, wenn Du willst.“

„Ist nicht nöthig. Ich fürchte mich im Dunkel nicht.“

„Beginnen wir diesen Abend? Aber ich vergaß: Du mußt ja an den Strand gehen und schelten.“

„Ich gehe nicht mehr an den Strand; da sind so viele Jungen."

„Kannst Du diese drei Tage lang fasten, so gehts sicherer. Du kannst jeden Tag ein Brot und einen Krug Wasser bekommen; reichts?"

„Ich kann auch ohne sie auskommen!" schnauzte Ragvald.

Sie gingen in die Hinterkammer, die dunkel war. Ein Krug Wasser und drei Brote wurden hineingestellt, nebst einer Schale mit Salbe für die Augen. Die Thür wurde geschlossen und Ragvald blieb sitzen. „In drei Tagen hole ich Dich bei Sonnenaufgang", sagte Folke. „Der Herr sei mit Dir!"

„Aber halte mich nicht zum Narren!" war Ragvalds letztes Wort.

Am dritten Tag, bei Sonnenaufgang, öffnete sich die Thür und Folke führte den Blinden hinaus. Der war weiß im Gesicht und seine Hände waren rein. Er war nicht abgemagert, aber er sah gewaschen und gesund aus.

„Wo bist Du mit Deinen Gedanken gewesen?" fragte Folke.

„In der Hölle."

„Dann gehen wir jetzt in den Himmel."

Folke nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn durch einen Hain. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber schon ganz nah. Sie stiegen durch einen Fichtenwald einen Berg hinauf; ganz langsam. Auf dem Scheitel des Berges blieben sie stehen und Folke wandte den Blinden nach Osten. „Oeffne die Augen und thue, als sehest Du geradeaus." Folke legte seine Hand dem Blinden auf den Kopf und sprach Etwas in einer fremden Sprache. So blieben sie eine Weile stehen. „Et lux perpetua ei luceat!" Jetzt stieg der Rand der Sonne in der Ferne über die Wälder von Munsö.

„Siehst Du Etwas?"

„Ich sehe das Kohlenfeuer in einem Meiler."

Die Sonne stieg.

„Was siehst Du jetzt?"

„Ein brennendes Licht."

„Und jetzt?"

„Eine Feuersbrunst."

„Jetzt?"

„Himmelskräfte! Es ist die Sonne!" rief Ragvald und fiel vor Folke auf die Knie. „Du bist Gott!"

„In Jesu Namen: steh auf, Du Lästerer! Du bist geheilt. Aber Du kannst Dein Gesicht noch einmal verlieren."

„Was muß ich thun, damit ichs behalte?"

Folke dachte nach; dann antwortete er: „Du sollst nicht lügen, nicht stehlen, nicht hassen."

„Ich wills versuchen."

„Gut! Aber jetzt mußt Du eine Arbeit suchen, die nicht Kaufhandel ist."

„Warum soll ich arbeiten?"

„Weil Du dann nicht an Torkil denkst; weil das Essen Dir dann schmecken und der Schlaf Dich erquicken wird."

„Es ist wahr: nur der Müde kann schlafen und der Hungrige essen!"

Sie gingen den Berg hinab und sprachen von der Arbeit, die Ragvald wählen sollte; und sie blieben beim Korbflechten.

Der König hatte Folke alle möglichen Schlingen gelegt, um seine Redlichkeit zu prüfen. Der aber war in keine getreten. Das ärgerte den bösen Mann zuerst; aber seine Selbstsucht fand bald ihren Vortheil darin, sich auf einen Menschen verlassen zu können. Das sparte ihm Arbeit beim Rechnen.

Eines Tages kam der Schatzmeister zu seinem Herrn und fand ihn in heiterer Stimmung. „Man sagt, daß Torkil Svarte wieder zu arbeiten angefangen hat und ruhig geworden ist; ist Das Ragvalds Verdienst?“ fragte der König.

„Ja, denn als Ragvald aufhörte, an den Strand zu kommen, gab auch Torkil es auf, da er ja nicht allein schelten mochte.“

„Das wäre also eine Art, Zank und Streit ein Ende zu machen.“

„So machens wirs im Rheinland; oft, nicht immer.“

„Und Ragvald arbeitet?“

„Ja.“

„Hast Du mit Torkil gesprochen?“

„Ich habe ihn nie gesehen; wenn sein Feuer aber keine Nahrung erhält, so erlischt es.“

„Man hat auch eine gewisse Versöhnlichkeit zwischen Adelsö und Björkö zu bemerken geglaubt.“

„Das ist eine Folge.“

„Kampf ist die Hefe des Lebens, aber Friede ist der Hopfen. Kannst Du Dich jetzt auf Ragvald verlassen?“

„Nein, nicht ganz; aber schon ein Wenig.“

„Wie hast Du denn seine Blindheit geheilt?“

„Er war von seinem Haß verblendet; darum begann ich mit dem Haß, der im inneren Auge saß.“

„Du kannst also Krankheiten heilen?“

„Ein Wenig.“

„Du hast einen großen Ruf hier und es giebt einfältige Leute, die glauben, Du seiest ein Gott. Sie wollen Fehler sehen, um einen Menschen in Dir zu finden. Wer bist Du?“

„Ich bin der Diener eines Herrn.“

„Was thust Du in Deiner Hinterkammer, wenn Du allein bist?“

Folke erröthete und beugte den Kopf: „Ich thue meinen Gottesdienst.“

„Was hast Du im Kessel, das raucht? Kochst Du einen Zaubertrank?“

„Nein; ich reinige mit Rauch die Luft von bösen Dünsten.“

„Wie man für Kranke räuchert?“

„Ja.“

„Wer ist das Weib und das Kind, die da abgebildet sind?“

„Das ist die Mutter und der Sohn.“

„Und dann ist da ein Mann an einem Kreuz?“

Folke zögerte; denn was den Griechen ein Wahnsinn war, ein gekreuzigter Gott: Das mußte bei diesen Wilden sein Tod werden. Er antwortete deshalb: „Das ist die leidende Menschheit.“

„Du hast Recht. Wenn Kraft und Glück Einen verlassen, bleibt nur ein großes Leiden übrig. Was aber ist das weiße Brot und der rothe Wein?“

„Das bedeutet das Opfer; ein unblutiges.“

„Schlachtet Ihr nicht Thiere?“

„Niemals zum Opfer.“

„Das ist ja natürlich schöner; ich habe auch niemals Blut vertragen. Dann sollt Ihr Kinder taufen, ganz wie wir?“

„Ja.“

„Siehst Du: das Alles ist ja unschuldig; aber Ragvald hat es den Priestern auf schändlichere Art dargestellt.“

„Ragvald? Wie weiß er?“

„Er hat gespäht.“

„Und verrathen? O Judas!“

„Hast Du Dich auf ihn verlassen?“

„Eigentlich nicht.“

„Ja, Du hast ihm Gutes gethan, seine Augen geheilt und er hat Dich hintergangen; ich aber werde ihn strafen.“

„Nein, er versteht es nicht besser; verzeih ihm, Herr!“

„Wie Du willst. Aber hüte Dich vor den Priestern! Und geh in Frieden!“

Folke kam heim. Freundlich fragte er Ragvald, warum er gespäht und verrathen habe.

„Der König hat mich gebeten!“ Das war Alles, was er antwortete. Da es wahr sein konnte, fragte Folke nicht mehr; und er war gegen Ragvald wie vorher.

In diesem Herbst kam Mißwuchs ins Land und man sah einer Theuerung entgegen. Deshalb wurden mehr Neugeborene als sonst in den Wäldern ausgesetzt. Folke weinte in seiner Kammer und ging dann zum König. Da gabs ein langes und heftiges Gespräch. Wenn man auch helfen wollte, konnte man doch nicht alle ausgesetzten Kinder finden.

Schließlich kam die Hungersnoth; das Volk murrte und die Steuer konnte nicht erhoben werden. Der König wollte sie eintreiben, Folke aber rieth ab.

Auf den Hunger folgte die Pest. Da wurde ein Thing zusammengerufen; Männer des Gesetzes, Grundbesitzer traten zusammen, aber auch Opferpriester waren dabei. Und die Priester von Upsala leiteten die Versammlung. Sie sprachen vom Zorn der Götter, den man besänftigen müsse; diesmal aber begnügten die Götter sich nicht mit Thieren. Der Hinweis war deutlich. Die Gedanken wurden auf ein Menschenopfer gelenkt. Man hatte aber keine Kriegsgefangene. So dachte man hierhin und dorthin. Jemand erinnerte an Donald, den König, der fürs ganze Volk Odin geweiht wurde, um eine Hungersnoth abzuwehren; und man rief nach einem Königsopfer.

Folke, der zugehört hatte, erzählte dem König, was die Thingmänner forderten. „Man steht Dir nach dem Leben, Herr!“

Da fuhr der König zusammen. Von draußen aber waren Rufe zu hören: „Einer soll sterben fürs Volk!“

Da sprach Folke zum König, um ihn zu trösten: „Herr, ich habe eine halbe Unwahrheit auf dem Gewissen. Du fragtest mich einmal, wer der Mann sei, der am Kreuz hängt. Ich antwortete damals: ‚Die leidende Menschheit‘. Aber die Wahrheit ist: es war Gottes Sohn, der für die Menschheit starb. Jetzt begreifst Dus vielleicht; und da Du zu dem großen Sühnopfer ausersehen bist, folgst Du nur dem Vorbilde des Herrn Christus und giebst Dein Leben fürs Volk.“

„Das will ich nicht!“ rief der König; „ich will nicht sterben, am Allerwenigsten für dieses Pack!“ Und da er ein listiger Mann war, ließ er sich in den Thingsaal tragen. Dort sprach er vom Zorn Gottes und suchte dessen Ursache in neuen Lehren aus fremdem Land; Zauberer seien gekommen und untergrüben den alten Glauben, machten die Menschen weich und feig, gäben vor, Krankheiten heilen zu können, raubten ausgesetzte Kinder, die den Göttern geheiligt seien, und übten noch andere Frevel. Das hieß auf Folke hinweisen; die Priester schrien, die Menge stimmte ein: und der Fremdling sollte sterben.

Folke konnte sich nicht vertheidigen. Er rief nur Ragvald als Zeugen für seinen guten Willen und sein frommes Leben an. Der wurde geholt und bezeugte: „Der Fremdling hat gesagt, daß die alten Götter tot sind und daß der neue Gott für die Menschheit am Kreuz starb.“

Da lachte die ganze Versammlung laut. „An einem Kreuz!“ riefen sie. „Laßt uns den Fremdling an einem Kreuz sehen!“ Und ein Kreuz wurde gezimmert; auf einen Hügel am See trug mans. Folke wurde festgenagelt. Er klagte nicht. Leistete keinen Widerstand. Er empfand es als eine Ehre, gerade solchen Tod erleiden zu dürfen.

Zwei Tage hing er dort und zwei Nächte; sah die Sonne aufgehen und die Sonne untergehen. Leute gingen umher, um auf ihn Acht zu geben; aber er schien nicht zu leiden. Sein Gesicht war frisch und er lächelte manchmal, wenn er seine Freunde grüßte. Ragvald aber kam nicht dorthin, sondern hielt sich verborgen. Als Folke das Ende nahen fühlte, bat er eine Frau, die in der Nähe stand, Ragvald zu holen. Aber sie wollte nicht. Da sagte Folke: „Bring' ihm meinen letzten Gruß: ich habe ihm verziehen, denn er verstand es nicht besser. Wenn ers aber eines Tages versteht, werde ich ihm nah sein und ihm Trost gewähren, auf daß er nicht verzweifle.“

Als Folke tot war, wurde er herabgenommen und begraben. Das Kreuz aber blieb stehen und wurde ein Seezeichen, das den Schiffern den Weg nach Birka zeigte. Zwanzig Jahre lang wies es die Einfahrt; es war, mit seinen weithin ausgestreckten Armen, im Dunkel der Nacht gegen den grauen Himmel zu sehen. Und als dann die ersten christlichen Gesandten von König Ludwig von Frankreich in Birka anlangten, erblickten sie das große Kreuz auf dem Berge; und sie fragten einander, ob den Heiden denn das große Mysterium des Christenthumes schon übermittelt sei.

„Das ist ja nur ein Wegweiser“, sagte der Schiffsführer.

Sie aber nahmen es als ein gutes Zeichen und stiegen an Land.

Da war König Erich längst gestorben. Nach Folkes Tod war sein Verstand schwach geworden. Er wollte sich selber einen Tempel errichten, so erzählt die Sage, denn er glaubte, ein Gott zu sein. Da ihn aber Niemand verehren wollte, ließ er mit neun Stichen das Todeszeichen um sein Herz ritzen.

Stockholm. August Strindberg.

Alte und neue Musik.*)

In der altmodischen Oper verlangte jede einzelne Gesangsnummer die Komposition einer neuen Melodie; aber es ist ein großer Irrthum, wenn man annimmt, daß diese schöpferische Leistung sich durch die ganze Nummer vom ersten bis zum letzten Takt erstreckt. Wenn ein Musiker nach einem bestimmten metrischen Muster komponirt, so ist die schöpferische Leistung im Allgemeinen durch die Wahl des Musters und durch das Komponiren der ersten Zeile vollbracht. Alles Uebrige vollzieht sich mehr oder weniger mechanisch, um das Muster auszufüllen, da eine Melodie in dieser Hinsicht einem Tapetenmuster sehr ähnlich ist. So ist die zweite Zeile gewöhnlich eine ganz deutliche Folge der ersten und die dritte und vierte eine genaue oder sehr leicht variirte Wiederholung der ersten und zweiten Zeile. Ist, zum Beispiel, die erste Zeile des „Yankee Doodle" gegeben, so kann jeder musikalische Stümper die übrigen drei Zeilen ergänzen. Auf diese Weise wiederholt sich im „Ring des Nibelungen" die Melodie sehr selten und es ist bemerkenswerth, daß, wo es geschieht, wie in Siegmunds Frühlingslied und in Mimes wimmerndem Liede „Als zullendes Kind", die Wirkung der symmetrischen Zeilen, die blos der Form zu Liebe wiederkehren, auffallend arm und nichtssagend ist, verglichen mit dem freien Fluß der Melodie, der sonst überall vorherrscht.

Die zweite und schwierigere Art des Komponirens besteht in der Wahl einer Melodie, auf der man jede Spielart des Stimmungwechsels erklingen lassen kann, als ob sie ein Gedanke wäre, der manchmal Hoffnung, manchmal Schwermuth, manchmal Jubel, manchmal wüthende Verzweiflung und so weiter ausdrückt. Mehrere Themen dieser Art zu einem reichen musikalischen Gewebe zu verflechten, das panoramaartig mit einem beständig variirenden Gefühlsstrom am Ohre vorüberzieht: darin besteht des Musikers höchste Kunst; auf diese Weise erhalten wir die Fuge von Bach und die Symphonie von Beethoven. Der sichtlich untergeordnete Musiker ist jener, der, wie Auber und Offenbach (von unseren Sallonballadenlieferanten nicht zu reden) eine unbeschränkte Zahl symmetrischer Weisen produziren kann, aber Themen nicht symphonisch zu verweben vermag.

Wer Das in Betracht zieht, wird sehen: die bloße Thatsache, daß im „Ring" sehr viel wiederholt wird, unterscheidet ihn noch nicht von den altmodischen Opern. Der wirkliche Unterschied besteht darin, daß dort die Wiederholung zur mechanischen Vervollständigung althergebrachter metrischer Muster gebraucht wurde, wogegen die Wiederkehr des Themas im „Ring" eine verständige und interessante Folge der Wiederkehr der dramatischen Erscheinung ist, die das Thema bezeichnet. Man sollte sich auch erinnern, daß die Einsetzung symphonisch behandelter Themen für Melodien mit symmetrischen achttaktigen Zeilen und Dergleichen von je her in den höchsten Formen der Musik üblich gewesen ist. Darin ein Aufgeben der Melodie zu erblicken oder so davon berührt zu werden, als ob Dies der Fall wäre, hieße, sich als einen Ignoranten bekennen, der nur mit Tanzweisen und Gassenhauern vertraut ist. Die Art von Unsinn, den ein rein dramatischer Musiker produziren wür-

*) Herr Siegfried Trebitsch läßt (bei S. Fischer) eine Uebersetzung von Shaws famosem „Wagner-Brevier (Kommentar zum Ring des Nibelungen)" erscheinen. Den muß man lesen. Das ist ein neuer Shaw (ein für Deutschland neuer; die Briten kennen ihn längst); ein strenggläubiger und doch geistreicher. Ein paar Stückchen zur Probe.

de, wenn er sich im Komponiren von metrischen Mustern hemmen ließe, gliche dem Monstrum, das in der Literatur herausgekommen wäre, wenn Carlyle (zum Beispiel) durch einen Vertrag gezwungen worden wäre, seine historischen Erzählungen in gereimten Stanzen zu schreiben. Das hieße seine Fruchtbarkeit auf eine gelegentliche Phrase beschränken und drei Viertel der Zeit damit zubringen, eine unfruchtbare Begabung für Reim und Vers zu üben. In der Literatur haben sich die großen Meister der Kunst längst von metrischen Schablonen freigemacht. Niemand fordert, daß die Hierarchie der modernen, leidenschaftlich erregten Prosaschriftsteller von Bunyan bis zu Ruskin unter die Verfasser hübscher lyrischer Gedichte gestellt werden solle. Nur in der dramatischen Literatur finden wir die verheerende Tradition des Blankverses noch immer erhalten, die den Plattheiten von Dummköpfen einen künstlichen Nimbus verleihen und den dramatischen Stil des genialen Dichters seiner vollen natürlichen Begabung, seiner Mannichfaltigkeit, Kraft und Einfachheit berauben.

Dieser Stand der Dinge findet sein Gegenstück in der Kunst der Musik, da Musik in Prosathemen oder in versifizirten Weisen geschrieben werden kann; nur läßt sich hier Niemand einfallen, die größere Schwierigkeit der Prosaformen und die verhältnißmäßige Trivialität der Versifizirung zu bestreiten. Und doch haftet der dramatischen Musik und der dramatischen Literatur die Tradition der Versifizirung mit den selben verderblichen Resultaten an und die Oper wird, wie die Tragoedie, nach hergebrachter Art wie eine Tapete gemacht. Das Theater scheint dazu verdammt, in allen Dingen die letzte Zufluchtstätte des Verlangens nach wohlfeiler Niedlichkeit in der Kunst zu sein.

Unglücklicher Weise wird diese Vermengung des dekorativen mit dem dramatischen Element sowohl in der Literatur als auch in der Musik durch das Beispiel großer Meister unterstützt. Sehr ergreifender dramatischer Ausdruck kann mit schmückender Symmetrie des Versbaues vereinigt werden, wenn der Künstler zufällig beide Gaben, die dekorative und die dramatische, besitzt und beide zugleich gepflegt hat. Shakespeare und Shelley fanden (weit davon entfernt, sich von der herkömmlichen Verpflichtung, ihre Dramen in Versen zu schreiben, hemmen zu lassen), das Arbeiten mit dem Vers die weitaus leichteste und bequemste Art, Schauspiele zu schaffen. Aber wenn Shakespeare durch die Sitte gezwungen gewesen wäre, ausschließlich in Prosa zu schreiben, wäre sein gesammter Dialog so gut wie die erste Szene von „Wie es Euch gefällt“ und alle seine schwungvollen Stellen wären so schön wie „Was für ein Stück Arbeit ist der Mensch!“, wobei er uns eine Menge Blankverse erspart hätte, in denen der Gedanke banal und der Ausdruck, obgleich reizvoll gedrechselt, doch abgeschmackt hochtrabend ist. „Die Cenci“ hätte entweder ein ernstes Drama sein oder überhaupt niemals geschrieben werden können, wenn Shelley seine Unnatürlichkeit nicht durch elisabethinische Verskunst zu beseitigen vermocht hätte. Dennoch haben diese beiden Dichter viele Stellen geschaffen, in denen die dekorativen und dramatischen Eigenschaften nicht nur vermählt sind, sondern einander zu einer Höhe zu erheben scheinen, die sonst unerreichbar gewesen wäre.

Eben so ists in der Musik. Wenn wir, wie im Fall Mozarts, einen wunderbar begabten und eifrig geschulten Musiker finden, der durch einen glücklichen Zufall auch ein dem Molière vergleichbarer Dramatiker ist, so bringt ihn die Verpflichtung, Opern in gereimten Rhythmen zu komponiren, nicht nur nicht in Ver-

legenheit, sondern erspart ihm thatsächlich Mühe und Nachdenken. Wie auch seine dramatische Stimmung sein mag: er drückt sie in vortrefflichen musikalischen Versen leichter aus, als ein Dramatiker von gewöhnlicher Einseitigkeit des Talentes sie in Prosa ausdrücken könnte. Wie Shakespeare und Shelley, hinterließ auch er versifizirte Weisen, wie „Dalla sua pace“ oder Glucks „Che faro senza Euridice“ oder Webers „Leise, leise“, die von der ersten Note bis zur letzten so dramatisch sind wie die ungefesselten Themen des „Ringes“. Deshalb pflegte man schulmeisternd zu verlangen, daß jede dramatische Musik das selbe doppelte Ansehen bieten solle. Die Forderung war unvernünftig, da die symmetrische Versifizirung in der dramatischen Musik kein Verdienst ist; man könnte eben so gut verlangen, eine Tischgabel solle so gebaut sein, daß sie auch als Tischtuch dienen könne. Das war eine unkundige Forderung, weil es nicht wahr ist, daß die Komponisten dieser außergewöhnlichen Beispiele immer oder auch nur oft im Stande waren, dramatischen Ausdruck mit symmetrischer Verskunst zu verbinden. Neben „Dalla sua pace“ haben wir „Il mio tesoro“ und „Non mi dir“, in denen ungewöhnlich ausdrucksvolle Eröffnungphrasen zu dekorativen Stellen führen, die vom dramatischen Standpunkt aus eben so grotesk sind, wie es die Melodie, die Alberich singt, als er im Rheinschlamm ausgleitet und niest, vom dekorativen Standpunkt aus ist. Ferner ist die formlose Masse „trockener Rezitative“ zu erwägen, die diese symmetrischen Rhythmen trennen und die zu beträchtlicher dramatischer und musikalischer Bedeutung erhoben werden könnten, wenn sie durch thematische Behandlung zu einem fortlaufenden musikalischen Gewebe vereinigt worden wären. Schließlich sind die dramatisch wirksamsten Finali und mehrstimmig komponirten Stücke Mozarts mehr oder weniger in Sonatenform wie symphonische Sätze geschrieben und müssen daher als musikalische Prosa bezeichnet werden. Und die Sonatenform schreibt Wiederholungen vor, von denen die vollkommen unkonventionelle Form, die Wagner eingeführt hat, frei ist. Im Ganzen bietet die alte Form mehr Spielraum für Wiederholungen und Konventionen als die neue; und je armsäliger die musikalische Begabung eines Komponisten ist, desto sicherer wird er, um seiner Erfindungsgabe nachzuhelfen, seine Zuflucht zu den Schablonen des achtzehnten Jahrhunderts nehmen.

Als Wagner im Jahr 1813 geboren wurde, war die Musik eben erst die erstaunlichste, bestrickendste, wundervollste aller Künste der Erde geworden. Mozarts „Don Juan“ hatte dem ganzen musikalischen Europa die Zauber des modernen Orchesters und der vollkommenen Anpassungfähigkeit der Musik an die subtilsten Bedürfnisse des Dramatikers zum Bewußtsein gebracht. Beethoven hatte gezeigt, wie die unartikulirten Stimmungsgedichte, die Menschen (die, gleich ihm, keine außergewöhnliche Beherrschung des Wortes haben) durchfluthen, in der Musik als Symphonien niedergeschrieben werden können. Mozart und Beethoven haben diese Anwendungen ihrer Kunst nicht erfunden; aber sie waren die Ersten, deren Werke bewiesen, daß die dramatische und die subjektive Macht des Tones einnehmend genug ist, um selbständig, ganz abgesondert von den dekorativen musikalischen Gefügen, von denen sie bis dahin nur ein Merkmal gewesen waren, zu bestehen. Nach den Finali des „Figaro“ und „Don Juan“ war die Möglichkeit des modernen Musikdramas klar genug gegeben. Nach den Symphonien Beethovens war es gewiß, daß die Poesie, die so tief ist, daß sie jenseits von allen Worten liegt, nicht so tief ist, um auch jenseits von aller Musik zu liegen, und daß die wechselnden Stimmungen

der Seele, vom derbsten Scherz bis zu den erhabensten Sehnsüchten, ohne Zuhilfenahme von Tanzweisen, in Symphonien ausgedrückt werden können. Eben so viel wird vielleicht für die Präludien und Fugen Bachs beansprucht werden müssen, aber Bachs Methode ist unerreichbar; seine Kompositionen sind wundervolle Gespinnste von außerordentlich schönen gothischen Maßwerken im Ton, hoch erhaben über jedes gewöhnliche menschliche Talent. Beethovens weit derbere Kunstfertigkeit war durchaus volksthümlich und anwendbar; und wenns sein Seelenheil gegolten hätte: er würde keine einzige lange, gothische Tonlinie zu ziehen vermocht haben, wie Bach es konnte, und noch viel weniger hätte er mehrere Tonlinien zu einer so passenden Harmonie zu verweben vermocht, daß sie sich fortschreitend, selbst wenn der Komponist gänzlich unbewegt bleibt, mit Bewegung zu sättigen wußte, die (wie die modernen Kritiker ein Wenig zu vergessen geneigt sind) eben so warm aus unserer zart gerührten Bewunderung wie aus unserer Sympathie quillt und uns manchmal dem Komponisten rührende Absichten zutrauen läßt, die er gar nicht hegt, just wie ein Knabe einen Schatz von Zärtlichkeit und edler Weisheit in der Schönheit einer Frau vermuthet. Bach setzte komische Zwiegespräche genau so in Musik um wie die Rezitative der „Passion", da ihm augenscheinlich nur ein Rezitativ möglich war, nämlich das musikalisch beste. Er sparte den Ausdruck seiner fröhlichen Stimmung für die regelmäßigen, besonders angeordneten Nummern auf, in denen er eins seiner rein ornamentalen, wundervollen Kontrapunktirungmaßwerke mit der erforderlichen Heiterkeit der Linie und Bewegung versehen konnte. Beethoven beugte sich vor keinem Schönheitideal; er suchte nur den Ausdruck für sein Gefühl. Für ihn war ein Scherz ein Scherz; und wenn er in der Musik spaßhaft klang, so war er befriedigt. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die alte Gewohnheit, jede Musik nach ihrer dekorativen Symmetrie zu beurtheilen, sich abgenutzt hatte, waren die Musiker über Beethovens Symphonien empört und zogen, seine Lauterkeit mißverstehend, seine geistige Gesundheit in Frage. Aber für Alle, die nicht nach hübschen, neuen Tonschablonen suchten, sondern sich in der Musik nach dem Ausdruck ihrer Stimmungen sehnten, vollbrachte er eine Offenbarung, weil er, in seiner Absicht, seine eigenen Stimmungen auszudrücken, vereinzelt dastehend, mit revolutionärem Muth alle Stimmungen der heranwachsenden Generationen des neunzehnten Jahrhunderts vorausempfand.

Das Resultat war unausbleiblich. Im neunzehnten Jahrhundert war es nicht mehr nothwendig, ein geborener Schablonenzeichner auf dem Gebiete der Töne zu sein, um ein Komponist zu werden. Man brauchte nur ein für die dramatischen und ausmalenden Gewalten des Tones vollständig empfänglicher Dramatiker oder Dichter zu sein. Eine Reihe literarischer Musiker und Bühnenkomponisten trat hervor und Meyerbeer, der erste dieser Art, machte einen außergewöhnlichen Eindruck. Die geradezu wahnwitzige Schilderung seines „Robert der Teufel" in Balzacs kurzer, „Gambara" betitelter Novelle und Goethes erstaunlich irrige Vorstellung, Meyerbeer hätte die Musik zu „Faust" komponiren können, zeigen, wie der Zauber der neuen dramatischen Musik die Urtheilskraft von Künstlern mit hervorragender Einsicht vollständig über den Haufen warf. Meyerbeer sei, so sagten die Leute (alte Herren sagen es in Paris noch immer), der Nachfolger Beethovens; er sei, wenn auch kein so vollendeter Musiker wie Mozart, doch ein tieferes Genie. Vor Allem sei er originell und wagemuthig. Wagner selbst schwärmte, so toll wie nur Einer, von dem Duett im vierten Akt der „Hugenotten".

Und doch wurde diese ganze Originalitätwirkung und Tiefe durch ein recht beschränktes Talent hervorgerufen, das auffallende Tonsätze zu drechseln, gewisse merkwürdige und ziemlich packende Rhythmen und Modulationen auszubeuten und anregende oder excentrische Instrumentationen zu ersinnen vermochte. In dekorativer Hinsicht war Meyerbeers Talent das selbe Phänomen in der Musik wie die Barockschule in der Baukunst: ein energisches Streben, den organischen Verfall durch mechanische Sonderbarkeiten und Neuheiten zu beleben. Meyerbeer war kein Symphoniker. Er konnte das thematische System nicht auf seine auffallenden Tonsätze anwenden und mußte sie also zu metrischen Schablonen im alten Stil zusammenflicken; und da er auch kein „absoluter Musiker" war, brachte er seine metrischen Schablonen kaum über bloße Quadrilleweisen hinaus, die entweder gar nicht oder aber durch eine gewisse Schroffheit hervorragten, die ihre Seltsamkeit nach echter Rokokomanier ihrer Sinnlosigkeit verdankte. Meyerbeer vermochte weder ein vollkommenes Musikdrama noch eine reizende Oper hervorzubringen. Aber trotz all diesen und schlimmeren Mängeln besaß Meyerbeer echte dramatische Kraft und Leidenschaft. Alle, die sich an den Ruf erinnern, den er vor einem halben Jahrhundert hatte, und den „verbotenen Durchgang" erkennen, als den sich der Pfad, den er eröffnete, sogar für ihn selbst erwies, wissen, wie unvermeidlich und wie unpersönlich Wagners Angriff war.

Wagner war der literarische Musiker par excellence. Er konnte nicht, wie Mozart und Beethoven, dekorative Tonstrukturen, unabhängig von jeder dramatischen oder poetischen Stoffmaterie, hervorbringen, weil er diese Kunst, da sie für seinen Zweck nicht länger erforderlich war, nicht pflegte. Wie Shakespeare, mit Tennyson verglichen, ein ausschließlich dramatisches Talent scheint, so Wagner, verglichen mit Mendelssohn. Wagner brauchte nicht zu literarischen Taglöhnern dritten Ranges um Libretti bitten zu gehen; er schuf seine eigenen dramatischen Gedichte, gab der Oper auf diese Weise dramatische Vollständigkeit und verdeutlichte die Symphonie. Eine Symphonie Beethovens (mit Ausnahme des artikulirten Theiles der Neunten) drückt edles Gefühl, aber keinen Gedanken aus; sie hat Stimmungen, aber keine Ideen. Wagner fügte den Gedanken hinzu und schuf das Musikdrama. Mozarts erhabenste Oper, „Die Zauberflöte", sein „Ring" sozusagen, hat ein Libretto, das von einem dem Genie Mozarts unermeßlich tief untergeordneten Talent herrührt. Das Libretto zu „Don Juan" ist derb und trivial; seine Umgestaltung durch Mozarts Musik mag ein Wunder sein; aber Niemand wird zu behaupten wagen, daß solche Umgestaltungen, so verführerisch sie auch sein mögen, eben so befriedigend sein können wie Tongedichte oder Dramen, in denen der Musiker und der Dichter auf gleichem Niveau stehen. Hier also steckt das einfache Geheimniß von Wagners Ueberlegenheit als dramatischer Musiker. Er schrieb die Gedichte zu seinen Bühnenfestspielen (so nannte er sie), wie er die Musik dazu komponirte.

Bis zu einem gewissen Punkt in seiner Laufbahn zahlte Wagner Strafgeld dafür, daß er sich auf zwei Künste, statt auf eine einzige, eingelassen hatte. Mozart hatte sein Handwerk als Musiker im kleinen Finger, als er zwanzig Jahre alt war, weil er in diesem Beruf und in keinem anderen eine anstrengende Lehrzeit durchgemacht hatte. Wagner war sehr weit davon entfernt, die selbe Meisterschaft mit fünfunddreißig Jahren erreicht zu haben; er selbst sagte, daß er erst in dem Alter, in dem Mozart starb, mit der vollständigen Spontaneität des musikalischen Ausdruckes zu komponiren angefangen habe, die nur dadurch erreicht werden kann, daß man die volle Freiheit von dem Kampf mit den Schwierigkeiten der technischen Prozesse gewinnt. Aber als

jene Zeit kam, war Wagner nicht nur ein eben so vollendeter Musiker wie Mozart, sondern auch ein dramatischer Dichter und ein kritischer und philosophischer Essayist geworden, der einen bedeutenden Einfluß auf sein Jahrhundert übte. Das Zeichen dieser Vollendung war seine Fähigkeit, schließlich mit seiner Kunst zu spielen und so zu seinen bereits berühmten Leistungen im sentimentalen Drama eine fröhliche Lustspielart hinzuzufügen, deren größte Meister, wie Molière und Mozart, viel seltener sind als die sentimentalen und die Trauerspieldichter. Damals komponirte er die ersten zwei Akte von „Siegfried" und später „Die Meistersinger", ein ausgesprochen lustspielartiges Werk, das ein ganzer Garten mozartischer Melodien ist, kaum glaublich als das Werk des Machers von „Tannhäuser". Nur schuf Wagner (da kein Mensch je ein Ding erlernt, indem er ein anderes übt, so eng verbündet die Dinge auch sein mögen) noch immer keine von seinen Gedichten unabhängige Musik. Die Ouverture zu den „Meistersingern" ist köstlich, wenn man weiß, um was sich Alles dreht, aber nur die Menschen, die sie ohne jeglichen Schlüssel als Konzertstück kennen lernen und ihren rücksichtlosen Kontrapunkt nach dem Maßstabe Bachs und der Ouverture zu Mozarts „Zauberflöte" beurtheilen, können sich vorstellen, wie grauenhaft sie Musikern der alten Schule klingen mußte. Als ich sie zuerst hörte, hatte ich den klaren Marsch der Polyphonie in Bachs H-moll-Messe noch frisch im Gedächtniß; und ich gestehe, daß ich dachte, die einzelnen Partien seien verschoben worden, und glaubte, daß einige Orchestermitglieder einen halben Takt hinter den anderen zurückgeblieben seien. Vielleicht wars auch so; aber selbst heute, da ich mit dem Werk und mit Wagners Harmonie vertraut bin, kann ich noch immer ganz gut verstehen, daß gewisse Stellen bei einem Bewunderer Bachs diese Wirkung hervorrufen, selbst wenn sie mit vollster Genauigkeit gespielt werden.

Der Erfolg Wagners ist so ungeheuer groß, daß seine geblendeten Jünger glauben, das Zeitalter der „absoluten Musik", wie Wagner es nannte, sei zu Ende und die musikalische Zukunft müsse eine in Bayreuth feierlich eingeweihte ausschließlich wagnerische sein. Alle großen Genies bewirken diese Illusion. Wagner stand nicht am Anfang, sondern am Ende einer Bewegung. Er war der Gipfel der Schule der dramatischen Musik des neunzehnten Jahrhunderts, genau so wie Mozart der Gipfel (der Ausdruck rührt von Gounod her) der Schule des achtzehnten Jahrhunderts war. Und Alle, die Wagners Bayreuth-Tradition weiterzuführen versuchen, werden sicherlich das Schicksal der vergessenen Lieferanten des antiquarischen Mozart (vor hundert Jahren) theilen. Was die erwartete Entthronung der absoluten Musik betrifft, so genügt es, auf die Thatsache hinzuweisen, daß Deutschland zwei absolute Musiker ersten Ranges zu Wagners Lebzeiten hervorbrachte: der eine war der hochbegabte Goetz, der jung gestorben ist, der andere war Brahms, dessen absolute musikalische Begabung eben so außergewöhnlich war, wie sein Gedanke banal ist. Wagner hatte für ihn die Verachtung des originellen Denkers gegen den Mann mit hergebrachten Ideen und des rastlos dramatisch thätigen Musikers für die bloße, rohe musikalische Veranlagung; aber obgleich Brahms Wagners Verachtung durch die „Triumphlieder" und „Schicksalslieder", durch die Elegien und Requiems, mit denen Brahms sein Gehirn so ernsthaft anstrengte, vielleicht verdient hatte, kann Niemand Brahms' natürlichem Ausdruck der reichsten absoluten Musik, insbesondere seinen Kammerkompositionen lauschen, ohne sich über seine staunenswerthe Begabung zu freuen. Bernard Shaw.

Novelle.

Im Schloß ist Hochzeit und der Lichterschein
Glüht durch die Fenster in den Wald hinein,
Und hebt der Tanz der Violinen an,
So musizirt das Echo auch im Tann.

Das Waldprinzeßlein schlängelt sich bis hart
Zum Rand der Stämme hin und lauscht und starrt,
Mit Thränen füllt der Glanz sein Augenpaar,
Verzweiflung löst sein märchenwildes Haar.

Der Markgraf tritt mit seinem Jung-Gemahl
Auf den Balkon. Als rief' ihm tief im Thal
Mit wunder, kranker Klagestimme wer,
So wird sein Herz auf einmal bang und schwer.

Die Markgräfin, die noch sein Arm umfängt,
Sieht, wie sein Blick verwirrt im Dunkel hängt.
Sie flüstert nur in ungewisser Qual:
„Die Abendluft weht kühl, komm in den Saal"

Wien. Camill Hoffmann.

Vauvenargues.*)

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich alle Eigenschaften in ihm vereinen. Das vermochten die Alten, besonders die Griechen, in ihrer besten Zeit; wir müssen uns mit geringeren Leistungen bescheiden. Dieser Gedanke, den Goethe aussprach, als er Winckelmann charakterisirte, läßt sich auch auf Vauvenargues anwenden. Der hatte auch den „heidnischen Sinn", den unser Dichter bei dem Vertreter antiker Weltanschauung durchleuchten sah: „Die Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinn vereinbar seien". Das Vertrauen auf sich selbst, das Wirken in die Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als der Ahnherren und als hoher Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal: das Alles gehört nothwendig zusammen und läßt uns selbst in dem höchsten Augenblick des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja, des

*) Vauvenargues' Gedanken und Grundsätze, übersetzt von Stöffler; mit einer Einleitung von Ellen Key. R. Piper & Co. in München.

Unterganges eine unverwüstliche Gesundheit spüren. Das macht diesen von Krankheit und anderem Unglück heimgesuchten Jüngling so anziehend; diese starkem Selbstvertrauen gesellte Lebenskraft des Geistes imponirte selbst einem Voltaire so, daß er ihm zurief: „Unsere Zeit verdient Sie nicht, aber besitzt Sie; und ich bin der Natur dankbar dafür." Ellen Key sagt über ihn: „Im Gegensatz zur Philosophie der vorsichtigen Lebensführung, der Philosophie Fontenelles, sieht Vauvenargues den Werth des Lebens im Wagestück, in der Großthat. Nicht leidenschaftlose Leichtfertigkeit und kühle Skepsis verkündet er, sondern die Souverainetät der Leidenschaft, der Begeisterung, des Lebensmuthes. Der düsteren Weltanschauung des siebenzehnten Jahrhunderts, in dem die Probleme des Sündenbewußtseins, der Erlösung und der Heiligung tiefe Seelen ausfüllen, setzt er seinen schönen heidnischen Glauben an die Menschennatur und ihre unendlichen Quellen entgegen. Aber der Enthusiast ist auch Philosoph, zeigt sich, wie Sainte-Beuve richtig bemerkt, darin als echten Philosophen, daß er die Grundsätze selbst untersucht und nicht bei der Analyse stecken bleibt, wie La Rochefoucauld oder Labruyère, sondern zur Syntheſe des Daseins vorzudringen strebt."

Er bejaht das Leben, ehrt die Persönlichkeit, lehnt Askese und sklavische Hingabe an überlieferte Macht ab und will nicht, daß prude Keuschheit das Recht der Leidenschaft ersticke. Große Gedanken und ein reines Herz sollen wir uns von Gott erbitten, ruft Wilhelm Meister aus; und Vauvenargues spricht: Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen. Je morscher sein Organismus wurde (der den Anforderungen des Offizierstandes nicht genügen konnte), in desto helleren Farben malte dieser Hinsterbende den Werth des Lebens. Aus der Leidenschaft, schreibt er, stammen alle großen Thaten, Gedanken, Genüsse. Und je größer die Seele ist, desto größer sind ihre Leidenschaften; höchste Freude und tiefste Qual finden in mittelmäßigen Seelen keinen Raum. Eine Philosophie oder Religion, die uns die Leidenschaft rauben will, gleicht dem Tyrannen, der die besten Bürger tötet, um den Staat zu unterjochen. Leidenschaftloses Leben ist fast schon Tod. Der klare Verstand giebt uns nicht die Kraft zum Handeln. Die kommt aus der Leidenschaft oder aus dem Instinkt; und ohne den Instinkt gelingt uns nicht einmal eine so einfache Sache wie das Braten eines Huhnes. Ueberstrenge Moral vernichtet die Kraft des Geistes, wie die Söhne Aeskulaps den Körper zu Grunde richten, um einen Fehler im Blut zu beseitigen, der oft nur eingebildet ist. Von feiger Entsagung und Sehnsucht nach dem Tod will dieser Denker nichts hören. Um Großes zu leisten, müssen wir leben, als stürben wir niemals. Wer stets an den Tod denkt, vergißt, zu leben. Die falscheste Philosophie wäre eine, die, unter dem Vorwande, die Menschen von der Unruhe der Leidenschaften zu befreien, ihnen zur Unthätigkeit, zur Ergebung und Selbstverleugnung riethe. Dieses heidnische Naturempfinden (das man nicht mit dem später von Rousseau

bekannten verwechseln darf), dieser Drang nach unverkünstelter Ursprünglichkeit erklärt auch, daß Vauvenargues von aufgepfropfter Gelehrsamkeit nicht viel hält. „Die Forderung, ein ordentlicher Mensch solle von Allem Etwas wissen, dünkt mich verfehlt. Ein oberflächliches, ein nicht systematisch geordnetes Wissen ist stets nutzlos und oft sogar schädlich. Die Begabten lenkt es von der Hauptsache ab und verleitet sie, ihren Fleiß Dingen zuzuwenden, denen sie nach ihren Bedürfnissen und natürlichen Anlagen fern stehen. Was beweist solches Wissen denn für den Umfang des Geistes? Immer gab es Mittelmäßige, die Vielwisser waren; immer auch starke Geister, deren Wissen gering war."

Für den Kirchenglauben an die Sündhaftigkeit der Menschennatur (den selbst Kant, zum Verdruß Goethes, in seiner Lehre vom radikal Bösen annahm) war Vauvenargues nicht zu haben. Spottend sagt er, der Mensch sei heute bei allen Denkern in Ungnade und werde täglich neuer Laster beschuldigt. Und doch birgt des Menschen Herz Keime von Güte und Rechtlichkeit. „Daß sie von der Eigenliebe beherrscht werden, ist nicht nur natürlich, sondern auch richtig, so lange der Einzelne nicht darunter leidet und der Gesellschaft eher Gewinn als Verlust entsteht." Dem tyrannischen Individualismus, wie er in einzelnen machtvollen Gestalten der Renaissance hervortritt, widerstrebte seine feine Menschlichkeit. „Laßt uns vor Allem versuchen, menschlich zu sein, gütig zu sein; laßt uns unsere Seelen beherrschen, sie von ungerechter Bitterkeit läutern." Der auf allen Gassen ausgeschriene Wahn, die Menschen seien von Natur geistig gleich und von der Kultur um das Glück dieser Gleichheit betrogen, konnte ihn freilich nicht bethören. „Wer Gleichheit für ein Naturgesetz hält, täuscht sich. Die Natur hat nirgends zwei einander gleiche Dinge geschaffen; ihr allbeherrschendes Gesetz ist das der Unterordnung und der Abhängigkeit." In dieser Gliederung der menschlichen Gesellschaft kommt die Verschiedenheit natürlicher Begabung zum Ausdruck; aus einem „Naturgesetz" kann man also den unsinnigen Anspruch auf Massenherrschaft nicht ableiten. Schon auf den ersten Entwickelungstufen begann die Differenzirung, die da allerdings nicht durch geistige, sondern durch körperliche Vorzüge bewirkt wurde. „Der Starke soll über den Schwachen herrschen: so will es die Natur. Jeder von uns ist der Theil einer Einheit, in der Nothwendigkeit waltet: deshalb zeigt sich die Größe des Menschen darin, daß er sich den Dingen unterwirft, die er sich nicht zu unterwerfen vermag." So that er selbst. Nie verzweifelte er; auch nicht, als er erblindet war. Voltaire durfte ihn mit Recht einen Helden nennen.

Vauvenargues hat in den Frühstunden des achtzehnten Jahrhunderts schon das biogenetische Grundgesetz geahnt, das erst in unseren Tagen zu voller Geltung gelangt ist: das Gesetz, nach dem das Individuum in seiner Entwickelung die verkürzte Stammesgeschichte durchlebt (Ontogenese = Phylogenese). Er sah, daß Gefühl, Instinkt, Leidenschaft älteren Ursprunges sind als der kümmer-

liche Verstand. In der Kindheit der Völker wie der Individuen lebte das Gefühl vor der Reflexion. Doch der Blick des Denkers drang weiter und fand, daß sich im Leben des Einzelnen der Entwickelungsgang des Menschengeschlechtes wiederhole, den weder Wissenschaft noch Erfahrung zu bessern vermochte. Auch nach dieser Wahrnehmung aber, spricht Vauvenargues, dürfen wir nicht verzweifeln. Ist das Laster unausrodbar, so entstehe die politische Pflicht, es dem Gemeinwesen nutzbar zu machen.

Ein merkwürdiges Schauspiel. Am Vorabend der großen Umwälzung alles Bestehenden, da das Unwetter schon heraufzieht, begegnen, auf der Höhe der Geistesbildung, zwei Männer einander, die einander schätzen können, aber, als Vertreter feindlicher Weltanschauungen, bekämpfen müssen: Voltaire und Vauvenargues. Das Schicksal hatte, wie Hardt in seiner (bei Diederichs erschienenen) Uebersetzung der „Maximes“ sagt, den widerstandsfähigsten und siegreichsten Mann der Zeit mit dem siechsten und besiegtesten zusammengeführt. Diese Freundschaft war vielleicht der einzige Sonnenblick in ein qualvolles Leben. „Comment Vauvenargues avait-il pris un essor si haut dans le siècle des petisses?“ Voltaires Ausruf zeigt in seiner staunenden Verehrung, daß der zage, schüchterne, einsame, schon vom Tode gestreifte Jüngling den alternden Philosophen durch die Größe und den Adel seines Menschenthumes bezwungen hatte. In bewußtem Ringen? Nein. Vauvenargues hat von sich gesagt: „Ich hatte weder von Dem, was ich suchte, noch von der Möglichkeit, mir Licht zu schaffen, eine blasse Vorstellung und ich kannte wenige Menschen, von denen ich Rath erwarten konnte. Da lauschte ich denn dem Instinkt, der meine unruhige Neugier erregt hatte, und fragte: Was will ich denn wissen? Welche Erkenntniß kann mich bereichern? Gewiß nur der Einblick in das Wirken der Kräfte, die vornehmlich mein Wesen bestimmen. Doch wodurch wecke ich diese wirkenden Kräfte? Nur durch die Erforschung meiner Seele und der anderen Menschenseelen, die das einzige Ziel meines Handelns sind und meinem Leben erst Sinn verleihen. Was könnte Dem, der den Menschen kennt, noch unklar bleiben? Die Pflichten der zu einer Gemeinschaft verbundenen Menschen: Moral; die Interessen solcher Gemeinschaft: Politik; ihr Verhältniß zu Gott: Religion.“ Der so dachte, wollte den Gegner erkennen, nicht niederringen. Sein Werk wäre noch reicher, die Form wohl noch edler geworden, wenn Krankheit ihn nicht gelähmt, der Tod ihn nicht so früh abberufen hätte. Die durchdringende Schärfe psychologischer Analyse, die klassische Knappheit des Ausdruckes, die furchtlos adelige Wahrhaftigkeit weist dem Buch, das auf die Künste blendender Rhetorik fast völlig verzichtet, in der Weltliteratur dennoch einen Ehrenplatz an.

Und wer war denn nun dieser Vauvenargues? So fragt jetzt vielleicht Mancher. Alles Wesentliche wird das Buch selbst ihm antworten. Die gleichgiltigen Daten mag er bei Meyer oder bei Brockhaus suchen.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von H. Barasch in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. November 1907.

Schlußvortrag.*)

Meine Herren Richter! Sie haben mich in diesen vier Tagen leidenschaftlich gesehen, vielleicht mitunter mehr, als angemessen war. Entschuldigen Sie mich; Sie werden hören, was in mir lebte, was mich in solche Erregtheit trieb. Jetzt spreche ich zu Ihnen ruhig und heiteren Herzens. Ich spreche zunächst nur zu Ihnen; nicht, als ob hier eine Strafe verkündet oder nicht verkündet werden solle und ein Angeschuldigter sich zu vertheidigen habe, sondern zu Männern, mit denen ich in einem Saal zusammen bin und denen ich eine Sache vortrage, als sei sie ihnen noch vollkommen neu. Ich bitte alle Prozeßbetheiligten, zu versuchen, wie ich es thun will: noch in letzter Stunde objektiv und ruhig Das zu erwägen, was hier zu erwägen war und noch ist.

Ich bitte um die Erlaubniß, mich zunächst einen Augenblick, ehe ich auf Das eingehe, was den Kern meiner Schlußrede bilden soll, mit der Erklärung zu beschäftigen, die der Herr Privatkläger vor zwei Stunden hier abgegeben hat; einer Erklärung, die geschickt und in ihrer Art wirksam Jeder nennen muß, der nicht zu fragen hat, ob auch all die Töne, die wir hörten, wirklich aus der Tiefe kamen, die solchen Tönen erst die rechte Resonanz giebt. Meine Aufgabe, als des Angeschuldigten, der nach der Prozeßordnung das letzte Wort hat, ist, ruhig zu prüfen: Was ist in dieser Erklärung gesagt, was ist dadurch an dem Ergebniß dieser Beweisaufnahme, dieses Strafverfahrens geändert?

*) Ueber den Prozeß, der vom dreiundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Oktober gedauert und mit meiner Freisprechung geendet hat, will ich heute noch nicht sprechen. Tausende haben mir gratulirt, lauter, als meine Pflichtleistung verdiente; und in vielen großen Zeitungen bin ich wieder einmal geschimpft und zu den Kadavern geworfen worden. Soll ich dazwischenschreien? Nein. Lob und Schmähung mag erst verhallen; das Urtheil über Absicht und Wirkung sich, ohne mein Zuthun, klären. Dann wollen wir ruhig prüfen, was geschehen, erreicht, versehen ist. Heute gebe ich hier nur die (improvisirte) Rede, in der ich nach dem Schluß der Beweisaufnahme mein Wollen und Handeln dem Gerichtshof dargestellt habe; gebe sie nach dem stenographirten Bericht.

Der Herr Privatkläger hat gesagt: Heute ist der Geburtstag Moltkes. Das ist wahr. Meine Herren Richter, vor den Juniusbriefen steht (wenn mein Gedächtniß nicht irrt) ein Motto aus dem Evangelium: Stat nominis umbra. Auch hier stehen wir im Schatten eines Namens. Das wußte ich von der ersten Stunde dieser Aktion an: der Name Moltke und noch andere große preußische Namen schweben als Schatten darüber. Ich lasse dahingestellt, wie weit der Herr Privatkläger eine persönliche Gemeinschaft mit dem großen Marschall, dem Stolz Deutschlands, gehabt hat; ein Blutsverwandter ist er, der aus der württembergischen Linie des Hauses stammt, ihm nicht. Wenn ich heute des Marschalls denke, so fallen mir nicht seine strategischen Leistungen ein, sondern etwas Anderes. Dieser Moltke, der Mann, der eines Tages der große Marschall werden sollte, hat in seiner Jugend eine Leiche aus der Ferne nach Deutschland gebracht, die Leiche eines preußischen Prinzen, der in Italien gelebt hatte. Er hieß Heinrich und war der Bruder Friedrich Wilhelms des Dritten. Dieser preußische Prinz war (und damit spreche ich zum ersten Mal das Wort aus, das ich hoffentlich im Lauf dieser Verhandlung nicht mehr so oft werde auszusprechen haben, wie es von anderer Seite ausgesprochen worden ist) geschlechtlich abnorm, hatte deshalb auf die Großmeisterschaft im Johanniterorden verzichtet und sich in Groll und Trübsinn ins Ausland zurückgezogen; und es war ein Moltke, sein Adjutant, Hellmuth, der Große später, der diese Leiche zurückbrachte. Ich glaube, der Herr Privatkläger sollte nicht eine Leiche zu bergen versuchen, nicht eine Leiche an sich ketten, nicht auf seinen Rücken eine Leiche laden, weil er vielleicht guten Glaubens (ich habe ihn bis heute nie bezweifelt: man zeige mir das Wort! Niemals!) Jahrzehnte lang Dem, der jetzt diese Leiche für das Empfinden Vieler ist, befreundet war.

Der Herr Privatkläger hat in seiner Erklärung ferner gesagt, er gebe zu, die Sache mit dem Freiherrn von Berger sei so, wie sie dargestellt werde. Aber warum so spät? Die Anklage ist ja darauf gebaut, daß es nicht so ist; ausdrücklich steht darin, daß der Herr General erst später erfahren habe, erst im Mai 1907, um was es sich in den paar Sätzen, die ich über ihn geschrieben habe, handle. Er hat es sehr viel früher erfahren, schon im November 1906 ganz unzweideutig; und es thut mir leid, daß er erst jetzt sagt: Ja, es ist so. Ich denke, man sollte unter allen Umständen gerecht sein, nicht nur, wenn man sich hier als alten preußischen General hinstellt, so gerecht, zuzugeben, was wahr ist und wo man Unrecht gethan hat. Das sollte man immer thun.

Der Herr Privatkläger hat gefragt: Wie kann man so von mir denken? Ist so Etwas in Deutschland möglich? Könnte ein Mensch, der so ist, es auch nur bis zum Regimentskommandeur bringen? Meine Herren: in Deutschland eben so gut wie in einem anderen gesitteten Land. Ich nenne nur einen

Namen. Graf Wilhelm Hohenau: war er nicht General? War er nicht in der selben Stellung wie der Herr Graf Moltke? Dem höchsten Kriegsherrn nicht eben so nah? Und wie Trauriges, wie Entsetzliches, wie Grauenvolles haben wir nun über ihn gehört! Taugen solche Argumente in ein Strafverfahren, in dem sich so und so viele Männer seit Monaten bemühen mit Einsetzung ihrer Kräfte? Es kann nicht sein? Auch in Deutschland kann sein, was in anderen Kulturländern sein kann. Und es ist. Manches ist, was besser nicht wäre. Und wenn der Graf von Moltke sich heute fragt als ein General und ein Preuße und ein Patriot: all Das, was mir geschehen ist an Unangenehmem und Fürchterlichem, an Widerwärtigem, an Uebertreibung meiner Verfehlungen (oder wie Sie es nennen wollen), ist das Alles nun so furchtbar, daß ich, Graf Kuno von Moltke, wünschen könnte, heute noch würde Graf Wilhelm Hohenau von meinem Landesherrn umarmt und geduzt, heute noch säße der fremde Herr an der Stelle, wo er gesessen hat, heute noch wäre mein alter Freund in der Macht, die er gehabt hat? Meine Herren, Widrigkeiten haben wir Alle gehabt in diesem Prozeß; ich werde Ihnen auch Etwas davon erzählen können. Aber damit wird man nicht hinwegtilgen, daß jeder Deutsche, jeder Patriot sagen muß: Gut, daß es so gekommen ist. Und ich hoffe, überzeugt sein zu dürfen, daß, wenn die Wellen sich geglättet haben, einerlei, wie die Sache hier gegangen ist, auch der Herr Graf sagen wird: Gut, daß es so gekommen ist.

Dann hat der Herr Graf gesagt: Ich mußte ja abgehen, weil ich angegriffen war, weil ich diesen Prozeß vor mir hatte; ich mußte den Rock ausziehen. Er hat ihn noch nicht ausgezogen, er ist nicht außer Dienst. Das erwähne ich gern und ich glaube, ihm damit, daß ich Das gerade betone beim ersten Mal, wo ich ausführlicher und allgemeiner zu sprechen Gelegenheit habe, zu beweisen, daß ich mich bemühe, ihm gerecht zu werden. Er ist zur Disposition gestellt und hat deshalb Gründe, so zu sprechen, wie er gesprochen hat; für die Stelle zu sprechen, die ihm die wichtigste ist. Das kann ihm Keiner verwehren. Aber er fragt: Mußte ich nicht gehen, weil ich verdächtigt war? Konnte ich während dieses Prozesses im Dienst bleiben? Ich antworte: Ja. Was hier vorgetragen wurde, ist ja eine Fiktion, ist ganz unhaltbar. Leben wir denn in Verhältnissen, wo es genügt, daß in einer Zeitschrift oder Zeitung ein paar Worte über einen General, einen Grafen, eine Excellenz veröffentlicht worden sind, damit ihm etwas Fürchterliches passirt? Nein: dem Schreiber passirt Fürchterliches, wenn er Unwahres behauptet hat. Ist denn ein Gerichtsverfahren eine Farce? Ist denn ein Kläger der Willkür preisgegeben? Ists eine Schande, als Kläger einen Prozeß zu führen? Der Herr Graf sitzt ja nicht auf dem Stuhl des Angeklagten. Auf dem sitze ich. Was konnte ihm geschehen? Wäre er nicht mit Glanz aus diesen Dingen hervorgegangen, wenn gar nichts

vorläge? Wie kann man sagen, es sei unmöglich gewesen, im Amt zu bleiben! Wie oft haben wir das Schauspiel gesehen! Wir haben Miquel in einer schlimmeren Gerichtsverhandlung gesehen und Herr von Marschall war Tage lang in diesem Haus in übler Lage. Der Reichskanzler wird nächstens hier sein, weil er sich genöthigt glaubt, die Unhaltbarkeit thörichten Geredes zu erweisen. Man sollte die Dinge doch darstellen, wie sie sind. Eine Excellenz, ein General glaubt sich durch ein paar Sätze verletzt und verklagt den Schreiber dieser Sätze. Ist er schon dadurch etwa in seinem Werth gemindert, dadurch zum Rücktritt gezwungen? Nein. Für den Herren Kläger konnte dieses Verfahren ganz ohne Gefahr bleiben. Wenn Einer in dieser Sache Etwas gewagt hat, bin ichs. Es war mein erstes Wort und wird mein letztes sein: Ich habs gewagt! Und wenn ich auch nicht einen Rock mit einem rothen Kragen trage und wenn ich mir meinen Namen in jedem Sinn selbst gemacht habe, so bin ich eben so stolz darauf und auf meine Arbeit, als wenn ich zufällig Moltke oder Hutten hieße.

Der Herr Privatkläger hat ferner gefragt (einen anderen Inhalt habe ich in seiner Erklärung nicht gefunden): Wie konnte ich denn nach Alledem als Kommandant von Berlin durch die Linden reiten oder Befehle geben? Das, meine Herren, hängt eng mit dem Vorigen zusammen und scheint mir als Argument nicht stärker. Ich bin überzeugt, daß der Herr General, der an seiner Stelle noch so verdienstvoll gewirkt haben mag, aber der Oeffentlichkeit ziemlich unbekannt war und für den keine Volksbegeisterung jemals entstehen konnte, ich bin überzeugt, daß er nach diesem Prozeß zum ersten Mal in der Straße Unter den Linden bejubelt worden wäre, wenn man ihn grundlos angegriffen hätte; daß das selbe Volk, das hier viel zu laut für einen Anderen demonstrirt, ihn gefeiert hätte wie einen Heros. Wenn er geschmäht, grundlos geschmäht worden wäre. Wozu dienen solche Argumente? Ist damit Etwas erschüttert von Dem, was wir hier erlebt haben? Ich finde es nicht; die Schlußerklärung des Herrn Grafen hatte Klang, aber keinen hier wesentlichen Inhalt.

Ich möchte mich vorläufig nun gegen ein paar Punkte wenden, die ich mir aus den letzten Erklärungen der Herren notirt habe. Wenn der Herr General sagt: „Weil ich verdächtigt war, habe ich meine Entlassung genommen" und uns dann in letzter Stunde eine Ordre verliest, so, scheint mir, spricht Das nur für meine Hypothese, nicht für seine. Gewiß: ich könnte mit denken, daß man in solcher Lage seine Entlassung anheimstellt. Das könnte die Folge von Verdächtigungen sein. Daß sie genehmigt wird, nicht; niemals! Wir müßten in schlimmen Zuständen leben, wenn jeder irgendwo Verdächtigte aus dem Dienst entlassen würde. Ich bin überzeugt: das Entlassungsgesuch eines grundlos Verdächtigten wird abgelehnt; und darum ist die Ordre für mich allerdings ein Beweis. Warum das Gesuch eingereicht wurde, will ich jetzt nicht er-

örtern. Nur das Chronologische erwähnen. Am zweiten Mai hat der Kronprinz seinem Vater die Hefte der „Zukunft“ gebracht; am siebenten Mai, sagt der Herr General, wenn ich nicht irre, hat er seinen Abschied eingereicht. Am dritten Mai sogar schon? Danke sehr. Am vierundzwanzigsten Mai ist das Gesuch genehmigt worden. Die Vertreter der Klage können dieses Zusammentreffen ja erklären, wie sie wollen; sie können, wenn es ihnen nützlich scheint, dem Gericht noch jetzt Erklärungen darüber geben; so lange die nicht gegeben sind, steht wohl nicht nur für mich die Thatsache fest, daß nach den Vorträgen, die auf Grund meiner Artikel gehalten worden sind, Sie geglaubt haben, das Entlassungsgesuch einreichen zu müssen, und daß Sie genau wußten, es werde genehmigt werden. Meine Herren, meine seltsamen Erlebnisse machen es mir unmöglich, dem regirenden Herrn Hymnen zu singen; aber Das darf und muß ich doch sagen: Niemals werde ich glauben, daß der Kaiser und König einen Mann, den er so mit Gnade überhäuft hat wie den Grafen Kuno von Moltke, der eine Fülle von Bildern mit Inschriften von ihm besitzt und den er duzt, daß er diesen Mann wegschickt, ohne Abschiedsaudienz, ohne Händedruck, weil ein (so möchten die Herren mich jetzt am Liebsten charakterisiren) ein gemeiner Kerl gewagt hat, ein paar Worte zu schreiben, die eines makellosen Mannes Ehre beflecken könnten. Weil Etwas geschrieben, veröffentlicht worden ist, etwas angeblich Unwahres, sollen drei Freunde des höchsten Mannes im Reich das Amt und die Gnade verloren haben? Daß wir in solchen Zuständen leben, behaupten selbst die wildesten Sozialdemokraten nicht. Zwischen meinen Artikeln und der Entlassung der Herren liegen Ermittlungen, Vorträge und andere Dinge. Wenn es nichts weiter gäbe als meine paar Worte, säßen die Herren noch heute in Amt und Gunst. Und da muß ich mit allem Respekt, aber auch mit aller Festigkeit sagen: Der Thatbestand ist hier nicht klar und objektiv dargestellt, nicht offen ausgesprochen worden, was war und was ist. Das trifft nicht nur diesen Punkt. Ich bedaure solche Retizenzen. Sie werden im Verlauf dieser Tage aus meinem Mund kein Wort gehört haben, das nur um Nagelsbreite der Wahrheit auszubiegen versuchte. Sie mögen meine Auffassung falsch, meine Rede unzulänglich finden: ich habe nichts Aussprechbares verborgen.

Weiter. Als hier von den Vorgängen in und bei der Villa des Grafen Lynar die Rede war (es handelte sich dabei für mich nur um den in der „Zukunft“ genannten Grafen Hohenau), hat der Herr General sich mit einiger Heftigkeit gegen den Gedanken gewehrt, er wisse davon. Er kenne die Villa gar nicht, sagte er, und sei nie dort gewesen; kenne auch den Grafen Lynar nur wenig. Habe ich behauptet, daß er ihn sehr gut kennt, daß er die Scheußlichkeiten mitgemacht hat? Niemals. Nirgends. Nicht mit einer Silbe habe ichs angedeutet. Ich weiß genau, was ich gesagt habe und was ich sagen wollte, und ich weiß auch

genau, welche Strategie und welche Taktik vom ersten Moment auf der anderen Seite war, und ich kenne den Strategen, der diesen Kriegsplan gemacht hat. Immerhin wäre es freundlich und, ich glaube, sogar besser gewesen, wenn der Herr General gesagt hätte, daß er in der Zeit, wo der geschlechtliche Unfug verübt wurde, zwei Häuser von der Villa Lynars gewohnt hat, in der Mangerstraße, am Heiligen See. Das ist die einfache Wahrheit. Meine Herren, Sie sehen, ich habe es nicht urgirt, als Das hier vorkam, weil ich nicht die Rolle Dessen spielen wollte, der den Grafen Moltke durchaus mit dieser Gardeducorpsgeschichte in Verbindung bringen will. Aber wäre es nicht richtig gewesen, es offen zu sagen? Wir haben nur gehört: Ich war niemals dort, ich weiß nicht, wo die Villa ist, ich kenne Lynar kaum. Graf Moltke hat seine Wohnung damals, die Wohnung dicht bei der Adlervilla, vom Grafen Lynar übernommen. Der hatte vorher darin gewohnt. Mit Dem hat er sich über das Ausziehen und die Uebergabe geeinigt. Das sind doch Dinge, die er sagen konnte. Vielleicht dachte er: Ich will lieber nichts sagen; es könnte mir schaden. Mir aber scheint, man solle in solchem Fall Alles sagen, was man weiß. Habe ich auch nur gewünscht, daß der Zeuge Bollhardt hier Etwas gegen den Fürsten Eulenburg beweise? Nein. Das ist gekommen, wie es in der Gerichtsoptik und Gerichtsakustik manchmal kommt. Ich habe von den an den Fürsten Eulenburg zu richtenden Fragen hier nicht eine vorgebracht, einfach, weil er nicht da war und ich gar kein Interesse daran habe. Bin ich denn ein Mörder? Gehe ich herum, Menschen zu morden? Will ich den kranken Mann quälen? Nein. Als hier der Zeuge Bollhardt stand (ich kann ihm nicht Herz und Nieren prüfen und weiß nicht, ob er sich streng an die Wahrheit hielt) und sagte, auch ein Flügeladjutant sei dabei gewesen, ein Moltke, ein Offizier, der dem Herrn Privatkläger glich, nur an den Schläfen mehr Haare hatte, und als der Herr Graf dann betheuerte, er wisse gar nicht, wo Lynars Villa stehe: wenn ich da nun gerufen hätte, er habe doch dicht daneben gewohnt und seine Wohnung von Lynar übernommen? Drei Schritte von der Adlervilla? Am Heiligen See? Wie hätte Das in dieser Minute gewirkt? Ich habe es nicht gethan. Weil ich nicht Knalleffekte suche und ihn niemals solcher Ausschweifung verdächtigt habe. Ich stehe hier für meine saubere Sache, für mich und meine Arbeit, nicht, um den Grafen Moltke zu glorifiziren oder in den Schmutz zu ziehen. Ich habe ihn geschont, so lange ich konnte, und nicht meine Schuld ists, daß jetzt peinliche Dinge ans Licht gekommen sind.

Das Thema der Homosexualität hat hier solche Bedeutung angenommen, daß ich auch darüber ein Wort sagen muß. Ich bitte den Herrn Präsidenten, der so lange geduldig und objektiv war, auch Das noch, so weit es im Rahmen der Strafprozeßordnung möglich ist, mir zu gestatten. Am elften Mai 1901, bevor

die Thatsachen, die uns hier beschäftigen, mir bekannt waren, habe ich eine Notiz über Das, was man den Zusammenbruch des Grafen Fritz Hohenau nannte, geschrieben und es scheint mir doch relevant, zu hören, wie ich damals über diese Dinge gedacht habe. Ich habe geschrieben, der Paragraph 175 bringe mehr Schaden als Nutzen und man solle die Homosexuellen, die ihren Trieb nicht beherrschen, als Kranke behandeln, nicht als Verbrecher. Ich habe Krafft-Ebing citirt, der gewarnt hat, krankhafte Naturerscheinungen mit Strafe zu bedrohen, und habe gefragt, ob es nicht genüge, die Anwendung von Gewalt und die Ausnützung eines Abhängigkeitverhältnisses zu bestrafen. Der Herr Vertreter der Privatklage ist der Meinung (ich muß natürlich annehmen, optima fide), ich stehe auf dem Standpunkt des Dr. Magnus Hirschfeld. Nein. Wir stimmen in manchem Punkt überein, in manchem nicht. Ich bin nicht Mediziner, nicht Fachmann, also auch nicht so zum Urtheil befugt wie Herr Dr. Hirschfeld, über den gerade heute im „Tag" von einem bekannten Psychiater gesagt wird, er sei für diese Frage die größte Autorität in Europa. Darum habe ich mir auch erlaubt, ihn als Zeugen und Sachverständigen vorzuschlagen. Trotzdem stehe ich nicht auf seinem Standpunkt; ich kann nicht die Gleichwerthigkeit homosexueller Menschen nach jeder Richtung zugeben, wie er es thut. Nach denen, die ich kenne (und ich habe ziemlich viele gesehen), muß ich sagen, daß sie fast immer die unangenehmen Seiten (ich hoffe, es wird keine der anwesenden Damen verletzen) der Weiblichkeit haben, die eben so vorhanden sind wie unangenehme Seiten bei den Männern. Eine gewisse Neigung zur Unwahrhaftigkeit (vielleicht als Folge des Gesetzes, das ein Leben lang zur Verstellung zwingt) und zur Intrigue; und Aehnliches. Das habe ich oft beobachtet und ich kann nicht sagen, daß es mir je gelungen ist, bei der Art dieser Herren ein gewisses psychisches Unbehagen zu überwinden. Niemals ist mir eingefallen, zu wünschen, daß man solche Menschen, wenn sie nicht Gewalt anwenden, wenn sie nicht ein Abhängigkeitverhältniß mißbrauchen, wenn sie nicht unreife Personen damit belästigen, schädigen, vernichten, einsperrt oder daß man Steine auf sie wirft. Aber sie passen nicht auf jeden Platz, nicht in jede Region. Sie können, wo mehrere sich zusammenfinden, unbewußt Schaden stiften. Besonders an Höfen, wo die ganzen Männer es schwer genug haben. Und wenn man, wie es heute schon Mode geworden ist, die Abnormen als die besseren, edleren Menschen preist, dann treibt man Gesunde ins Verderben.

Dabei gestatten Sie mir eine Parenthese. Nehmen wir einmal an (und ich glaube, wir nehmen es an), Das, was hier in dem engen Rahmen, den nicht der Hohe Gerichtshof, sondern die Abwesenheit vieler Hauptzeugen uns aufgezwungen hat, zu erweisen möglich war, sei erwiesen. Ist es dann schlimmer, wenn man sagt: Der Herr, der Das gethan hat, ist ganz gesund, seine

Handlungen sind die eines ganz gesunden, normalen Menschen, oder ist die mildere, freundlichere Auffassung nicht die, zu sagen: Hier liegt eine Krankhaftigkeit des Sexualwesens vor? Nach meinem Empfinden ist die zweite Auffassung die ungehässigere, menschlichere. Wenn es die Handlungen und Reden eines gesunden Menschen wären, dessen Wille ganz unbelastet, ganz, wie man zu sagen pflegt, frei ist, dann müßte das Charakterbild dieses Menschen recht, recht häßlich sein. Der Hinweis auf eine Normwidrigkeit dient nur zur Entlastung. Ich stehe diesen Fragen ohne alle Voreingenommenheit gegenüber; ich werfe nicht mit dem Worte Päderast um mich, denn ein Päderast ist eigentlich nur Jemand, der mit Kindern kost. Daher kommt das Wort. Und ich freue mich, konstatiren zu können, daß der Herr Vertreter der Privatklage selbst hier gesagt hat: „Homosexualität ist doch nicht Päderastie.“ Schade, daß er's nicht früher gesagt hat. Dann hätten wir diesen unerfreulichen Prozeß vermieden.

Ich komme auf die Geschichte dieses Prozesses. Vor fünf bis sechs Jahren nahm die Nichte des Grafen Moltke, die nicht das Geringste gegen ihn hat, niemals etwas seine Ehre irgendwie Antastendes gesprochen hat, eine feine, liebenswürdige Dame, die jetzt Schweningers Gattin ist, mein Interesse für die damalige Gräfin Kuno Moltke in Anspruch. Sie meinte, ich könne der Gräfin vielleicht helfen; die arme Frau behaupte, man wolle sie vernichten, damit Dinge, die doch leider geschehen sind, nicht an den Tag kommen. Ich versprach, mich um die Sache zu kümmern. Ich bin so ein Bischen wie der Schäfer Thomas für manche Menschen; wenn alles Andere versucht ist, kommen sie mit ihren Leiden zu mir. Leider kann ich nicht hexen. Ich versprach also nur, mir die Sache anzusehen und zu prüfen, was daran ist. Ich sah die Akten, ich sah die Briefe, alle Briefe, die vorhanden sind, sah Dies und Das und ich mußte nun allerdings sagen: Hier wird ein furchtbares Unrecht gethan, ein ungeheures Unrecht; hier soll eine arme Frau, weil sie nicht in den Lebensweg dieses Mannes paßt, der jetzt, als Freund seines Freundes, mächtig ist, zertrampelt werden, damit die Reise weiter gehen könne. „Du bist die Stufe, über die hinweg ich höher schreite“, hatte Graf Moltke zu seiner Frau gesagt. Das durfte nicht sein. Was that ich? Ich sprach mit den Anwälten der Frau Gräfin (auf deren Wunsch; ich pflege mich in solche Sachen nicht ungerufen einzumischen) und sie machten mir die Rechtslage klar. Wie war diese Rechtslage? Die Frau wollte Gräfin Kuno Moltke bleiben, wollte sich nicht scheiden lassen, wollte den ganzen Glanz dieser Stellung behalten; sie hatte wohl auch noch ein Gefühl der Anhänglichkeit an den namentlich musikalisch begabten Mann. Dieser Mann aber benutzte alle erreichbaren Mittel, um die Fessel loszuwerden. Warum? Weil er eingesehen hatte (was ihn nach meiner Auffassung nicht schändet), daß ihm nach seiner Natur nicht

gegeben war, je in enger Gemeinschaft mit einer Frau zu leben, und weil er (ich habe deshalb gesagt, diese Freundschaft sei erotisch betont; solche Sachen sind schwer ausdrückbar) sich innerlich einem Mann fest verbunden fühlte, der ihn quälte, seit eine Frau zwischen ihnen stand. Ich konnte keinen Zweifel haben. Der Freund, der dem Freund verspricht, nicht mit seiner Frau zusammen zu schlafen, der das Taschentuch des Freundes küßt, ihn sein Alles, seine Seele, seinen Geliebten nennt (ich darf Ihnen und mir weitere Details ersparen): eine normwidrige Freundschaft zwischen den Männern und ein unhaltbares Verhältniß zwischen Mann und Frau. Mußte die Frau das Opfer sein? Sie war schon genug mißhandelt worden; körperlich und seelisch. Ging es so weiter, dann war ein Eingriffsversuch die Wahrnehmung öffentlicher, nicht nur privater Interessen. Soll man nur Weibern beispringen, die auf der Straße geprügelt werden? Hier war Schlimmeres. Auf der einen Seite zwei mächtige Männer, auf der anderen eine schutzlose, eingeschüchterte Frau: da mußte ich eingreifen, so weit es meine Kräfte erlaubten. Was that ich? Ich wandte mich zunächst an einen mir befreundeten Vertreter des Herrn Klägers. Der meinte, ich sei vielleicht falsch unterrichtet, wir könnten die Sache besprechen und eine Preßfehde vermeiden. Die, antwortete ich, würde auch mir höchst unerwünscht sein; die Thatsachen aber seien mir nicht etwa aus subjektiv gefärbten Darstellungen der Gräfin bekannt, sondern aus Akten, Briefen, Berichten Unbetheiligter und ich könne an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln. Die Briefe, die der Herr Vertreter des Privatklägers mir damals und später schrieb, beweisen, daß er die Reinheit meiner Absicht erkannte, daß ihm nie der Gedanke kam, ich könne etwas Inkorrektes wollen oder gar ihm zumuthen.

Oeffentlich habe ich in der Sache nur Das gethan, was der Herr Vertreter der Klage (dem ich für so manche Gefälligkeit in dieser Sache zu danken hätte) erwähnte, als er einen alten „Moritz und Rina"-Artikel vorlegte. In dem Briefwechsel dieser Geschwister, die ja in einem bestimmten Milieu leben, wird manchmal ein Kuno genannt. An der hier vorgelegten Stelle steht nun hinter diesem Namen: „Nicht Tütü, dem wohl, trotz dem Generalmajor, die Scheidungsgeschichte noch böses Blut macht und der Ansichten überhaupt nicht riskirt." Weiter nichts. Das paßte dahin; denn der Eheprozeß machte in dem Milieu, von dem ich spreche, großes Aufsehen und es war nur natürlich, daß Geschwister, die über die neusten Vorgänge plauderten, auch diese Sache berührten. Diese wenigen Worte trugen mir im Jahre 1902 die Freude ein, den Freiherrn Alfred von Berger kennen zu lernen. Eine wirkliche Freude. Der Freiherr ist jetzt Leiter eines Schauspielhauses, aber nicht ein Durchschnittsdirektor, sondern ein geistig hervorragender Mann, der gute Sachen geschrieben hat und auch im Theater ein Künstler und ein Denker geblieben ist. Dem Fürsten Eulen-

burg und dem Grafen Moltke ist er seit langen Jahren intim befreundet. Ueberhaupt muß ich sagen: Ich kenne keinen Menschen, habe nie einen gekannt, der dem Herrn Kläger feindlich gesinnt ist, nie in meinem ganzen Leben; er müßte denn meinen, es sei die frühere Ehefrau, die ich aber nicht dafür halte. Ich kenne nur (und ich wäre bereit, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es dann morgen in der Zeitung steht, die Namen zu nennen) Personen, die ihm herzlich befreundet sind, wenigstens bis gestern waren, vielleicht auch heute noch sind; Männer und Frauen. Und die kleinen Details (ich gebe ja zu, etwas komischer Art) die ich hier, als leider zur Sache gehörig, erwähnen mußte, stammen ausschließlich von ihm befreundeten Personen; ausschließlich.

Also Baron Berger kam damals zu mir; wie ich bald merkte, im Interesse des Grafen Moltke. Wir sprachen Stunden lang über Allerlei. Er sagte, die Erwähnung in der „Zukunft" zeige ihm, daß ich diese Ehescheidungsgeschichte kenne. Das fürchte auch sein Freund. Ich sagte ihm, was ich darüber dachte. So gehe es nicht weiter. Man könne sich doch in Güte trennen; zu repariren sei die Ehe natürlich nicht mehr; aber wozu muß die Frau durchaus ins Unrecht gesetzt und auf jede Weise geplagt werden? Ob Baron Berger mir damals schon Recht gab, kann ich nicht sagen; nur, daß auch er dem Wunsch nach friedlicher Schlichtung Ausdruck gab. Was folgte, brauche ich nur zu streifen. Auf Helgoland, wo ich mich drei Tage lang ausruhte, traf ich zufällig einen der Sachwalter des Grafen Moltke. Ich hatte ihn vorher nicht gekannt und wir sprachen nur wenige Worte über die Sache. Bald danach kam dann ein Vergleich zu Stande. Das Urtheil Erster Instanz, das die Gräfin, weil sie ungünstige Gerüchte über den Grafen verbreitet habe, schuldig gesprochen hatte, wurde zwar rechtskräftig, trat aber nicht in Wirksamkeit. Vor dem Kammergericht hatte sich bereits ergeben (was auch Frau von Heyden, die Mutter, wenn sie hier wäre, beschworen hätte), daß die Sache anders stand. Da der Prozeß aber schon Jahre dauerte und die Gräfin nach langem Leid ein neues Eheband knüpfen, ihren Vetter heirathen wollte, sehnte sie das Ende herbei, verzichtete, gegen meinen Rath, auf die Zweite Instanz und entschloß sich zu dem für sie ehrenvollen Vergleich. Damit war meine Arbeit gethan. Ich hatte mit der Sache nichts mehr zu schaffen. Wie wars bis dahin gewesen? Ich will nicht verletzen, aber ich muß offen reden. Ich konnte nur den Eindruck haben, daß diese Sache nicht in Ordnung sei. Warum kam der Baron? Warum entschloß der Graf, der so ungeheuerlich beleidigt sein sollte, sich so schnell zum Verzicht auf die kammergerichtliche Instanz und zu einem Vergleich mit der Beleidigerin? Warum suchte man mir nicht den Irrthum meiner Auffassung nachzuweisen oder sagte einfach: Thun Sie, was Sie wollen?

Jahre vergingen. Die Gräfin war Frau von Elbe geworden. Ich sah

sie nicht und hörte nicht von ihr. Im Oktober 1906 erschien das Tagebuch des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Aus diesem Buch fiel ein interessantes Streiflicht auf Philipp Eulenburg. Als man ihn zum Staatssekretär machen wollte, lief er zum Statthalter Hohenlohe und sagte: Um Gottes willen, ich will nicht da hinein; ich bin nicht für die Exigenzen dieser Stellung geschaffen; meine Aufgabe ist, der Freund des Kaisers zu sein und hinter den Coulissen zu stehen. Mit dem Buch hatte ich mich als Publizist zu beschäftigen. Ich schrieb darüber eine ganze Serie von langen Artikeln, die Einige vielleicht gelesen haben, und bei der Gelegenheit wurden auch die Herren erwähnt, die uns hier beschäftigen. Als ich beim Aufbau des zweiten Artikels war, erlebten wir die großartige Satire in Köpenick. Ich konnte die Woche nicht ganz vorübergehen lassen, ohne ein Wort darüber zu sagen, und schlug zu diesem Zweck einen Seitenpfad ein. Da zufällig an dem Tag von Köpenick der Herr Privatkläger und ein junger Prinz von Preußen dienstlich zu wirken hatten, so kam es unwillkürlich, daß ich sagte: Zwei Aesthetен sind es, aber von sehr verschiedener Sinnenrichtung; der eine ungemein frauenfreundlich und galant, der andere den Frauen durchaus abgeneigt. Die Akustik des Gerichtssaales erlaubt Manches und entschuldigt viel. Der Herr Vertreter der Privatklage will schon in dem Worte „Aesthet" eine Kränkung sehen. Ich muß sagen: Ich wäre ziemlich stolz, wenn man mich so nennen würde. Dann sähe man in mir ja einen Mann, der sehr viel Artistisches in sich hat. Da beide Herren, der Prinz und der Stadtkommandant, Komponisten sind, lag der Vergleich nicht nur dem Satiriker nah. Ich wußte ja von diesen Neigungen des Herrn Generals. Er trat mir in diesem Saal nicht als Fremder entgegen und auch er hat recht oft mit gemeinsamen Bekannten über mich gesprochen. Wir wissen also Beide Allerlei von einander und hätten eigentlich keinen Grund, uns hier so zu behandeln, als wenn der Eine ein Ehrabschneider und der Andere ein fürchterlicher Sexualverbrecher wäre. Von mir aus ist es nicht geschehen.

In diesem ersten Artikel steht also, daß von zwei Aesthetен der eine dem weiblichen Geschlecht sehr zugethan, der andere ihm sehr abgeneigt sei. Ich bin genöthigt, auf diese Artikel zurückzukommen. Wir haben uns so weit von Dem entfernt (und mußten es vielleicht; darüber habe ich nicht zu urtheilen), was ich wirklich geschrieben habe, daß es nachgerade doch nöthig ist, daran zu erinnern. Denn nur für das von mir Geschriebene trage ich die Verantwortung.

Dann kommt eine andere Stelle. Da wende ich mich sehr entschieden, sogar in der schroffsten Weise gegen den Fürsten Eulenburg. Dabei wird gesagt, daß der Kommandant von Berlin ihm näher stehe als der andere Moltke, der Neffe des großen Marschalls. Ist es wahr oder nicht wahr? Ist es eine Schande oder nicht? Steht der Herr Privatkläger nicht dem Fürsten Philipp

Eulenburg näher als der Generalstabschef? In diesem Artikel spreche ich über die dem Fürsten nahe Gruppe; und ich bitte alle Anwesenden, wenigstens für eine Minute lang unbefangen zu hören, wie ich von den Herren sprach, ehe an ein Strafverfahren oder irgendetwas Aehnliches zu denken war: „Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von rührender Freundschaftlichkeit." Meine Herren, das Schlimmste, was Sie bei der bösartigsten Auslegung hier finden könnten, wäre eine ganz leise Ironie nach der Seite der Ueberschwänglichkeit; mehr nicht. Und da steht hier der Herr Privatkläger und erzählt, was auf seinen Schild geworfen und wie Ungeheuerliches ihm geschehen sei. Wem sagt er es? Mir? Habe ich etwa freiwillig das Bild seiner Ehe entrollt? Oder hat erst seine Klagekonstruktion mich dazu gezwungen? „Das Alles" (geht es weiter) „wäre ihr Privatvergnügen, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und von sichtbaren und unsichtbaren Stellen aus Fädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren." Folgt ein heftiger Angriff auf den Fürsten Eulenburg; der schroffste, der denkbar war. Da steht der Satz: „Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren." Meine Herren, sind Das „halbe Worte"? Sind Das Skandalosa? Oder ist Das Politik? Ist Das tapfer oder ist es feig? Ist Das ernsthaft oder ist es ein Skandalartikel? Entscheiden Sie! Ueber den Grafen Moltke steht nichts weiter in diesem Heft; und ich mache es nicht mit, daß man hier stets sagt: Wir Herren vom berliner und vom liebenberger Hof haben zwar nichts mit einander zu thun, aber was über Einen aus diesem Kreis gesagt wird, beziehe ich auf mich und dafür sollst Du bestraft werden. Das mache ich nicht mit; und ich habe die Zuversicht: kein deutsches Gericht macht es mit.

Nun kommt das Nachtgespräch. Sieben Druckzeilen im Heft vom vierundzwanzigsten November. Wird der Herr Kläger hier als Verbrecher oder als etwas Fürchterliches dargestellt? Nein! Hier sind zwei Herren vorgeführt, die von einem Zukunftartikel der vorigen Woche sprechen: „Hast Dus gelesen?" „Der weiß, wen wir in unseren Briefen ‚das Liebchen' nennen." „Wenn Das herauskommt!" Ich citire aus dem Gedächtniß. Ja, meine Herren, ich bin kein Prophet; aber genau so ist es doch geschehen in den selben Tagen; genau so haben die Herren damals ja zu einander gesprochen. Nicht wörtlich, gewiß, aber dem Sinne nach. Nicht im Ukergebiet, aber in der berliner Stadtkommandantur. Das kann nicht bestritten werden.

Nach dem Erscheinen dieses Artikels kam Baron Berger zu mir und sagte, die Herren seien sehr unruhig; ob denn nicht doch noch eine Verständigung möglich sei. Der Freiherr hatte sich schon mehrmals nach dieser Richtung

bemüht. Auch jetzt konnte ich ihm nur antworten: Ich habe nicht das Allergeringste gegen die Herren. Wie sollte ich? Keiner von ihnen hat mir je Etwas zu Leid gethan. Ich wende mich nur gegen den im Dunkel arbeitenden Nebenpolitiker und gegen sein willenloses Werkzeug. Hört diese Thätigkeit auf, dann existiren die Herren für den Publizisten nicht mehr. Der Gast verstand mich. Und Sie, meine Herren Richter? Da ist der Ausdruck „Liebchen." Denken Sie sich in die Lage eines Schriftstellers hinein, dem der Beweis vorliegt, daß diese Herren solche Gepflogenheiten haben, daß da ein Mann von dem großen, von dem noch heute unterschätzten Einfluß des Fürsten Eulenburg ist, der solche Lebensgewohnheiten hat, wie ich glauben muß, nach dieser Beweisaufnahme erst recht glauben muß, der seinem Freund sagt: Ich dulde nicht, daß Du mit Deiner Frau zusammenschläfst und dessen Taschentuch der Freund an die Lippen drückt. „Mein Geliebter". „Mein Alles". Dazu, bei sonst rührsäligem Wesen, die rohen Worte über Weib und Ehe, die grobe Mißhandlung der Frau. Sind Das normale Empfindungen? Ist es normal, daß man den Deutschen Kaiser in Briefen als „das Liebchen" bezeichnet? Was geschehen oder nicht geschehen ist, kümmert mich nicht. Aber diese Dinge sind schlimmer als das vom Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten Ueberlieferte. Wenn Sie lesen, daß der Adjutant Gerlach am Hof der „Geliebte des Königs" genannt wurde, so ist auch damit durchaus nicht angedeutet, daß dort Unfug getrieben worden sei, wie wir ihn hier schildern hörten. Davon war und ist nicht die Rede. Aber da sind Empfindungskomplexe, von denen sich der normale Europäer keine Vorstellung macht. Und in welcher Sphäre, in welcher Nähe spielt sich Das ab? Wo leben wir, wenn man auf solche Dinge nicht mit behutsamem Finger weisen darf? Wenn kein Anderer es thut, dann thue ich es; nach Recht und Pflicht. Ich bin in den Augen des Herrn Privatklägers vielleicht sehr unwürdig, es zu thun; er hat ja den wundervollen Muth gehabt, hier meine Qualifikation in Frage zu stellen. Leider hat er nicht deutlicher geredet; sonst würden wir uns vielleicht noch weiter sprechen.

Der nächste Artikel. Da wird die Behauptung zurückgewiesen, ich hätte von dem Staatssekretär von Tschirschky gesagt, er unterhalte seit Langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg. Ich würde mirs dreimal überlegen, ehe ich Das von einem Mann sagte. Der Sinn dieses Satzes? Noch nie hat ein Mensch Herrn von Tschirschky der Homosexualität verdächtigt. War ich so verrückt, andeuten zu wollen, er habe ein Verhältniß mit dem Fürsten Eulenburg (verzeihen Sie, man muß sich der Kürze wegen derb ausdrücken), oder wollte ich mirs dreimal überlegen, ehe ich einen Mann zu dieser Interessengemeinschaft, dieser politischen Gruppe rechne? Der Fürst hielt den Sachsen wohl für einen bequemen Herrn; intim war er aber nicht mit ihm. Sie brauchen,

meine Herren, mir nicht zu glauben. Wofür aber zeugt hier die Logik? Ich kenne doch selbst Menschen, die dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke sehr nah stehen. Verachte ich sie darum? Kommen sie nicht in mein Haus? Sitzen sie nicht an meinem Tisch? Ist dem Baron Berger eingefallen, sich beleidigt zu fühlen, weil ich den hier inkriminirten Satz schrieb? Der wußte, daß er nur politisch gemeint sein könne. Hat es denn einen Zweck, ist es denn würdig, einem Schriftsteller, schlecht oder gut (mein Gott, ich überschätze meinen persönlichen Liebreiz wirklich nicht, ich bilde mir gar nichts ein, halte mich weder für einen Engel noch für ein Genie), eine Interpretation seiner Worte aufzuzwingen, die er ablehnt und die jeder Unbefangene gewaltsam nennen muß? Schließlich bin ich nicht der Erstbeste. Glauben Sie, ich würde, um mich hier loszukaufen, meine Worte verleugnen, den Sinn von Worten bestreiten, die abertausend Menschen gelesen haben? Vernünftige Menschen, die lesen können. Was ist Das für eine traurige Sache, daß man nach den sonderbarsten Konstruktionen hascht und mich auf Etwas festnageln will, um ein mir ungünstiges Urtheil durchzudrücken! Solche Manöver hatte ich nicht erwartet. Ich glaubte, hier solle die Wahrheit gesucht werden.

In dem selben Artikel heißt es, daß ich der Gruppe jedes Privatvergnügen gönne, Spiritismus, Geisterseherei, Alles, was da getrieben wurde, sogar die Freude an Menschen, die mit dem Hinterkopf Bücher lesen, alle Gesundbeterei, alle Verhimmelung, die es da gegeben haben könnte, daß ich aber (und mit mir auch Häupter der Regirung, der ich recht fern stehe) dringend wünsche, diese Herren möchten aus dem Lichtkreis deutscher Politik verschwinden. Wo ist die Beleidigung? Wir sind doch in einem Strafverfahren, in einem Privatbeleidigungprozeß. Wir sind schon beim vierten Heft und ich sehe noch immer nicht, wo die Beleidigungen sind, um die wir so viel Kraft und Zeit verlieren müssen.

Im nächsten Heft ist erwähnt, daß Graf Kuno Moltke das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen habe. Was diese Erwähnung mit der Klage zu thun hat, weiß ich nicht. Ist es unwahr, daß der Stadtkommandant damals das Kreuz bekommen hat? Wir Alle wissen, daß es wahr ist. In dem selben Artikel wird auch Herr Lecomte genannt. Ich möchte darüber gleich ein Wort sagen. Mir ist es sehr unangenehm, daß dieser Herr hier eine so große Rolle gespielt hat. Ob er geschlechtlich normal oder abnorm ist, brauchte uns nicht zu kümmern und würde mich nicht interessiren, so wenig, wie mich andere solche Fälle, die ich zu Dutzenden erfahren habe, interessiren können, wenn er hier nicht Vertreter einer fremden Großmacht gewesen wäre und sich dadurch stille Gemeinschaften ergeben hätten, die mir schädlich schienen. Ich muß sagen: Er hat seinem Vaterland sehr gut gedient und er hatte in Berlin nicht die Aufgabe, unsere Politik zu machen, sondern die der Fran-

zösischen Republik. Es ist also gar kein Grund, zu sagen, daß er etwas Fürchterliches gethan hat. Was er gethan hat, werde ich Ihnen nachher erzählen. Zunächst möchte ich nur bitten, in diesem Privatklageverfahren mir nicht immer zuzumuthen, ich solle Sätze vertheidigen, die bei schlimmster Deutung doch nur Herrn Lecomte beleidigen könnten. Der Herr hat mich nicht verklagt. Unserer Aufforderung, hier als Zeuge zu erscheinen, ist er bisher nicht gefolgt. Ich habe also nicht das Geringste mit ihm zu thun und sehe nicht ein, warum Graf Moltke beständig die Neigung hat, in Sätzen, die sich nur auf Herrn Lecomte beziehen, Beleidigungen seiner Person zu finden. Er steht dem Herrn freilich nicht ganz so fern, wie er mitunter andeuten zu wollen schien. Er kennt ihn schon recht lange und die Beziehungen waren schon vor Jahren sehr freundlich. Der französische Herr ist auch dem intimsten Freunde des Grafen so eng befreundet, daß man ihn hier nicht abhalftern kann. So unlösbar ist aber die Verknüpfung doch nicht, daß nun alles über den fremden Herrn Gesagte von dem Herrn Kläger als Beleidigung empfunden werden kann. Ich bin hier von dem Grafen Moltke angeschuldigt und habe nur mit ihm zu thun.

Das gilt auch fürs nächste Heft. Nur des Exempels wegen möchte ich einen Augenblick dabei verweilen. „Kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrath Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat.“ Kann Einer zweifeln, was hier gesagt werden sollte? Der Staatssekretär empfängt den Botschaftrath Lecomte. Der Franzose kann aber noch auf einem anderen Weg die politische Stimmung kennen lernen; er hat die Thür, die ins Auswärtige Amt, und eine andere, die ins liebenberger Schloß führt. Ist es klar oder unklar, was gemeint ist? Soll etwa auf ein erotisches Verhältniß zum Staatssekretär hingedeutet sein? Das wäre doch heller Wahnsinn. Da sieht man, wohin solche gewaltsame Interpretirerei führt. Ist es würdig, jedes Zufallswörtchen zu beschnüffeln und zu versuchen, ihm einen ins Sexuelle hinüberschielenden Sinn zu geben? Wenn Herr Lecomte sich beleidigt fühlte, konnte er klagen. Er war klug genug, es nicht zu thun. Und ich denke, wir brauchten uns mit den Sätzen, die nur von ihm handeln nd die Person des Herrn Klägers nicht berühren, hier nicht zu beschäftigen.

Endlich, am dreizehnten April, wird wieder der Herr Privatkläger erähnt. Was war bisher über ihn gesagt worden? Daß er dem Fürsten Eulenurg näher stehe als der andere Moltke; daß er eine andere Sinnenrichtung abe als ein junger, galanter Prinz; daß er die Wünsche seines Freundes an as Ohr des Kaisers bringe; daß er ein guter Mensch sei, musikalisch, poetisch, spiritistisch und von rührender Freundschaftlichkeit; in einem Zwiegespräch

wurde Einer, der seine Besorgniß aussprach, der Süße genannt. Das ist Alles, was ich über ihn geschrieben habe. Am dreizehnten April wurde er noch einmal erwähnt. Ein Engländer (so wird fingirt) sieht nach Deutschland hinüber und sagt: Wir haben immer geglaubt, die Deutschen wollten unsere Flotte vernichten, uns zur Großmacht zweiten Ranges herunterdrücken, den Dreizack, die Weltherrschaft an sich reißen. Sind diese Deutschen denn wirklich so arg? Jetzt haben sie ja nachgegeben und sich zurückgezogen. Sie betheuern, daß sie nichts Böses im Schilde führen. Unsere Furcht war grundlos. Auch den Islam haben wir jetzt wieder. Und mit den Deutschen können wir uns ganz gut verständigen. Die sind gar nicht so schwierig, wie wir nach ihrer Geste dachten. „Wir hatten sicher geirrt. Blickt auf diese Tafelrunde. Philipp Eulenburg, Lecomte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenau, des Kanzlers Civiladjutant Below: Die träumen nicht von Weltbränden; habens schon warm genug." Meine Herren Richter, auch hier brauchen Sie mir nicht zu glauben; ich verlasse mich wiederum auf ihr Gefühl für Logik und Vernunft. Sollte und konnte der Engländer, den ich reden ließ, sagen: Die Leute da drüben wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell? Oder ist der Sinn des Satzes einfach: Die Leute da drüben brauchen nicht in einem Weltkrieg Vortheil zu suchen, denn sie sitzen schon in warmen, behaglichen Stellungen und haben es nicht nöthig, von fürchterlichen Ereignissen Förderung zu erwarten? Welche logische Möglichkeit giebt es, zu sagen: Diese Herren wollen keinen Weltbrand, keinen Krieg, denn sie sind geschlechtlich abnorm? Die Abnormität wäre kein Hinderniß kriegerischer Leistung. Mir hat ein Herr erzählt, die erste Frage, die er gestern beim Betreten des Gerichtssaales hörte, habe gelautet: „Herr Sachverständiger, wie denken Sie über das Geschlechtsleben Julius Caesars?" Das ist wirklich gefragt worden; von dem Herrn Vertreter der Privatklage. Ich erwähne es, um daran zu erinnern, daß der große Feldherr Roms heute von Einzelnen für geschlechtlich abnorm gehalten wird. Auch Friedrich der Große und andere berühmte Heerführer gelten dafür. Daß Homosexualität unvereinbar mit militärischer, kriegerischer Gesinnung sei, ist meines Wissens bisher nicht behauptet worden. Mußte man hier wieder eine geheimnißvolle Bedeutung erquälen? Der Sinn liegt doch auf der Hand. Diese Glücksgünstlinge brauchen nicht an einem Weltbrand ihre Suppe zu kochen; sind nicht auf Kriege angewiesen; können von ihnen nur Schaden haben. Kennt Tout-Paris den Botschaftrath etwa als Homosexuellen? Nein; aber als ungemein friedfertigen Sohn eines Kaufmannshauses. Es ist sehr lästig, so lange über solche Dinge zu sprechen. In diesem Haus habe ich schon in ernsterer Gefahr gestanden. Fragen Sie, ob ich nicht den Muth hatte, zu sagen, was ich sagen wollte! Sonst hätte man mich

nicht zweimal auf die Festung geschickt. Und hier? Ich brauchte ja nur aus den Akten die erweislichen Thatsachen zu veröffentlichen und konnte zwanzig Hefte damit füllen, wenn mirs darum zu thun war, die Herren zu ärgern. Das war ganz ungefährlich. Und jetzt wollen die Herren behaupten, überall, wo das Adjektiv „warm" angewandt wird, solle an Kinädenunfug erinnert werden? Etwa auch da, wo von einem schwäbischen Freiherrn gesagt ist, man hoffe, ein warmes Eckchen für ihn zu finden? Wo man nichts heraus lesen kann, liest man hinein. Wer belächelt oder verachtet wird, weil das Wörtchen „warm" irgendwie mit ihm in Verbindung gebracht worden ist, hat nicht mehr viel an Reputation zu verlieren. Sie kennen Pettenkofers Hypothese vom X. Mensch und Bazillus ergeben noch keine Infektion; ein dritter Faktor muß hinzukommen. Dieses X heißt hier: Fama, übler Ruf oder wie Sie sonst wollen. Wenn Einer für pervers gilt, wird jedes Wort, das sich zu einer Anspielung umdeuten läßt, gierig aufgegriffen. Danach habe ich nicht zu fragen. Wenn von mir gesagt würde, ich habe es warm genug, würde Keiner die Lippe verziehen. Meinetwegen könnte man schreiben, ich sei meinem Vertheidiger in warmer Brüderlichkeit ergeben. Keiner würde dabei an Geschlechtsbeziehungen denken. Mein Alibi brauchte ich nicht erst zu erweisen. Und wenn Andere in anderem Ruf stehen, ists am Ende doch nicht meine Schuld.

Verzeihen Sie, daß meine Rede nicht besser aufgebaut ist. Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist, und bin nach diesen vier Tagen erschöpft. Ich habe mir auch nicht am Abend vor der Verhandlung eine pathetische Erklärung aufgeschrieben, die am nächsten Mittag zeigen soll, wie empört, wie entrüstet ich bin. Ich spreche aus dem Stegreif und sage, so gut ichs kann, was mir gerade durch den Kopf geht. Um oratorischen Erfolg buhle ich nicht.

Noch ein Artikel ist in der Anklageschrift erwähnt. Da heißt es, daß ein preußischer Prinz (ich nenne den Namen nicht noch einmal, damit er nicht wieder durch die Berichte geht), weil er an ererbter Perversion des Geschlechtstriebes leidet, auf den Vorsitz in einem Ordenskapital verzichten mußte. Der Herr Vertreter der Klage findet besonders boshaft, daß die Vererbung erwähnt wurde. Seltsam. Der Hinweis auf Heredität kann ja nur entlasten. Ich will daran erinnern: wir haben hier mit der selben Familie zu thun, der die beiden Grafen Hohenau entstammen; der entstammt auch dieser Prinz. Da haben sich die Fälle von Homosexualität so gehäuft (ich brauche die nicht hierher gehörigen nicht anzuführen), daß man von Vererbung reden muß. Werfe ich Steine auf diese Männer? Ich sage: Sie sind kranke, unglückliche Menschen, die Mitleid verdienen. Den Normalen gleichwerthig sind sie nach meiner Ueberzeugung freilich nicht, wie stark auch ihre besonderen Qualitäten im Einzelnen sein mögen, und auf jeden Platz taugen sie nicht. Darin unterscheide ich mich von dem Herrn

Sachverständigen, der nicht zugeben will, daß urnische Menschen in ihrer Gesammtwesensleistung geringer einzuschätzen seien als normale. In dem Artikel wird dann gefragt, ob es nicht auch im Kapitel des Schwarzen Adlers Einen gebe, dessen vita sexualis nicht gesunder sei als die des verbannten Prinzen. Der Herr Kläger ist nicht Ritter dieses Hohen Ordens. Irgendein Wort, eine Andeutung, die, wenn auch nur von Weitem, auf den Grafen Moltke bezogen werden könnte, steht nicht darin. Ich frage mich vergebens: da es doch keine Gruppe, keinen Kreis, keine Interessengemeinschaft geben soll, warum sind Artikel herangezogen worden, in denen kein Wörtchen, keine Silbe an den Grafen Moltke erinnert? Der wäre durch diese Artikel ja nicht einmal gekränkt, wenn es solchen Kreis, solche Gruppe gäbe. Er klagt. Die Anderen schweigen und sind selbst als Zeugen nicht in diesen Saal zu bringen. Warum haben sie nicht geklagt, wenn sie sich beleidigt fühlen? Ich weiß es nicht. Vor Gericht ihre Sache zu führen, ist Graf Moltke aber nicht befugt.

Der Herr Vertreter der Privatklage sagte morgens, die Serie sei einmal unterbrochen worden. Richtiger wäre: abgebrochen. Warum schwieg ich? Weil ich glaubte, als Politiker mit den Herren mich nicht mehr beschäftigen zu müssen. Baron Berger, der sich selbstlos für seine Freunde bemühte, brachte mir nach einigem Hin und Her die ausdrückliche Versicherung des Fürsten, ein Versuch politischer Einwirkung sei von ihm nicht mehr zu fürchten; er ziehe sich zurück und gehe einstweilen auf einige Monate an den Genfer See. Hatte ich nun etwa Grund, zu glauben, daß die Akten und andere Papiere, andere Darstellungen mir ein unrichtiges Bild gegeben hatten? Konnte ich Das, nach all dem Erlebten, annehmen? Wenn der Herr Baron in diesem Saal gestanden hätte (und ich werde stets bedauern, daß es nicht dazu gekommen ist, denn dieses Zeugniß betraf einen der wichtigsten Punkte des Prozesses), so hätte ich an seine Aussage noch einige Fragen zu knüpfen gehabt. Diese: Haben Sie dem Fürsten Eulenburg am fünfundzwanzigsten November gesagt: Harden hält Sie für sexuell anormal und meint, schon wegen Ihrer Freundschaft mit dem französischen Herrn und wegen der Möglichkeit eines Aergernisses sei es nöthig, daß Sie sich nicht mehr in der bisher gewohnten Weise bethätigen, unbedingt, aus patriotischen und psychologischen Gründen, nöthig, daß Sie sich jeder Einwirkung auf die Reichsgeschäfte und auf Personalien enthalten? Diese Frage wäre bejaht worden. Dann hätte ich weiter gefragt: „Und was hat der Fürst darauf geantwortet?" „Nichts." „Hat er gar nicht darauf reagirt?" Er wohnte in der Stadtkommandantur bei dem Grafen Moltke, wo er damals abzusteigen pflegte, wenn er nach Berlin kam, und ich kann mir, nach Alledem, was ich seit Jahren von ihm gehört habe, die ganze Situation recht deutlich vorstellen. „Hat er auf Ihre Mittheilung, die doch unzweideutig war, gar nicht geantwortet?"

„Nein; er hat die Augen niedergeschlagen.“ Das hätten wir in diesem Saal gehört, wenn der Zeuge vernommen worden wäre.

Diese Gespräche wurden Ende November geführt. Der Fürst ging fort, ging nach Territet. Graf Moltke blieb auf seinem Platz. Warum nicht? Glauben Sie, ich habe je den Wunsch gehabt, den lächerlichen, irrsinnigen Wunsch, den Herrn Grafen von dem Posten des Stadtkommandanten zu vertreiben? Eine besonders hohe Stellung ist es nicht, erst recht keine, die an sich politischen Einfluß gewährt; und mir kann doch wirklich höchst gleichgiltig sein, wer in der Kommandantur befiehlt. Ich will annehmen, daß der Herr Graf dort vorzüglich gewirkt hat. Als Freund und Werkzeug seines Freundes hat er nach meiner wohlgeprüften Ueberzeugung schädlich gewirkt. Wenn diese Ueberzeugung irrig wäre: als strafbare Beleidigung wäre sie sicher nicht aufzufassen. Ob der Herr, der mir hier als Kläger gegenübersteht, immer gemerkt hat, wozu er benutzt wurde, habe ich nicht zu beurtheilen. Für einen Politiker von der Art des Fürsten Eulenburg ist es von unschätzbarem Werth, einen Mann, einen ganz sicheren, einen im Verkehr mit dem Freund ganz kritiklosen Mann zu haben, der fast täglich um den Kaiser ist oder doch die Möglichkeit hat, täglich zu erfahren, was dort geschieht, wie die Stimmung ist, mit wem gesprochen wurde; und so weiter. Das ist von unschätzbarem Werth. Und hier ist beschworen worden (und noch eine Zeugin hat sich erboten, es zu beschwören), daß thatsächlich fast jeden Tag von dem Herrn Privatkläger an Philipp Eulenburg über den Kaiser berichtet wurde. Erinnern Sie sich auch des Wortes: „Wir haben einen Ring um Seine Majestät gezogen, einen Kreis geschlossen, in den Niemand eindringen kann.“ Handelte sichs hier etwa um private Dinge? Mir scheint: um ein öffentliches, ein politisches, ein deutsches Interesse; um Zustände, die Manches aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte erklären und die, bei Gefahr des Reichslebens, nicht fortdauern durften. Da sich mir das Verhältniß der beiden Freunde so malte, war mir in dem Moment, wo Fürst Eulenburg sich zurückzog, die Person des Herrn Klägers (er wird es mir nicht übelnehmen) völlig uninteressant geworden; sie hatte mich gar nicht mehr zu kümmern. Aber es blieb nicht so. Der Fürst kam zurück. Und für Deutschland kamen böse Tage; die schwärzesten, die wir gesehen haben, seit es wieder ein Reich giebt. Da habe ich die eulenburgischen Cirkel wieder zu stören versucht und auch den Herrn Kläger wieder genannt. Genannt, nicht beleidigt. Mein Wunsch war nur, die Herren möchten sich zurückziehen und die verantwortlichen Männer (die ich darum noch nicht zu lieben brauche, die aber eben verantwortlich sind) nicht geniren. Was bleibt nun von all den angeblichen Beleidigungen übrig? Acht Artikel sind inkriminirt; zusammen sinds hundertzwanzig Seiten. Graf Moltke ist nur in ein paar Zeilen erwähnt. Ueber seine

Sexualität steht da nur, daß er anders empfindet als ein Frauenjäger. Sonst nichts. In allen acht Heften. Ueberhaupt nichts, was ihn beleidigen kann. Da er mich aber verklagt und durch künstliche Konstruktionen meine paar Worte umzudeuten unternommen hat, war ich, als Angeschuldigter, zu dem Versuch genöthigt, seine Normwidrigkeit, die in den Artikeln nicht behauptet ist, hier zu erweisen. Sua culpa. Er forderte den Beweis und es ist nicht meine Schuld, daß wir hier so traurige Auftritte sahen und so häßliche Worte hörten.

Die paar Sätze über Eulenburg und seine Freunde, die kleinen Glossen, die in Artikeln von sechzehn und zwanzig Seiten standen, waren in meiner Wochenschrift gar nicht besonders bemerkt worden. Als im Mai dann der Lärm losbrach, haben mindestens hundert Leser an mich geschrieben und gefragt: Wann war Das? Wo hat Das gestanden? Wir haben es nicht gelesen. Ich mußte antworten: Ich auch nicht; ich habe es weder gelesen noch geschrieben. Nur von zwei Personen weiß ich sicher, daß sie diese Sätze bemerkt hatten: von dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke. Mit ihrem Wissen und in ihrem Interesse hatte Baron Berger mich mehrmals besucht. Beiden hat er schließlich offen gesagt, was er aus meinem Munde gehört, was ich aber nicht geschrieben hatte; rückhaltlos. In der Erklärung, die mein Herr Vertheidiger hier verlesen hat, sagt der Baron: „Mindestens seit diesen Einzelgesprächen vom November 1906, nach meiner Ueberzeugung aber sehr viel länger wissen beide Herren, aus welchen ausschließlich politischen Gründen Harden sie gelegentlich erwähnt.“ Da sie eine Verständigung wünschten, konnten sie versuchen, mich zu anderer Auffassung ihres Wesens zu bringen; sie haben es nicht gethan. Wenn sie sich beleidigt fühlen, konnten sie klagen; sie haben es nicht gethan. War im Juni, im siebenten Monat nach dem gewünschten Waffenstillstand, das Klagerecht nicht mindestens moralisch verjährt? Ist es hübsch, im Sommer Artikel zu inkriminiren, über die man im Winter friedlich verhandelt hat, und eine fortgesetzte Handlung zu behaupten, trotzdem man weiß, daß und weshalb die Handlung aufgehört hatte?

Auch an eine Herausforderung konnten die Herren denken. Graf Moltke hat angedeutet, daß er daran gedacht habe. Ich muß guten Glauben annehmen. Aber er irrt. Das beweist die Aussage des Freiherrn von Berger und beweisen die Briefe, die ich besitze. Graf Moltke hat diese Möglichkeit damals nicht erwogen. Das heißt: erwogen mag er sie im Innern haben (ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen); nur: ausgesprochen hat er die Absicht nicht. Viele Monate später erst, nicht im November, nicht im Dezember, sondern im Mai hat er sie ausgesprochen. In der Dezemberzeit war die Stimmung des Herrn Grafen absolut friedlich für mich. Er wollte mich weder mit persönlichen noch mit gerichtlichen Konflikten behelligen, sondern eine Verstän-

digung herbeiführen. Dazu war ich bereit; ich hätte die Herren nicht mehr erwähnt, wenn der Fürst nicht so früh aus Territet zurückgekehrt wäre und nicht in der marokkanischen Sache hinter der Szene mitgearbeitet hätte. An einen Konflikt dachte damals Niemand. Deshalb ist es auch nicht gerade freundlich, selbst in solchen Momenten und nach all den Tagen nicht sehr nett, so zu thun, als habe Baron Berger auf die Duellfrage geantwortet: Dazu kriegen Sie den Mann nicht. Oder: Der ist feig. Davon kann nicht die Rede sein. Baron Berger hat es weder gesagt noch gedacht; unsere Meinungen stimmten in dieser Sache stets überein. Hier war kein Fall, wo man seinen Gesundheitrest, sein Leben und die mühsame Arbeit dieses Lebens aufs blutige Spiel setzen mußte. Hier handelte sichs nicht um Persönliches, sondern um Politisches. Gar zu bequem darf mans politischen Gegnern doch nicht machen. Wenn ich bei solchem Anlaß Herausforderungen annähme, käme ich vom Duellplatz bald nicht mehr heim. Das hat der Baron seinem Freund gesagt; im Mai, nicht im November. Der Herr General hat also zwiefach geirrt. Aber ich stelle aus seinen eigenen Worten fest, daß er, als er erfahren hatte, ich würde eine Herausforderung nicht annehmen, mir eine geschickt hat. Warum fragte er vorher und forderte, als er der Ablehnung sicher war?

Bald nach dem Erscheinen des Artikels „Roulette" (in dem der Herr Kläger nicht erwähnt ist) ging der Kronprinz zu seinem Vater und brachte ihm einige Hefte der „Zukunft". Das ist ja allgemein bekannt; hier wiederzugeben, was mir darüber erzählt worden ist, würde ich nicht für geschmackvoll halten. Sie haben gelesen, daß der Kaiser sich Vorträge halten ließ, einen besonders langen vom Chef des Militärkabinets, und wissen, was dann geschehen ist. In der „Zukunft" waren genannt die Namen Moltke, Eulenburg, Hohenau, Lecomte und Below. Herr von Below hatte mit Liebenberg und dessen Gästen nichts zu thun und wurde nur miterwähnt, weil er auch zu den sanften Schalmeibläsern gehörte. Ein vom Kanzler übrigens sehr geschätzter Beamter. Einer, der nicht schroff war und den Fremden Vertrauen einflößte. Darum gehörte er in die Reihe der Friedensfreunde. Das könnte ich zu meiner Vertheidigung benutzen, wenn ich überhaupt eine Vertheidigung unternähme. Aber ich erwarte in Ruhe den Spruch des Gerichtes. Sonst hätte ich mit diesem Namen nach Herzenslust krebsen können. Herr von Below war ja nicht in Eulenburgs, sondern in Bülows Lager, und steht nur in dem Geruch, ein etwas kränklich weichmüthiger Freund der Blauen Blume zu sein.

Was geschah nun? Kein einziger der Herren, die in diesen Heften genannt waren, ist auf seinem Posten geblieben: Eulenburg, Moltke, Below, Hohenau, Lecomte. Meine Herren, habe ich Das bewirkt? Nein; ich habe im Deutschen Reich nicht solche Macht. Ein vornehmer Homosexueller lief damals

zwar herum und jammerte: Großer Gott, dieser Harden regirt jetzt Preußen! Das war aber wohl nicht ganz ernst gemeint. Er regirt wirklich nicht. Die Angst verzerrt alle Linien und macht aus Menschengesichtern Fratzen. Die Sätze, von denen ich hier sprach, sollen bewirkt haben, daß fünf Männer aus hohen Stellungen entfernt wurden? Nein. So mächtig bin ich leider nicht. Sonst würde ich vielleicht manches Revirement versuchen.

Nun aber kommt etwas sehr Merkwürdiges an öffentlicher Verwirrung, wenn mans so nennen darf. Die Thatsache, daß die erste Anregung zu dem kaiserlichen Entschluß aus der „Zukunft" gekommen war, also von einem Manne, der bekanntlich keine höfische Stellung hat und oben nicht allzu beliebt ist, wirkte ungemein stark. Von der anderen Seite wurde der Fehler gemacht, durch Notizen, deren Herkunft nicht zweifelhaft war, die Presse auch noch auf dieses Zusammentreffen hinzuweisen. Und nun entstand schnell die Meinung, da müsse Abenteuerliches ans Licht gekommen sein, ganz Ungeheuerliches; sonst wären diese Günstlinge, diese angesehenen Herren nicht gezwungen worden, aus ihren Aemtern zu scheiden. Bis dahin hatte ich kein Wort gesagt, keine Silbe; meine Arbeit war gethan, die Herren waren fort, ich hatte nicht die Absicht, ihnen Etwas ans Zeug zu flicken, Leidende zu ärgern oder zwischen Leichen Freudensprünge zu machen. Ich habe kein Wort gesagt, auch nicht, als man in die Zeitungen brachte, wider allen Brauch, wider allen Anstand, ich sei „gestellt" worden und habe gekniffen, was, wie der veröffentlichte Briefwechsel erweist, doch einfach nicht wahr ist. Auch Das habe ich hingenommen; und ich habe bisher über die Provenienz der Notiz nicht gesprochen. Nun ging es in raschem Tempo weiter und wir erlebten einen Höllenlärm. In hundert Zeitungen stand, die Herren seien Hundertfünfundsiebenziger; und Aehnliches. Plötzlich hatte Jeder Alles längst gewußt. Was denn? Von mir hat Niemand Etwas erfahren und Verstöße gegen das Strafgesetz habe ich nie auch nur mit einem Buchstaben angedeutet. Ich hoffte, ein offizielles Wort werde den Lärm enden; da es nicht geschah, versuchte ich als Politiker, ihn zu dämpfen. Ich schrieb den Artikel „Nur ein paar Worte". Acht Seiten, hieß es; wie kann man darüber schreiben „Nur ein paar Worte"? Aber der Titel deutet nicht den Inhalt an, sondern die Wirkung, die durch ein paar Worte erreicht worden war. Ich habe in diesem Saal nicht beantragt (und ich hoffe, es nicht bereuen zu müssen), diesen Artikel und den ihm folgenden, „Die Freunde", verlesen zu lassen. Ich habe darin gesagt, man solle mir keine Staatsretterthat zuschreiben, meine Leistung nicht überschätzen; ich habe höchstens dazu mitgewirkt, eine dem Reich drohende Gefahr zu verringern, aber doch eben nur an sehr bescheidener Stelle mitgewirkt. Und ich habe weiter gesagt, man solle nicht wahnsinnig übertreiben, die entamteten Herren nicht als Verbrecher aus-

schreien und thun, als werde das Deutsche Reich von Knabenschändern und anderen ehrlosen Kerlen regirt. Da stehen auch die Sätze: „Der Kaiser war informirt; auf seine Entschlüsse mir eine Einwirkung anzumaßen, wäre mir lächerlich erschienen. Und jämmerlich, mit privaten Behelligungen ins Licht zu rennen. Jedes Geräusch, jede Aufbauschung mußte schaden; den Betroffenen und dem Reich, dem sie auch ohne Amt doch wohl dienen wollen." In dem Artikel ist ferner gesagt, wie die Wissenschaft zwischen Perversion und Perversität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung unterscheidet. Ich bitte, noch drei Sätze aus dem Artikel verlesen zu dürfen. „Wenn an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ists ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geisterringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Um den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches handelt sichs bei Alledem nicht."

Als dieser Artikel erschienen war, riefen manche meiner Kollegen von der Presse, Das sei ein Rückzug, ein Produkt der Feigheit. Heute, meine Herren, werden sie wohl anders darüber denken. Sie haben damals geirrt, weil sie vergaßen, daß ich als Politiker, nicht als Journalist handeln wollte und mußte. Politiker, Journalist: zwei schöne, bedeutsame, große, aber sehr verschiedene Berufe. Ich kann hier nur einen Unterschied erwähnen. Der Journalist will Erfolg, der Politiker Wirkung. Als die Wirkung erreicht war, durfte ich nach Applaus nicht fragen. Der mußte mir gleichgiltig sein und wars auch. Ich habe mich nicht gefürchtet, in die Bresche zu treten. Mochte man mich schimpfen: wenn der übers Ziel hinausschallende Lärm nur aufhörte. Hatte ichs nöthig, all den Schimpf hinzunehmen und die Leute schreien zu lassen, als hätte ich Etwas erfunden? Sie wissen, daß ichs nicht nöthig hatte. Die Akten, Briefe, Eingaben lagen in meinem Haus. Ich hatte ja nicht nur die Darstellung der Frau von Elbe, sondern auch Briefe ihrer Eltern, ihrer Anwälte, die Sachen gegen die Grafen Hohenau und Lynar und manches, manches Andere. Das brauchte ich blos zu veröffentlichen: dann hatten die Leute ihr Spektakel und ich wäre gelobt worden, auch wenn ich später den Krieg mit Schmach verloren hätte. Daß ichs nicht that, darauf bin ich gar nicht stolz. Das war einfache Pflicht. Mit welcher Wonne aber wäre mein Material aufgenommen worden! Schon weil die Hauptaffairen in der Schicht des Adels und Hofes spielten. Als ob solche Sachen nicht überall vorkämen, unten so gut wie oben! Als ob ein Halbdutzend Degenerirter gegen die Gesundheit einer Klasse zu zeugen vermöchte! Ich mag nicht meine Wunden entblößen und winseln. Aber es war eine widrige Zeit, vielleicht so unangenehm wie für den Grafen Moltke. Und ich konnte doch ruhig Alles drucken, mir Ruhe schaffen

und fragen: Ihr Esel, was wollt Ihr denn? Glaubt ihr wirklich, ich wisse nichts, ich sage mehr, als ich weiß? Hundertmal weniger; weil ich es für anständig halte, weil ich nicht ein Wort mehr sagen will, als für den Zweck nöthig ist. Ich habe mich dem Sturm gestellt und den Kothkugelregen ertragen. Aber Sie können mir nicht verdenken, wenn mich bei der Erinnerung an alle diese Dinge in diesem Saal manchmal die Leidenschaft überwältigt hat.

Die Thatsache, daß die Staatsanwaltschaft den Herrn Privatkläger in allen Instanzen abgewiesen hat, ist hier mehrmals erwähnt worden. Ich muß annehmen, daß der Herr Graf von diesen Dingen noch mehr weiß als ich. Glaubt Jemand, daß dieser Entschluß, die Erhebung der öffentlichen Anklage abzulehnen, nicht sehr reiflich erwogen war? Das wird sich Jeder selbst sagen. Ich weiß, daß ich kein Wort geschrieben habe, durch das Graf Moltke beleidigt sein könnte; bis in den Mai wußte ers selbst: sonst hätte er, ein General, nicht Verständigung gesucht. Aber denkbar war doch, daß einige Herren hier unter dem Schutz der Königlichen Staatsanwaltschaft mir als zu vereidende Zeugen gegenübertraten. Sie werden mir vielleicht zugestehen: geradezu erbärmlich feig ist es doch nicht, wenn man trotz solcher Gefahr in Deutschland seine Pflicht thut, wenn man seine ganze Existenz aufs Spiel setzt. Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark, Gefängniß bis zu zwei Jahren: Das sind die Strafmaße des Paragraphen 186. Das Gefühl der Pflicht, das in solche Klippen treibt, muß immerhin ziemlich stark sein. Gefängnißstrafe, bei meinen Gesundheitverhältnissen ein Todesurtheil: Das konnte mir blühen, wenn erwiesen wurde, daß ich ein frivoler Kerl sei, der sich allerlei Geschichtchen erfunden habe. Die Herren Schimpfer haben behaglich in ihrem Stübchen gesessen; auch sie hatten's schon warm genug. Wer hat denn in dieser Sache Etwas gewagt? Wer? Doch nur ich. Verzeihen Sie; ich hatte mir vorgenommen, ruhig zu bleiben. Aber leicht ists nicht. Also ich bin sicher, daß die Staatsanwaltschaft sehr ernstlich erwogen hat, was sie thun solle, und es war gewiß nicht die Rücksicht auf Herrn Harden in Grunewald, die diese königliche Behörde veranlaßt hat, zu sagen: Nein. Vielleicht fand sie, wie noch jeder Jurist, mit dem ich in dieser Sache zu thun hatte, hier keine Beleidigung; vielleicht dachte sie auch, nachdem der König von Preußen gesprochen habe, sei es besser, wenn die Parteien sich mit gleichem Recht gegenüberstehen. Ich habe keine Beziehungen zu mächtigen Herren, die auf mich Rücksicht nehmen könnten; weder im preußischen Ministerium noch sonstwo. Um mir einen Gefallen zu thun, geschieht nichts. Die Herren sind im Irrthum, wenn sie etwa geglaubt haben, daß hinter mir irgendwelche politische Mächte stehen. Niemand stützt mich. Ich stehe auf meinen eigenen Füßen. Ich sage Das hier auf die Gefahr, meine Position in den Augen von Menschen zu schwächen, die in einem heim-

lichen Patronat etwas Großartiges sehen. Ich bin gewohnt, nach eigenem Entschluß zu handeln, und lasse mich nicht als Werkzeug gebrauchen, weder von einem Wirklichen Geheimen Rath noch sogar von einem Kanzler a. D. Ich habe es nicht gethan, als dieser Kanzler Bismarck hieß (er hats mir auch nie zugemuthet), und ich werde meine Selbständigkeit um keinen Preis jemals aufgeben.

Während der Verhandlung ist erwähnt worden, was Bismarck über den Freund des Herrn Privatklägers gesagt hat. Das ist natürlich kein Evangelium. Auch der Größte kann geirrt haben. Immerhin: in mir hinterließen diese Worte einen tiefen Eindruck. Ich hörte zum ersten Mal einen bedeutenden Mann über die Persönlichkeit dieses Grafen reden, der jetzt Fürst ist. Bismarck hat ziemlich oft mit mir darüber gesprochen; über gewisse Vorgänge und gewisse Herren, die er die Liebenberger nannte; und er hat in diesen Gesprächen auch die krankhafte Seite des (übrigens sehr klugen und gebildeten) Herrn stark berührt. Ich hätte es nicht vorgebracht, denn Bismarck ist tot und wird noch im Grab angefeindet. Aber Herr Dr. Paul Liman, dem es auch, in sehr grassen Ausdrücken, gesagt wurde, war bereit, es zu beschwören. Er ist nicht vernommen worden und der Herr von Liebenberg ist nicht erschienen. Etwas nicht ganz so Persönliches möchte ich aber sagen, weil es Sie in meine politischen Motive blicken läßt. Zu den Stimmungen und Verstimmungen, an denen Bismarck schließlich gescheitert, über die er gestürzt ist, hat Das, was man Liebenberg zu nennen pflegt, recht wesentlich beigetragen. Das ist den Politikern ja nicht ganz neu. Wodurch ist dieses große historische Schauspiel, diese deutsche Tragoedie nöthig geworden? Dieser rasche Bruch, der auf der Menschheit Höhen heute wohl von Allen bedauert wird? Bismarck war in jedem Wesenszuge genial, aber er war auch (ich glaube, ihn wirklich sehr gut gekannt zu haben, und bin manchen Tag fast von früh bis tief in die Nacht mit ihm zusammen gewesen) einer der schlechtesten Menschenbeurtheiler, die es bei so phänomenaler Begabung je gegeben hat. Das sage ich hier ganz offen, trotzdem ich weiß, daß Herr Justizrath von Gordon sich jetzt diesen Satz notiren und nachher sagen wird: Ergo hat Bismarck sich auch in Eulenburg getäuscht. Das ist doch unwahrscheinlich; ehe er so furchtbar hart urtheilte, sah er wohl genau hin. Aber ich habe durchaus nicht die Absicht, den Herren ein Argument zu schmälern; ich erzähle, was wahr ist, und warte die Wirkung gelassen ab. So lange der Fürst im Amt war und in der Arbeit steckte, suchte er, für den Dienst wenigstens, nur Werkzeuge, nicht Menschen. Später hatte er Zeit („Wenn ich die Nägel geschnitten habe, ist mein Tagewerk gethan", sagte er traurig) und wählte seine Gesellschaft nach dem Instinkt. In fast allen Gehilfen aber hat er sich, nach seiner Ueberzeugung, getäuscht. Vielleicht enttäuschten sie ihn nur, weil er zu viel verlangte und ihr Wesen an einer Riesenelle maß. Dieser

furchtbar leidenſchaftliche, kraterhafte Menſch hatte ſich auch in der Natur und in der Art des dritten Kaiſers getäuſcht; er war ſicher, den jungen Herrn ganz in der Hand behalten, ſehr leicht mit ihm auskommen zu können. Das war ein Irrthum. Pſychologen und kluge Diagnoſtiker hatten ihn vorausgeſehen. Das Verhältniß wurde raſch unhaltbar; beſonders auch dadurch, daß der erſte Kanzler im Deutſchen Reich es für richtig, ſogar für nöthig fand, dem jungen Kanzler vor Zeugen ſachlich entgegenzutreten. Ehrerbietig, verſteht ſich; anders wars nicht denkbar bei dieſem Mann. Aber Bismarck, der im geſelligen Verkehr ſo wundervoll höflich war, konnte leicht ſchroff werden, wenn er eine Sache wollte, und hatte nicht das Höflingstalent, Ueberlegenheit oder deren Schein hinzunehmen. Von dem alten Herrn her war er gewöhnt, offen zu reden, Alles ſchnell und ohne Kurialien zu erledigen, wenn Eile nöthig war. Das glaubte er der Reichsſache zu ſchulden; und hat ſich dadurch unendlich geſchadet. Denn neben dieſer ungeheuren Geſtalt, die immer nur eine Sache wollte, die vorwärts drängte nach irgendeiner Richtung, die wirken und ſchaffen wollte, die produktiv war, neben der war eine Gruppe oder ein Grüppchen, das eigentlich politiſche Zwecke großen Stils für das Deutſche Reich nicht verfolgte, aber natürlich auch nicht etwa landesverrätheriſche (davon iſt auch wieder keine Rede; ſobald man zu Superlativen kommt, beginnt der Unſinn), das aber in ſeiner Weiſe nur von Etape zu Etape vorrückte und vor allen Dingen immer nur den Wunſch hatte, im richtigen Licht zu ſtehen, den Herrn bei guter Laune zu erhalten und ihm nicht durch Widerſpruch läſtig zu werden. So hat Bismarck ungeheure Schwierigkeiten dadurch gehabt, daß ſeiner durchaus männlich offenen Art und vielfach ziemlich temperamentvollen und leidenſchaftlichen Art, die nur dienen, nicht dienern konnte, auf der anderen Seite ein überſchwängliches, von jedem Wort begeiſtertes, vor jedem Blick himmelndes Weſen gegenüberſtand. Davon wird in einer Reichsgeſchichte noch viel zu reden ſein. Bismarck kannte den Feind genau. Und ſanft war er auch als Greis nicht. Er hatte manchen Hagenzug und gerechte Rache hätte ihm ſüß geſchmeckt.

Der zweite Kanzler iſt in Liebenberg geſtürzt worden; der dritte Kanzler war Hohenlohe. Dieſer alte, milde Herr iſt ſchließlich ſo weit gekommen, daß er „ſchäumte“, wie ſeine Umgebung ſagte, wenn der Name Eulenburg auch nur genannt wurde; natürlich nur der Name dieſes Philipp Eulenburg. Der vierte Kanzler, der noch im Amt iſt, iſt mit Philipps Hilfe in die Höhe gekommen. Sie habens ja in den hier erörterten Artikeln geleſen, wenn Sies nicht ſchon vorher wußten. Herr von Bülow war Botſchafter in Rom und Graf Eulenburg Botſchafter in Wien und ... Das müßte man eigentlich in aller Breite erzählen, denn es zeigt deutlich, wie die Dinge liegen oder doch gelegen haben. Hier in dieſem Haus hatte der damalige Staatsſekretär Freiherr von Mar-

schall sich eine Schlappe geholt; oder wie mans sonst nennen will. Da handelte sichs um den Kriminalkommissar von Tausch, um eine Angelegenheit, über die dem Fürsten Eulenburg, wenn er uns die Ehre seiner Anwesenheit geschenkt hätte, wohl allerlei Fragen vorgelegt worden wären. Ich hätte dann allerdings auch gebeten, daß Herr Graf Moltke uns über seine Beziehungen zu dem Kommissar ... Nein? Aber der Herr ist doch bei Ihnen gewesen, nicht wahr? In den Akten ist er erwähnt. Gräfin Moltke erzählte es und sagt sogar, sie sei eines Tages von ihrem Mann gebeten worden, nicht zu sagen, daß sie Tausch erkannt habe, denn man solle nicht wissen, daß der Kommissar in das Haus des Flügeladjutanten komme. Wird Das bestritten? Ich habe leider nicht die Erlaubniß, Privatgespräche mit dem Herrn Grafen zu führen.

Revenons. Dieser politisch unangenehme Prozeß hatte sich hier abgespielt. Man hatte Bismarcks hinter einem Busch gesucht, hinter dem ein Anderer saß. Herr von Marschall konnte nicht in Berlin bleiben. Aber Graf Eulenburg war, trotzdem er mit der Sache zu thun gehabt hatte (er war hier als Zeuge vereidet worden) noch stark genug, den Nachfolger Marschalls, den neuen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, selbst zu kreiren. Er ersah dazu Herrn von Bülow in Rom. Der wollte nicht, wollte in Rom bleiben; seine Frau ist eine Italienerin. Diese Dame, deren Menschenverstand und Anmuth von Allen gerühmt wird, sehnte sich durchaus nicht in die Wilhelmstraße; sie fuhr deshalb nach Wien und bat Eulenburg: Lassen Sie uns doch um des Himmels willen in Rom, wo wir uns wohl fühlen! Das ist nichts Sekretes und nichts Privates, meine Herren, und ich führe es nicht an, um hier amusante Geschichten zu erzählen, sondern, um zu zeigen, daß es in diesen Jahren eine Geheiminstanz gab, die bei den Personalgeschäften mitwirkte. Der Herr Privatkläger, der damals, glaube ich, noch als Militärbevollmächtigter in Wien war, wird sich des Vorganges wohl erinnern. Aber der Herr Botschafter blieb bei seiner Wahl. „Bernhard" (die Herren duzen einander ja auch und trotzdem hat der Kanzler sicher nicht daran gedacht, sich durch meine Worte über die Intimität mit Eulenburg beleidigt zu fühlen) „Bernhard muß nach Berlin." Und als Frau von Bülow ihn fragte, warum er nicht selbst Staatssekretär werde, bekam sie die Antwort: „Ich will Könige machen, aber nicht König sein." Ich könnte Ihnen noch viele Fälle dieser Art aufzählen und würde damit durchaus im Rahmen Dessen bleiben, was ich zur Darstellung meiner Motive brauche. Aber wir sind Alle ermüdet. Immerhin ists beachtenswerth, als Symptom: von Rom nach Wien, um zu verhindern, daß man nach Berlin muß. Okkulte Mächte. Ein Neues in deutscher Politik.

Der Staatssekretär ist dann Kanzler geworden; und auch er, der vierte Kanzler, ist in Feindschaft zu dem Mann gerathen, der ihn nach Berlin ge-

bracht hatte. Auch da besteht ein tiefer, kaum konventionell verhüllter Haß. Vier Kanzler haben versucht, diesen Einfluß zu beseitigen; und Bismarck hat mir gesagt, daß es nie gelingen werde. Der Gedanke, daß es einem Privatmann, einem Schreiber gelungen sein könne, ist lächerlich. Aber mitgewirkt habe ich; wie ich Ihnen schon sagte, an sehr bescheidener Stelle. Doch ein kleines Bischen dazu beigetragen, daß heute Fürst Eulenburg keinen politischen Einfluß mehr hat und daß der Herr Botschaftrath Lecomte nicht mehr in Berlin ist. Halten Sie Das für ein nationales Glück oder für ein nationales Unglück? Ich halte es für ein Glück. Wissen Sie, was geschehen war? Daß wir zweimal, unter verschiedenen Umständen, vor einem deutsch-französischen Kriege gestanden hatten? Und wissen Sie, warum es geschehen war? Wissen Sie, warum die ganze Marokkogeschichte uns auf den Hals kam? Hatten wir in Marokko Etwas zu suchen? Hat jemals Jemand daran gedacht? Ein Regirender, meine ich. Fürst Bülow selbst hat im Reichstag gesagt: Wir haben da nichts zu suchen; nur unsere Handelsinteressen wahrzunehmen. Bismarck hatte den Auftrag gegeben: Unterstützt auf der madrider Konferenz jeden französischen Antrag, laßt die Franzosen Marokko nehmen; um so sicherer sind wir im Elsaß, dann kümmern sie sich nicht darum; wir haben gar nichts einzuwenden, wenn sie sich ein großes nordafrikanisches Reich gründen. Aber was ist hier geschehen? Die allerhöchste Person im Deutschen Reich ist in den Glauben gebracht werden, in Frankreich sei die Stimmung so weit gediehen, daß man auf eine offizielle, sichtbare, feierlich zu besiegelnde Versöhnung für nahe Zeit rechnen dürfe. Und in Frankreich wiederum war gewissen Leuten eingeredet worden, Deutschland sei jetzt so weit, daß es nachgebe, daß es gewisse Konzessionen mache, daß es vom Frankfurter Frieden, unter der Hand vorläufig, Etwas nachlasse. Dem Präsidenten der Französischen Republik war empfohlen worden, an der italienischen Küste eine Entrevue mit dem Deutschen Kaiser zu haben. In Frankreich war man über die deutsche, in Deutschland über die französische Stimmung getäuscht worden; von schwärmenden Friedenstiftern. Und als dann endlich herauskam, daß man in Frankreich noch lange nicht so weit ist, daß nach solcher Zusammenkunft der Staatshäupter nur alte Wunden wieder aufbrechen würden, da gab es Verstimmung. Nicht nur mit Frankreich; auch mit Italien. Daß aus der Entrevue nichts wurde, empfand man wie eine Brüskirung. So wars aber gar nicht gemeint. Die Franzosen können noch nicht vergessen. Diese Dinge lassen sich nicht forciren. Und wer hatte die französische Stimmung am berliner Hof so merkwürdig falsch geschildert? Der Freund des Schloßherrn von Liebenberg. Gewiß: die Herren wollten den Frieden; aber ihr Uebereifer, ihr Dilettantismus hat uns der Kriegsgefahr näher gebracht, als wir ihr je vorher waren.

Seit ich erzählt habe, daß Herr Lecomte in Liebenberg mit dem Kaiser zusammengetroffen ist (ziemlich ein Unikum, denn die Staatsoberhäupter verkehren meist nur mit den Chefs der Missionen und nicht mit den Botschafträthen persönlich), hat sich eine ganze Legende darüber gebildet. Ich soll die Thatsache von Excellenz Holstein erfahren haben, der früher die Politische Abtheilung im Auswärtigen Amt leitete und den ich nach seinem Rücktritt durch einen Brief, den er an mich schrieb, kennen lernte. Die Behauptung ist falsch. Herr von Holstein hat diese wahre Thatsache von mir erfahren; wenigstens wurde er, als ichs ihm sagte, so blaß, daß ich annehmen muß, er habe vorher nichts davon gewußt. Und von wem hatte ichs erfahren? Zufall. Von einem Herrn, der im Interesse des Fürsten Eulenburg zu mir kam. Und wenn ich physiognomisch einigermaßen lesen kann, so ist in der selben Sekunde einem der im Saal Anwesenden der Name schon eingefallen und er weiß, wen ich meine. Dieser höchst kluge und feine Herr besuchte mich, wir sprachen über Allerlei und er meinte schließlich, man dürfe Eulenburgs politischen Ehrgeiz nicht überschätzen; er sei doch viel mehr Dichter, Schwärmer und Schöngeist als Politiker. Aber sobald der Kaiser nach Liebenberg gehe, glaube man, dort werde hohe Politik gemacht. Das sei aber nicht wahr. Neulich, zum Beispiel, sei nur von Kunst und ähnlichen Dingen gesprochen worden. Auch auf den Morgenspazirgängen, wo der Fürst und Herr Lecomte den Monarchen begleiten durften. Da sei französische Architektur das Thema gewesen. So habe ich die Sache zum ersten Mal gehört; mehr erst später; auch nicht von Holstein. Die Legende läßt sich also nicht halten.

Und nun bedenken Sie, daß diese ganze langwierige und lange nachwirkende Marokkosache im letzten Grunde durch eine Täuschung entstanden ist, nicht eine absichtliche, versteht sich (ich habe hier übrigens nicht Motive zu prüfen, sondern nur Thatsachen anzuführen), durch eine Täuschung der maßgebenden Stellen über Das, was heute schon möglich ist. Man hat vergessen, daß noch mindestens eine Generation hinwelken muß, ehe man an eine offizielle Versöhnung denken kann, die wir ja Alle wünschen. Wer hat denn den Wunsch, sich zu raufen, wenn es nicht sein muß! Wer denkt bei uns daran, Frankreich, dieses Land voll Genie und voll Schönheit und Größe, herabzusetzen? Kein Vernünftiger. Jeder liebt dieses Experimentirland der Menschengeschichte. Freilich müssen wir sagen: Das einmal Eroberte wird nicht aufgegeben werden; gewöhnt Euch daran, an den Gedanken, mit solcher Möglichkeit nicht mehr zu rechnen! Ist Das Franzosenhaß? Wir wollen Frankreich nicht ärgern, aber auch nicht umschmeicheln; namentlich jetzt nicht, wo es stärkere Bündnisse hat als Deutschland. Ruhe und Geduld: anders gehts nicht. Leider hat man sich jetzt drüben gewöhnt, auf eine Verständigung zu hoffen, die das

1870 für Deutschland Erworbene irgendwie schmälern müßte. Bei uns wieder hat man geglaubt, schon jetzt in Frankreich ernten zu können. Das war zu früh. Als nichts draus wurde, war man verletzt und es kam zu Konflikten.

Eine zweite Täuschung dieser Art gabs in der Zeit der Konferenz von Algesiras. Da hat es Monate gegeben, ganze Monate (ich wäge meine Worte, wenn ich auch rasch spreche; in diesen Dingen, ich werde nichts sagen, was dazu dienen kann, das Vaterland zu schwächen, nichts, was nicht schon irgendwo aufgetaucht ist), in denen zweierlei Politik getrieben wurde, deren eine nichts von der anderen wußte: eine Politik der allerhöchsten Person und eine Politik des Kanzlers. Beide natürlich von bester Absicht diktirt. Es hat einen Moment gegeben, wo der Botschafter der Französischen Republik zu dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (ders bei Tisch erzählte) gesagt hat: Ja, mein Herr, was Sie erzählen, ist sehr interessant, aber der Kaiser denkt ganz anders. Woher wußte der Botschafter Das? Sein höchster Beamter, sein Vertreter kanns ihm erzählt haben. Deshalb ließ man den Herrn wohl so gern in Berlin, wo er schon einmal gewesen war und die werthvollsten Dienste leisten konnte; Dienste wie kein Anderer. Das war sein Recht und seine Pflicht als Franzose. Aber dadurch entstanden Situationen, die dem Deutschen Reich im höchsten Grade schädlich sein mußten und schädlich gewesen sind. Deshalb habe ich mich mit diesem Herrn beschäftigt, deshalb habe ich ihn mehrmals in meiner Wochenschrift genannt. Ist da keine Gruppe, meine Herren? Der Fürst, der Franzose, der ihm seit langen Jahren, noch von München her, ganz intim befreundet ist, und ein beiden Herrn befreundeter General im Hauptquartier, der über Stimmungen und Aeußerungen berichtet. Auch der Herr Kläger kannte den Botschaftrath seit Jahren. Bei Alledem ist ja nichts subjektiv Schlimmes. Ich kann an der guten Absicht der Herren, dem Reich auf ihre Weise zu dienen, nicht zweifeln und habe es nie gethan; das Moralische versteht sich immer von selbst. Wie sollte ich verrückt genug sein, anzunehmen, daß die Herren das Reich, an dessen Größe sie doch besonders interessirt sind, mit Absicht schädigen wollten! Sie ahnten sicher nicht, daß ihr stilles Wirken Gefahr bringen konnte.

Nun könnte man fragen: War es überhaupt nöthig, auch so leise, wie Du es gethan hast, darauf hinzudeuten, daß es da, in dieser Gegend, gewisse Abweichungen von der Norm gab? Ja, meine Herren Richter, Das war nöthig. So leise, wie ich es gethan habe, war es nöthig. Das gehört ins Bild. Das giebt eine Gemeinschaft, die dem Anderen, dem Höheren nicht sichtbar ist. Das giebt eine Verbündelung, von der ein Anderer nichts ahnen kann, namentlich der Entscheidende nicht. Das giebt dem ganzen Wesen die Grundform. Muß man da gleich übertreiben und schreien: Päderast? Davon war nie die Rede. Was könnte michs kümmern, ob irgendwo am Hof, wie es auch in England

und anderswo schon geschehen ist, bei uns mal Einer vorkommt, der Kinder schändet! Dann wird er entweder entdeckt und fliegt oder er wird nicht entdeckt und hält sich noch eine Weile. Habe ich mich mit den Prinzen und Grafen und ihren Verfehlungen beschäftigt, von denen ich doch recht viel erzählen könnte? Ich habe mich damit beschäftigt, daß die Wesensgrundform eines nach meiner Ansicht durch Freundschaft, Blindheit, Kritiklosigkeit, Schwärmerei zusammenhängenden Grüppchens objektiv schädlich wirkt. Das ist für mich erwiesen. Und was über das Sexualpathologische ohne die wichtigsten Zeugen und ohne Gehässigkeit zu erweisen war, ist hier auch erwiesen worden.

Diese Hauptverhandlung hat ja einen merkwürdigen Verlauf gehabt. Von all den Zeugen, die wir vorgeladen hatten, ist fast keiner gekommen. Alle verreist, krank, unauffindbar. Sie sollten den Herrn Grafen nicht etwa fürchterlicher Vergehen bezichtigen. War davon je die Rede? Glaubte Jemand, ich würde in den Saal treten mit einem Jungen und sagen: Da ist er? Der Herr Graf hat hier einmal gefragt: Bin ich ein Denunziant des Hauptquartiers? Gewiß ist der Herr Graf verpflichtet, alle Verfehlungen, die er bemerkt, zur Anzeige zu bringen; dann wäre er kein Denunziant, sondern thäte seine Pflicht. Aber ich wäre ein richtiger Denunziant, wenn ich freiwillig mit einem solchen Beweissubjekt gegen irgendeinen Menschen anrückte. Ist Das meine Aufgabe? Habe ich nachzuweisen, daß Verbrechen begangen sind? Nein. Aber ich darf und muß auf gewisse pathologische Eigenschaften hinweisen, die in Verbindung mit allen hier geschilderten Dingen unheilvoll wirken.

Was hier zu beweisen war, was der Herr Kläger, trotzdem es in meinen Artikeln nicht stand, durchaus bewiesen haben wollte, ist auch mit diesen wenigen Zeugen bewiesen worden. Und deshalb habe ich nach dem ersten Tag der Verhandlung gesagt: Ich fühle eigentlich heute mehr mit dem Grafen Moltke, als mir lieb ist. Denn was seit dem Mai geschehen war, hatte mich doch mit ziemlichem Groll gegen den Herrn erfüllt: die Wortdüftelei der Klage, die Sache mit dem Herrn Vetter, die merkwürdigen Lancirungen in die Presse und noch etwas Anderes. Aber ich habe doch gesagt: „Warum ließ der Herr sich für einen Anderen ins Feuer schicken? Er hatte es doch gar nicht nöthig. Ihm war nichts geschehen. Und nach diesen Tagen giebt es eigentlich nur noch Eins. Morgen muß der Herr Graf aufstehen und sagen: ‚Meine Herren, Das, was hier vorgebracht ist, bestreite ich; es ist nicht so gewesen. Aber ich muß gestehen: Dieser Harden, der das Alles seit fünf Jahren weiß und in seinem Schreibtisch hat und für wahr halten muß, Der hatte wirklich allen Grund, zu glauben, daß ich sexuell nicht normal bin, und ich muß zugeben, daß er von diesen Kenntnissen den taktvollsten und maßvollsten Gebrauch gemacht in einer Zeit, wo man ihn in den Dreck gezogen hat. Und da ich

ein Christ bin und ein Edelmann und ein Kavalier und nicht will, daß ein Unschuldiger leidet, so sage ich: Allermindestens hat der Mann den guten Glauben gehabt; und ziehe die Klage zurück.'" So habe ich vor vier Zeugen gesprochen; und ein höchst gescheiter Jurist meinte, Besseres könne der Herr Graf gar nicht thun; in seinem Interesse natürlich. Daß er am vierten Tag hier noch über Verleumdung klagen würde, habe ich nicht erwartet. Das bedaure ich; seinetwegen. Der Herr Kläger lebt in dem Irrthum, er müsse mich jetzt für einen ehrlosen Kerl erklären lassen oder er sei verloren. So ähnlich hat er auch einmal über die Dame gedacht, die seinen Namen trug. Das ist ein falsches System. So darf man nicht handeln. Nicht so mit Menschenschicksal spielen. Sonst kann man enttäuscht werden. Ich bin kein ehrloser Kerl und es giebt keinen Gerichtshof in der Welt, der erreichen kann, daß man mich dafür hält.

Ein letztes Wort. Was geschah denn (wie oft habe ich mit patriotischen Männern darüber gesprochen!), wenn all diese Geschichten eines Tages im „Vorwärts" standen und wenn dann erst der Höchste im Land eingreifen konnte? Das mußte doch kommen. Ich will nicht ausmalen, was wir dann erlebt hätten. Aber hier habe ich wirklich nun ein kleines Verdienst in dieser Sache. Ich habe sie so behandelt, daß der Erste, der eingegriffen hat, der Erste, von dem Etwas ausgegangen ist, der Deutsche Kaiser war. Das war gut und war nöthig und war das Beste, was noch geschehen konnte. Und jetzt mag man vom Ausland und vom Inland reden; von deren Entsetzen. Das ist Heuchelei oder Zimperlichkeit. Das Ausland, wenn es gerecht und verständig ist, kann nur sagen: Deutschland ist ein Land wie andere und hat wie andere auf einer gewissen Entwickelungstufe gewisse Skandale; es muß aber sagen: Donnerwetter, da drüben gehts doch famos zu; der Erste, der eingegriffen hat, war der Kaiser, und der ihn dazu angeregt hat, war sein erstgeborner Sohn. Da kann Keiner die Nase rümpfen. Meine Herren, draußen, erzählt man, haben einige Leute den schlechten Geschmack gehabt, zu rufen: „Hoch der Kronprinz! Hoch Harden!" Das paßt ja gar nicht und Aehnliches habe ich nicht verdient. Aber nach all diesen Monaten, diesen Aufregungen, nach all der Schmach, die man auf mich zu häufen gesucht hat, weiß ich doch, daß ich nicht für mich gearbeitet habe. Kein Spritzer ist dahin gekommen, wo er nicht sein durfte, niemals sein darf. Und dafür habe ich, als Privatmann, mit gesorgt; als Einer, der den Kaiser zu tadeln wagt, aber die Kaiserwürde achtet. Vor dreizehn Jahren ist in diesem Haus ein Urtheil verkündet worden (vom Landgerichtsdirektor Schmidt), das mich freisprach und mir sagte: Es giebt noch eine andere Art, dem Kaiser zu dienen, als die, vor ihm zu knien und ihn anzubeten, nämlich die: ihm muthig die Wahrheit zu sagen. An dieses Urtheil habe ich mich all die Jahre lang gehalten; und ich glaube, daß ich hier noch eins von dieser Art bekomme.

Selbstanzeigen.

August Strindberg, Ein psychologischer Versuch von Hermann Esswein. München, A. Piper & Co.

Diese Arbeit gehört zum Besten, was über Strindberg geschrieben worden ist. Esswein hat den Dichter wirklich verstanden und weiß sein Verständniß in Gedankenfolgen von überzeugender Kraft auszudrücken. Esswein hat sich nicht, wie so viele Andere, von der scheinbaren Komplizirtheit des Werkes Strindbergs verwirren lassen, sondern die einfache Formel gefunden, die schon auf Strindbergs Gesicht, in der männlichen Stirn und dem weiblichen Mund, geschrieben steht, die aber seltsamer Weise so Wenige lesen können. In Esswein's Sprache lautet diese Formel: „Dieser herrlich weite Intellekt, weit, bunt und formenreich wie ein Weltpanorama, dieses feste, urtheilsstarke und urtheilsfrohe Gehirn ist zu einem ständigen erbitterten Kampf gegen Gefühle gezwungen, die wie Lavagluthen aus der Tiefe zu ihm emporschießen; und Strindbergs Produktion ist demnach fast nichts als die Objektivirung und darüber hinaus das siegreiche Durchfechten jenes Kampfes, den die faustische Natur ihr Leben lang zu bestehen hat." Mit dieser Formel kann man Alles bei Strindberg erklären. Esswein hat es versucht. Zum Beispiel: „Der Gegensatz Individuum und Milieu, wie ihn Strindberg in seinem Roman ‚Am offnen Meer' objektivirt hat, ist auch nur wieder eine Spiegelung des gewaltigeren, in ihm selbst stets schöpferischen Konfliktes zwischen Trieb (Gefühl) und Intellekt." Auch Strindbergs „Frauenhaß" kann man durch diese Formel erklären: „Bei einer kalten Natur, einem erotisch verkümmerten Menschen ist allerlei misogyne Hypochondrie ohne Weiteres begreiflich, harmlos und uninteressant; bei einem Vollmenschen wie Strindberg handelt es sich jedoch mit diesem Pessimismus um ein Unterfangen von titanischer Kühnheit. Wo ihn seine robuste, leidenschaftliche Natur zum blindesten Gläubigen macht, dort gerade macht er sich im Kampf gegen seine lebensgefährlich starke Sexualität mit dem Bewußtseinsüberschuß, der aller schöpferischen Menschen größtes Glück und größte Gefahr ist, zum hellsichtigsten Kritiker." Die Beispiele ließen sich häufen; sie beweisen, was Esswein in die Sätze faßt: „Die Kämpfe und Versöhnungen dieser beiden gleich stark in ihm wirkenden Elemente füllen Strindbergs Leben ganz aus, ja, sie sind geradezu der Sinn seines Daseins. Wenn wir uns dabei an die kosmische Allgemeinheit dieses Gegensatzes, dieses ewig qualvollen, aber auch ewig fruchtbaren Widerspruches und Widerspieles von Denken und Empfinden, von Sein und Schein, erinnern, dabei die flüchtige Lust nicht höher werthend als ihr urewiges Gegentheil, so erkennen wir in Strindbergs Kampf mit vollem Recht die Objektivation des allgemeinen kosmischen Lebenskampfes, des Weltprozesses selbst, der ja auch im Kampf der Geschlechter, dessen einziger ernst zu nehmender Darsteller Strindberg heute ist, seinen vereinfachten, abgekürzten, aber um nichts verkürzten Ausdruck findet." Diesen Kampf führt Strindberg mit einer Kraft, die ordinäre Naturen erschauern läßt: „Was allen herabsetzenden Urtheilen über Strindberg zu Grunde liegt, scheint mir lediglich die Furcht zu sein, die das Lebenstempo dieses Mannes den ordinären Naturen einflößt; die ordinäre Natur fühlt eben instinktiv, daß sie wohl bei diesem Tempo unfehlbar den Hals brechen würde." Und mit einer Ehrlichkeit führt Strindberg diesen Kampf, die ordinäre Naturen belächeln: „Die ordinäre Natur findet manchen Zug Strindbergs zuerst

komisch, ehe sie die steile Konsequenz, die fanatische Ehrlichkeit, mit der er auch diese Züge seines Wesens auslebt, dazu reizt, dieses Beginnen als krankhaft zu denunziren." Esswein's Verdienst ist es, Strindbergs Wesen richtig erkannt und mit ungewöhnlicher Kraft des Denkens durchdrungen zu haben. Für Alle, die den Dichter noch nicht ganz verstehen, ist Esswein der beste Vermittler.

Grunewald. Emil Schering.

Die Gemäldesammlungen Münchens. Ein kunstgeschichtlicher Führer durch die Alte Pinakothek, das Maximilianeum, die Galerie Lotzbeck, die Schackgalerie und die Neue Pinakothek; mit hundert Abbildungen. Leipzig, Klinckhardt & Biermann.

Nachdem ich mich schon entschlossen hatte, meinen Wohnsitz von München nach Paris zu verlegen, wurde mir noch die Aufgabe gestellt, einen Führer durch die münchener Galerien zu verfassen. Damit wurde mir Gelegenheit gegeben, meine fast zehnjährigen Studien in den münchener Galerien in einem Buch zusammenzufassen, das ich heute meinen bayerischen Landsleuten überreiche und das, wie ich hoffe, auch dem durch München Reisenden ein Wegweiser sein kann. Ich habe Alles zu vermeiden versucht, was einem Rezensiren, einem graduell abgemessenen Etikettiren der Bilder ähnlich sieht. Die literarische Beschreibung der Bildinhalte ist auf das Möglichste beschränkt; denn die Malerei ist eine Kunst, die nicht mit dem Verstande, sondern mit den Augen genossen werden will; ihre Wunder sind der Kontur, die Farbe, die Raumillusion und das Zusammenwirken dieser drei Faktoren im Bilde. Der Führer will in erster Linie das Verständniß für die entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhänge, dann aber auch die reine künstlerische Freude an dem Werken der Malerei selbst wecken. Wir sehen die Wurzel der modernen Malerei ja nicht mehr in den primitiven Meistern, deren Bilder ohne inneren Zusammenhang Illustrationen religiöser Ideen und Themata darstellen, sondern in Meistern der Zeit, in der die Menschheit sich aus der drückenden Knechtschaft der Kirche herausarbeitete, sich dem irdischen Leben zukehrte und ihre Sinne reinigte, um die Schönheiten dieser Welt in sich aufnehmen zu können. Hier finden wir in der Malerei die ersten Gedanken, die in unsere Zeit hinüberreichen. Der wichtigste Gedanke ist der: das Bild als eine in Farben und Formen zusammenwachsende Einheit zu gestalten, in der die Materie durch Verinnerlichung mehr und mehr überwunden wird. Diesen Gedanken entwickelt die Malerei von Rubens und Rembrandt im Norden (Altdorfer und Grünwald sind die Vorläufer) und von Tizian und Velazquez im Süden bis auf unsere Zeit. Eine undankbare und schwierige Aufgabe ist eine Galerieführung, die nur die echten Kunstbestrebungen berücksichtigt, durch die münchener Gemäldesammlungen, die dem neunzehnten Jahrhundert eingeräumt sind. In Kunstkreisen ist ja hinlänglich bekannt, welches unzureichende, lückenhafte und tendenziös einseitige Bild die Neue Pinakothek in München von der Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert zeigt, ganz entgegen den großen Intentionen ihres hochherzigen Schöpfers. Der Führende mußte hart gegen sich selber sein und alle lokalpatriotischen Rücksichten fallen lassen, um sagen zu können, was gesagt werden muß. Fast alle hauptsächlichen Entwickelungträger der neueren europäischen Malerei fehlen; aber auch unter den Werken der einheimischen

Künstler empfindet man schmerzlich große Lücken. So stellt die Neue Pinakothek sich als eine durch zufällige Geschenke und Modeankäufe zusammengestellte Gemäldesammlung dar, in der sich der Verlauf der Entwickelungsgeschichte in der Malerei kaum verfolgen läßt. Deshalb ist der Führer durch die Neue Pinakothek auch kürzer gefaßt. Herrn Professor Dr. Arthur Weese in Bern danke ich die Grundlage meiner ersten Studien, meinem Freunde, dem Kunstmaler Moritz Heymann in München, Bereicherung meiner Kunstbetrachtung und Herrn Julius Meier-Graefe werthvolle Anregungen und eine freundliche Ermunterung.

Paris. Otto Grautoff.

Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache. Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg. 1,20 Mark.

Die Schrift hat eine wissenschaftliche und eine sozialpolitische Absicht. Ihr wissenschaftliches Centrum ist das Kapitel „Das Leben der Sprache“ Darin habe ich versucht, die Sprache so lebendig und so organisch, ohne alle Grammatik und Aesthetik, darzustellen, wie ich mir von der Naturwissenschaft wünsche, daß sie einen ihrer Gegenstände uns darstellt. Alle Schulwissenschaft über die Sprache erweist sich bei dieser Gelegenheit als der ungeheure moderne Rest von Rhetorenkniffen und Grammatikertüfteleien. Auf diese wissenschaftliche Erkenntniß gründet sich dann unser Sprachunterricht, der die künstlerische Berechtigung der kindlichen Sprache unbedingt anerkennt und die Altersmundarten organisch sich fortwickeln läßt. Davon hat Berthold Otto in seinem Aufsatz hier gesprochen. Ich habe es in meiner Schrift speziell für den Volksschullehrer dargestellt und auf die Volksschulen angewandt. Meine politische Absicht ist, den Volksschullehrer gegen die Gelehrsamkeit mißtrauisch zu machen, der er sonst in wenigen Jahrzehnten rettungslos erliegt. Darüber das Kapitel: Das Altgymnasiale in der Volksschule. Die Schrift ist, genauer, für die Fortgeschrittensten unter unseren Volksschullehrern bestimmt. Die sollen dazu gebracht werden, da zu forschen, wo sie erfahren können, und so an einer bodenständigen deutschen Bildung zu arbeiten, die einmal, wenn sie alles ostentative und pedantische Deutschthum überwunden hat, alle Nachahmung des vermeintlich Deutschen, wie alle Nachahmung des Antiken, etwas Selbständiges werden und die antike Kultur wirklich ersetzen kann. Wenn aber der Volksschullehrer weiterhin den modernen Wissenschaftler herausbeißt, dann können wir mit unserer Reformation (Das heißt: Befreiung von der Herrschaft der Buch- und Schulgelehrsamkeit) wieder einmal ein paar Jahrhunderte länger warten. Für diesen kritischen Moment und für diesen bestimmten politischen Zweck ist meine Schrift bestimmt.

Rudolf Pannwitz.

Hardens Motive.

Ich bin zu meinem Bedauern nicht in die Lage gekommen, im Prozeß Moltke-Harden als Zeuge auszusagen. Meine Bemühungen, Das, was ich als Zeuge sagen wollte, und Anderes ungekürzt in der Presse zu veröffentlichen, sind erfolglos geblieben. Wenn der Herausgeber der „Zukunft“ mir den erforderlichen Raum zur Verfügung stellt und ich ihn benutze, so wird er, nicht

minder als ich, wissen, welche Verdrehungen die Folge sein werden und daß mein Hauptzweck: auf das Urtheil von Lesern zu wirken, in geringerem Grade erreicht werden wird, als wenn das Folgende anderswo erschiene. Doch bleibt nichts Anderes übrig; und selbst wenn ich Herrn Harden als Persönlichkeit nicht so hoch schätzte, wie ich es thue, würde ich es für einfaches Gebot des Anstandes und der Aufrichtigkeit halten, angesichts der Preßhetze Thatsachen anzuführen und die Meinung zu sagen.

Am dreizehnten Dezember 1906 besuchte mich Herr Harden; wenige Stunden bevor die Auflösung des Reichstags bekannt geworden war. Im Lauf der vorhergegangenen Wochen waren in der „Zukunft" die Artikel erschienen, die der Klage des Grafen Moltke jetzt als Grundlage dienten. Man wird mir aber vielleicht trotzdem glauben, daß der Besuch nicht aus der Absicht hervorging, sich auf alle Fälle einen Zeugen vorzubereiten, sondern aus einem seit Jahren bestehenden freundschaftlichen Verkehr. Ich kam auf die Artikel zu sprechen und bemerkte, die Anspielungen auf die Clique Eulenburg und deren politische Thätigkeit seien durchweg in der Presse nicht verstanden und verhältnißmäßig nur kurze Zeit beachtet worden. Im Allgemeinen habe man lediglich eine neue Bestätigung der Gegnerschaft Hardens gegen Eulenburg darin erblickt. Harden pflichtete mir bei und gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck. Er habe mit überlegter Absicht eine Sprache geredet, die nur Denen, die er treffen und politisch einflußlos machen wollte, verständlich sei. Diese hätten ihn auch genau verstanden; Harden erwähnte auch, daß Unterhandlungen (wohl durch den Freiherrn von Berger) stattgefunden hätten. Er glaube, hoffen zu können, auf diese Weise sein politisches Ziel zu erreichen; und der Erfolg sei bereits zu verzeichnen, daß Eulenburg sich für längere Zeit nach dem Süden begeben habe. Für Harden (so setzte er mir auseinander) handelte es sich lediglich darum, den politischen Einfluß des Eulenburgkreises zu brechen; je geräuschloser, desto besser. Die Betheiligten wüßten jetzt, daß er ihr Wesen genau kenne. Verwenden wolle er seine Waffen, so lange es irgend gehe, nicht; ein öffentlicher Skandal würde die Folge sein und es sei besser, wenn es ohne den abginge. Außerdem sei es ihm höchst unsympathisch, sich öffentlich mit dem Geschlechtsleben dieser Leute zu befassen. Er müsse es aber, wenn sie ihre politische Thätigkeit und Einwirkung nicht einstellten, zumal diese durch die ausgesprochene oder unausgesprochene Solidarität sexuell abnorm empfindender Menschen vom sexuellen Moment nicht zu trennen sei. Sobald die politische Thätigkeit der Leute aufhöre, sei ihm ihre geschlechtliche Abnormität völlig gleichgiltig. Wir kamen auf die einzelnen Personen des Kreises zu sprechen. Vom Grafen Moltke sagte Harden, er sei ein harmloser Mensch und man müsse darüber lächeln, daß er vor Kurzem in einem freisinnigen Blatt als kommender Reichskanzler bezeichnet worden sei. Moltke sei das Werkzeug der politischen Thätigkeit Eulenburgs und Diesem blind ergeben; er habe in Abwesen-

heit Eulenburgs vom Hof den Freund über Alles, was den Deutschen Kaiser betreffe, auf dem Laufenden zu halten und thue es. Darin liege seine Schädlichkeit. In Sachen Lecomte kann ich mich auf Hardens Vertheidigungrede beziehen. Genau das Selbe sagte er mir am dreizehnten Dezember. Auch Dem, was er über die Marokkopolitik sagte, habe ich nichts hinzuzusetzen; die selben Dinge teilte er mir im Dezember mit. In Erörterung des sexuell abnormen Charakters jenes Kreises sagte Harden, die Frage, ob und wo gegen den Paragraphen 175 verstoßen worden sei, komme für diese politische Sache natürlich nicht in Betracht und sei deshalb von ihm nicht einmal gestreift worden. Das Geschlechts- und Liebesleben des sexuell abnormen Menschen weise natürlich eine unzählbare Nuancenmenge vom rein Geistigen bis zum grob Sinnlichen auf. Doch bestehe, unabhängig von der Nuance, in einem solchen Kreis eine von krankhafter Freundschafterotik erfüllte Atmosphäre. Die Leute seien in Folge der bewußt oder unbewußt ihr Außenleben erfüllenden Unwahrhaftigkeit, ferner ihrer weichen, süßlichen, von flachem Mystizismus durchsetzten Gedanken- und Gefühlswelt, sobald sie politisch Einfluß ausübten, immer schädlich für die Interessen des Deutschen Reichs; Schulbeispiel der Verkehr mit Lecomte und die beinahe unglaubliche Thatsache, daß sie diesen Herrn in einer Zeit politischer Streitigkeiten und diplomatischen Kampefs mit Frankreich über allerlei wichtige und geheime Dinge Kenntniß erlangen ließen.

Nachdem Herr Harden mich verlassen hatte, blieb mir der Eindruck, den ich schon seit Jahren von ihm habe: daß er ohne Rücksicht auf sich und Andere bestrebt sei, politisch zum Nutzen des Deutschen Reiches zu wirken. Heute wird ihm mit einer Fluth von Schmähungen und Beschimpfungen vorgeworfen, er habe in der ganzen Sache nur seine Person in den Vordergrund drängen und aus Geldgier Sensation schmutzigster Art machen wollen. Wo ist auch nur der Schatten eines Beweises hierfür? Die Besprechung jener Artikel verstummte sehr schnell und erst fünf Monate später kam durch die Verabschiedung des Grafen Lynar der Stein ins Rollen. Konnte Harden Das oder Aehnliches voraussehen? Nein. Er schwieg und beobachtete das Verhalten Eulenburgs und seiner Freunde. Hätte er Sensation machen wollen, so würde er die Sache wohl anders angefangen haben. Das war leicht genug und konnte, zum Beispiel, an die Abreise Eulenburgs angeknüpft werden; ein Wort hätte genügt, um das denkbar größte Aufsehen zu erregen. Stellt man sich auf den Standpunkt des Sensationmachers, so war es ein grober Fehler, an die öffentlich nicht verstandenen Artikel vom November und Dezember 1906 nicht direkt einen Knalleffekt anzuschließen und sie gar in Vergessenheit gerathen zu lassen. Daß sie vergessen waren, zeigte das eben so gierige wie unsichere Suchen eines großen Theiles der Presse, als die Forderung des Grafen Moltke und ihr Grund bekannt geworden war. Man kam schließlich dahinter und pries feurig Hardens politisches Verdienst; nun solle er aber der Oeffentlichkeit auch nicht vorent-

halten, was er von den Verfehlungen des Eulenburgkreises gegen den Paragraphen 175 wisse. Die frohe Erwartung, solche Dinge zu hören, war aufs Höchste gespannt und Harden hat wohl noch nie eine so gute Presse gehabt. Harden schwieg zwei Wochen lang: und die Stimmung kühlte sich schon ab. Als er dann gar erklärte, von Vergehungen gegen den Paragraphen 175 sei in seinen Artikeln nie die Rede gewesen, wurde die Stimmung zur „Entrüstung". So sollte man um den schönen Skandal kommen? Also: Auf ihn! Der „Rückzug Hardens" wurde Feldgeschrei, und ein vorher begeistert gewesenes Blatt schrieb, die Sache sei jetzt zu einem „Fall Harden" geworden. Wer unparteiisch die Artikel des Winters 1906 liest (und ich glaube, es gethan zu haben), kann eine Andeutung auf den Paragraphen 175 nicht herauslesen, es sei denn, daß er des Glaubens ist, jeder sexuell nicht normal Veranlagte oder später Pervertirte müsse sich nothwendig gegen den Paragraphen 175 vergehen.

Bei dem Haß gegen die Person Hardens war, abgesehen von der Sensationfreude bis zu jenem sogenannten Rückzugartikel, die Unsicherheit, ob Harden Beweise für gesetzlich strafbare Handlungen habe, wesentlich der Grund, daß man nicht gleich über ihn herfiel. Das schien nun nicht; also: Was brauchen wir weitere Zeugnisse?

Nein: der ganze Gang der Ereignisse beweist, wie schlagender gar nicht möglich ist, daß Harden die Sache in aller Stille abgemacht zu sehen wünschte, daß er keine Sensation wollte, sondern Alles that, sie zu vermeiden. Was er später noch im selben Sinn zu thun versuchte, werden wohl die kommenden Verhandlungen zeigen; die Ablehnung der betreffenden Beweisanträge machte es während der ersten Verhandlung unmöglich.

Man hat nun geschrieben, Harden hätte mit seinem Material zum Reichskanzler gehen und die Sache in dessen Hände legen sollen. Wenn bona fide gesprochen, so ist Das zu kindlich, um es diskutiren. Das wäre nur möglich gewesen bei erwiesenen Vergehungen gegen den Paragraphen 175; aber so? Man bedenke nur die Stellung des Reichskanzlers zu jenen Personen; und dann deren Stellung. Bismarck hätte in den Tagen seiner Macht Derartiges unternehmen können und der Kronprinz konnte es heute; aber auf Grund eines akuten Falles und des von Harden gelieferten Materials. So phäakenhaft liegen die Verhältnisse an einem modernen Hof nicht; und das Denunziatorische einer rein privaten Aktion bietet an und für sich schon große Schwierigkeiten. In der Oeffentlichkeit liegt die Sache anders; und welches Odium Harden damit auf sich genommen hat, zeigt der bisherige Verlauf. Hält man Harden für so unklug, daß er sich von vorn herein darüber nicht im Klaren gewesen wäre, hält man ihn (wenn wir uns diese Seite der Sache betrachten) für so unglaublich thöricht, daß er hoffte, durch Sensation irgendwelcher Vortheile theilhaftig zu werden? Freilich: er soll so geldgierig sein, daß er für eine höhere Auflage der „Zukunft" nicht nur mit Wonne, wo es sich nur irgend lohnt,

verleumdet und Ehre abschneidet, sondern sich auch mit dem selben Vergnügen von der ganzen Presse beschimpfen läßt; fünfzehn Jahre lang betreibt er dies Gewerbe, nur um Geld zu machen. Ich bin kein kritikloser Bewunderer Hardens, politisch gehen unsere Ansichten manchmal auseinander, ich behaupte aber, daß es keinen Publizisten giebt, der rücksichtloser und aufrichtiger für die Sache, wie sie sich ihm darstellt, eintritt, keinen, der in höherem Maße die bona fides für sich in Anspruch nehmen dürfte. Man mag ihm Widerspruchsgeist vorwerfen, überflüssige Schärfe, eine zu sehr ins Persönliche gehende Kritik, „Manierirtheit des Stils" (was nicht zutrifft, denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist), aber zu behaupten, er greife einen Gegenstand um der Sensation und des materiellen Vortheils willen auf, ist eine unerhörte Ungerechtigkeit.

Wie soll man sich jetzt die allgemeine Preßwuth gegen Harden erklären? Er hat sie vorausgesagt. Nützt sie ihm? Ist er nicht klug genug, um, wollte er für eigenen Vortheil arbeiten, die ganze Sache anders anzulegen? Die Parteilichkeit geht so weit, daß man, um Harden das Verdienst an der Sprengung des Eulenburgkreises zu nehmen, die sonderbarsten Purzelbäume schlägt. Es fehlt nur noch, daß man den Grafen Lynar preist, denn ohne seine Vergehung wäre ja der Kronprinz nicht auf die „Zukunft" verwiesen worden. Beiläufig bemerkt: vor längerer Zeit schrieben einige Blätter, die es jetzt wohl vergessen haben: der Humor der Sache sei, daß Harden durch die Bekämpfung des Eulenburgkreises den Fürsten Bülow, den er stets scharf bekämpft habe, stütze. Sollte Harden Das wirklich nicht von Anfang an selbst gewußt haben? Giebt es einen schlagenderen Beweis, daß Harden für die Sache, für ein rein politisches Ziel kämpft?

Er ist aber ein elender Skribent, ohne politische Gaben und dankt seine Erfolge nur der Bissigkeit seiner Feder; nie hat er einen positiven Gedanken. Es läßt sich leider statistisch nicht feststellen, aber die Mehrzahl aller der Helden, die ihn jetzt beschimpfen, ist gewohnt, ihre Gedankenvorräthe aus der „Zukunft" zu ergänzen. Ich lese täglich anderthalb Dutzend Zeitungen und finde auf Schritt und Tritt diese mehr oder minder schüchternen Anleihen; manchmal werden sie vorsichtiger Weise erst Monate nachher verzapft. Und gar der vielgeschmähte Stil, die Ausdrücke, Alles wird mit eifriger Freude verarbeitet. Aber Das thut der Sache keinen Eintrag: Harden ist ein elender Skribent. Woher haben die „Politiker" des Reichstages für ihre mannhaften Interpellationen über die auswärtige Politik ihr Material bezogen? Aus der „Zukunft". Ich kenne keinen Publizisten, der ernsthafter und gründlicher seinen Stoff bearbeitet und seine Kenntniß angestrengter zu erweitern sucht als Harden, auch keinen, der auf die Förderung des öffentlichen Interesses an auswärtiger Politik mehr Einfluß ausgeübt hätte.

Erörtern möchte ich noch einige Punkte aus den Prozeßverhandlungen. Man wirft Harden vor, der Hetzarbeit der Sozialdemokratie unnöthigerweise werthvolles Material geliefert zu haben. Ich meine, Harden hatte Recht, wenn er sagte, es sei besser so, als wenn der „Vorwärts" zuerst diese Dinge an

die Oeffentlichkeit gebracht hätte; und wer glaubt ernstlich, daß es nicht früher oder später geschehen wäre? Ich habe die Taktik, die den Freiherrn von Hammerstein hielt, bis er denunzirt wurde, für eben so falsch gehalten wie die, welche das Auftreten gegen die Soldatenmißhandlungen Jahre lang den Sozialdemokraten überließ. Was die Vergehungen im Gardeducorpsregiment anlangt, so trifft Nietzsches Wort zu, daß man Den, der fällt, auch noch stoßen soll. Je rücksichtloser ein Stand oder eine Klasse gerade in voller Oeffentlichkeit sich übler Elemente entledigt, desto mehr liegt es im allgemeinen Staatsinteresse und auch in dem der Klasse oder des Standes; sie zeigen sich nur stark, wenn sie es thun. Ereignet haben die Dinge sich in einem Luxusregiment, wo die Offiziere reich sein müssen und der Dienst nicht ganz so ist wie in anderen. Es waren und sind natürlich tüchtige, ja, hervorragende, untadelige Offiziere darin; der Eine verträgt Reichthum und Ausnahmestellung besser als der Andere. Ein einziger erblich Belasteter kann ansteckend wie die Pest wirken; übrigens ein recht schlagender Beweis für die Nothwendigkeit des Paragraphen 175. Unser Adel, unser Offiziercorps sind stark genug, um die Vorgänge ruhig der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Das Zeitungsgeschrei ist kurzlebig ohne neue Nahrung. Und wissen die Sozialdemokraten nicht, daß gerade in den großen Städten die Homosexuellen mittleren und niederen Standes die Kasernen umlagern und in ihrer Nähe wohnen, um die Soldaten an sich heranzuziehen? Nein: die Tiraden des „Vorwärts" und ähnlicher Blätter reichen nicht an die Fußspitzen des Offiziercorps; deshalb sind die Besorgnisse auch grundlos, daß die Enthüllung der potsdamer Vorgänge dem Heer schaden könne.

Auch das monarchische Gefühl soll erschüttert sein. Es hat im Gegentheil höchstens zugenommen; und mit Recht: denn Kaiser und Kronprinz haben gehandelt, wie es jeden Deutschen freuen muß. Freilich: Harden darf Das nicht sagen; nach der Ansicht vieler Redakteure ist es dann eine Infamie und Schauspielerei. Eben so war es eine niederträchtige, schlau überlegte Komoedie, als er in seiner Vertheidigungrede nicht den Ton des Plaidoyers seines Rechtsanwaltes (welchen ich übrigens mißbillige) fortsetzte. Harden ist auch schuld, daß auf den Straßen die Ausdrücke, die Graf Moltke über die Frauen gebraucht hat, laut werden. Graf Moltke hat in Zeitungen das Prädikat edler, fester Männlichkeit erhalten. Durch wen ist all Dies an die Oeffentlichkeit gekommen? Durch Den, der in seiner Vertheidigung Beweismittel liefern mußte, oder durch Den, der klagte, obgleich ihm Brücken genug zur Verfügung gestellt worden waren? Er glaubte, sie nicht benützen zu können. Das ist seine Sache. Aber Harden das Oeffentlichwerden dieser Dinge zur Last zu legen, ist ungerecht. Er hatte von Anfang an ein politisches Ziel und hat Alles gethan, um Skandal und Erörterung persönlicher Interna auszuschließen.

Für mich ist Harden ein Mann von Ehre und reinem Wollen, dem ich in jeder Sache unbedingtes Vertrauen schenken würde.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Verantwortlicher und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. Verlag der Zukunft in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. November 1907.

Episode.

Vor acht Tagen habe ich gesagt, warum ich noch nicht über das Privatklageverfahren schreibe, das, auf Antrag des Grafen Kuno Moltke, gegen mich eröffnet war und mit meiner Freisprechung geendet hat. Seitdem ist der arme Schächer, der, als das Werkzeug im Schatten lauernder Tücke, den Reichskanzler widernatürlicher Unzucht bezichtigt (und in seinem Flugblatt auch mich mit Schmähung bedacht) hatte, zu harter Strafe verurtheilt worden. Am Tag dieses Prozesses, am sechsten November, war Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld von der Krankheit erstanden, die noch in den letzten Oktobertagen sein Leben gefährdet hatte; war er so gesund, daß er in den Gerichtssaal kommen, einen Eid leisten und mich con brio schimpfen konnte. Sehr erfreulich. Die Genesung, weil wir nun hoffen dürfen, daß der Fürst fortan vernehmungfähig bleibt. Der Schimpf, weil er mich von jeder Rücksicht auf die Durchlaucht entbürdet, die noch im Februar an mein Herz appelliren ließ, noch in der Selbstanzeige vom Juni ein artiges Wort für mich hatte. Da ich entschlossen bin, in dieser Sache immer nur so weit zu gehen, wie ich, um mein Recht zu vertheidigen, gehen muß, und da solche Resignation leicht mißdeutet werden kann, mindert jede Herausforderung die hemmende Last der Verantwortlichkeit. Auch diese Abrechnung eilt nicht.

Aus dem Wust der in den letzten Wochen über mich verbreiteten Gräuelmären greife ich heute nur eine heraus; auch sie nur, weil sie der Darstellung des Gerichtsverfahrens und seiner Nachwirkung nicht organisch einzufügen wäre. Graf Finckenstein, Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses und des Reichstages, hat eine Erklärung veröffentlicht, in der er behauptet, ich habe mich vor Gericht „meiner Beziehungen zum Fürsten Bismarck laut und aufdringlich gerühmt“. Die Behauptung ist unwahr. Als ich Stimm-

ungen und Urtheile Bismarcks erwähnen mußte, habe ich, im Schlußvortrag, gesagt: „Ich glaube, ihn wirklich sehr gut gekannt zu haben, und bin manchen Tag fast von früh bis tief in die Nacht mit ihm zusammengewesen.“ Das ist erweislich wahr, kündete nichts Neues, war aber, da man vor Gericht nichts als notorisch voraussetzen darf, für den politischen Theil meiner Rede nicht zu entbehren; ein Zwischensätzchen, das in dem Versuch, Bismarcks Personalbehandlung zu schildern, vor Laienrichtern nicht fehlen durfte. Der Abgeordnete behauptet ferner, ich habe verschwiegen, daß der Fürst mir „sein Haus verboten hat“. Darüber, Euer Hochgeboren, konnte ich nichts sagen, weil ich erst aus Ihrer Erklärung davon erfuhr; weil ich Grund hatte und noch habe, überzeugt zu sein, daß der Fürst mir bis zum letzten Lebenstag freundlich gesinnt blieb. Bismarck, sagt der Graf, habe mir 1897 einen „groben Vertrauensbruch“ vorgeworfen. Ich sei „öfters“ zum Frühstück bei ihm gewesen und habe eines Tages eine Aeußerung über die Konservativen „in ganz anderem Zusammenhang und in ganz anderem Sinn veröffentlicht“. Deshalb habe er sofort angeordnet, „daß Harden in Friedrichsruh nicht mehr empfangen werde“. Diese interessante Thatsache veröffentlicht Graf Finckenstein neun Jahre nach Bismarcks Tod. Ein anderes Mitglied des Herrenhauses, Graf Hohenthal, weiß gar zu melden, ich sei einmal „zu einem Interview in Friedrichsruh zugelassen“ worden; eingeführt habe mich dort Schweninger, „dem Harden sich auf jede Weise zu nähern, den er für sich zu gewinnen und auszuhorchen verstand“; „und bei dem einen Interview wird es auch jedenfalls geblieben sein“.

Weder Kritik noch Satire: Thatsachen. Zuerst Graf Hohenthal; weils schneller zu erledigen ist. Schweninger habe ich am fünfzehnten oder sechzehnten September 1892 im varziner Herrenhaus, wohin ich, auf Bismarcks Einladung, für ein paar Tage gekommen war, kennen gelernt; der Fürst hat uns vor dem Abendessen einander vorgestellt. Wir sind dann bald Freunde geworden; und der allerliebste Einfall, ich hätte ihn auszuhorchen versucht, wird den Genesenden in seiner schwanecker Burg sicher eben so erheitern wie die Behauptung, Bismarck habe mich „zu einem Interview zugelassen“. Ueber die finckensteinischen Angaben schrieb Schweninger mir, am zehnten November 1907, mit noch zitternder Hand: „Ich lese heute eine angebliche Aeußerung des Fürsten Bismarck, nach der Dir das Haus verboten worden sei. Mir ist davon absolut nichts bekannt, was nach meinen (und Deinen) Beziehungen zum Fürsten wohl undenkbar wäre. Wenn es sich so, wie behauptet wird, verhalten hätte, müßte ich doch wohl Etwas erfahren haben.“ Das könnte genügen. Wir wollen die Angaben des Grafen dennoch ein Bischen genauer prüfen.

In den seltenen Fällen, wo ich Aussprüche Bismarcks publizirte, habe ich nie vorher die Genehmigung erbeten; immer auf eigene Faust gehandelt. Das wußte er. Das paßte ihm. Die Interviewerrolle hätte er mir nie zugemuthet (und ich hätte sie nie übernommen); und wenn die Wiedergabe eines Gedankens ihm unrichtig erschienen wäre, hätte er die Möglichkeit gehabt, die Verantwortung abzulehnen. Im Hochsommer 1897 fand ich ihn, den der Beinschmerz schon arg plagte, etwas grämlich; in schlaffer Stille ohne rechten Zeitvertreib. Ihm fehlt der Kampf, sagte Schweninger; im Streit der Meinungen, in einer tüchtigen Rauferei würde er schnell wieder frisch. Im Einverständniß mit dem ärztlichen Freund beschloß ich, ein paar Sätze, die der Fürst bei und nach den Mahlzeiten und in seinem Arbeitzimmer gesprochen hatte, zu veröffentlichen. Vielleicht wars ihm einen Augenblick unbequem; brachte aber wieder Bewegung und Kampflust ins Greisenleben. Am vierten September 1897 las man hier „Bismarcks Glossen". (Das ist der Artikel, den Graf Finckenstein meint.) In der Neuen Freien Presse hatte kurz vorher Jemand (wie angenommen wurde, ein Redakteur der Hamburger Nachrichten) Aeußerungen veröffentlicht, in denen Bismarck den Konservativen Streberei und Neid vorwarf. „Viele haben es mir nie verziehen, daß ich, der kleine Gutsbesitzer, fortgekommen bin, während sie Das blieben, was sie waren. Ein guter Theil des Deklarantenthumes war darauf zurückzuführen." Die hier veröffentlichte Glosse hatte den folgenden Wortlaut:

„Man wirft mir jetzt in den Zeitungen vor, ich habe durch eine Aeußerung, die in einem wiener Blatt veröffentlicht wurde, die konservative Fraktion verletzt. Ich kann mich der Aeußerung nicht mehr entsinnen, weiß nicht, wie sie in die Zeitung kam, und nehme an, daß sie sich auf Vorgänge bezog, die sich bei meiner Entlassung und bei der Berathung der ersten Handelsverträge abspielten. Von den heutigen Führern der Konservativen kenne ich überhaupt nur einzelne Herren, die meinem Hause befreundet sind und die ich natürlich nicht kränken wollte; auch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Anderen zweifle ich nicht.... Aber es liegt nun einmal in der Natur dieser Partei, daß sie von der auch sonst leider landesüblichen Fraktionstreberei besonders leicht verseucht wird. Da sitzen Beamte, die eigentlich gar nicht ins Parlament gehören, Leute, die Söhne, Töchter und Enkel zu versorgen haben und deshalb Rücksichten nehmen müssen; da möchte Mancher im Staat eine höhere Stufe erklettern; und nützliche Verwandtschaften, gesellschaftliche und militärische Beziehungen spielen auch eine Rolle. Dazu kommt, daß meine Standesgenossen vielfach bequem sind, nicht gern übermäßig arbeiten oder auch durch ihre landwirthschaftliche

Thätigkeit stark in Anspruch genommen werden; da reißen die Strebsamsten, die sich auf die Sitzungen vorbereiten und in den Drucksachen Bescheid wissen, leicht die Herrschaft an sich und die Fraktion merkt dann vielleicht zu spät, daß sie auf der schiefen Ebene angelangt ist. Mir haben die Herren von der Kreuzzeitungfarbe das ministerielle Leben recht sauer gemacht; ich war nie ihr Mann und die schlimmsten Verdächtigungen sind immer von dieser Seite gekommen. Sie ließen mich im Stich, als es darauf ankam, zunächst einmal das Deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen. Manches wäre anders geworden, wenn ich damals konservative Hilfe gefunden hätte; aber ich hätte viel eher noch mit Herrn Richter paktirt als mit den Freunden der Nathusius-Ludom und Konsorten. Es war viel Neid dabei, weil ich es weiter gebracht hatte als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Als ich dann weggeschickt wurde, hatten wieder die selben Leute ihre Hand im Spiel: siehe Scheiterhaufenbrief und ähnliche Sachen. Wie es heute in der Fraktion aussieht, weiß ich nicht. Die außen sichtbaren Leistungen können mir nicht gerade Bewunderung abzwingen. Ich habe oft das Gefühl, daß die Herren die Begriffe Konservativ und Gouvernemental verwechseln, und frage mich manchmal, ob sie selbst eigentlich genau wissen, was sie konserviren wollen." („Zukunft" vom vierten September 1897.)

Nichts Neues also. Ungefähr das Selbe hatte Bismarck als Minister und als Privatmann oft gesagt; und manchmal ohne so höfliche Schonung. Schweninger war zufrieden: die Presse griff das Thema auf und die Erörterung brachte dem Fürsten einen Rest alter Munterkeit zurück. Die Glossen wurden viel nachgedruckt und kommentirt, Herr Penzler hat sie in das Sammelwerk „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung" aufgenommen und ich habe nie den allergeringsten Grund zu dem Glauben gehabt, daß sie dem Fürsten Aergerniß gaben. In einem Brief, den er mir am siebenten September 1897 schreiben ließ, um mich auf ein von seinen Gegnern unehrlich ausgebeutetes Mißverständniß (Prinz von Preußen-Vincke) aufmerksam zu machen, wird die Glosse über die Konservativen nicht erwähnt; und dieser Brief hat den selben herzlichen Ton wie alle anderen. Nach der Weihnacht und am vierten April 1898 dankte er mir in der üblichen Weise für die kleinen Gaben (Austern und Stilton), mit denen ich reiche Gastlichkeit nach meinen Verhältnissen zu vergelten suchte. Und noch in den letzten Lebenstagen des Fürsten erhielt ich aus Friedrichsruh freundliche Grüße. Gesehen habe ich ihn nur noch einmal; schon im Oktober 1897 sagte mir Schweninger, daß die Tage seines Helden gezählt seien. Hausverbot? Das wäre recht überflüssig gewesen; denn ich kam nur, wenn ich ein-

geladen war; und könnte beweisen, daß meine Besuche viel seltener waren, als der Fürst wünschte. Gerade im letzten Herbst, den er erlebte, konnte ich ihm, zu meiner Freude, durch die Sendung der beiden Bände Lettres Inédites de Napoléon noch ein paar angenehme Stunden bereiten, für die er gütig dankte.

Daß es im Verkehr des großen Mannes mit Einem, der leidenschaftlich das Recht zu selbständigem Handeln heischte, auch einmal Aerger gab, ist nur natürlich. Ueber ihm Nähere hörte ich aus Bismarcks Mund harte Worte. Und wer von uns hat ihm nicht einmal für ein Veilchen gegrollt? Lenbach sogar; und Buchers Briefe an Busch klingen fast wüthend. Aber der Mann konventioneller Heuchelei war Bismarck nicht; wenn er durch meine Publikation (die früher von ihm Gesagtes in milderem Ton wiederholte) ernstlich verstimmt worden wäre, hätte ers mich fühlen lassen. Jetzt ist er bald zehn Jahre tot; und im Grunde nicht mehr wichtig, in welchem Verhältniß ich zu ihm und seinem Hause stand. Da die Entstellungversuche aber mit frischem Muth wieder aufgenommen werden, reproduzire ich einen Theil Dessen, was ich, bei ähnlichem Anlaß, am achten Dezember 1906 hier feststellen mußte:

Als ich der (zweiten) Einladung des Fürsten Bismarck folgte, war ich nicht Redakteur der „Zukunft"; überhaupt nicht Redakteur. Im Haus des Fürsten, in den Häusern seiner Söhne bin ich vom ersten Tag an mit der herzlichsten Intimität behandelt worden. Bin, weil die Arbeit mich in Berlin hielt, viel seltener gekommen, als gewünscht wurde. Fand stets die gütigste Theilnahme an meinem persönlichen Schicksal; hörte stets, daß mein Besuch sehr willkommen sei, meine Abreise sehr bedauert werde. An den Tagen, die ich in Friedrichsruh oder Varzin verlebte, war mein Platz bei den Mahlzeiten immer neben dem Fürsten oder der Fürstin; ließ der höfliche Wirth sichs nie nehmen, mich in meinem Zimmer aufzusuchen; war ich auf dem Vormittagsspazirgang und bei der Nachmittagsausfahrt immer sein Begleiter. Niemals hat er mich „gebraucht". Ich bin nicht zu „brauchen". Daß mancher Journalist sich ganz in den Dienst des bismärckischen Wollens stellte, konnte ich begreifen; konnte solche freiwillige Dienstbarkeit hoher Achtung werth finden. Doch meine Natur, der in mir lebende Drang nach Unabhängigkeit widerstrebt solcher Leistung. Sie ward mir nie zugemuthet. Nie gesagt, ich möge Dieses schreiben und Das nicht schreiben. Und da ich den ganzen Komplex der Sozialen Fragen anders sah als der große Mann, mußte ich ihn oft just an der Stelle verletzen, die damals seine empfindlichste war. Wer sagt, ich sei von Bismarck je „gebraucht" worden, behauptet Unwahres; behauptets wider besseres Wissen. Welches Vertrauen mir vom Fürsten und von seinen Söhnen

geschenkt wurde, könnte ich durch den Abdruck von Briefen beweisen. Habe es aber nicht nöthig; denn durch Alles, was ich zu Lebzeiten des Fürsten veröffentlicht habe, ists längst bewiesen ... Ich bin als einziger Gast anwesend gewesen, während Bismarck mit seiner Frau über Religion, Leben und Sterben, über seine Beerdigung und Grabstatt, über die Kinder und Enkel sprach.

Am achten Oktober 1900 stand ich, als der Majestätbeleidigung Angeklagter, vor dem berliner Landgericht. Herr Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweninger sagte als beeideter Zeuge aus:

Der Angeklagte hat viel im Hause Bismarcks verkehrt. Der Fürst hat besonders Hardens Selbständigkeit geschätzt und ihn, trotzdem er seine sozialpolitischen Ansichten mißbilligte, zu den zuverlässigen Freunden gezählt, seine Kritik monarchischer Kundgebungen für nöthig, nützlich und von guter Absicht eingegeben gehalten und noch in den letzten Lebenstagen mit wohlwollender Anerkennung von ihm gesprochen. Frage: Ist es wahr, daß Fürst Bismarck im April 1893, als der Angeklagte Gast in Friedrichsruh war, bei Tisch auf das Wohl des Landgerichtsdirektors Schmidt getrunken hat, der ein paar Tage vorher Harden unter ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte? Antwort: Ja; der Zeuge habe selbst damals am Tisch gesessen. Frage: Ist es wahr, daß Bismarck den Angeklagten eingeladen hat, mit ihm die vom Kaiser gesandte Flasche Steinberger Kabinet zu trinken? Und hat er dabei gesagt: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen"? Antwort: Ja; auch bei diesem Vorgang sei der Zeuge zugegen gewesen.

(Manche Zeitungschreiber finden unverzeihlich, daß ich diese Thatsachen je ans Licht dringen ließ. Sie hätten Solches ewiglich in des Busens Tiefe geborgen. Ihr Edelsinn langt bis ins Martyrium. Ich habe, als meine Absicht verdächtigt wurde, auf eine Anerkennung hingewiesen, an der nichts zu verheimlichen war und die mir mehr gelten durfte als Zeitunglob.)

Der Prozeßbericht ist im Oktober 1900 veröffentlicht worden. Und zur Veröffentlichung war der Brief bestimmt, den Schweninger mir, als wieder Unwahres über mein Verhältniß zu Bismarck verbreitet wurde, im vorigen Jahr, nach meinen Artikeln über Chlodwigs Tagebuch, schrieb. Hier ist er:

Schloß Schwaneck bei München.
Am ersten Dezember 1906.

Hochverehrter, lieber Freund!

Mir scheint es tief in der Natur gewisser Menschen und Verhältnisse begründet, daß man Dich herunterzusetzen, Deine durchaus zuverlässigen Darstellungen und Mittheilungen zu entkräften versucht. Da es sachlich nicht möglich ist, sucht mans durch Entstellungen und Verdächtigungen zu erreichen. Ob und wann es den wenigen und ehrlichen Augen- und Ohrenzeugen, die über die Gedanken und Gesinnungen des Fürsten im letzten Dezennium seines Lebens aussagen könnten, gelingen wird, dem jetzigen unlauteren Treiben ein Ende zu machen, bleibt abzuwarten. Die Durchsicht meiner Korrespondenz und Aufzeichnungen hat mir bestätigt, daß ich in der Lage sein werde, einiges Material beizubringen, ohne die ärztliche und menschliche Diskretion zu verletzen. Dich muß ich, wenn man Dich durch Anwürfe zu besudeln sucht, immer nur bitten, Deine ohnehin so

furchtbar überanstrengten Nerven nicht darunter leiden zu lassen. Mögen die Hunde bellen! Wer Deinen Verkehr und Deine Stellung im Hause Bismarcks beobachten konnte, wie ich, weiß, daß es eine dummdreiste Erfindung und Fabel ist, die einen unbekannten Dritten als Freund des Hauses, Dich nur als zu brauchenden Journalisten hinstellen will. Nie habe ich vom Fürsten oder von der Fürstin Aehnliches gehört. So oft Du kamst, warst Du ein in diesem Haus freudig willkommen geheißener und gern gesehener Gast, mit dem Fürst und Fürstin ungenirt, lange und intim sich besprachen, so eingehend und über so intime Dinge, wie es nur mit dem Vertrautesten geschehen pflegte. Schon weil es meines Wissens ja gar nicht wahr ist, daß der Fürst Dich „brauchte", kann ich mir nicht vorstellen, daß die Fürstin je etwas auch nur annähernd Aehnliches gesagt habe. Nie habe ich Derartiges als von ihr stammend vernommen. Die Art des Verkehrs mit Dir und alle mir erinnerlichen Aeußerungen lassen mir Solches undenkbar erscheinen. Freilich ist auch gar Manches als Aeußerung des Fürsten hinausgetragen worden, was er nie gesagt hatte. Viel von Dem, was die Unqualifizirbaren jetzt verzapfen, sah ich in der Nähe des Großen brauen. Der immer aufrechte, unerschütterliche, sich und Anderen treue Fürst war allen Einflüsterungen und Suggestionen aber unzugänglich. Dein Verhältniß zu ihm und seinem Haus kann durch alles Gerede, alle böswilligen Machinationen nicht umgefälscht werden. Wie oft hat der Unvergeßliche mich nach „unserem Freund Max" gefragt, noch in den letzten Tagen! Mit welcher Aufmerksamkeit hat er sofort stets gelesen, was Du für die „Zukunft" geschrieben hattest, und es, auch wenn er nicht einverstanden war, auf seine Art wohlwollend kommentirt! Sogar im berliner Schloß, bei seiner letzten Anwesenheit in der Reichshauptstadt, sagte er, als wir beim Kaffee saßen, es sei schade, daß uns Freund Max hier nicht Gesellschaft leiste. Alle hatten Dich gern, trotzdem die politischen Ansichten nicht immer stimmten; und die Erinnerung an die Tage, die Abende, die wir gemeinsam in Friedrichsruh, Varzin, Schönhausen, Hannover verlebt haben, kann Niemand uns rauben. So weit die Aussprüche, Empfindungen und innersten Gedanken des Fürsten mir bekannt geworden sind, kann ich nur sagen, daß Deine Darstellung in allen Einzelheiten richtig ist ... Willst Du von Vorstehendem Gebrauch machen, so thue es nach Belieben. Mit den herzlichsten Grüßen Dein alter, getreuer Ernst Schweninger.

„Noch in den letzten Tagen." Also lange nach den Septemberglossen.

Wollen wir dieses Kapitel nun nicht endlich schließen? Nie habe ich mich zu dem Lugversuch erniedert, mein Verhältniß zu Bismarck intimer darzustellen, als es wirklich war. Mich nie für den Verwalter seiner politischen Hinterlassenschaft ausgegeben, sondern eigensinnig immer gesagt, daß ich meine, nicht seine Ueberzeugung vertrete. Nach seinem Tod ihm kein Wort zugeschrieben, das nicht durch das Zeugniß Ueberlebender erwiesen werden konnte. Auf solche Worte mich nur da berufen, wo es unvermeidlich, eine Angabe nicht anders zu stützen war. Trotzdem er mir oft gesagt hat, meine Aufsätze zeigten von allen das sicherste Verständniß für seine Persönlichkeit und Politik, er zähle mich zu seinen Freunden und beweise es deutlich dadurch, daß er sich sogar offene Opposition und „avancirten Sozialismus" von mir gefallen lasse, habe ich mir nie eingebildet, im eigentlichen, heiligen Sinn des Wortes der Freund

des großen Greises zu sein. Es giebt keinen Menschen, mit dessen Freundschaft ich prahlen würde; auch mit des größten nicht. Denn Freund kann man Dem nur sein, dem man nicht weniger giebt, als man von ihm empfängt. (Traurig, daß man so Selbstverständliches aussprechen muß.) Es giebt keinen Menschen, mit dem ich auch nur eine Stunde lang verkehren würde, wenn er mich nicht wie Seinesgleichen behandelte; kann niemals und nirgends einen geben.

Hundert Blätter haben die gräflichen Deklarationen verbreitet; nach der einen bin ich schon 1892, nach der anderen erst 1897 von Bismarck hinausgeworfen worden. Sie widersprechen einander; paßten just aber in den Preßkram. Und muthen dem Leser schließlich nicht mehr Leichtgläubigkeit zu als alles Andere, was in den letzten Wochen über meine Bösartigkeit verbreitet worden ist. Ein Entlein habe ich herausgegriffen. Um, wie man altfränkisch sagte, ein Exempel zu statuiren. Wird das Gerede nun widerrufen werden?

Als ich die Glossen wieder las, fand ich, die letzte sei noch zeitgemäß:

„In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchterner Fachmänner nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache Ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für kolonkale Eroberungpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt; und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren. Qui trop embrasse. . ."

Wie weiseste Warnung hallts nach. Jetzt ist der Kaiser in England freundlich begrüßt worden. Eine über das Urtheil nüchterner Fachmänner hinausgreifende Flottenvorlage würde das Ergebniß dieses Besuches schmälern; und obendrein nur die Ziffern, nicht die Relation ändern. Die Hoffnung, den Körper des Landheeres verkleinern zu können, ist seit 1905 geschwunden. Prestigepolitik? „Mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist."

Verlaſſene Mutter.

Und da es Niemand merken kunnt',
Beugt ſich das blutjunge Weib
Herunter tief mit zuckendem Mund
Zu ihrem geſegneten Leib,
Geſegneten Leib.

Und ſprach zu dem Kinde und ſeufzte ſchwer:
Du wirſt ein Waiſenkind ſein!
Deine Mutter lebt längſt kein Leben mehr
Und Dein Vater ließ mich allein,
Mutterſeelenallein.

Was kann da werden? Nicht Glück noch Ehr.
Wer hat denn Mitleid mit mir?
Und wirſt Du ein Bub, Du wirſt wie er,
Und wirſt Du ein Mädel, weh Dir!
Weh Dir und wehe mir!

Ein ſchlechter Mann! Ein elendes Weib!
Das iſts, was ich vor mir ſeh' . . .
Und Du Kind in meinem gequälten Leib
Stößt mich und thuſt mir weh,
Jetzt ſchon weh!

Prag. Hugo Salus.

Denstone College.

Vor etwa einem halben Jahrhundert gründete Canon Woodard, ein englischer Geistlicher, mit der Hilfe einiger Philanthropen, unter denen Sir Percival Heywood an erster Stelle genannt werden muß, Mittelschulen, die dazu bestimmt wurden, „Knaben und Mädchen eine Erziehung zu ertheilen, die im Einklang mit den Forderungen der traditionellen Public Shool, des englischen Internates, und der englischen Kirche stände.“ Lancing ist die gesellschaftlich am Höchsten stehende, Ardingley die größte dieser Anstalten, die man unter dem Namen „Woodard Shools“ zusammenfaßt. Denstone College aber ist durch das verhältnißmäßig große Kontingent, das es den Universitäten jedes Jahr liefert, mit der Zeit an die erste Stelle gerückt. Die zwei Jahre, während derer J. L. Dove, früher Kaplan und Mathematiklehrer in Haileybury, dann Missionar in englischen Kolonien, als Direktor in Denstone thätig war, haben der Schule dadurch einen weiteren Aufschwung verliehen, daß sie mehr mit den größeren Anstalten in Berührung gebracht wurde, als bisher geschehen war. Der Verkehr ergab sich hauptsächlich aus der Betheiligung an den Schießübungen in Bisley und den Miniaturmanövern in Aldershot, die acht bis zehn Hochsommertage dauern. Dove war einer der Hauptbegründer der Schulmiliz, die imperialistisch denkende Direktoren als schwachen Ersatz eines stehenden Heeres geschaffen haben. Auch das innere Leben der Lateinschule, die auf einem Hügel in Staffordshire steht, wurde durch Dove wesentlich geändert. Sein Hauptgrundsatz war, daß Müßiggang der Anfang aller Laster ist und daß die regelmäßige Erfüllung aller Pflichten mit militärischer Strenge gefordert werden muß. Ein Mann, der von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends lehrte, predigte, mit den Eltern korrespondirte, die Kranken im Sanatorium besuchte, mit dem Sekretär die nothwendigen Veränderungen durchging, sich persönlich in der Küche von der Schmackhaftigkeit des Essens überzeugte, der mit den Lehrern die Einzelheiten ihrer Fächer und ihre Methoden besprach, den Schülern Vorträge über militärische Geographie hielt, bei den Schulspielen ein interessirter Zuschauer und in der Schützenlinie die beste Büchse war, ein Mann, der zur Konfirmation vorbereitete, in der Dorfkirche und in der Umgegend den Gottesdienst abhielt, dem Sergeanten die neuste schwedische Turnmethode beibrachte und dem kommandirenden Offizier des hundert Mann starken Schulkadettencorps die Lehren des Burenkrieges vortrug, abends, wenn ein eigener Schlafsaal irgend eine Trophäe für Fußball und Cricket gewonnen hatte, zu allgemeiner Belustigung „John Peel“ sang, heiter in hellen Hosen zu einer Hockeypartie eilte oder den Portiers die Scharlachkranken in ihren Betten von der Schule nach dem Sanatorium tragen half: ein solcher Mann konnte natürlich auch viel von Lehrern und Schülern verlangen.

In Denstone wohnen Direktor, Lehrer, Schüler, Dienerschaft in einem einzigen Haus. Die meisten englischen Anstalten haben statt des einen Gebäudes zwölf bis zwanzig Häuser. Auch die Kapelle und der Speisesaal für vierhundert Personen und das große Schulzimmer, wo abends ungefähr zweihundert Jungen ihre Schularbeit machen und wo Aufführungen oder Konzerte stattfinden, liegen in diesem Riesenbau. Der unterste Stock enthält Schulzimmer, die Wohnung des Kaplans, Studirzimmer der „Prefekts“ (einer Schülerklasse, von der noch zu reden sein wird) die Geschäftszimmer des Direktors, des Sekretärs, den Billardsaal der Lehrer, die

Dunkelkammer zum Photographiren, die Kapelle, die Wohnung der Haushälterin (die eine Dame ist), die Küche und die Speisekammern. Im Zweiten Stock ist der Speisesaal, das große Schulzimmer, die Lehrerwohnungen (je zwei Zimmer), vier Schlafsäle für je vierzig Schüler, mit Waschraum, kalter Douche und Toilette, und die Gesellschaftzimmer des Direktors. Der Dritte Stock hat noch vier Schlafsäle, eine Gepäckkammer, Lehrerzimmer, die Schlafräume des Direktors und Fremdenzimmer. Im Vierten Stock sind nur Lehrerwohnungen. Die Dienerschaft hat Räume im Parterre und und im Ersten Stock zur Verfügung, wo auch noch ein Badezimmer und ein Auskleideraum für Fußballmannschaften anderer Schulen ist. Vom Hauptgebäude getrennt ist die „Preparatory Shool", ein Haus für Schüler zwischen acht und elf Jahren, das Sanatorium, das fünfzig Infizirte aufnehmen kann, und ein Laden, in dem die Schüler allerlei Süßigkeiten, Eier, im Sommer auch Obst, Sardinen, Würste, Thee und Aehnliches kaufen können. Dieser Laden gehört der Schule; auch der Gewinn, der bei guter Verwaltung im Jahr viertausend Mark betragen kann und meist für Sportzwecke verwandt wird. Vor dem Haupteingang des College dehnen sich die großen Spielfelder; da ist auch die Werkstatt, der Turnsaal, der Garten der Lehrer. Auf der anderen Seite liegen Gemüsegärten neben dem kleinen Park des Direktors. Da die eine Seite der Anstalt nicht zugebaut ist, ergiebt sich statt eines Hofes ein großer, grüner Rasen, der auch zum Tennisspiel dient. An der Mauer lehnt die große Rettungleiter, auf allen Treppen stehen Feuereimer und für den Fall eines Nachtbrandes sind die Lehrer mit besonderen Schlüsseln versehen, mit denen sie die Thüren öffnen, bevor sie sich auf die ihnen angewiesenen Posten begeben. Die Housemasters oder Dormitory Masters, Schlafsaalaufseher, deren in Denstone acht sind, müssen in diesem Fall für ihre Schutzbefohlenen nach den Weisungen des Direktors sorgen. Da jeder Schlafsaal zwei Eingänge und das ganze Gebäude nur zwei Holztreppen hat, ist die Gefahr ziemlich gering.

Die Kosten für Verpflegung und Erziehung betragen ungefähr 1100 Mark im Jahr. Darin sind einbegriffen: Arzt- und Zahnarztkosten, Haarschneiden, Beitrag zu den verschiedenen Sportkassen, Kapellenfonds, Trinkgelder. Musikunterricht ist besonders zu vergüten. Das Gehalt des Direktors schwankt, je nach der Zahl der Schüler, zwischen 16 000 und 24 000 Mark; die Gehälter der Lehrer, die Essen, Kohlen, Licht frei haben, schwanken zwischen einem Minimum von 1200 und einem Maximum von 3000 Mark. (In Eton, Harrow, Winchester und anderen großen Anstalten beträgt das Anfangsgehalt der Lehrer 7000 Mark und steigt bis zu 12 bis 14 000, während ein erfolgreicher „Housemaster" 25 bis 30 000 Mark verdienen kann; in diesen Schulen steht sich der Direktor auf mindestens 100 000 Mark.)

Die Beköstigung eines Knaben in Denstone kommt höchstens auf 70 Pfennige den Tag, die der Lehrer auf 1,20 Mark, die der Dienstboten auf 50 Pfennige. Am „high table", dem etwas erhöhten Tisch des Lehrerkollegiums, giebt es morgens Porridge mit Milch, Thee oder Kaffee mit Brot, Butter, Marmelade und einen warmen Gang. Um Eins ist Lunch; da giebt es kaltes Fleisch, Kartoffeln, Brot und Butter, Käse und ein bis zwei Glas Bier. Um halb Vier nimmt man wieder eine Tasse Thee mit Butterbrot. Um Sechs ist Abendessen: Suppe, Fleischgang (am Freitag Fisch), eine süße Speise und Käse. Nur manchmal giebt es Salat, gewöhnlich einen ungenießbaren Kohl. Daß das warme Fleisch nie schmackhaft ist, liegt nicht so sehr am Material wie an der schlechten Zubereitung. Die Schüler

haben ihre Hauptmahlzeit um Eins und bekommen um Sechs Thee mit Butterbrot und um Neun Milch oder Kakao mit einem Biscuit.

Der Tag ist natürlich genau eingetheilt und für jede Stunde gesorgt. 7 Aufstehen. 7,35 bis 7,55 Kapelle. 8 Frühstück. 9,15 bis 9,45; 9,45 bis 10,30; 10,30 bis 11,15 Unterricht, 11,15 bis 11,30 Pause, 11,30 bis 12,15; 12,15 bis 1 Unterricht. 1 Mittagessen. 2 bis 3,30 meist obligatorische Spiele oder Cross-Country Laufen. 3,45 bis 4,30; 4,30 bis 5,15; 5,15 bis 5,55 Unterricht. 6 Thee. 6,45 bis 8,30 Präparation. 8,30 bis 8,50 Kapelle. 9 Schlafsaal. 10 Licht aus. Diese Eintheilung gilt für Montag, Mittwoch, Freitag; an den übrigen Wochentagen fällt der Nachmittagsunterricht aus. Sonntag ist viermal Gottesdienst: 8 bis 9, 11 bis 12, 4.30 bis 5,45, 8,45 bis 9. Bei warmem Wetter wird die letzte Morgenunterrichtsstunde vor dem Frühstück ertheilt und der Nachmittagsunterricht verlegt.

Die religiöse Ausbildung bildet, wie man sieht, einen nicht unerheblichen Theil des Programmes. Wie in allen englischen Schulen, steht über dem Direktor eine Behörde, Trustees oder Governors genannt, in der Sprache der Woodard-Schulen „The Provost and Fellows“: ein Präsident und ein Kollegium. Diese Behörde ernennt den Direktor, den Sekretär, die Haushälterin, den Kaplan und die Vorsteherin des Sanatoriums; der Direktor hat die Lehrer anzustellen und zu entlassen und über die Schüler frei zu verfügen. Die ursprüngliche Idee war die eines Dualismus der Leitung: der Direktor sollte in der Schule regiren, der Kaplan in der Kapelle. Daß Friktionen in solchem Fall unausbleiblich sind, ist klar; die Kompetenzen sind eben nicht scharf abzugrenzen. Wie die spanische Kirche Pescaree seinen Leyva beigegeben hatte, so mußte der Direktor seinen im Rang gleichen Beigeordneten dulden. Nie hat sich, glaube ich, die Wahrheit des homerischen Wortes besser erwiesen als in den Woodard-Anstalten: „Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω“; in Lancing fielen einem Kaplan zwei Direktoren zum Opfer und die Meinung war überall, daß der Kaplan hauptsächlich da sei, um den Provost zu „informiren“. Das Kollegium tritt nur an Versammlungtagen in die Erscheinung; der Provost kommt, wann er Lust hat, und bezieht ein viel größeres Gehalt als irgendein Lehrer. Er wohnt nah bei der Schule und hat außer seinem Gehalt den Genuß einer einträglichen Pfründe; außer Denstone muß er freilich noch fünf andere Anstalten besuchen. Bei der Wahl eines solchen Mannes kommt nicht so sehr die praktische Erfahrung wie die soziale Stellung in Betracht. Während der Direktor im Allgemeinen tüchtig und zuverlässig ist, paßt auf den deus ex machina oft das Wort: „Ein großes Getrommel und ein kleines Gemarschir'.“ Der Direktor muß viel Takt haben, um mit der Hierarchie auszukommen.

Provost und Kollegium, das sich aus bekannten Geistlichen und reichen Laien zusammensetzt, bestimmen Dauer und Form des Gottesdienstes. Ein Organist und ein Musiklehrer bilden den Chor aus, der meist sehr Gutes leistet. Ein Lehrer, der Geistlicher ist, der Kaplan oder der Direktor predigt; an hohen Festtagen finden Prozessionen zum Altar oder außerhalb des Gebäudes statt. Dann erscheinen der Chor, das Lehrerkollegium und die Geistlichkeit in Gewändern verschiedener Farbe; einer der Präfekten trägt das Banner. Auch am Sonntag müssen die Lehrer „Cassoc and Surplice“ (Priesterkleidung) tragen. Während die Schüler nie fehlen dürfen, verlangt man vom Lehrer, daß er am Wochentag einmal, am Sonntag zweimal in der Kapelle ist. Mit der alten Sitte oder Unsitte, daß an Heiligentagen ein Theil

des Unterrichtes ausfällt, ist gebrochen worden; doch der Gottesdienst dauert an diesen Tagen länger als sonst und Priesterkleidung ist vorgeschrieben. Am Anfang und Ende aller Mahlzeiten sagt der Kaplan oder der Lehrer du jour ein kurzes lateinisches Gebet; manche begnügen sich mit einem „Benedictus benedicat". Sonntags um ein Uhr singt der Chor ein kurzes Gebet im Speisesaal.

Das curriculum des Jungen in Denstone ist nicht einheitlich; jede englische Schule hat einen Lehrplan, der allen Anforderungen des Gymnasiums, der Real- und Reform-Anstalten entsprechen soll. Für alle Zweige sind die Examina verschieden: die Universitäten (Higher Certificate, etwa unserem Abitur entsprechend, aber mit nur vier obligatorischen Fächern, von denen eins Mathematik sein muß), Oxford and Cambridge Locals (etwa auf dem Standpunkt unseres Einjährigen-Examens), Indische Polizei, Irische Konstablertruppe, Woolwich und Sandhurst, die Militärakademien, London Matriculation, Civil Service, Chartered Accountants Examination: die Zahl ist Legion und bei allen Prüfungen werden verschiedene Schriftsteller als gelesen vorausgesetzt. Unter diesen Verhältnissen einen Stundenplan zu erdenken, der Alles vorschreibt und kein Hirngespinnst ist, war gewiß nicht leicht. Dove hats erreicht. In Schottland sind die Schulverhältnisse mehr nach deutschem Muster geregelt und in neuster Zeit hat man mit der Einführung eines „School Leaving Certificate" auch in England den Anfang zu einer allgemeinen Examensorganisation gemacht.

Die Eintheilung in „Classical Side" und „Modern Side" entspricht ungefähr der in Gymnasium und Realschule. Der Hauptfehler des englischen Systems liegt darin, daß es allzu früh spezialisirt. Ein kluger Knabe, der auf die Universität will und wenig Geld hat, muß sich durch „Exhibitions" oder „Scholarships" zu helfen suchen. Auf der Schule selbst kann er durch ein Examen oder Protektion jährlich 200 bis 500 Mark ersparen; um auf der Universität eine Ermäßigung zu erhalten, muß er früh seine ganze Aufmerksamkeit auf eine einzige Disziplin richten; entweder Mathematik oder klassische Sprachen, selten Deutsch und Französisch. So kommt es denn oft vor, daß ein englischer Primaner die Geheimnisse des Alterthumes genau erforscht hat, daß er aber weder einen vernünftigen Aufsatz in seiner Muttersprache zu schreiben noch über die geschichtlichen und politischen Verhältnisse seiner Heimath Auskunft zu geben vermag. In Denstone sind die Schüler zum größten Theil Söhne von Pfarrern und kleinen Geschäftsleuten; aus den zwei verschiedenen Milieus ergeben sich zwei verschiedene Klassen, die den Unterschied elbst kaum merken, weil sie zu viele gemeinsame Interessen außer den Schularbeiten haben. Wie überall in England, giebt es auch hier Schüler, die nie ein Examen machen werden. Das sind die richtigen Leute für die Kolonien und die Waldstrecken Kanadas. Auf manchen Anstalten hat man eine besondere Klasse für sie geschaffen, wo Stenographie, Buchführung und Schreibmaschine sie auf Jahre hinaus fesseln. Unterrichtsstörungen kommen in Denstone kaum vor; nur Sonnabend, wenn Gäste zu Wettspielen zugereist sind, muß die erste Mannschaft wohl die Schule versäumen. Die Vorbereitung der Aufgaben wird manchmal unterbrochen; die acht Schüler, die im Sommer jede Woche zweimal gegen andere Schulen schießen, verlieren einen Theil der Arbeitzeit. Hier und da giebts eine Chorprobe; kurz vor der großen Shakespeareaufführung zu Weihnachten auch Theaterproben. Das Kadettencorps kommt manchmal erst gegen acht Uhr oder noch später heim. Das sind aber Aus-

nahmen. Die drei oder vier besten Schüler jeder Klasse arbeiten in ihren Klassenzimmern; die Präfekten zu Zweien oder Dreien in eigenen Buden, die Uebrigen im großen Schulsaal, wo zwei Präfekten die Namen der Abwesenden notiren und dem Lehrer du jour übergeben. Da im Billardzimmer weiße und gelbe Zettel hängen, die anzeigen, wer ins Sanatorium aufgenommen und wer entlassen ist, läßt sich leicht feststellen, wer im großen Schulsaal fehlt.

Die Vergnügungen sind in Denstone genau so obligatorisch wie alles Andere. Wer nicht schießt, spielt Fußball, Cricket, Tennis oder Fives. Die einzelnen Schlafsäle spielen alle diese Spiele gegen einander und erhalten dafür Pokale; auch um den Schwimmpreis, den Schützenschild und den Schachpreis wird gekämpft. Zu Spazirgängen wird nicht aufgefordert, außer an Sonntagen, wo sie unvermeidlich sind; am Schwarzen Brett hängt die Landkarte, auf der sich jeder Schüler überzeugen kann, wohin und wie weit er gehen darf; die Grenzlinien (bounds) sind roth markirt und werden, falls eine Infektion eintritt, geändert. Die Kontrole ist scharf; in der Kapelle notirt der Präfekt du jour Abwesende und giebt die Liste dem Kaplan; bei Mahlzeiten sammelt der „prefect of Hall" die Listen an den einzelnen Tischen und giebt sie dem Direktor; an freien Nachmittagen ist um vier Uhr Appell, bei dem zwei Präfekten, die Abwesende notiren, und der Lehrer du jour zugegen sind. Abends sind die Schlafsaalpräfekten in ihren Domänen für die Anwesenheit ihrer Abtheilung verantwortlich und erstatten um halb Zehn dem Lehrer Bericht. Bei diesem System kann ein Knabe sich nicht länger als zwei bis drei Stunden von der Schule entfernen, ohne daß seine Abwesenheit bemerkt wird. Und doch fehlt alle Spionage, alle Ueberwachung in der freien Zeit. Da außer dem Arzt, dem Friseur, dem Provost, einigen Lieferanten und fremden Seams (am Samstag) Monate lang kein Mensch von außen kommt, ist man auf die Gemeinde angewiesen: und da dürfte es sich nicht empfehlen, nach vermeintlichen Delinquenten auf die Spürjagd zu gehen. Der Lehrer, ders thäte, wäre von den Schülern verachtet und würde bei seinen Kollegen keine Unterstützung finden.

Die freie Zeit ist kurz; dreimal in der Woche von 4 bis 6 und am Sonntag von 9,30 bis 11, 12 bis 1, 1,30 bis 4,15, 6,30 bis 7,30. Diese Zeit dient zum Spaziren, zur Korrespondenz, zur Unterhaltung, zu Strafaufgaben. Außer den paar Stunden und den Spielen ist von Vergnügen wenig zu haben; ab und zu ist ein Schulkonzert; der Chor, die Kadetten, die Oberprima haben einmal im Jahr ein Souper ohne alkoholische Getränke, aber mit vielen Süßigkeiten. Im Sommer ist das Schwimmen im Fluß das Hauptvergnügen; im Winter interessirt am Meisten die Shakespeareaufführung, die, wie das athletische Sportfest zu Ostern, Eltern, Freunde der Schule und frühere Schüler in Schaaren herbeizieht. Eine Schülerbibliothek mit vielen Büchern und den großen Tageszeitungen gewährt Raum für die Präfekten und ein bis zwei Klassen, die alle ihren bestimmten Tag haben. Sonntag wird abends um halb Acht im großen Schulsaal von einem Lehrer oder einem Präfekten ein amusantes Buch vorgelesen. Es giebt zwei Debattirklubs, in denen künftige Parlamentarier sich heranbilden können, und eine Gesellschaft für Naturwissenschaft, die aber wenig hervortritt. Wenn die Schüler unbeschäftigt sind, bleiben sie in ihren Klassenzimmern, wo jeder einen eigenen Schrank für seinen Privatgebrauch hat. Manchmal werden diese Schränke revidirt, wenn ein Diebstahl vorgekommen ist; in diesem Fall bemerkt der Klassenlehrer Tabak, Cigaretten und

andere Kontrebande nicht. An freien Nachmittagen gehen einige Schüler zu den Lehrern zum Thee; die „Housemasters“ laden gewöhnlich Jungen aus ihrem Schlafsaal ein, während die anderen Lehrer mehr ihre Klassen berücksichtigen. Da an diesen Tagen der Nachmittagsthee wegfällt und der Lehrer um diese Zeit keine Bedienung zur Verfügung hat, kommt es vor, daß er zwei Knaben eine ständige Einladung gewährt, die dafür Thee machen, Eier kochen, auf- und abräumen müssen. Diese Schüler heißen in Denstone „pides“, ein dem Griechischen entlehntes Wort ohne Nebenbedeutung. So entstehen zwischen Lehrer und Schüler Beziehungen, die auf dem Kontinent kaum möglich wären, auch in den meisten Schulen Englands ungewöhnlich erscheinen würden. Drei oder vier Jahre solcher Familiarität schmälern aber den Respekt nicht, den der Lehrer am Anfang einflößte; man kennt einander gut, aber nur von der besten Seite und meist nimmt der Knabe den Eindruck mit, daß der Lehrer mehr für ihn gethan hat, uneigennütziger gehandelt, als es je wieder ein anderer Mensch thun wird. Nur in Fällen, wo ein solches Verhältniß vom Lehrer sentimental genommen wird, ist es schädlich; aber der Spott der Kollegen verhindert Auswüchse. Man erzieht einander, ohne den Individualismus ganz zu verlieren. Diese Bevorzugung einzelner Schüler scheint unberechtigt; aber der Engländer ist praktisch und fügt sich in die Verhältnisse; ich hörte nie über diesen Punkt klagen (und Das will viel sagen, denn Knaben haben immer Etwas auszusetzen). Eine Abart des „pide“ ist nicht angesehen: der Schüler, der sich bei einem Lehrer vollfrißt und dann auf ihn schimpft. Loyalität wird eben immer verlangt.

Jeden Montag ist abends um 7,30 Versammlung der Präfekten im Klassenzimmer A und Lehrerkonferenz in der Lehrerbibliothek. Dann bleibt ein Lehrer allein mit zweihundert Schülern im großen Schulzimmer; manchmal zehn Minuten, manchmal länger. Von der Persönlichkeit hängt es ab, welcher Grad der Ruhe herrscht.

Die Macht der Präfekten ist groß; in Denstone größer als anderswo. Das ist gut, denn die Präfekten haben mehr Einfluß auf die Schüler als die Lehrer. Der Präfekt ist das Ideal; der Lehrer der Schrecken. Wie wir sahen, leisten die Präfekten wirksame Mitarbeit in der Kontrole; sie leisten aber noch mehr in der Erziehung. Sie dürfen strafen; mit dem Stock prügeln. Das ist Macht und erzeugt Respekt. Der „Captain of school“ ist nächst dem Direktor die gewichtigste Persönlichkeit: er leitet die Versammlungen der Präfekten, entscheidet oft nach Gutdünken uud ist der Vertrauensmann des Direktors. Ein tadelloser Ruf und das Zeug zum Sportsmann sind Grundbedingungen bei der Wahl, die der Direktor auf Vorschlag der abgehenden Präfekten vollzieht. Wie die Lehrer Assistenten des Direktors sind, so die Präfekten des „Captain of school“. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf alle Tageszeiten, wo kein Unterricht stattfindet. Sie haben das Recht, für Unordnung, Lärm in den Gängen, Zuspätkommen sorgfältig geschriebene Strafzeilen zu verlangen und für Rauchen, Fluchen, schlechtes Betragen in der Kapelle bis zu sechs Schlägen mit einem Stock auf den Hintern zu geben. Schlafsaalpräfekten benutzen zu diesem Zweck oft einen Pantoffel. In allen Fällen steht der Appell an den Direktor frei; doch machen nur minderwerthige Charaktere oder redegewandte Querköpfe davon Gebrauch. Die Macht der „Sixth Form“, wie die Präfekten auch genannt werden, erscheint dem Ausländer ganz unverständlich; aber sie wird fast nie mißbraucht. Diese jungen englischen Ober- und Unterprimaner haben eine gewisse Haltung und die „Senior Prefects“ sind fast genau so angesehen wie

die Lehrer. Wenn er es für nöthig hält, überschreitet der „Captain of School“ seine Kompetenzen, vielleicht mit Wissen des Direktors: in einem Fall wurden fünfunddreißig Delinquenten wegen Immoralität von den Präfekten gerichtet und mit zwei Dutzend Stockschlägen bestraft. Sonst wäre der Direktor genöthigt gewesen, etliche Schüler auszuweisen. Dr. Arnold von Rugby ist der Organisator des ganzen Systems, das jetzt an allen Schulen in verschiedenen Formen besteht, und man darf wohl behaupten, daß die Disziplin und der Ton einer englischen Anstalt da am Besten ist, wo die Präfekten am Meisten Macht besitzen.

Aehnlich wie die Präfekten, aber in anderer Weise sind die Lehrer auch außerhalb der Unterrichtsstunde reichlich beschäftigt. Bei der großen Zahl und Verschiedenheit der Examina sind Privatstunden nothwendig; sie werden, in Anbetracht des Missioncharakters der Schule, gratis ertheilt. Die meisten Lehrer betheiligen sich an den Schulspielen. Die „Housemasters“ müssen Taschengeld austheilen, die Jungen zu den Spielen trainiren, bei Tisch Suppe ausschöpfen und das Fleisch schneiden, für Mützen und Sportartikel aller Art Bons ausgeben; auch geben sie die Erlaubniß, am Tag in den Schlafsaal zu gehen und abends bis Zehn aufzubleiben, falls ein Anlaß vorliegt. Sie leisten unendlich viele kleine Dienste und sind in jeder Beziehung in loco parentis. Die Wahl der Housemasters erfolgt meist nach der Anciennetät, manchmal auch nach Verdienst. Knaben, die sich nicht viele Gedanken machen, mußten doch stutzen, wenn Direktor und Kaplan bei ansteckenden Krankheiten selbst miteingriffen und die Lehrer sich in der Nachtwache bei schlimmen Fällen ablösten, um die Pflegerinnen zu entlasten.

Am Schluß des Trimesters war der Geschäftsgang besonders lebhaft. Fremde Examinatoren prüften; Censuren wurden geschrieben und Noten addirt Diese Addition ist langwierig und anstrengend. Statt, wie bei uns, Noten von 1 bis 6 zu geben, giebt man in England Punkte für schriftliche und mündliche Leistungen. Für ein Extemporale oder einen Aufsatz werden 20 bis 40 Punkte (marks) gegeben; diese Punkte werden am Schluß addirt und steigen mitunter bis auf 1800. Der Knabe kann in Griechisch 1700, Latein 2120, Mathematik 730, Französisch 525 haben. Der Direktor bestimmt dann die höchstmögliche Zahl der Punkte für jeden einzelnen Gegenstand und die Punkte müssen reduzirt werden. Griechisch: Primus 250; Latein: Primus 250; Mathematik: Primus 200 und so weiter; die nächstfolgenden haben etwa 191, 178, 176, 169 Punkte. Diese Reduktion geschieht mit Hilfe eines verschiebbaren Ausmessers aus Holz, der die Rechenaufgabe wesentlich erleichtert. Eine weitere Schwierigkeit ist die Einreihung der „Sets“, der einzelnen Abtheilungen. Die „klassische Seite“ lernt Mathematik und neuere Sprachen nicht nach Klassen, sondern nach Abtheilungen; die „moderne Seite“ thut das Selbe für Latein und Französisch. Für einzelne (fast für alle) Gegenstände sind Preise ausgesetzt; für neuere Sprachen 100 Mark jährlich. Da giebt es viele Korrekturen, zu denen noch die Examina für Versetzungen kommen. Die Anhäufung der Arbeit und der Mangel an freier Zeit machen die langen Ferien nothwendig, zu denen die Gehälter nicht immer im richtigen Verhältniß stehen: im Ganzen ungefähr vier Monate im Jahr.

Eine Schilderung des Lebens in englischen Mittelschulen kann nie generell sein; jede Anstalt hat eigene Gesetze, Formen, Traditionen. Ein deutliches Bild läßt sich am Besten durch genaue Schilderung einer einzigen Institution in deren Blüthezeit gewinnen. Diesen Zustand hatte Denstone unter Dove erreicht.

Wilhelm Bensemann.

Ara patriae.

Das bedeutsamste Monument, das die terza Roma zur höheren Ehre ihrer Gründung sich setzt, ist der große architektonische Aufbau um die Reiterstatue Victor Emanuels des Zweiten, der von der Piazza Venezia zum Kapitol hinaufführt. Im Jahr 1885 wurde der Grundstein gelegt und mit dem Abbruch der Häuser vor der nördlichen Seite des Kapitols begonnen, von wo aus eine direkte Linie durch den alten Korso nach der Piazza del popolo geht. Goethe würde also, wenn er heute auf der Via Flaminia durch die Porta del Popolo einzöge, nicht nur sicher sein, „Rom zu haben", sondern auch gleich das Kapitol zu sehen; allerdings nicht das Kapitol Michelangelos, sondern das des Grafen Sacconi, des vor anderthalb Jahren gestorbenen, hochgefeierten umbrischen Architekten. Nicht nur der Abbruch eines von der übelsten plebs bevölkerten Quartiers und der Abstich eines Theiles des Hügels selbst waren nöthig, um diese Wirkung zu erzielen, sondern auch der Palazzo Torlonia mußte fallen, der die Aussicht hemmte, und fallen wird noch der Palazetto, ein Anbau des altehrwürdigsten, Oesterreich gehörenden Palazzo Venezia. Dadurch wurde jetzt schon die Piazza Venezia, das Herz Roms, wesentlich verbreitert. Der Fremde freilich, der heute dieses bauliche Chaos betrachtet, glaubt, vor den Zerstörungen eines Erdbebens zu stehen, deren zwei im vierzehnten Jahrhundert erst das antike Rom endgiltig niederlegten. Aber über dieser Trümmerstätte erhebt sich schon der konkave Portico auf riesiger Plattform, der den Hintergrund des Reiterdenkmals des re galantuomo, von dem bis jetzt nur das rohe Basament steht, abgeben wird. Die architektonische Idee Sacconis ist genial; kein zweites Denkmal der modernen Welt kann sich an dieser Konzeption messen, am Wenigsten das an der berliner Schloßfreiheit. Und Wilhelm der Erste war doch noch ein anderer Monarch als Victor Emanuel der Zweite. Welcher Staat der Welt hätte aber auch ein Kapitol dafür zur Verfügung?

Den deutschen Rom-Pilgern, die heute in ganz anderen Massen als zu Tannhäusers Zeit die aeterna beglücken, springt zuerst das ungeheure Gerüst dieses Baues in die Augen. Wenn die Pilger „weiß" sind und gewissenhaft ihren Bädeker oder Gsell-Fels studiren, pflegen sie ihrer Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß das neue Rom diese durch Michelangelos drei Paläste geheiligte Stätte durch einen so protzigen modernen Bau in den Hintergrund drängt. Falls die Pilger „schwarz" sind, ist ihre Indignation noch weit größer, weil die eine Seite der uraltheiligen Kirche Ara coeli, in der dem Kaiser Augustus das Christuskind erschienen sein soll, ganz durch diese Propyläen verbaut wird. Doch die Trümmerhaufen werden schwinden, das Gerüst wird niedersinken und ein Aufbau wird erscheinen, den man in absehbarer Zeit eben so bewundern wird, wie heutzutage Jeder die Spanische Treppe anstaunt, obwohl

sie nur von der Kirche Santa Trinità bekrönt wird. Um diese Frage tobt ein heftiger Kampf in der gesammten Künstlerwelt Italiens; auch in den Ministerien hat er getobt. Darüber möchte ich hier Einiges sagen.

Zunächst eine kurze Beschreibung für den Leser, der das modernste Rom nicht kennt. Von der Piazza Venezia aus wird sich eine gewaltige Freitreppe in mehreren Absätzen erheben, die aber wegen der vorgebauten Steinlaboratorien noch nicht in Angriff genommen werden konnte. Von dieser Treppe gehen rechts und links Rampen aus und führen auf eine große Plattform, hinter der sich in ganzer Breite ein konvexer Mauerbogen hinzieht, als Unterbau des Basamentes der Reiterstatue. Die Ornamentirung dieses Mauerbogens mit vier Meter hohen Reliefs ist in Aussicht genommen. Um das Basament der Reiterstatue herum führen abermals Rampen über eine mittlere Plattform zur Hauptplattform hinauf. Dort erhebt sich als Abschluß das Stylobat des großen Portico, der von zwei Propyläen rechts und links flankirt ist. Die Propyläen werden von zwei Quadrigen bekrönt. Die Seiten dieses gigantischen Aufbaues fallen in geraden Wänden zur Piazza Venezia herunter Das Material ist ein weißer, marmorartig mit schwachen Adern durchzogener Kalkstein, der bei Brescia gebrochen und Botticino genannt wird. Der Stil, den Sacconi gewählt hat, ist ein Gemisch von dorischer und römischer Architektur, das anfangs heftig bestritten wurde, jetzt aber als eine durchaus eigenartige Schöpfung, eine Art neuer Renaissance von den Italienern anerkannt wird. Man mag über die Berechtigung dieser Verschmelzung denken, wie man will: bedeutsame Wirkung ist schon jetzt nicht bestreitbar. Sacconi hat sich vor kontinuirlichen Flächenunterbrechungen, Ueberladungen und unorganischen Stilverknüpfungen, wie sie an dem neuen riesigen Justizpalast so grell hervortreten, sehr weislich gehütet. Das Innere seines Aufbaues enthält große Hallen, deren Eingangsthore rechts und links von der Reiterstatue sich öffnen und Museumszwecken dienen werden.

Auf die Ornamentirung des erwähnten Mauerbogens unter dem Basament der Reiterstatue, die am Meisten ins Auge fallen wird, ist jetzt der Kampf konzentrirt, nachdem die Architektur im Wesentlichen nicht mehr in Frage gestellt wird. Sacconi hat ihn die ara patriae getauft. Seine Idee war, an diesem Bogen die Einheit Italiens zu verherrlichen, und zwar in Hochreliefs. Hätte Sacconi einen genau ausgearbeiteten Plan für die Bildhauer hinterlassen, so würde bei der hohen Verehrung, die man jetzt seinem Genie zollt, dieser Plan sicher ausgeführt werden. Aber Sacconi gehörte zu den Künstlern, die ihre Ideen stündlich und täglich umformen, die selbst in der Ausführung, oft zur Verzweiflung ihrer Werkzeuge, noch umändern. Sein Plan stand nicht fest. Es existiren mehrere Entwürfe von ihm, einer von 1889 und einer von 1900, beide aber nur skizzenhaft. Auf den ersten stützen sich die Verwaltungorgane, auf den zweiten die Künstler. Ein Labyrinth von persönlichen Interessen kommt

dabei zum Vorschein. Das Kultusministerium hat eine größere gemischte Kommission eingesetzt; diese Kommission hat wieder drei Architekten als Direktoren des Baues bestallt, welche die Presse spöttisch die „Triumvirn" nennt. Es sind brave Männer, die nach fünfzehnmonatiger Berathung ein Referat geliefert haben, an dem unsere deutschen Bureaukraten noch Etwas lernen könnten. Wasch mir den Buckel und mach mich nicht naß: ist, ganz trivial gesagt, der Inhalt des Referates. An der Architektur wird weiter geschafft, aber noli tangere die ara patriae! Wer Das thut, verbrennt sich nicht nur die Finger. Die offiziöse Tribuna erklärte die zweite Skizze Sacconis sogar für apokryph; sie meinte boshaft: die Skizze sei im Auftrage Sacconis „bei dem dritten Niederstieg des Deutschen Kaisers gen Italien" von dem Architekten Pogliaghi nur so hingeworfen, um „Guglielmo" eine oberflächliche Idee zu geben. Das Ministerium und die Parlamentarier wollen, daß der Bau, an dem nun etwa dreizehn Jahre gearbeitet worden ist, bis zum Festjahr 1911 fertig sei. Die Künstlerschaft protestirt mit Recht. Ein unter D'Annunzios Führung organisirtes Komitee arbeitete mit Hochdruck gegen solche Ueberhastung. Nicht schnell, sondern schön! Verlangt wird ein freier Wettbewerb sämmtlicher italienischen Bildhauer. Das Ministerium, Kommission und Direktion hatten im Stillen die Hauptarbeiten, die auch finanziell recht ansehnlich ins Gewicht fallen, unter sich vertheilt. Den Löwenantheil: die Hochreliefs an der ara patriae, die acht Hauptfiguren am Stylobat sollten die Günstlinge erhalten, für den untergeordneten Theil, nämlich die Figuren, welche die italischen Regionen symbolisiren und an der Attika des Portiko angebracht sind, die also wegen ihrer Höhe nur dekorativ wirken können, ward eine Konkurrenz ausgeschrieben und die besten Arbeiten wurden prämiirt. Es waren die Ueberreste, die den Kleinen hingeworfen wurden.

Welcher Art sollen aber die figürlichen Darstellungen sein, die an die ara patriae zu setzen sind? Sacconi hatte mit seinem weiten, echt künstlerischen, idealistischen Blicke vorausgesehen, daß an diesen Figuren, welche die Einheit Italiens verkörpern sollten, gerade der Zwiespalt in der häßlichsten Form ausbrechen würde, daß nicht nur die Freiheitheiden selbst, sondern auch deren Söhne, Enkel und Gevattern darauf abgebildet sein wollten, falls sie nur im Parlament ordentlich den Mund aufgerissen hätten. Auch das Kostüm hatte er natürlich vorausgesehen, in dem alle diese Herren erscheinen würden: den Gehrock, wie er jetzt auf dem von Frankreich gestifteten Denkmal Victor Hugos gar grausam zu sehen ist (und noch dazu Hugo mit der antiken Leier in der Hand und einen Löwen um die Beine gewickelt). Sacconi hatte ohne Zweifel auch den Cylinder und Frack schon in der Ferne erschaut, in denen diese „ehrlichen" Politiker und fürchterlichen Veristen sich und ihre Väter getreu sehen wollten; er bebte wohl vor einer karnevalistischen Maskerade. Er hatte deshalb schon 1889 eine Skizze gemacht, auf der nur die Bresche bei der Porta Pia (Einnahme

Roms) und das Plebiszit zu erblicken waren. Bei weiterem Fortschreiten seiner Arbeit verwarf er aber diesen Plan als zu eng begrenzt. Er beschloß nun, die Persönlichkeiten abzubilden, die seit dem Rinascimento bis in die Tage Victor Emanuels des Zweiten für die Einheit Italiens gewirkt haben. Er wandte sich deshalb an die hervorragenden Gelehrten Bovio, Gnoli und Villari, um ihre Meinung über diejenigen großhistorischen Erscheinungen zu hören, die wirklich verdienten, darauf abgebildet zu werden; er schlug also den ganz richtigen Weg ein. Gnoli und Villari ließen ihn im Stich, wahrscheinlich, weil sie die herrschenden Parlamentarier nicht vor den Kopf stoßen wollten. Bovio dagegen ging auf Sacconis Vorschlag ein. Nun entstand über diese Personenfrage ein furchtbares Geschrei. Jeder war anderer Ansicht; Alle, die sich, ihre Verwandten und Freunde zurückgesetzt fühlten, bekämpften die Auswahl. Es hagelte Sophismen, die ja jedem Italiener so geläufig sind. Man behauptete, es sei unwürdig, wenn man Dante unter die Hufe von Victor Emanuels Gaul setze. Solche Angriffe verbitterten in den letzten Jahren den kranken Sacconi tief. Denn man warf ihm vor, daß hier eine unerträgliche Ueberhebung des führenden Architekten walte, die die Bildhauer in ihren Rechten schmälere. Wer aber die Baugeschichte Roms kennt, wer Alles in Betracht zieht, was heute noch von antiken Bauten in Rom steht, kann behaupten, daß bei den Römern die Architektur immer in erster Linie stand (auch in der Renaissancezeit) und daß Bildhauer und Maler nur deren Begleiter waren. Dieses Prinzip entsprach der Größe der antiken Staatsidee, die sich nur in der Formung gewaltiger Massen ausdrücken konnte. Da von der simplen Reiterstatue für Victor Emanuel abgegangen und der große Plan Sacconis angenommen war, mußte der Architekt auch bis zur Vollendung der Alleinbestimmende bleiben. Auf der Schloßfreiheit in Berlin sieht man nur eine unglückliche Ehe beider Künste. . .

Der Entwurf des Bildhauers Chiaradia ward gekrönt und ihm die Ausführung übertragen. Chiaradia gerieth mit seiner Arbeit in die Zeit, wo der Monumentalbau aus Mangel an Staatsmitteln stockte, und starb, tiefvergrämt sowohl über die fortwährende Verzögerung als über die heftigen Angriffe, die er erlitt, bevor er noch sein Werk vollendet hatte. Die Figur des Königs, die er gebildet, das Pferd, das er für ihn schuf, waren und mußten der klassizirenden Idee Sacconis zuwider sein, weil Chiaradia den König und sein Pferd veristisch schuf. Konnte er aber wohl anders? Jedem ist die charakteristische Gestalt des re galantuomo bekannt, seine gedrungene Figur, sein massiges Gesicht, sein an eine Karikatur grenzender und auch oft genug karikirter Bart, dazu seine unklassische Uniform, die weiten Pumphosen, die an Begas' Bismarckdenkmal so unschön wirken. Konnte aber der Bildhauer davon abgehen? Noch dazu in einer Zeit, wo der Verismus in Italien mindestens so blühte wie in Berlin W.? Unmöglich nach der damaligen Kunst-

anschauung. Sacconis antikisirender Architektur entspräche auch ein antikisirendes Denkmal, vielleicht eine Art Marc Aurel, jedenfalls ein Werk, das sich dem seinen anpaßte. War Das nun zu erzwingen? Unmöglich. Das Gesicht, die Gestalt des re galantuomo wären in römischer Gewandung lächerlich. Sacconis Genie hätte vielleicht einen Ausweg gefunden, wenn vorher das Werk Chiaradias von ihm weggeschafft worden wäre. Nun, da er tot ist, tritt dies von ihm zurückgeschobene Werk wieder in den Vordergrund und findet warme Beschützer in den Sphären, die entweder selbst an einer veristischen Darstellung an der ara patriae interessirt sind oder die der ganzen Frage eine schleunige bureaukratische Erledigung bereiten wollen. Ob die ideale Forderung, die hervorragende Männer in der Oeffentlichkeit vertreten, oder der künstlerisch und finanziell interessirte Trust siegen wird: chi lo sa?

Rom. Dr. Julius von Werther.

Brief des Liebenden.

Seitdem Du in der Ferne bist, mein Lieb,
Hab' unsrer Liebe ich viel nachgesonnen
Und frag' mich ständlich, ob ich Dich gewonnen,
Ob nicht Dein Herz mir fremd und zaghaft blieb.

Wie unterm Mond das Meer aufschäumt und gährt,
Bäumt' auf das Blut mir unter Deinen Blicken.
Nie litt ich tiefres Glück. Und mich umstricken
Noch jene Stunden, die Dich mir gewährt.

Bis heute schweifte meine Sehnsucht bald
Der Heimath zu, dem Süden bald, den Sternen.
Nun weilt sie stets bei Dir, bei Dir, der Fernen.
Schlafwandelnd folgt sie Dir, mit Traumgewalt.

Nie litt ich tiefre Qual! Auf Deiner Fahrt
Mußt Du es manchesmal erbebend fühlen,
Wie Zweifel und Verlangen in mir wühlen.
Komm, Komm! Denn Liebe will nur Gegenwart.

Wien. Camill Hoffmann.

Delacroix.*)

Wie ein Stück von Goethe in den meisten Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts fortlebt, so kann man Delacroix den Geist nennen, der allen großen Künstlern unserer Zeit ein Theilchen abgab. Vielleicht würde man sogar diese Repräsentantenrolle dem Maler noch in einem weiteren kosmopolitischen Umfang zuerkennen, wenn die Verbreitung von Kunstwerken nicht an engere Grenzen gebunden wäre als das Wort des Dichters und wenn nicht gerade Delacroix vom Ausland mit beispielloser Willkür vernachlässigt würde. Jenseits vom Kanal ist, dank seinen Beziehungen zu den englischen Koloristen der Zeit, sein Name bekannt. Bei Wallace und in der Jonides-Kollektion hängen ein paar gute Bilder. Kleinigkeiten sind im Privatbesitz. Mit seiner Kunst beschäftigen sich in England so wenige Künstler, Laien und Gelehrte wie in allen anderen Ländern. Kein Franzose war bei uns in der Periode der Schwärmerei für Paris und Belgien, in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren, so wenig geschätzt. Delaroche, Horace Vernet, Cogniet und mancher Andere herrschten in den Akademischen Ausstellungen Berlins, in der Gesellschaft und bei den Künstlern; und nur sehr selten verirrte sich mal ein Bild des Meisters in unsere Breiten. Die jungen Deutschen zogen in Schaaren zu Couture und Gleyse und lernten von den miserablen Folien des großen Künstlers. Und heute? Heute ist man mit Gauguin und Van Gogh intim, besitzt Signac und Croß, diskutirt die Jüngsten und kennt nicht Delacroix, den Einen, ohne den alle Anderen nicht nur historisch nicht möglich wären, sondern im Geiste der Empfänger logisch nicht möglich sind. Man kann mir nicht einreden, etwas Wesentliches von Cézanne zu verstehen, wenn Delacroix unverstanden bleibt. Den Landsleuten des Künstlers ging es nicht viel anders, auch nachdem er endlich berühmt geworden war. Sie entnahmen ihm, was Guérin oder Delaroche geben konnten: Pathos und Legende; schwärmten für das Dämonische des Schöpfers, ohne seine Bilder zu betrachten. Vielleicht hatten die mißtrauischen Naturalisten, die nachher kamen und kalt blieben, Recht; mehr, als sie ahnten. Vielleicht schlug das Herz, dessen überhitzte Pulse die Romantiker berauschten, in einem kalten Menschen. Und vielleicht lag gerade darin seine Größe. Sicher ersann er gewaltige Legenden. Aber seinem Geiste konnte nicht mehr einfallen, als der Hand zu formen gelang. Seine Darstellungen der Medea drängen die Gestalt der Antike in den Hintergrund. Seine religiösen Legenden füllen erschlaffte Vorstellungen mit neuem Blut. Manchen Dichtungen hat er plastischere Formen verliehen, als die Dichter ihnen zu geben vermochten. Macht ihn Das zum „Knecht der Literatur", wie noch vor Kurzem gesagt wurde? Was er Dichtern nahm, hat er Dichtern mit Zinsen wiedergegeben. Man erzählt, daß er sich beim Malen der „Dantebarke" die „Göttliche Komoedie" vorlesen ließ, mit starker Betonung des Rhythmus. Und diese Episode, die gleichgiltig wäre, wenn das Bild mißlang, vermindert nicht den Schauer des Mysteriums, wenn uns im Louvre der Rhythmus des herrlichen Werkes umfängt. Vielleicht sind die Dichter seiner Zeit schuld an dem Mißverständniß. Ihnen war er nichts als literarische Suggestion. Er hat sich darüber keinen Illusionen hingegeben und sprach über

*) Bruchstücke aus der Vorrede, die Herr Meier-Graefe für den Katalog der in Cassirers Kunstsalon eröffneten Delacroix-Ausstellung geschrieben hat.

George Sand sehr viel kühler als sie über ihn. Mehr zog ihn Madame de Stael an, vielleicht gerade in Folge des Reaktionären ihrer Anschauung im Vergleich zu dem Liberalismus der Geliebten Musſets. So wie er im Verkehr einen Baudelaire, trotzdem Der ihn von allen Poeten am Besten begriffen hat, mit der ihm eigenen ausgesuchten Höflichkeit behandelte und viel intimer mit dem Maler-Philosophen Chenavard, dem Schüler seines Erbfeindes Ingres, umging. Er suchte im Leben und in der Kunst, was ihn selbst ergänzte, hatte die natürliche Abneigung vornehmer Naturen gegen das Untergeordnete aller Gefühlsschwelgerei und fühlte sich nicht als „Fleur du Mal“. Eben so verhielt er sich zur Musik. Jede Beziehung eines Künstlers seiner Zeit zu einer anderen Muse ist den Heutigen verdächtig. Nicht ganz mit Unrecht. Und Delacroix liebte alle Künste. Aber nicht als Romantiker. Seine Neigungen sind charakteristisch. Er zog, obwohl mit Chopin befreundet, Mozart allen Anderen, selbst Beethoven vor, verabscheute die modernen französischen Komponisten und war der erste sachliche Beurtheiler Wagners. Er liebte die Musik nicht als die reinste Sinnlichkeit, sondern als das Medium reinster Abstraktionen. Liebte alles Schöne und verschloß sich unerbittlich vor jeder trüben Empfindung. Liebte auch (bedenkliches Indizium) die Menschen, als Jüngling sogar überschwänglich. Die Briefe an seine Freunde, in Burtys Sammlung, sind sprechende Dokumente. Man liest sie mit einem Gefühl, das entfernt dem Eindruck bei der Betrachtung der Bilder gleicht. Nicht, weil sie das selbe Temperament verrathen, sondern, weil die Worte sich, wie die Farben der Bilder, organisch dem Impuls des Schreibers unterordnen.

Er war empfindlich wie eine Mimose, sogar kränklich und verhehlte also nicht das bedenklichste Argument für die Romantiker-Diagnose. Aber was ihn aufrieb und zu dem kranken Menschen machte, der ein Drittel seiner Zeit damit verbrachte, sich für den Rest existenzfähig zu erhalten, war just das Gegentheil des ungesunden Rausches überspannter Phantasie, war der Kampf des Arbeiters gegen das Unbewußte des Genius, die Energie gegen die Leichtigkeit seines Schaffens, der Trieb kühler Spekulation, wie man das Erlangte stetig zu bessern vermöchte.

Wohl gehört er der Zeit und gewissen Symptomen nach zu der Romantik, zur französischen fast so wie Michelangelo zur Renaissance. Aber diese Etiquette sagt nichts vom Kern seines Lebens. Was er dem bald ermatteten Fluge seiner Zeit gab und das Stück, das er selbst dem Impuls seiner Epoche verdankte, verschwindet in seiner Geschichte. Die Essenz der Romantik kräuselt nur noch mit mildem Hauch unsere abgehärtete Seele. Der Befreiungschrei klingt uns Befreiten nicht mehr; wir haben nicht mehr um ihre Ziele zu kämpfen und die Lorbern für vergangene Verdienste vergehen wie vergossener Wein ...

Die Abneigung des Germanen gegen Delacroix ist eine Folge seines größten Stolzes, des Sieges über die Romantik. Unsere Väter warfen die Sentimentalität unserer Großväter über Bord und thaten recht daran. Aber man warf manches Andere aus Versehen noch hinterdrein. Der Radikalismus der Aktion ist verdächtig. Er hinderte nicht die Pose, im scharlachrothen Kleid Böcklins wiederzukommen oder sich die farbige Maske Watts' umzubinden. Deutsche und Engländer haben unter den hundert Pinselträgern kaum einen Romantiker gehabt, der außer dem Zeichen seiner Zugehörigkeit auch noch Genie besaß. Die Erinnerung an ihre trüben Stunden warnt sie vor Delacroix, in dessen Pose sie seine Kunst zu sehen glauben. Gerade

so gut könnte ein Gesundheitapostel Velazquez ablehnen weil seine Prinzessinnen eine verrückte Mode tragen, oder der gesinnungtüchtige Realist einen Rembrandt, weil er Legenden schuf. Man projizirt den eigenen unwandelbaren Persönlichkeitbegriff auf einen über jedes Cliché hinausragenden Menschen, erkennt die heroischen Umrisse der Gestalt so wenig, daß man ihm am Liebsten die Persönlichkeit absprechen möchte, weil er eben so wenig die Zugehörigkeit des Menschen zu seiner Zeit wie die Herkunft des Malers verleugnet.

Delacroix nahm, was er nehmen mußte. Nicht allein, um Delacroix zu werden; das Genie des Debutanten in der „Dantebarke" reichte für einen klangvollen Namen, auch wenn es auf der selben Stelle blieb. Die Erfindung stellt die Originalität außer jeden Zweifel und läßt die Mitwirkung anderer Meister der selben oder der vergangenen Zeit wie ganz unwesentliche Hilfen erscheinen, nicht entscheidender, als was wir in einem Tizian oder in einem Michelangelo von übernommenen Werthen spüren. Kein Rubens, an den man zuerst denken wird, hat je dieses Monumentale besessen, das Klassische der drei wundervollen Körper im Wasser, die den Kahn mit der gewaltigen Gruppe tragen. Giltigen Anspruch auf das Bild kann nur Dante erheben; und die Zuthat des Malers stellt den Künstler auf keine niedrigere Stufe. Ein halbes Jahrhundert später hat sich der größte Bildhauer unserer Tage den Gestus des Dantebildes angeeignet. Warum hätte Delacroix selbst, dem binnen wenigen Wochen solcher Zauber gelang, nicht hundert ähnliche Motive erfinden können? Er wollte mehr. In der Leichtigkeit, sich dramatisch zu äußern, war er Romantiker. Aber wenn sein Einfall den Raum im Fluge durchmessen hatte, kam ein scharf analysirender Geist hinterher und kontrolirte mit eisernem Fleiß den Weg, den die blitzgleiche Erfindung in ein neues Gebiet geschlagen hatte. Der Weg wurde ihm mit den Jahren immer wichtiger als die Kühnheit des Fluges. Der Kampf seines Lebens hat sich um viele Preise gedreht, besonders um die Erfindung einer vollendeten Malersystematik, geeignet, die Fülle seiner Impulse vollkommen auszulösen. Neben dem Werth dieses Planes und der Art, wie er durchgeführt wurde, tritt jedes andere für oder gegen den Meister sprechende Argument zurück. Selbst die historische Bedeutung der für die moderne Kunst entscheidenden Resultate.

Dem Anfänger war kaum ein Zeitgenosse förderlicher als Géricault, ein Vorläufer, der, wie so manche andere seit den Zeiten Masaccios, die Kühnheit seines Hellseherthumes mit frühem Tod bezahlte. Was er dem Freunde gab, ist eine Mitgift der ganzen Epoche der modernen Malerei Frankreichs geworden, die in Delacroix ihren Meister verehrt. Das Medusenfloß war die mächtige Wiege des Malers der Dantebarke.

Was Géricault schmerzlich vermißte, fiel Delacroix mit seinem ersten Werk, das die Oeffentlichkeit erblickte, mühelos in den Schoß: ein beispielloser Erfolg. Der Vierundzwanzigjährige war sofort berühmt. Die Kritik mit Thiers an der Spitze lobte fast einstimmig und, Seltenheit ohnegleichen, selbst die beiden Lehrer, Guérin und Gros, stimmten in den Chorus ein. Er hatte mit der Dantebarke wie mit einer Wünschelruthe den Theil Frankreichs berührt, aus dem der Enthusiasmus quillen mußte: den lateinischen Rasseninstinkt. Das Bild machte Empfindungen frei, die seit undenklichen Zeiten keinem Werk mehr gegönnt gewesen waren. Es stellte plötzlich zwischen Volk und Kunst einen Kontakt her, den David und Gros nur mit Aktualitäten erreicht hatten, der ohne Kompromisse unerreichbar erschienen

war, und wirkte, noch bevor es allgemein bekannt wurde, mit der Suggestion dieses latenten Kontaktes. Noch heute ist das Generöse des Werkes, die warme Wallung eines großen Menschen, der zum ersten Mal in die Welt tritt, unwiderstehlich. Die Form bietet sich so einzig in ihrer stolzen Geschlossenheit dar, daß die Analyse keinen Angelpunkt zur Theilung findet. Dadurch übertrifft diese Barke die andere, die ihr voranging. Géricaults Werk war nicht weniger kräftig, aber ließ die Anstrengung sehen, war nicht im gleichen Zug als untheilbare Masse erfunden. Die Absicht verstimmte. Obwohl der Einfluß des Aelteren auf den Jüngeren feststeht, ist man versucht, Delacroixs Bild für das Original zu halten und neben ihm dem „Medusenfloß" die Spur von akademischer Pose anzurechnen, die ohne den Vergleich kaum bemerkt wird.

Das Einzige, was ein Zeitgenosse der Dantebarke vorwerfen konnte, war (ein Paradoxon): die Vollkommenheit des Werkes. Man mußte sich unwillkürlich mit Besorgniß die Laufbahn eines Menschen vorstellen, der mit seinem Debut solche Ansprüche stillte. Würde er die künftigen erfüllen, die sein Sieg entstehen ließ? Delacroix selbst war sich Dessen kaum unbewußt. In dem Briefe vom fünfzehnten April 1821 an seinen geliebten Freund Soulier spricht er von dem „Coup de fortune", den er mit dem soeben vollendeten Bilde wagt. Er hatte es in wenig mehr als zwei Monaten heruntergemalt. An dem zweiten Salonbild arbeitet er mit äußerster Anstrengung zwei ganze Jahre. Der Erfolg blieb ihm treu. Auch das „Massacre de Chios" wurde sofort vom Staat angekauft. Aber der Enthusiasmus hatte sich schon um einige Grade abgekühlt. Das Bild rührte den Betrachter in ganz anderer Weise als die Dantebarke. Wieder mit einem Appell an die Rasse, diesmal aber aus dem engen Kreis der Zeitgeschichte entnommen. Dem Maler kam die Erinnerung an die Gräuel der Türken gegen die Griechen zu Gut. Das Bild wurde als Illustration genommen. Von diesem Prestige eines glänzenden Illustrators ist er seitdem bei seinen französischen Zeitgenossen kaum wieder losgekommen. Die Wenigen, die das Massacre lediglich auf den Kunstwerth untersuchten, waren mehr als bedenklich. Die Klassizisten schrien Feuer und Baron Gros nannte das Bild „Le massacre de la peinture". Gerade Gros hätte eigentlich auf dieses Werk seines Schülers stolz sein müssen. Es zeigt, wie kaum ein anderes, was sein Autor dem Verherrlicher Napoleons verdankte. Es ist die Atmosphäre der Pestkranken von Jaffa und die Geste der berühmten Schlachtenbilder, eine Mischung der beiden Tendenzen, die Géricaults Erstlingwerke und die Details des Medusenflosses mit Gros verbinden. Aber diese Bestandtheile sind Mittel, mit denen Delacroix eine vollkommen neue Absicht verwirklicht. Er idealisirte den Vorgang nicht mit der Geste, sondern mit der Materie. Man kann in der wundervollen Gruppe des Reiters mit der ans Pferd gefesselten halbnackten Frau und in dem wunderbaren Stück, dem Kadaver der Mutter mit dem Kind an der Brust, die Schönheit der Dantebarke wiederfinden, ohne sich zu verhehlen, daß hier zu Fragmenten wird, was in dem Werk des Debuts gerade mit dem Gegentheil, einer vollkommenen Geschlossenheit, wirkte. Bezieht man beide Bilder auf die Art von Schönheit, die wir in der Dantebarke bewundern, so ist das zweite mißlungen. „Scènes des Massacre de Chios" war der offizielle Titel Delacroixs; und man möchte fast glauben, daß er mit dieser Präzisirung von vorn herein einen berechtigten Vorwurf abschwächen wollte. Es sind in der That ziemlich willkürlich in die riesige

Fläche gestellte Szenen, nicht eine einzige wie der Kahn mit den Dichtern. Gros hatte nicht Unrecht mit seinem zornigen Spott. Das Bild sieht wirklich wie ein Massacre der Malerei aus. Es ist ein Haufe von Trümmern, ein Golgatha der alten, bis dahin in Frankreich geübten Komposition. Aber aus diesen Ruinen blüht neues Leben. Man findet in der Dantebarke nicht eine Handbreite von dem zuckenden Fleisch, das sich im „Massacre" auf dem Boden windet. Niemand wird es entbehren. Der Dunst des höllischen Sees umhüllt die Gestalten der Dichter. Wir brauchen das Fleisch nicht zu sehen: es wäre sogar zu viel, würde uns die Stimmung verderben. Aber stellen wir uns mit dieser Malerei einen anderen Gegenstand vor, der nicht mit gleicher Nothwendigkeit für die mystische Hülle paßt, und suchen wir andere Vorgänge, die einer im Wesentlichen auf Zeichnung gestützten Komposition einen gleichen „Coup de fortune" bieten wie dieses Wasser mit dem doppelten Bau nackter und bekleideter Körper. Darauf rechnen: Das hätte für Delacroix die Abhängigkeit vom Zufall bedeutet; und der Zufall konnte ihn nur um so leichter begünstigen, je mehr er sich in die Sklaverei einer Gruppe von Motiven begab. Dafür war er nicht der Mann. Er lebte im neunzehnten Jahrhundert, entblößt von allen Möglichkeiten, die eine Komposition im Sinne der Alten züchten. Dafür war er zu reich an Keimen neuer Gebilde. So entstand das „Massacre"; und mußte entstehen. Ein Temperament, das den Kadaver der Frau mit dem Kinde, den tragischen Gegensatz zwischen Leben und Tod, ohne Benutzung aller Symbole, mit stärkster Dramatik darzustellen vermochte, mußte eine Form zerbrechen, die ihn an eine einseitige Komposition band. Zerbrechen, um sie umzubilden und zu einer neuen zusammenzufügen. Kein Genie hat es je anders gemacht. Der Prozeß ist bei allen die selbe Anwendung der römischen Regel: Divide et impera. Delacroix theilte die Komposition, um in der Einzelheit forzuschreiten. Das Verfahren motivirt, aber entschuldigt nicht die Schwächen des „Massacre". Man muß sich das Gemälde ungefähr in der Mitte durch eine Vertikale geschnitten denken; dann erhält man rechts ein Hochformat von einzigem Reichthum. Es ist der neue Delacroix. Die linke Hälfte enthält den abhängigen Delacroix, die Reste von Gros und Géricault. Das schönste Stück, die tote Frau mit dem Kind, war später im Salon als Fragment ausgestellt: und schon diese Detaillirung verrieth das Prinzip der zukünftigen Entwickelung. Die Macht der Geste des Dantebildes hat sich auf das ganze Fleisch vertheilt und dadurch an Kraft vervielfacht. Schon meint man, das Vibriren des Lebens zu spüren, das der „Medea" die unbegreifliche Schönheit giebt.

Daß die beiden von mir improvisirten Hälften des Gemäldes nicht thatsächlich auseinanderfallen, verdankt das „Massacre" seiner Koloristik. In der trockenen Art des „Medusenflosses" oder in der dieser ähnlichen Technik der Dantebarke gemalt, würde das Diffuse der Gruppen das Werk umbringen. Das muß Delacroixs Urtheil gewesen sein, als er das Bild in den Louvre (den „Salon" seiner Zeit) brachte und dort den „Hay-Wain" Constables erblickte. Wie Villot, ein Augenzeuge, berichtet, erbat und erhielt er die Erlaubniß, das Bild wieder von der Wand zu nehmen, und übermalte binnen vier Tagen die ganze Fläche.

Der Fall entscheidet über Delacroixs Zukunft und über die Zukunft der modernen Malerei. Er zeigt in der Form einer nahezu romanhaften Episode die ganz improvisirte, lediglich auf persönliche Schicksale gestellte Tendenz zu Beginn der neuen Entwickelung. Delacroix hat Constable nie persönlich kennen gelernt.

Beider Werke und Beider Persönlichkeiten waren so verschieden wie möglich; Constable reinster Engländer, der Repräsentant der edelsten Eigenschaften seines Volkes, der Liebe zur freien Natur, zum Landleben, ohne eine Spur von Klassizismus und aller Romantik bar; Delacroix reinster Franzose, tief durchdrungen von allen geistigen Inspirationen seines Volkes, durchaus Lateiner, ein Temperament, wie es nur seine Rasse hervorbringt. Und über alle Unterschiede siegte die Erkenntniß eines lichten Menschen, des Romantikers, zu einer Gruppe von Menschen gehörend, der man nur ungern rein intellektuelle Entscheidungen zutraut. Delacroix sah durch die scheinbare Harmlosigkeit des ländlichen Künstlers hindurch, ließ sich nicht von den nichtssagenden Bauern und Pferden, von der einfachen Szenerie der Landschaften Constables abschrecken, sondern erkannte ein System, das, so einfach die gegenwärtigen Exempel waren, die Fähigkeit besaß, die ganze Historienmalerei großen Formates, wie sie in Frankreich geübt wurde, durch handgroße Flächen zu übertreffen. Er sah den Theilungmodus des Engländers, die Möglichkeit einer Belebung und gleichzeitig eines Schmuckes der Leinwand, an die keine Komposition, und wäre sie aus der Summe aller der Linie dienenden Meister gewonnen, heranreichte. Nur so konnte man Farbe geben, indem man nicht die plastische Form deckte, sondern öffnete, statt des Anstriches ein in sich wirksames Netz von Flecken erfand, nur so ließen sich Atmosphäre und Licht ohne Schwächung der Palette erreichen. Wenn Anderen Constable materiell und beschränkt erschien, sah Delacroix in ihm gerade das Gegentheil, den Bringer einer neuen, inbrünstig ersehnten Idealisirung. Sie war nichts Anderes als die unbegrenzte Steigerung der Erscheinung über die Natur hinaus mit den in der Natur begründeten gesetzmäßigen Wirkungen. Ihm, dem der Geist Alles war, mußte die Neuerung wie ein unentbehrlicher Zuwachs zu seinen eigenen Fähigkeiten erscheinen.

Van Gogh nennt zwei Menschen, die Christus gemalt haben: Rembrandt und Delacroix. Man muß nicht nur von der Kunst so hohe Vorstellungen haben, sondern auch so tief religiös fühlen können wie dieser letzte Schüler des Meisters, um die ganze Wahrheit seiner Behauptung zu fassen. Die Gott-Darstellung Delacroixs ist, obwohl aus ganz anderen Quellen stammend, die einzige Folge der Rembrandts, die bis dahin die einzige glaubhafte war, weil auch hier eine Atmosphäre gelingt, in der heilige Legenden existiren können.

Das Vermögen, nicht ein Stück, sondern die Welt in einen Strahlenkranz von Farben zu konzipiren, ist Delacroixs Genie. Diese kosmische Konzeption scheidet Delacroix eben so von seinen französischen wie von seinen englischen Zeitgenossen. Mit Constable behält er nur peripherische Beziehungen; mit Géricault hat er bald nichts mehr gemein. Dagegen näherte er sich all den Meistern, von denen er eine Bereicherung der Gabe Constables erhoffte. Eine Kunst, die mit Farben sprechen wollte, konnte nur durch eine Synthese aller bis dahin erlangten Resultate der Koloristik zu Stande kommen. Man sieht in seinem „Journal“, wie er nach und nach immer weitere Kreise der Erkenntniß umfaßt. Seine Bilder zeigen das Selbe. Ein Meister steht hier und dort immer im Mittelpunkt der Handlung: Rubens.

Schon David hatte, wenn ein Bildniß vor ihm auf der Staffelei stand, verstohlen nach dem Namen gesehen. Für Gros und Géricault war er der Schild gegen den Klassizismus gewesen. Aber dafür genügte schon das erlösende Temperament des Vorbildes. Niemand außer Constable hatte seit dem achtzehnten Jahrhundert

die Palette des Rubens gesucht; und auch dem achtzehnten Jahrhundert war schließlich nur ein summarischer Begriff von Rubens zugänglich geworden. Delacroix sah in dem Meister das Fundament einer neuen Entwickelung. Rubens hatte nicht Alles, aber die Hauptsache, die der Zeit am Meisten nothihat: gesundes Fleisch. Und noch ein Zweites: er zeigte die Möglichkeit einer Malerei mit schnellem Tempo. Vielleicht war diese Aussicht noch wichtiger als die Palette. Der Vorgänger der Impressionisten brauchte eine rapide Malerei, um nichts von seiner Empfindung zu verlieren. Er sagte einst zu einem jungen Maler: „Wenn Sie nicht einen Menschen, der sich aus dem Fenster stürzt, in der Zeit, bis er vom vierten Stock auf den Boden ankommt, zeichnen können, werden Sie nie große Bilder fertig bringen". Behendigkeit hatte aber auch das achtzehnte Jahrhundert von Rubens gelernt und die Eile hatte nur gedient, um die Nachfolger Bouchers noch schneller der Dekoration auszuliefern. Fragonards Panneaux von Grasse (bei Pierpont Morgan) bestätigen, wie fertig diese Malerei war. Sie war zu dünn geworden. Von diesem Rubens-Kult blieb Delacroix frei. Selbst Watteau wurde ihm erst in reiferen Jahren vertraut und der Name Fragonards kam nicht über seine Lippen. Er liebte Rubens mit einem Herzen, in dem Poussin den zweiten Platz besaß. Nur im Anfang riß ihn zuweilen der glühende Enthusiasmus so fort, daß er in Rubens untertauchte. Am Tiefsten in „La Mort de Sardanapale". Delacroix nannte das Bild, bevor es fertig war, ein zweites „Massacre", nachher sein „Waterloo". Das wurde es für ihn. Selbst die Freunde verstummten. Die Fehler des „Massacre" waren verzehnfacht. Statt der Leere eine Ueberfülle, aber um eben so viel größer die Unordnung; der Schlaf eines Erwachenden, in dem sich die Reste der Traumbilder mit Realitäten vermischen; ein asiatischer Teppich eher als ein Historienbild; und als Teppich wiederum viel zu fleischlich, von einem Sensualismus, wie ihn eben nur Rubens besaß. Wie stolz sind verunglückte Bilder großer Meister! Man muß sich halten, nicht zu sagen: wie schön! Die Entschuldigung des mißlungenen Ensemble mit der Wirkung der Details kommt dabei nicht in Betracht; sonst gehörte das Bild zu den schönsten, denn die Fragmente, die, wie beim „Massacre", gesondert existiren, sind Meisterwerke und nie hat Delacroix wieder ein Fleisch gemalt wie, im Gemälde selbst, den Rücken der über das Polster gelehnten Favoritin, eine so stolze Arabeske wie die nackte Sklavin am Fuß. Den kalten Magier, der in zweitausend anderen Bildern nie das Maß verlor, packte dies eine Mal die Wollust des Uebermenschen und riß ihn zum Unmöglichen fort. Hier mag er wirklich einmal Romantiker gewesen sein; aber nicht auf Kosten der Dichtung. Byron treibt die Phantastik nicht annähernd so weit und die Unaufführbarkeit seines Dramas beruht nicht auf gleichem Fehl. Auf seinem Scheiterhaufen zum Schluß thront nur der König, neben ihm die verzückte Myrrha. Delacroix macht einen Weltbrand daraus, als würden alle Juwelen der Erde geopfert, und dazu Männer, Weiber, Thiere im Knäuel um den hohen Pfühl. Sogar ein Roß wiehert mit in den Taumel hinein. Es wäre vollkommener Wahnsinn, wenn nicht in Alledem eine unrealisirte Formenmöglichkeit steckte, vollkommen realisirt in Cheramys winziger Skizze des Ganzen. In ihr steckt der gelungene Teppich, den nachher der Maler verschmähte.

Den Widerstand des Koloristen gegen Rubens fand Delacroix in den Lehrmeistern des Blamen. 1832 ging er nach Marokko. Die Reise war eine Fahrt über Italien hinaus. Die Leute in Tanger wirkten auf ihn wie wahre „personnages

consulaires" des alten Rom. Nach den Bildern, die der Reise folgten, scheint er in dem entlegenen Mequinez, dem Endpunkt der Expedition, der er durch die Güte des französischen Gesandten zugetheilt war, nicht skandalirende Wilde, sondern Tizian, Veroneſe, Tintoretto gefunden zu haben. Der afrikanische Himmel war das denkbar günstigste Versuchsobjekt, um hinter das Physiologische der Venezianer zu kommen. Delacroix erkannte hier die Nothwendigkeit, die Gesetze der Optik für die Konfektion der Palette zu verwenden, die Chevreul wissenschaftlich bestätigen sollte; die entscheidende Fortsetzung Constables, die wesentliche Ergänzung der Koloristik des späteren Turner. Er war nicht der Mensch, Erfahrungen ungenützt zu lassen, am Wenigsten so elementare Erfahrungen, die seiner ganzen Geistesart entsprachen. Der Mensch, dem nichts so verhaßt war wie der Zufall, der in der Struktur des Bildes die „infernale commodité de la brosse" über Alles fürchtete und schon damals in der von keiner Erkenntniß geleiteten Geschicklichkeit der Hand das größte Hinderniß des möglichen Fortschrittes sah (hätte er geahnt, was diese „manie universelle" uns in den Zeiten der Besnard und Whistler bescheren würde!), ihm mußte diese Farbenlehre, so weit er sie erkannte, zur Nothwendigkeit werden. Nicht, weil er sie brauchte: gerade, weil er sie nicht gebraucht hatte, weil sie dem Instinkt des Romantikers so entgegengesetzt wie möglich war. Er sah in ihr Das, was alle vernünftige Konvention dem adeligen Menschen bedeutet: ein Mittel gegen die Willkür des Individuellen, in diesem Falle nahezu eine Hygiene. Das erste Resultat war das Louvrebild „Femmes d'Alger dans leur appartement" von 1833; das letzte wurde erst mit dem letzten Bilde seiner Hand erschöpft. Die Entwickelung des Farbigen ist mindestens fünfundzwanzig Jahre lang von der Reise nach Marokko an im stetigen Fortschritt. Die „Femmes d'Alger" zeigen die ganze Pracht der Palette. Es ist, als wäre der ganze Orient in diesem stillen Raum mit der glitzernden Fayencewand und dem unerhörten Prunk der Stoffe eingeschlossen. Die Frauen liegen da wie träumende Schlangen, die ein thieranbetender Kult mit Juwelen schmückt. Es muß ein merkwürdiger Eindruck gewesen sein, in dem selben Salon von 1834 dieses Bild neben der Schlacht von Nancy zu sehen, die erst damals ausgestellt wurde. Das Blumige des erregten Schlachtenbildes wirkt schwach neben der Kostbarkeit des stillen Harems. Doch war Das erst der Anfang. Das Bild bedeutet für den Koloristen das Selbe wie die Dantebarke für die erste Zeit. Mit den wenige Jahre später entstehenden Werken verglichen, wirkt die Pracht materiell; freilich: was hätte besser den spiritus loci schildern können als diese geistige Schönheit! 1841 gelang es Delacroix, die Wucht mit der ganzen Pracht der Palette zu tränken. In der „Eroberung Konstantinopels", dem strahlenden Mittelpunkt des Louvresaales, schien zum ersten Mal die Sonne über Frankreichs Kunst. Das Bild überträgt noch heute den Enthusiasmus auf jeden Betrachter. In dem „Raub der Rebekka" von 1846 trägt das Mosaik, ohne die Maschen zu lockern, die kühnste Episode. Und daraus ging dann im Jahre 1859 das Bild des selben Titels in der Sammlung Thomy-Thiéry hervor, einer der Gipfel des Meisters. Die Kurve von dem kühn gebogenen Pferd über den die Rebekka tragenden Ritter hinweg zu dem Schildknappen zuckt wie ein rother Blitz aus dem rauchenden Gemäuer hervor und schlängelt sich doch so geschmeidig durch das Bild wie ein Bach durch üppiges Gefilde.

Einer der Gipfel, vor dem Publikum und Kritik, die einst den Debutanten mit beänstigender Schnelligkeit gefeiert hatten, gemeine Witze rissen. Robaut nennt

die Art, wie das Bild im Salon beurtheilt wurde, den schmählichsten Skandal seiner Kritikerlaufbahn und Burty den ganzen Salon von 1859 ein „véritable Waterloo“ des Meisters. Man muß bei Burty die gelassenen Dankschreiben Delacroixs an die wenigen Kritiker, die für ihn eintraten, lesen, um ein Bild des Menschen zu erhalten. Seine Freunde gaben die wildesten Angriffe in einem Bändchen heraus, das man heute mit der melancholischen Empfindung durchblättert, ob sich der Unsinn nicht bei passender Gelegenheit in wenig gemilderter Form wiederholen würde.

Das war einer der Gipfel. Vielleicht schätzt man als bedeutsamer den des Freskenmalers, den er ungefähr zur selben Zeit erklomm. 1857 war die Dekoration der Kapelle von Saint-Sulpice entstanden. Fünfundzwanzig Jahre vorher hatte ihm Thiers den ersten Auftrag ähnlicher Art verschafft, den Schmuck des Salon du Roi im Palais Bourbon. Zwischen den beiden Endpunkten liegen nicht weniger als noch fünf umfangreiche Monumentalaufgaben. Die Summe entspricht der Lebensarbeit eines recht fleißigen Freskenmalers des Quattrocento. Die Serie spiegelt die Entwickelung von der Dantebarke oder vom Massacre an bis zu den sprühenden Bildern von 59, gedämpft und vereinfacht, nicht weniger deutlich. Die Rücksicht auf die Bestimmung der Arbeiten schloß das Experimentiren aus. Wir begegnen keinem „Massacre“ und keinem „Sardanapale“; die Wirkung der Reaktionen des Künstlers sendet in diese großen Flächen nur geglättete Wellen, bis der Meister fertig ist und dann im größten Rahmen die Vortheile des Siegers erweist.

Die Monumentalwerke der Jahre 1849 bis 1853 zeigen die Gaben Delacroixs in vollkommenem Gleichgewicht. Es ist nur noch der kleinere Theil davon übrig geblieben. Die verbrannten Dekorationen des alten Hotel de Ville müssen ein lichtes und vollendetes Pendant zu der Bibliothek des Palais Bourbon gewesen sein. Wir besitzen nur noch den Louvre-Plafond, um die Art zu erkennen, freilich mehr als genug für unsere Bewunderung. Delacroix füllte den Platz, den Lebrun gelassen hatte, mit dem Motiv des Dekorateurs Ludwigs des Vierzehnten, aber interpretirte es mit einer Pracht, die dem „Roi Soleil“ nie gelacht hatte. Was Diesem die Hofmaler gaben, sah immer stumpf in den fürstlichen Rahmen aus, war unecht im Material wie unecht im Geist. Delacroixs Bild hält den Wettkampf mit dem massenhaften Golde dieses Prunksales siegreich aus, krönt es sogar und behält immer noch die Anmuth, siegt mit einer fast lässigen Geberde. Es liegt ein göttlicher Hochmuth in diesem Spiel mit allen nur erdenklichen Gruppen der pomphaften Zeiten. Wieder ein „Massacre“; aber diesmal regirt der Maler das Chaos mit unsichtbaren Fäden, wie der Sonnengott mit den Pfeilen in der strahlenden Mitte. Recht bedeutungslos sind auch die kompositionellen Schwächen in den Fresken der Saint-Sulpice. Gerechte Einwände können nur den kleinen Plafond treffen, den Delacroix nach Robauts Meinung vielleicht von Helfern fertig machen ließ. Er begnügte sich, ihn vollkommen harmonisch in das Ensemble einzuordnen, an dem die Decke übrigens in Folge ihrer Höhe nie wesentlichen Antheil hätte nehmen können. Auch gegen die beiden Hauptwände bringt man Vielerlei vor. In früheren Jahren pflegte ich deutsche Bekannte, die mich in Paris besuchten und Etwas sehen wollten, in diese Kapelle zu führen. Anfangs aus purem Enthusiasmus; mir schien immer diese Kapelle der passendste Ort für die friedliche Eroberung der Ungläubigen, weil man darin nicht zu laut sprechen darf. Ein Mensch, der zwei Wände solcher Art, den Wald mit der ziemlich kleinen Gruppe auf

der einen Seite, das immense Tempelvestibül mit dem Reiter, mit dem niedersausenden Engel und dem Volk auf der anderen, in Gleichgewicht halten konnte, müßte, so glaubte ich, solchen Respekt einflößen, daß der Betrachter sich entschlösse, die Schönheit hinzunehmen. Später bin ich dann mit meinen Leuten immer nur hingegangen, um zu sehen, ob es sich lohne, ihnen noch etwas Anderes zu zeigen. Ich habe gefunden, daß es sich absolut nicht lohnt, wenn der Besucher mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick den Bärenführer fragte: Finden Sie Das wirklich so schön? Dann blieb es in der Kapelle wunderschön still, bis der liebe Bär brummte: Es ist ja natürlich Geschmackssache. Worauf ich oft nicht weniger freundlich bemerkte: Ach nein, es ist lediglich Intelligenzsache. Die Probe trügt nie; nicht, weil es nicht suggestivere Delacroix giebt, sondern, weil gerade dieses Werk, um verstanden zu werden, zu jener Klarheit der Anschauung zwingt, ohne die alles Aufnehmen von Kunst willkürliche Suggestion bleibt.

Was man gegen Delacroixs Monumentalkunst im Louvre-Plafond und in Saint-Sulpice einwenden kann, ist der Hinweis auf unsere Armuth; auf die Thatsache, daß wir uns kaum noch ein Zeitalter, in dem ein Veronese und ein Tintoretto die Wände schmückten, vorzustellen vermögen, geschweige einen Prunk fassen können der die Venezianer zu Essenzen verdichtet. Dazu kommt, daß Delacroix seine Staffeleibilder so verführerisch gemacht hat, gerade seine allerkleinsten. In der Zeit von Saint-Sulpice entstanden die schönsten Historienbilder und die schönsten Thierbilder. Manche von ihnen sehen wie kleine Skizzen von Rubens aus, die Tintoretto und Veronese mit Saphiren und Smaragden gespickt haben. Das Blut auf seinen Löwenjagden gleicht flüssig gewordenen Rubinen.

Er hat so viele Katzen, Pferde, Panther, Tiger und Löwen gemalt, so viele Kämpfe und Morde der Bestien unter einander, daß man in ihm einen der fruchtbarsten „Animaliers“ feiern könnte. Doch wäre es nicht weniger komisch, als wenn man ihn einen Orientalisten oder Historienmaler, Portraitisten oder Heiligenmaler nennen würde. Er machte mit der Farbe Bilder, nicht mit Gegenständen. Manchmal könnte man sogar glauben, daß die Farbe selbstthätig Bilder vollbringt. Sie liegt nicht auf der Leinwand, sondern kommt aus der Tafel heraus, scheint, sobald sie ihren Erzeuger verlassen hat, ein eigenes Leben zu beginnen. Also ein Koloriſt? Doch zeigt die Verwandtschaft der späteren Werke mit den früheren, die den Glanz der Palette nicht hatten, und wiederum der Vergleich der mittleren Zeit, die dem Materialismus des Farbigen huldigt, mit den viel einfacheren und doch reicheren Bildern der letzten Zeit, daß nicht die Palette allein das Werden des Malers bestimmte; und wir wissen von Chesneau, wie bitter der Meister lächelte, wenn man ihn mit der Anerkennung abspeiste, ein guter Koloriſt zu sein. Ich kann mir denken, daß er lieber gar nicht gelten wollte als nur als Farbenmischer. Er besaß von Michelangelo und Rubens die räthselhafte Gabe, mit einem Arm oder Bein, mit einem Stück Physis ein Drama zu spielen. Seine Hand konnte nichts berühren, ohne Leben einzuströmen. Wenn er den Christ im Oelgarten malt, zeigt er nicht einen am Boden liegenden Heiligen, in dessen Gesicht sich die seelische Qual malt, sondern wirft ein Stück Fleisch, das aus Arm und Bein besteht, zu Boden, daß die halbe Welt davon bedeckt wird. Es ist eine Wucht, die den Gedanken, wie er ihn faßt, verzehnfacht und dabei ganz in die farbige Materie aufgeht.

So wirken alle Dramen Delacroixs. Die Handlung giebt ihr aktuelles Ele-

ment einer höheren Welt ab und erscheint nur noch als bewegte Form. In der Löwenjagd (in der Akademie in Petersburg) ist der Vorgang zu einer fließenden Materie geworden, deren hinreißende Schönheit die Gespanntheit des Motivs überwindet. Die blauen Töne auf der rechten Seite des Bildes, wo sich nur die Landschaft den Blicken zeigt, halten die stark bewegte Szene auf der anderen Seite im Gleichgewicht und produziren die Quelle des Rhythmus, der sich über die ganze Fläche ergießt. In den Bildern von der Medea ist die Wirkung auf ähnliche Weise kondensirt. Tritt man in den Saal des Stedelijkmuseum in Amsterdam, wo eine der schönsten und am Wenigsten geschätzten Wiederholungen des liller Gemäldes hängt, so hemmt die konzentrirte Dramatik im ersten Augenblick den Athem des Betrachters. Man ist in der ruhigen Atmosphäre Hollands auf solche Wirkungen nicht vorbereitet. Kommt man dem Bilde näher, so geht die Spannung in ruhige, wohlthuende Schwingung über. Die rhythmischen Kräfte des Werkes steigen zu der selben Höhe hinauf, auf die den Betrachter das Dramatische des Vorwurfs versetzte. So groß die Aufregung des äußeren Menschen im ersten Augenblick war, so groß wird die Freude der Seele, die in dem Griff, mit dem Medea die Kinder faßt, diesem „Geste de Lionne", wie Gautier sagte, ein neues Schauspiel entdeckt, dem die Medea-Tragoedie nur als Ouverture dient.

Um so enden zu können, mußte Delacroix mit einem „Massacre de Chios" anfangen. Das Geheimniß der Entwickelung eines großen Künstlers besteht vielleicht nur darin, seine Erregung durch immer engere Kanäle zu pressen. Dazu gehört die brutale Kraft der Erstlingwerke. Die hatten Viele. Géricault hatte vielleicht noch mehr davon. Aber es gehört noch ein Anderes dazu: der Geist, der die Kanäle erfindet, das Göttliche jenseits von der Kraft, das der Natur angeborene Gaben unabläßig zu höherem Nutzen treibt, die weise Oekonomie der Vertheilung, die Fähigkeit, die Kunst jung zu halten, auch wenn des Körpers Kräfte versagen. Ein ganz ungebrochener Jugendmuth malte den zweiten „Raub der Rebekka". Die Malerei scheint in dem Bilde glühende Zungen zu bekommen. Ihr Schöpfer hatte damals die Sechzig überschritten und widerstand nur mit spartanischer Hygiene den Gebrechen des Leibes. „J'ai trouvé la peinture lorsque je n'avais plus ni dents ni souffle." Das fehlte Géricault. Sein Leben war zu kurz für den monumentalen Aufbau einer Entwickelung von der Art der Delacroixs; aber er hätte auch bei längerer Dauer nichts Gleichwerthiges vollbracht. Das Stück, das ihm vergönnt war, verräth nicht die unentbehrliche Besonnenheit des Meisters, sondern die „dissipation", die Emerson als entscheidendes Hinderniß auf dem Weg zum Heroenthum erkannte; nicht den sicheren Instinkt für den rechten Pfad und die Unabhängigkeit von allen Zufällen des Tages, nicht die „concentration, the one prudence in life", wie Emerson sagt. Seine Bilder sind phänomenale Erscheinungen. Das Wunderbare eines Delacroix und eines Rembrandt beruht auf der von Wunder freien Norm ihrer Erfüllung, auf ihrer Fähigkeit, ihren Dämon zu objektiviren. Obwohl Géricault wesentlich älter war, sehen wir ihn im Geist immer als den jüngeren der beiden Freunde vor uns. Er ist die Jugend des Anderen. Wir finden das Typische Beider oft in der Kunstgeschichte; mitunter zusammen. Jeder Künstler ist einmal Géricault: wir nennen ihn Talent. Unter hundert Géricault kommt selten ein Delacroix zum Vorschein: das Genie. Julius Meier-Graefe.

Selbstanzeigen.

Thomas Carlyle: Die französische Revolution. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Mit fast 500 szenischen Bildern, Portraits, Karikaturen, Handschriften u. s. w. nach zeitgenössischen Vorlagen. Erscheint in 40 Lieferungen, Lexikonformat, à 50 Pfennig. Georg Wigand in Leipzig.

Als Thomas Carlyle den ersten Band seiner „Französischen Revolution" geschrieben hatte, übergab er das Manuskript seinem Freunde John Stuart Mill. Der große Gelehrte bezeugt, daß er im Lesen nicht aufzuhören vermochte und eine ganze Nacht über dem Werke saß; so sehr packte ihn Carlyles Darstellung. Aehnlich wie Mill wird es tausend Anderen gegangen sein. Als ich beim Uebersetzen wieder in die feinsten Falten des großartigen Gewebes eindringen durfte und die einzelnen Fäden sich mir zeigten, war ich oft versucht, politische Vergleiche zu ziehen. Denn dieses Buch gehört zu den Werken, die niemals alt werden. Was Carlyle uns, der dritten Generation nach ihm, zu sagen hat, wird auch noch für die neunte giltig sein. Ich habe nun eine reiche Sammlung seltener Portraits, szenischer Darstellungen, Karikaturen und Autographen zusammengetragen, die eine aparte Bildergalerie jener merkwürdigen Epoche der Weltgeschichte bilden.

Friedenau. Theodor Rehtwisch.

Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offizierleben. Berlin 1905, Verlag von Hülpeden & Merzyn.

... Zerbrechen will die Zeit. Kein Fels im Meere,
Ihr Kind ist auch das Heer: ich sehs mit Schmerz —
Und Schmerz sieht scharf! — Ich seh' die eitle Leere
In seinem Herzen, sehe krank dies Herz,

Und möchte schonunglos vom Angesichte
Die Mask' ihm reißen: möcht' es so gesunden!
In meinem Haß noch glüht der Liebe Pflicht
Und nur im Kampf wird Irrthum überwunden.

Im Geisteskampf: denn wo sich Leiber messen,
Darf meine Schlachten ich nicht mehr bestehn.
Auf denn, Ihr Bilder, die ich nie vergessen,
Zum Angriff! Blase, Zorn, wie Sturmeswehn!

Friedrich Freiherr von Oppeln-Bronikowski.

Mein Kind. Theodor Thomas in Leipzig.

Auf keinem Gebiete menschlichen Denkens, abgesehen vielleicht vom theologischen, streiten sich die Geister heute so scharf herum wie auf dem der Pädagogik. Für alle großen und kleinen Fehler in der menschlichen Gesellschaft wird gar zu gern die Erziehung, die der Schule wie die des Hauses, verantwortlich gemacht. Je nach dem politischen, konfessionellen oder gesellschaftlichen Standpunkte sucht man die Erziehung zu reformiren. Der alte Pestalozzigeist wird noch lange nicht genug gewürdigt: „Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner

Menschenweisheit" ist Aufgabe jeder Erziehung. Auf diesen Standpunkt stelle ich mich. Unsere Kinder sollen in erster Linie vollwerthige Glieder der großen deutschen Nation werden, einerlei, ob sie „hoch" oder „tief" geboren sind. Widerspruch glaube ich besonders deshalb erwarten zu dürfen, weil ich in der Frage der sexuellen Belehrung von der Heimlichthuerei abmahne und wahrhafte, edle Antworten auf die sexuellen Fragen unseres Kindes gegeben sehen will. Das Buch soll eine moderne Pädagogik sein und wendet sich daher an modern denkende Menschen, denen die Natur ein Kind zum Hinaufziehen auf die Höhen der Menschheit übergeben hat.

Charlottenburg. Rektor Theodor Paul Voigt.

Adelige Geschichten. Albert Langen, München.

Eine dieser „Adeligen Geschichten" durfte ich den Lesern der „Zukunft" erzählen. Alle zusammen, ihrer acht, bilden ein Ganzes in der Schilderung des slavonischen Hochadels. Des Hochadels überhaupt: denn diese kleine Gesellschaft ist nicht weniger rastlos als die Dynastien. Die Form der Darstellung ist einigermaßen neu. Erstens, weil nicht ich richtend und dichtend auftrete, sondern einer der Betheiligten selbst; zweitens, weil hier Novelletten, deren jede für sich lebt, zusammengenommen einen Roman bilden.

München. Roda Roda.

Der Triumph des Mannes. Schauspiel, Leipzig, im Inselverlag.

Wohl kämpfen wilde Kräfte in uns Allen,
Doch sie zu bändigen, sei unser Ziel.
Wer sich von Urgesetzen trennt, muß fallen:
Sein Schicksal ist verwirkt, des Zufalls Spiel.

Wer weithin schauen will, muß aufrecht stehen,
Mit starkem Fuß auf festen Grund gestellt.
Der Unnatur Begehren wird verwehen;
Nur aus Natürlichem jüngt sich die Welt.

Und Jener, der, im stolzen Selbst gefangen,
Schon sieggewohnt zu triumphiren glaubt,
Wird bald sein eignes Ende selbst verlangen,
Durch stärkre Triebe des Triumphs beraubt.

Diese dem Drama vorangestellten Verslein sollen nicht moralisiren, sondern eine Art Programm geben, das in seinen letzten Worten auf die von der Natur vorgeschriebene Lösung des Konfliktes hinweist. Zwischen einem seiner ganzen Veranlagung nach vom Weib abgewandten Mann und einer erst zum Bewußtsein ihres Geschlechtes kommenden Frau entspinnt sich ein hartnäckiger Kampf, in dem die mit gesunder Sinnlichkeit um ihr Recht auf Liebe ringende Frau zuletzt nur durch die Vernichtung des versagenden und doch begehrten Mannes siegt. Aber dieser Pyrrhussieg beschließt auch ihr Schicksal und führt sie zu der bitteren Erkenntniß, daß sie vergebens ihr Leben im Streit um ein Kleinod vergeudet hat, das niemals in der Brust gerade des Mannes schlummerte, den sie zu erringen trachtete.

Leipzig. Gustav Hermann.

Krisen.

Im Oktober des Jahres 1857 stellten fast sämmtliche Banken der nordamerikanischen Union ihre Zahlungen ein. Einheimisches und fremdes Kapital hatte zur Gründung zahlloser Industrieunternehmungen und Eisenbahngesellschaften gedient; und die Fabrikation von Aktien war wieder einmal rascher vor sich gegangen als die Produktion des Geldes, so daß schließlich das immer größer gewordene Mißverhältniß zwischen imaginären und greifbaren Werthen zum Krach führte. Das mangelhafte Bankensystem des Landes, das Fehlen eines Centralinstitutes, für dessen Schaffung Henry Clay zwanzig Jahre vorher energisch eingetreten war, die ganz unzureichende Organisation des Depositenwesens: alle diese Momente hatten zusammengewirkt, um eine Finanzkrisis zu bewirken, wie sie seitdem den Vereinigten Staaten nicht wieder beschieden war. Die Bundesregirung ging unberührt aus dem Tohuwabohu hervor, weil ihr das neue „unbhängige Schatzamt“ gute Dienste leistete. Der Schatzsekretär half dem Geldmarkt auch mehrmals durch Ankäufe von Regirungbonds. Von der damaligen Bankerot-Epidemie blieben weder England noch Deutschland verschont. In England stellte die City Bank of Liverpool ihre Zahlungen ein; die Glasgow Bank und andere Institute folgten: und schließlich sah die Regirung sich genöthigt, für die Bank von England die Peel-Akte vorübergehend aufzuheben, um dem wichtigsten Bankinstitut des Landes volle Aktionfreiheit zu verschaffen. Als Vermittlerin zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten kam die alte Hammonia dann an die Reihe. Hamburg fing den ärgsten Stoß auf und schützte das deutsche Binnenland vor allzu starken Erschütterungen. In kurzer Zeit mußten mehr als vierzig angesehene hamburger Firmen sich insolvent erklären; aber damals war die Hilfe in der Noth nah. Der Staat errichtete eine „Staats-Diskonto Kasse“, die durch Ankauf von Wechseln, deren Sicherheit bei Wiederkehr normaler Zeiten feststand, der ärgsten Geldnoth steuerte. Und so ging die Krisis schließlich vorüber, ohne daß die hamburger Kaufmannschaft dauernden Schaden hatte.

Fünfzig Jahre später. In Amerika stellt wieder eine Bank nach der anderen ihre Zahlungen ein und der Schatzsekretär ist wieder unterwegs, um dem Finanzmarkt zu Hilfe zu kommen. In Hamburg hat ein altes Patrizierhaus, dessen Anfänge bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zurückreichen, seine Pforten geschlossen: und nicht eine Hand hat sich gerührt, um den Zusammenbruch zu verhindern. Tempora mutantur. Die Popert, Salomon Heine, Laeisz, die in Olims Zeiten die hamburger Pfefferſäcke mobil machten, wenn sich in den Wänden eines alten Hauses mal Risse zeigten, scheint es heute nicht mehr zu geben. Hamburg hat aufgehört, eine Bankierstadt zu sein. Berlin, mit seinen Riesenbanken, hat es überflügelt. Deshalb wirkt heute der Zusammenbruch einer Bankfirma in der Residenzstadt Alberts des Großen nicht mehr so wie in der Glanzzeit der hamburger Wechsler. Die Firma Haller, Söhle & Co. stand mit hamburger Häusern und mit berliner Banken in Verbindung; und die industriellen Unternehmungen, die von dem Hause finanzirt wurden, lagen nicht auf hamburger Gebiet, sondern in Lübeck, Stettin und im Böhmischen. Diese Insolvenz wurde neben den amerikanischen Vorgängen nicht lange beachtet. Alles fragte: Hat man es drüben mit den Anfängen einer allgemeinen Wirthschaftkrisis, die nach Europa hinübergreifen könnte, zu thun oder handelt es sich um eine auf das engere Gebiet der Spekulationbanken begrenzte Angelegenheit der

Vereinigten Staaten? Die finanziellen Schwierigkeiten, die sich während der letzten Wochen in den Niederlanden und in Italien zeigten, ließen vermuthen, daß auch unser Erdtheil bebe. Die holländische Krisis hing immerhin mit allzu starken Amerikanerengagements zusammen. Remisiers von londoner Brokerfirmen giebts in der ganzen Welt und sie sorgen für die Verbreitung der amerikanischen Shares. Der Rest ist: Geldnoth. Zu rasche Entwickelung der Industrie, zu starke Pressung der Umlaufsmittel. Ein Rückschlag. Vielleicht noch keine Weltkrisis. In Amerika selbst haben zunächst nur einige Banken ernstlich gelitten, deren Kapital, an den Vermögen deutscher Mittelbanken gemessen, nicht sehr beträchtlich ist. Eigentlich kriselts in den Vereinigten Staaten seit zwei Jahren. Thomas W. Lawson hatte in seiner Artikelserie „Die rasende Finanz" das Unheil vorausgesagt. Dann kamen die Enthüllungen bei den amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaften; die verschiedenen Eisenbahnskandale, die sich um Harriman und die Chicago and Alton-Bahn anmuthig gruppirten und ihren Höhepunkt in Gerüchten von dem Zusammenbruch Harrimans und Morgans fanden; der Kampf gegen die Trusts mit seinem Clou: der blödsinnigen Verurtheilung der Standard Oil Company zu einer Geldstrafe von 29 Millionen Dollars; schließlich (oder kommt noch mehr?) der Kupferkrach und die Insolvenzen der Heinze-, Morse- und Thomasbanken. Manches ist im Lande des Sternenbanners faul; man gründet da drüben nicht nach den Regeln eines subtil ausgearbeiteten Aktiengesetzes; und nur Wenige tragen eine weiße Weste. Die Hauptfrage bleibt aber: Verfügt das Land über solche Reichthümer, daß kleine Krisen ihm nicht ernsten Schaden bringen können? Wenn Amerika nur seine Kupferminen hätte, wäre es ein reiches Land. Aber die bilden nur einen kleinen Theil seiner Besitzthümer. Will man von einer amerikanischen Krisis sprechen, so muß man bedenken, was seit dem Anfang dieses Jahres an der newyorker Börse geschehen, wie seitdem Alles entwerthet worden ist. Viel Geld ist verloren worden, intra muros et extra; aber wer hieß die Leute ihre Groschen nach Wallstreet tragen? Oft genug war das deutsche Publikum gewarnt worden, sich nicht in Spielereien mit amerikanischen Papieren einzulassen, so oft, daß Manche die Furcht übertrieben fanden; wer sich die Finger verbrannt hat, darf jetzt nicht klagen.

Die Aufdeckung der geschäftlichen Praktiken verschiedener amerikanischer Nationalbanken hat gezeigt, daß die gesammte Spekulation drüben in den Händen gewisser Cliquen liegt. Die drei Brüder Heinze, Augustus, Otto und Arthur, haben in ihre Transaktionen auf dem Kupfermarkt die Mercantile Nationalbank verstrickt, deren Präsident Augustus F. Heinze war. Das Institut arbeitet mit einem Kapital von 3 Millionen Dollars. Ferner stand in enger Verbindung mit der Heinzegruppe die Sparbank von Butte im Staate Montana, dem Centrum der Kupferminen. Bei diesem Sparinstitut waren Depositengelder von über 4 Millionen Dollars eingezahlt. Charles W. Morse, der plötzlich aus allen seinen Stellungen bei Banken und Trustgesellschaften austrat, regirte vorher die Nationalbank of North America (2 Millionen Dollars Kapital), die New Amsterdam Nationalbank (1 Million Kapital), die Garfield Nationalbank (1 Million), die Fourteenth Streetbank (1 Million), die New York Produce Exchange Bank (1 Million) und die Van Norden Trust Company (1 Million). Diese „Morsebanken" verfügten noch bis vor Kurzem über Depositengelder im Betrag von 80 Millionen Dollars. Wie hoch hier die Verluste sind, wird erst die Untersuchung ergeben. Bis heute heißt es, die Banken seien gesund. Morse ist durch die Gründung des Eistrusts und der Atlantischen Küsten-Dampfschiffahrt bekannt

geworden. Die dritte Gruppe bilden die Thomasbanken, so genannt nach den Gebrüdern Orlando F. Thomas und Edward R. Thomas. Zu ihnen gehören die Consolidated National Bank, die Hamilton Bank, die Mechanics and Traders Bank und die Hudson Trust Company, die zusammen über ein Kapital von 2,90 Millionen Dollars und 20 Millionen Dollars Depositen verfügen. Die mitbetroffenen Banken repräsentiren bis heute ein Aktienkapital von rund 13 Millionen Dollars und haben Depositen von zusammen 104 Millionen Dollars. Das sind keine überwältigenden Summen; zu bedenken ist ja, daß, nach dem letzten Ausweis der newyorker Banken, bei den vereinigten Nationalbanken 1027 Millionen Dollars Depositengelder einbezahlt waren und daß die unter den genannten Instituten befindlichen Trust-Companies nicht zu den Nationalbanken gehören. Auf die Nationalbanken dürften bei den drei Gruppen also nicht gerade unerschwingliche Summen entfallen.

Einer der angesehensten Trustgesellschaften in den Vereinigten Staaten, der Knickerbocker Trust-Company, ists auch schlecht gegangen. Diese Bank besteht seit 1884; sie hat ein Grundkapital von 1,20 Millionen Dollars und 62 Millionen Dollars Depositen. Sie ist eins der größten Depositeninstitute des Landes; daher die Panik, als es hieß, auch in diesem Institut sei nicht Alles, wie es sein sollte. Der Run auf die Kassen der Bank war zu ertragen; alle geforderten Gelder wurden pünktlich ausgezahlt. Der Schatzsekretär hat durch Einzahlung von Geldern in die Nationalbanken dem Markt geholfen; auch das Clearinghouse der Nationalbanken und andere Firmen, wie Morgan & Co., haben sich nach dieser Richtung bemüht. Unerfreulich ist, daß die staatliche Aufsicht versagt hat. Die Nationalbanken werden vom Staat kontrolirt; aber die Macht der Cliquen und Spekulanten ist größer als die der Regirungorgane und deshalb kommen bei den amerikanischen Notenbanken, bei den Instituten, deren vornehmste Aufgabe der Schutz der Landeswährung sein soll, Jobbergeschäfte und andere Transaktionen der bedenklichsten Art vor. Statt sich endlich eine Centralnotenbank zu schaffen (in der Jahressitzung der American Bankers Association in Atlantic City ist die Nothwendigkeit einer Centralorganisation des Notenumlaufes auf allen Seiten anerkannt worden), haben die Amerikaner ruhig zugesehen, wie Hunderte von kleinen Banken entstanden. Seit der Herabsetzung des Mindestkapitals der Nationalbanken von 50 000 auf 25 000 Dollars hat sich die Zahl dieser Institute so rasch vermehrt, daß die kleinen Häuser heute schon ein Viertel aller Nationalbanken, deren es ungefähr 6000 giebt, ausmachen. Die Sicherheit dieser kleinen Banken ist natürlich durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben. Außer den Nationalbanken giebt es dann noch die sogenannten Trust Companies, die eigentlichen Spekulationbanken, die ganz im Dienst der Trusts stehen, aber trotz ihren lockeren Sitten über einen reichlichen Zufluß von Depositengeldern verfügen. Während die Nationalbanken ein Clearinghouse haben, besitzen die Trust Companies keine engere Vereinigung; doch plant man jetzt die Gründung einer Clearinghouse-Association auch für Trustbanken. Die newyorker Hochfinanz soll den (fast unglaublich klingenden) Beschluß gefaßt haben, die „Spekulationbankiers aus dem newyorker Bankwesen auszuscheiden". Die bescheidene Anfrage ist wohl erlaubt, wer dann eigentlich übrig bleiben würde. Oder giebts wirklich einen newyorker Bankier, der nicht spekulirt? Sitzen etwa im Clearinghouse nicht Leute wie Morgan, Vanderbilt, Rockefeller, Rogers, Harriman und wie die großen Macher sonst heißen mögen? Wer herrscht an der Newyorker Börse? Die Standard-Oil-Leute mit ihrem Anhang.

Die aus den Räumen von Wallstreet zu vertreiben, dürfte der Hochfinanz schwer werden; und die paar soliden Häuser, die eine gewisse Tradition zu wahren suchen, könnten allein wohl nicht viel ausrichten. Man verzichte also auf alle moralische Entrüstung und tröste sich mit dem Gedanken, daß es in Amerika am „System" liegt. Jeder Versuch einer Katharsis muß kläglich an der Macht der Clique scheitern. Wer smart ist und sich darauf versteht, gewisse Chancen auszunutzen, kommt drüben in die Höhe; und wenn er erst einmal Jemand geworden ist, bekommt er von selbst einen Anhang. Dann ist der Klüngel fertig. Der Herkules, der in den Vereinigten Staaten dem Geschäftsverkehr sittliche Grundsätze aufzuzwingen vermag, muß erst noch geboren werden. Aber die Union ist so reich, daß sie sich beinahe jede Schweinerei erlauben darf. Jetzt werden ein paar besonders schwer belastete Individuen aus höheren Finanz- und Industriestellungen an die frische Luft befördert und durch andere Persönlichkeiten ersetzt, denen später vielleicht das Schicksal ihrer Vordermänner blüht. Wie groß die Verluste sind, die diese Auffrischung bringt, weiß man heute noch nicht. Abgesehen von den Kurseinbußen, die ja schon älteren Datums sind, hat das deutsche Publikum aber von diesem Bankbeben kaum einen Schaden.

Zurück in die Heimath! Die hamburger Bankfirma Haller, Söhle war ein altes, angesehenes Patrizierhaus und hat doch Wechselmanipulationen vorgenommen, die wir amerikanisch zu nennen pflegten. Die Firma hat von den industriellen Unternehmungen, an denen sie kommanditarisch betheiligt war, auf sich ziehen lassen. Das heißt: ihre Accepte haben nicht dazu gedient, den in Frage kommenden Industriefirmen Kredit zu beschaffen, sondern das Bankhaus hat sich selbst damit Geld besorgt. Unter normalen Verhältnissen dient der von den Banken gewährte Acceptkredit dazu, dem Aussteller des Wechsels die Beschaffung von Barmitteln zu ermöglichen, und aus dieser Art der Kreditgewährung entsteht das selbe geschäftliche Verhältniß zwischen der Bank und dem Kunden, als wenn sie ihm bares Geld gegeben hätte. In dem hamburger Fall, wo die Bankfirma mit den auf sie trassirenden Firmen doch beinahe identisch war, gleichen diese Wechselmanöver aber bedenklich bösen Schiebungen. Daß solche Appoints als Prima-Privatdiskonten in den Besitz einzelner Großbanken gelangt sind, verschlimmert die Sache und berechtigt zu der Forderung, die Banken möchten auch die Summe der von ihnen weitergegebenen Wechsel im Geschäftsbericht anführen. Freilich: die Höhe des Betrages der begebenen Wechsel könnte zu einer falschen Beurtheilung des Bankstatus verleiten; und für die Größe eines etwa vorhandenen Risikos wäre mit solchen Angaben nichts Wesentliches gesagt. Ignoramus, Ignorabimus: Das könnten wir getrost auch dann noch unter jede Bilanz setzen, mag sie bei uns oder in Amerika aufgemacht sein.

Der Rest ist Geldnoth. Nachdem die Bank von England im Lauf einer Woche ihren Diskont dreimal (bis auf 7 Prozent) erhöht hatte, mußte sich auch unsere Reichsbank entschließen, den Diskont (auf 7½) und den Lombardzinsfuß (auf 8½ Prozent) zu erhöhen. Ihr blieb keine Wahl; schon hatte sie 50 Millionen Mark Gold ans Ausland verloren, seit Amerika den breitesten Zipfel der Golddecke an sich zu zerren sucht. Eine böse Zeit. Wer Geld braucht, muß mindestens (mit der Bankprovision) 9 Prozent dafür zahlen. Was diese Ziffer für die nationale Arbeit bedeutet, braucht man selbst Lehrlingen nicht mehr zu erklären. Europa rüstet gegen die Neue Welt; und Herrn Roosevelt, der in der Union das Mißtrauen gesät hat, mag, wenn er sieht, wie die Saat aufgegangen ist, um seine Gottähnlichkeit bang werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. November 1907.

Der Prozeß.

Forcé d'employer ma faible plume, au défaut de toute autre, dans une affaire où la terreur écarte loin de moi tous les défenseurs, détruisons toute idée de corruption par le simple exposé des faits et ne craignons point qu'on m'accuse de tomber dans le défaut trop commun de les altérer devant la justice. J'ai trop appris, aux dépens de mon repos, combien il est dangereux d'avoir un ennemi qualifié. Moins obligé d'avoir du talent, parce que j'ai du courage, la nécessité d'écrire contre un homme puissant est mon passeport auprès des lecteurs. Je ne m'abuse point: il s'agit moins pour le public de ma justification, que de voir comment un homme isolé s'y prend pour soutenir une aussi grande attaque et la repousser tout seul. Je ne demande que justice. Vos terreurs ne m'arrêteront point; je me défendrai moi même.

Beaumarchais: Mémoire contre Goëzman.

Beleidigung?

Generallieutenant Graf Kuno von Moltke, der bis in den Mai 1907 Stadtkommandant von Berlin war, iſt im Verlauf von ſechs Monaten hier ſechsmal erwähnt worden. Wer meinen Schlußvortrag (im Heft vom neunten November 1907) geleſen hat, weiß, was über den Grafen geſagt worden war. Daß er dem Fürſten zu Eulenburg und Hertefeld näher ſtehe als der Generalſtabschef; daß er eine andere Sinnenrichtung habe als ein junger, wegen ſeiner galanten Abenteuer öffentlich beſpöttelter Prinz; daß er die Wünſche ſeines Freundes an das Ohr des Kaiſers bringe; daß er ein guter Menſch ſei, muſikaliſch, poetiſch, ſpiritiſtiſch und von rührender Freundſchaftlichkeit; daß er warm in der Gunſt ſitze und nicht zu Denen gehöre, die von Weltkriegen

Beförderung hoffen; in einem Zwiegespräch war Einer, der die Besorgniß des Grafen aussprach, „Der Süße“ genannt worden. Das war Alles. Nicht ein beleidigendes Wort. (Wem käme der Gedanke, der Reichskanzler sei beleidigt, wenn ein Satiriker unter das Bild Seiner Durchlaucht die Worte „Der Süße“ geschrieben hätte? Im zahmsten Witzblatt werden die Mächtigen ärger gezaust.) Am fünfzehnten Juni hat ein preußischer Amtsgerichtsrath, der meine acht Artikel mit dem Auge des Richters gelesen hatte, mir gesagt: „In der ‚Zukunft‘ steht kein Wort, das den Grafen beleidigen konnte.“ Um die selbe Zeit schrieb mir ein Landgerichtsrath, der Jahrzehnte lang in Strafkammern gesessen hat: „Ich habe bei kühlem Blut die acht Hefte noch einmal genau durchgesehen. Vielleicht könnten Eulenburg und Lecomte vor Gericht ihr Glück mit einiger Aussicht auf Erfolg (wenn Sie nämlich gar kein Beweismaterial hätten) versuchen. Was Moltke betrifft, wäre es einfach wahrheitwidrig, wenn Sie zugäben, irgendetwas Beleidigendes (ganz abgesehen vom Paragraphen 175) über ihn veröffentlicht zu haben.“ Diese Stimmen sind nicht vereinzelt. Und der Graf selbst hatte sich nicht beleidigt gefühlt. Trotzdem ihm und seinem Freund über meine Auffassung ihres Wesens viel mehr mitgetheilt worden war, als ich hier angedeutet hatte. Mitgetheilt von dem beiden Herren befreundeten Freiherrn Alfred von Berger. Dessen (im Gerichtssaal verlesene) Aussage lautet: „Nach dem Erscheinen des Artikels, in dem das Nachtbildchen (der Harfner und der Süße) steht, habe ich den Herren (dem Fürsten Philipp zu Eulenburg und dem Grafen Kuno von Moltke), in deren Interesse und mit deren Wissen ich seit Jahren eine Verständigung mit Maximilian Harden herbeizuführen versucht hatte, gesagt: ‚Harden hält Sie für sexual abnorm und glaubt, es sei aus patriotischen und psychologischen Gründen nothwendig, daß Sie aus dem Vordergrunde deutscher Politik zurücktreten. Irgendeine Regung persönlichen Grolls empfindet Harden gegen Sie nicht.‘ Das sagte ich ungefähr am fünfundzwanzigsten November 1906 dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke. Mindestens seit diesen beiden Einzelgesprächen (nach meiner Ueberzeugung aber sehr viel länger) wissen beide Herren, aus welchen ausschließlich politischen Gründen Harden sie gelegentlich erwähnt.“ Noch im Frühjahr 1907 hat der Freiherr, „unter Opfern an Zeit und Nervenkraft,“ sich selbstlos für seine Freunde bemüht. Von Beleidigung war nicht die Rede. Am zweiten Mai sprach der Kronprinz mit dem Chef des Militärkabinets und mit dem Kaiser. Am dritten Mai erbat Graf Moltke die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten. Am elften Mai wünschte er von mir die Anerkennung des Ehren-

wortes, mit dem er bekräftigte, niemals mit Männer geschlechtlich verkehrt zu haben. Ich erklärte, daß ich keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit dieses Ehrenwortes zu zweifeln. Fügte aber hinzu: „Trotz allen persönlich empfindsamen Bedenken kann es politische Pflicht werden, die allgemeine Rückwirkung einer normwidrigen (wenn auch ideellen) Männerfreundschaft, an deren Bestehen und an deren ins Politische überschweifender Tendenz ich nach gewissenhafter Prüfung authentischer Dokumente nicht den geringsten Zweifel habe, als erweislich vorhanden zu zeigen." Am vierundzwanzigsten Mai wurde der Generallieutenant zur Disposition gestellt. In der letzten Maiwoche ließ er die Staatsanwaltschaft auffordern, mich der öffentlichen Beleidigung anzuklagen; wurde aber in allen Instanzen abgewiesen. Am sechsten Juni reichte er die Privatklage ein; die Erwiderung beschränkte sich auf einen einzigen Satz. Nach den Gerichtsferien wurde, am einundzwanzigsten September, das Verfahren gegen mich eröffnet und die Hauptverhandlung auf den dreiundzwanzigsten Oktober vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte angesetzt.

Daß ich ihn für normwidrig veranlagt halte, wußte der Graf „mindestens" seit dem fünfundzwanzigsten November 1907; nach Bergers Ueberzeugung aber „sehr viel länger". War dieser Glaube beleidigend, so war das Vergehen, als der Strafantrag gestellt wurde (am letzten Maitag), verjährt. In der Privatklage wurde behauptet, der Privatkläger habe „die Richtung der Verdächtigungen" erst Ende April erkannt. Die Behauptung ist erweislich unwahr; ist durch die Erklärung des Freiherrn von Berger als unwahr erwiesen. In seinem Schlußvortrag hat der Graf zugegeben, daß der Inhalt dieser Erklärung den ihm bekannten Thatsachen entspreche. Oeffentlich habe ich über die Sexualität des Grafen nur gesagt, seine Sinnenrichtung sei von der eines Frauenjägers sehr verschieden. (Das ist keine strafbare Beleidigung; und wäre, wenns eine sein könnte, nach Antragsfrist und Preßgesetz spätestens am sechsundzwanzigsten Mai verjährt gewesen. Das ist außerdem erweislich wahr.) Sonst nicht ein Wort. Ueberhaupt nichts, was ihn beleidigen konnte. (Vielleicht wars deshalb ein Fehler, daß ich der Eröffnung des Hauptverfahrens nicht widersprach, dem Gericht nicht die zur Ablehnung nöthigen Beweismittel lieferte. Warum that ichs nicht? Weil der lauteste Theil der Presse behauptet hatte, ich „sei auf dem Rückzug", und weil ich den Schein meiden wollte, die Hauptverhandlung schrecke mich. Wer ist an dem Gerichtsskandalum schuld?)

Hauptverhandlung.

„An dem weit übers Ziel hinausschallenden Getöse darf ich nicht mitschuldig scheinen. Auf normwidrige Gefühlsregungen einzelner zum lieben-

berger Kreis gehöriger Personen habe ich hingedeutet; so behutsam, wie der Anstand befahl. Auf strafbare Handlungen? Niemals. Auf ein süßliches, unmännliches, kränkliches Wesen, das am Hof seit langen Jahren bespöttelt wurde. Diese Herren sind durch hehre Freundschaft verbunden, wie man sie unter normalen Männern kaum findet. Spiritisten, Geisterseher, die auch mit der Majestät einen mystischen Kult treiben. Ein Einzelner dieses Schlages wäre zu ertragen. Eine Gruppe taugt nicht in unsere harte Zeit. Wenn an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ists ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geisterringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Perversion und Perversität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung sind sehr verschiedene Dinge. Wir müssen uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Geschlechtsempfindung mannichfache Varietäten zuläßt. Ich will nicht daran mitschuldig sein, daß Deutschlands Ansehen noch ärger geschmälert und Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute der Kinädenmakel angeheftet wird. Ich habe sie bekämpft und gehöhnt, doch weder strafbaren Handelns bezichtigt noch auch nur beleidigt. Das ist auch in vielen Zeitungen anerkannt worden. Ich habe weder Beruf noch Neigung, die Triebe und Lüste Anderer zu bekritteln. Hier hat sichs um Politik gehandelt. Um Kaiser und Reich. Deshalb habe ich nie gefragt, wie die Herren Phili, Tütü, Willy Begierden stillen, die in ihrem Alter doch nicht mehr gar so wild sein können, und sie nie für straffällig, sondern nur als die dem Thron nächste Gruppe für schädlich gehalten (und mit mir dachten am Hof, in Ministerien, im Heer Hunderte so). Das wußten die Drei und ihr französischer Freund auch; wenigstens seit sechs Monaten ganz genau. Und fühlten sich, mit Recht, nicht in ihrer Ehre gekränkt." Diese Sätze waren am fünfzehnten Juni hier zu lesen. Als vor Gericht der Versuch unternommen wurde, durch künstliche Konstruktionen meine Worte über den Grafen umzudeuten, mußte ich mich vertheidigen. Mußte beweisen, daß der Kläger mit abnormen Männern verkehrt und ihre Abnormität gekannt hat; daß er selbst normwidrig veranlagt ist und sein Empfinden nicht zu bergen vermochte. Diesen Beweis sollte die Vernehmung der beiden Brüder Eulenburg und Hohenau, des Botschaftrathes Lecomte und anderer Herren stützen. Sie kamen nicht. Der Kläger hatte sie nicht geladen. Die Namen Eulenburg, Hohenau, Lecomte stehen aber in der Klageschrift. Wer mir einen Vorwurf daraus macht, daß über Hohenau vor Gericht geredet wurde, schwatzt ins Blau hinein. Nehmen wir einmal an, ich hätte den Grafen

Moltke wirklich falsch beurtheilt und obendrein wirklich beleidigt. (Dessen war ich angeklagt.) Wäre es dann für Strafart und Strafmaß nicht wichtig, festzustellen, ob ich auch in der Beurtheilung der drei anderen, mit dem Kläger zusammen genannten Herren geirrt habe? Diese Feststellung war nicht zu umgehen. Sie wäre unvermeidlich gewesen, auch wenn wir in der Hauptverhandlung nicht die Thatsache zu beweisen versucht hätten, daß dem Kläger die Homosexualität seines Duzfreundes Hohenau bekannt war. Nach dem Paragraphen 244[2] der Strafprozeßordnung bestimmt zwar „in den Verhandlungen vor den Schöffengerichten das Gericht den Umfang der Beweisaufnahme, ohne hierbei durch Anträge, Verzichte oder frühere Beschlüsse gebunden zu sein." Das Gesetz ist aber (§ 377[8] StPO) stets verletzt, „wenn die Vertheidigung in einem für die Entscheidung wesentlichen Punkt durch einen Beschluß des Gerichtes unzulässig beschränkt worden ist." Da ist der Hort aller Angeklagten.

Was ist an dem Verfahren getadelt worden?

Erstens: Daß der Gerichtshof aus einem „jungen Amtsrichter," einem Fleischermeister und einem Milchhändler bestand. Nur dieser Gerichtshof aber war für die Sache zuständig. Wollt Ihr Laienrichter? So lange die Strafprozeßordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich noch gelten, müßt Ihr sie wollen. Und dürft dann nicht zetern, wenn im Fall Hau Schwarzwaldbauern, im Fall Moltke-Harden Kleingewerbetreibende an der Rechtsprechung mitwirken. Die beiden Schöffen haben sich ruhig und würdig gehalten. Was sie gedacht, ob sie sich beim Votum getrennt oder den Vorsitzenden überstimmt haben, wissen wir nicht. Natürlich auch nicht, wie der Vorsitzende gestimmt hat. Dieser „junge Amtsrichter", Herr Dr. Kern, ist in der Presse wie ein Schulknabe gescholten worden; in so unverschämtem Ton, daß Viele glaubten, die Königliche Staatsanwaltschaft werde wegen Beleidigung des Gerichtes, insbesondere des Vorsitzenden, einschreiten. Es ist nicht geschehen. Wir dürfen aber nicht vergessen, was in großen Zeitungen gefordert worden ist: Umgehung, Beseitigung dieses Vorsitzenden; Eingriff oder Einwirkung der Präsidenten des Amtsgerichtes, Landgerichtes, Kammergerichtes. Also die schlimmste Kabinetsjustiz; die schamloseste Verletzung des Rechtes. Das haben angeblich liberale Männer verlangt. Gesetz, Verfassung, Rechtsgarantien, Unabhängigkeit der Gerichte: Spielzeug für Sonn- und Feiertage. Jetzt galts, einen innig gehaßten Feind niederzubütteln. Der jüngste Assessor wäre den Leuten nicht zu jung gewesen, wenn ers gethan hätte. Herr Dr. Kern wurde geschmäht, weil er sich so objektiv hielt, wie die Amtspflicht heischte. Nur objektiv. Er hat beide Parteien zur Ordnung gerufen,

beiden Beweisanträge abgelehnt. Dem Kläger die Vernehmung einer Nichte und einiger Dienstboten, die bekunden sollten, was die Gräfin Kuno Moltke vor zehn Jahren gesagt habe. (Solche Bekundung hielt das Gericht für unerheblich, weil sie die beeidete Aussage einer unbescholtenen Zeugin nicht entkräften könnte.) Dem Beklagten die Vernehmung der wichtigsten Zeugen. Drei, Baron Berger, Graf Reventlow, Dr. Liman, standen drei Tage lang vor der Thür des Gerichtssaales und wurden nicht zur Aussage hereingerufen. Ich habe keinen Grund, dem Amtsrichter einen Kranz zu winden. Die ihn sahen und hörten, können aber nicht leugnen, daß er die Verhandlung mit ruhigem Ernst leitete und Jedem sein Recht werden ließ. Als Schulmeister hat er sich freilich nicht gefühlt, sondern sich (wie jeder weise Richter müßte) gesagt, daß man, wo es sich nicht um einen Pappenstiel handle, nicht jedes heftige Wort tief erregter Menschen mit dem Bakel rügen dürfe. Von beiden Seiten sind harte Worte gefallen. Das war nur natürlich. Hat Herr Dr. Liebknecht vor dem leipziger Reichsgericht nicht in leidenschaftlicher Wallung aufgeschrien? Ließ man ihn in dieser musterhaft geleiteten Verhandlung nicht das Letzte sagen? Vor Jahren schrieb Herr von Liszt, in Norddeutschland habe der Angeklagte eine schlechtere Stellung als in irgendeinem anderen kultivirten Land. Alle sollten sich freuen, wenns allmählich besser wird. Besonders die Schreiber, denen bald ein Gerichtstag dämmern kann. Denkt an Zola! „Ich kenne das Gesetz nicht! Ich wills auch nicht kennen!“ Denkt an den Prozeß Peters. An die Behandlung der Sachverständigen und des Klägers, der immer wieder vom Beklagten ein „feiger Mörder“ gescholten wurde. Wißt Ihr, wie eine Tage lang währende Gerichtsverhandlung, die in jeder Minute zu schärfster Gedankenkonzentration zwingt, die Nerven überreizt? Müßt Ihr Mordio schreien, wenn da ein schrilles Zufallswörtchen (das im abkürzenden, alle Uebergänge tilgenden Bericht viel ärger wirkt als im Saal) über die Lippe sprang? Nein: der „junge Amtsrichter“, den befangene oder falsch unterrichtete Kritiker so dreist, ohne Respekt vor seiner Robe, schelten durften, hat keinen Tadel verdient.

Nach meiner Ueberzeugung (die von vielen Juristen getheilt wird) hat er der Klage zu gläubig vertraut und Beleidigung gewittert, wo keine war. Begreiflich: er hatte, ohne eine Klagebeantwortung vor sich zu haben, das Hauptverfahren eröffnet und sah am Schluß der Verhandlung von der Höhe eines gelungenen Wahrheitbeweises auf die Artikel zurück, deren Verfasser ihm der Beleidigung „hinreichend verdächtig“ erschienen war. Gegen die Vertreter der Klage ist er dann vielleicht ein Bischen mißtrauisch geworden. Weil sie Manches bestritten, das auf die Dauer nicht zu bestreiten war. (Grund des Abschieds-

gesuches; Bergers Vermittlung; Duzfreundschaft mit Hohenau; Bekanntschaft mit Lynar; langjähriger Verkehr mit Lecomte; und so weiter.) Weil sie sich gegen den Wahrheitbeweis sträubten, der allein doch hier wesentlich sein konnte. Nehmen wir an, ein Theaterskandalschreiber habe behauptet, die Sängerin Müller sei die Geliebte des Rentiers Schulze. Fräulein Müller klagt, beruft sich aber nicht auf Schulzes Zeugniß. Den läßt nun der Beklagte laden; hinterlegt nach der Vorschrift (§ 219 StPO) für ihn Reisegeld und Versäumnißgebühr. Schulze kommt nicht. Fräulein Müller will ihn auch nicht vor der Barre haben. Wird der Richter nicht denken: Da stimmt Etwas nicht? In meinem Fall war zu erwarten, daß der Kläger als ersten Zeugen den Fürsten Eulenburg benennen werde. Er thats nicht. Ich ließ den Fürsten laden. Er kam nicht; schickte Atteste. Der Kläger beantragte nicht, die Verhandlung auf eine Zeit zu vertagen, wo sein Freund vernehmungfähig sein werde. Warum nicht, da dieser Freund in der beeideten Aussage der Zeugin Frau von Elbe doch den breitesten Raum einnahm, nur sein Eid die Glaubwürdigkeit dieser Aussage (und der des Herrn von Kruse) ernstlich zu erschüttern vermochte? Auch Herr Lecomte kam nicht und wurde vom Kläger nicht herbeigewünscht. Und den Antrag, die Grafen Hohenau und Lynar (die ich vergebens geladen hatte) zu vernehmen, stellte der Vertreter der Privatklage erst, als nicht mehr darauf zu rechnen war, daß diese Herren vor einem deutschen Gericht erscheinen würden. Das Alles vergessen die Leute, die dem Gerichtshof Unfreundlichkeit gegen den Kläger vorwerfen; und vergessen obendrein, was die Beweisaufnahme ergab.

Zweiter Tadel: die Oeffentlichkeit ist nicht für die ganze Verhandlung ausgeschlossen worden. Meine Schuld? Ich habe kein Wort darüber gesagt; hätte auch nichts erreicht. Die Oeffentlichkeit kann ausgeschlossen werden, wenn die Verhandlung „eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt." Löwe sagt: „Ob die Besorgniß einer Gefährdung begründet sei, unterliegt dem Ermessen des Gerichtes; die Anträge und Erklärungen der Prozeßbetheiligten sind dabei nach keiner Richtung hin maßgebend." Aber auch: „In der Oeffentlichkeit findet das Gesetz eine Gewähr für die Richtigkeit der Entscheidung." In der Klage stand: „Niemand vermag Ungünstiges über den Privatkläger auszusagen." Warum sollte das Gericht also die Oeffentlichkeit von vorn herein ausschließen? Der Kläger hatte, nach seiner Versicherung, nichts zu fürchten, der Beklagte, nach öffentlicher Beschuldigung, das Recht auf öffentliche Beweisführung. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit muß immer Ausnahme bleiben. Die Zeitungleiter können im eigenen Haus ja nach Willkür Censur üben. In unserem Fall haben sie mit den Prozeßberichten erst viel Geld verdient (die

Blätter, erfuhr ich, gingen wie warme Semmel weg) und dann gar beweglich über die Pflicht geklagt, „solchen Schmutz ins deutsche Haus schleppen zu müssen". Pflicht? Sie konnten weglassen, was ihnen beliebte; wollten auf großen Absatz aber nicht verzichten. (Zu dem Kapitel vom „aufgewirbelten Schmutz" ein paar Fragen. Habe ich ihn dahin geschafft, wo er lag? Sollte er da liegen bleiben? Ists nicht besser, daß er aufgewirbelt wurde? Fragt jede ordentliche Hausfrau oder Magd. Und fordert die Regirung auf, für einen Vakuumreiniger zu sorgen.) Seit wann hat die Presse sich denn zur Pruderie bekehrt? Die Fälle Montignoso und Koburg, Puttkamer und Peters haben doch wohl Pikanteres ans Licht gebracht: und kein keusches Herz hat gejammert. Keins erbebt, wenn im Lokaltheil von Dirnen und Zuhältern, Kinderschändern und Luftmördern erzählt wird. Vor dem Schöffengericht wurde ernsthaft über Psychopathia sexualis gesprochen. Ein schreckendes, nicht ein lockendes Bild gezeigt. Diese Verhandlung konnte dem (in Deutschland schon allzu großen) Urningheer keine Rekruten werben. Nach meiner Ueberzeugung die Sittlichkeit nicht gefährden, sondern kräftigen. (Für die scheußlichen Roheiten mancher Witzblätter und Postkarten ist das Gericht nicht verantwortlich.) Und was wäre, gerade in diesem Fall, geglaubt und, nicht nur im Ausland, für erwiesen genommen worden, wenn man hinter verschlossenen Thüren verhandelt hätte? Wäre die Verherrlichung des „alten Soldaten" dann möglich? Das Gericht hat, wie mir scheint, Nutzen und Nachtheil der Oeffentlichkeit richtig gemessen.

Für den Theil der Verhandlung, der die potsdamer Gräuel betraf, wurde die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. „Doch nicht für die Presse?" riefen drei Dutzend Journalisten. Ihrem Bitten gab der Vorsitzende nach und ließ sie im Saal. Sonst hätten die Leser von der Heiligensee geschichte (die zur Sache, zum Beweisthema gehörte) nichts vernommen. Das paßt zum Ganzen. Man will dabei sein, berichten und dann züchtig die Hände falten. Als Herr Dr. Kern sich entschloß, dem Takt der Schreiberzunft zu vertrauen, ahnte er nicht, daß sie ihm bald danach mit grober Geberde vorwerfen werde, er habe durch die Wahrung der Oeffentlichkeit das sittliche Empfinden Alldeutschlands verletzt.

Noch weniger konnte er ahnen, daß sie ihn tadeln werde, weil er einen Wahrheitbeweis zugelassen habe, den er, beim besten Willen, gar nicht abzuschneiden vermochte. Alles auf den Paragraphen 185 schieben? Der ist, nach Liszt, nur anwendbar, wenn „es sich um ein Urtheil des Beleidigenden selbst, nicht nur um die Herbeischaffung der Grundlage für das Urtheil Anderer handelt". In meinen Artikeln steht kein Wort, das den Kläger beleidigen konnte. Kein allgemeines Werthurtheil. Sie enthalten, bei ungünstiger Deutung,

Thatsachen, die konkret genug sind, um bewiesen werden zu können (wie jede Wesensvarietät); durch Zeugnisse oder Indizien. Auch war die Klage auf den Paragraphen 186 gestellt, dessen Strafnormen nur anzuwenden sind, wenn die behauptete Thatsache nicht erweislich wahr ist. Und daß hier die Wahrheit gesucht, nicht etwa mit List und Schlauheit eine Strafe herausgeschlagen werden solle, mußte Jeder annehmen. Jeder Ehrliche; nicht der Preßfechter für das Verfassungrecht, in Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. Der hatte im Fall Harden vier fromme Wünsche: Bestellung eines klüglich ausgewählten Blutrichters; Ausschluß der Oeffentlichkeit; Ablehnung des Wahrheitbeweises; Verurtheilung. Verfassung, Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichte, Oeffentlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung: das Alles ward spottbillig ausgeboten. Vor der Urtheilsverkündung auf den Gerichtshof und die Aufsichtbehörde mit Demagogenmitteln einzuwirken versucht. Die Schimpfartikel könnten für die Reform des Strafgesetzes und des Strafprozesses lehrreiches Material liefern; sie zeigen, wie ernst die Besorgniß um Volksrechte und Volksgerichte bei den Liberalsten ist. Dreyfus? Das war ganz was Anderes. Und Hau hat ja nur eine alte Frau gemordet. Der im Grunewald aber ...

Noch Eins. Dreyfus und Hau hatten Vertheidiger, die sich zügellos gehen ließen, Gegner, Zeugen, Gerichtshof gröblich beleidigten: sie wurden als Helden gefeiert. Justizrath Max Bernstein aus München wird, weil er sich am vierten Verhandlungtag von seinem Gegenstand hinreißen ließ, aus hundert Meinungskanälchen mit Unrath bespült. Ein Mann von ernstester Sachlichkeit; doch auch von sprühendem Witz und echter, natürlicher Eloquenz. Drei Tage lang der Liebling der in den Saal gepferchten Menge. Draußen später begeifert; weil er am Ende ein paar allzu derbe Worte gesprochen, ein paar Wendungen zu witzig pointirt, sein Bajuvarentemperament nicht straff genug gezäumt hatte. Darf man über eine Rede urtheilen, von der im Bericht nur der zehnte Theil, nur der grasseste wiedergegeben werden kann? Die zwei Stunden gedauert hat und die in zehn Minuten gelesen ist? Im Saal hat sie ganz anders gewirkt als auf dem Holzpapier. Herr von Gordon, der ein guter Jurist ist und auf ungünstigem Posten stand, hat den Beklagten beleidigt; in der Zeitung die falsche Behauptung aufgestellt, eine militärische Untersuchung habe die Reinheit seines Klienten erwiesen, der sich „seines großen Ahnen" (wirklich: Ahnen) „durchaus würdig gezeigt hat"; und so weiter. Thut nichts. Aber Bernstein, der die Mittelchen der Skandalanwälte verschmäht (und verschmähen darf), wird, weil er seiner Empörung in der letzten Stunde Luft macht, wie ein Winkelkonsulent schlechtester Sorte behandelt. Hat er das Zeugniß des Deut-

schen Kaisers verlangt? Sein Gegner hatte diesen traurigen Einfall. Hat er sich gegen Beweisanträge gesträubt? Sein Gegner thats. Hat er seinen Mandanten gerühmt? Sein Gegner thats. Darf der Vertheidiger dem Kläger Unwahrhaftigkeit vorwerfen? Er darfs, wenn er die Behauptung als wahr erweisen kann; und thuts täglich ungerüffelt in deutschen Gerichtssälen. Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz und Gericht sind alle Bürger gleich und haben den selben Anspruch auf Schutz ihrer Rechte. Hier hieß der Vertheidiger Bernstein; und ist, wie der Vertheidigte, eines Israeliten Sohn (wie der Vertheidigte freilich auch dem Judenthum immer fremd geblieben). Das genügt. Ich bin längst gewöhnt, als ein mauschelnder Itzig vorgeführt zu werden; da ich einsam lebe, mag Mancher die Karikatur für ähnlich halten. Daß Bernstein (der Erfinder des Rosenthal im Lustspiel „Herthas Hochzeit", über den Berlin so lange gelacht hat) durchaus nicht jüdisch, sondern bayerisch wirkt, haben adelige Arier im Gerichtssaal sehr laut gesagt.

Nach den Anwälten die Zeugen. Frau von Elbe, die früher Gräfin Kuno Moltke hieß. Sie ist ungefähr von den selben Preßhelden beschimpft worden, die vorher so tapfer an dem Fräulein Olga Molitor ihr Müthchen gekühlt hatten. Grund? „Sie mußte die Aussage verweigern." Daß sies nicht durfte, nach dem Gesetz einfach zur Zeugenaussage gezwungen war und diesen Zwang als eine furchtbar harte Nothwendigkeit empfand, wird nicht erwähnt. Sie soll rachsüchtig sein. Nie habe ich eine Spur davon an ihr bemerkt. Sie soll ihre Aussage mit leidenschaftlichem Ingrimm hervorgesprudelt haben. Wer im Saal saß, weiß, daß sie zuerst gar nicht zum Reden zu bringen war, dann, unter Thränen, mit beinahe unhörbarer Stimme sprach; nur auf Fragen Antwort gab; fast nur mit Ja und Nein; daß sie Alles abwies, was sie nicht mit sicherer Zuversicht auf ihren Eid nehmen konnte. Sie hat nichts unterstrichen; und Manches nicht ausgesprochen. Und wie wurde sie vor Gericht von dem geschiedenen Ehemann bekämpft? Mit alten Briefen, die das Elend ihres gräflichen Lebens zu lindern, fremdem Auge zu bergen versuchten. Mit der Behauptung, ihre erste Ehe (mit einem Schwerkranken) sei durch ihre Unverträglichkeit getrübt worden und ihren zweiten Mann (einen Offizier und Flügeladjutanten des Kaisers!) habe sie geprügelt. Mit der Andeutung, Alkohol habe ihren Sinn verwirrt und ihre Gier habe mehr gefordert, als ein Alternder gewähren konnte. Mit Dienstbotentratsch und dem (widerrufenen) Zeugniß einer französischen Gesellschafterin. All diese Mittel versagten. Die Persönlichkeit der noblen, stillen Dame wirkte so stark, daß die Angreifer bald erlahmten. Jeder fühlte: diese Frau spräche um keinen Preis hier ein unwahres Wort. Und wie ein

junger Held harrte, in Noth und Pein, ihr Sohn neben ihr aus; ihr Schützer in diesem Raum. Selten ward einer Frau Grausameres zugemuthet. Wars ihre Schuld? Von meinen Absichten wußte sie (von der ich fast drei Jahre lang nicht gehört hatte) nichts; von meinen Fehden erfuhr sie nur aus diesen Blättern. Nun mußte sie, als beeidete Zeugin, die Wahrheit sagen. Meine Schuld? Ich war von einem Mann, der meine Auffassung seiner Wesensart seit mindestens elf Monaten kannte, angeklagt, ihn öffentlich normwidrigen Empfindens beschuldigt zu haben. Ich mußte den Wahrheitbeweis führen und für dessen ersten Theil Frau von Elbe, deren Mutter und Sohn als Zeugen benennen. Das Gericht hat gefunden, daß dieser Beweis ausreiche, um nicht nur das von mir Geschriebene, sondern auch das vom Baron Berger Referirte völlig zu decken. Und so dachten schon am zweiten Verhandlungtag Hunderte im Saal; auch die Berichterstatter.

Der Scheidungprozeß hat auf der Frauenehre der Gräfin Moltke keinen Makel gelassen; nicht den winzigsten. Die Ehe, deren Trauzeuge der Kaiser gewesen war, ist von dem Gericht Erster Instanz getrennt worden, weil es dem Grafen glaubte, daß seine Frau ihn strafbaren Verkehres mit dem Grafen Philipp Eulenburg beschuldigt habe. Die Gräfin hat mit aller Energie, deren die damals Leidende fähig war, bestritten, daß sie ihren Mann solchen Umganges verdächtigt, dessen Möglichkeit auch nur gekannt habe; keinen Wahrheitbeweis versucht, sondern sich der Scheidung widersetzt. In der Zweiten Instanz, die, nach der erweislichen Angabe des Referenten, anders geurtheilt hätte, kams zwischen den Gatten dann zu einem Vergleich. Seitdem wollte die Frau nur Ruhe haben; nie wieder an die unselige Zeit erinnert sein, die sie zwischen zwei Freunde gestellt hatte. Kein Wort, keine Miene hat je eine Regung der Rachsucht verrathen. Ists anständig, tapfer, christlich, deutsch, eine Frau zu schmähen, die ausspricht, was sie nicht hehlen darf?

Der Gerichtshof hat für wahr genommen, was die Zeugin (im wichtigsten Punkt vom deutlichen Gedächtnißbild ihres Sohnes unterstützt) als die Stimmungen, Aeußerungen (mündliche und schriftliche), Verkehrsformen, Zumuthungen und Unterlassungen zweijährigen Ehelebens bekundet hatte. Der Gerichtshof konnte mehr hören, wenn er mehr fragte; auch mehr Zeugen vernehmen, zur Familie gehörige und fremde. Er hatte genug. Wird seine Unparteilichkeit bestritten? Hatte er Etwas gegen die Excellenz? Wer nicht im Gerichtssaal saß, nicht vier Tage lang den Kläger und die Zeugin vor Augen hatte, sollte sich hüten, sein Urtheil über das unbefangener Richter zu stellen.

Auch Herr Dr. Hirschfeld war als Zeuge geladen und wurde erst in der Hauptverhandlung als Sachverständiger vorgeschlagen. Die Gegenpartei

widersprach nicht. Auch er wird jetzt durch alle Kloaken geschleift. Warum? War er mit bestimmtem Auftrag gemiethet? Er hat die gesetzlich ihm zustehende Entschädigung erhalten; nicht mehr. Niemand wußte (er selbst nicht vor der Verhandlung), wie sein Gutachten ausfallen werde; eine der wichtigsten Fragen (Schädlichkeit einer Gruppe abnorm Empfindender) hat er im Sinn des Klägers beantwortet (der ihm nach Schluß der Verhandlung die Hand drückte) und in jedem Wort das Streben nach Objektivität gezeigt. Als Beichtvater und Schirmherr der Homosexualen hat er große Erfahrung; die größte in Europa, schrieb neulich der bekannte Psychiater Naecke, der Leiter der Anstalt Hubertusburg. Er sieht in dem Perversen einen vollwerthigen Menschen. Ist ein Fanatiker (von der weichen Art) und kann deshalb noch leichter irren als nüchterne Köpfe. Doch von Keinem, der ihn genau kennt, habe ich je Zweifel an der Ehrlichkeit und Sachkunde des Mannes gehört. Seine Agitation kann ich nicht mitmachen; denn die Ausbreitung, die Hätschelung der Homosexualität dünkt mich eine ernste Gefahr für Deutschlands Männervolk. Vor Gericht aber ist er nicht Agitator, sondern Arzt; und kann bekämpft, doch nicht wie ein Pfuscher behandelt werden. Als ein Versuch, sein Gutachten zu ergänzen, mißlungen war, habe ich beantragt, die beiden Herren zu vernehmen, die als Kriminalkommissare täglich mit Abnormen aller Schichten zu thun haben (die Herren von Treskow und Dr. Kopp) und der Verhandlung vom Anfang bis zum Ende beigewohnt hatten, oder Herrn Dr. Albert Moll, Hirschfelds berühmtesten Gegner, als Sachverständigen zu berufen. Beide Anträge sind abgelehnt worden. Die ruhige, milde Darstellung Hirschfelds hatte den Richtern genügt.

Der Zeuge Bollhardt, der die Grafen Hohenau und Lynar gröbsten Mißbrauches der Dienstgewalt beschuldigt hat, soll als Soldat und später als Civilist Uebles getrieben und sich Gefängnißstrafe zugezogen haben. Ist sein Zeugniß deshalb für falsch zu halten? Er hat sich freiwillig gemeldet, nicht einen Pfennig mehr, als ihm nach der Bestimmung zustand, gefordert noch gar bekommen und über Einzelheiten berichtet, die er nicht erfunden haben kann. Der Gerichtshof hat ihn beeidet, sein Zeugniß aber nicht für die Urtheilsfindung verwerthet. Die Irrungen der beiden Grafen sind leider ja erwiesen. Ists wunderbar, daß der arme Teufel, den so hohe Herren an Sekt gewöhnten, von dem sie sich duzen und beim Vornamen rufen ließen, nach solchem Erlebniß im Alltagsdrang entgleiste? Solche Mißleitete gerathen, wie verlaufene Mädchen, leicht in Prellerei und Hochstaplerthum. Muß die wüste Ueppigkeit des Favoritendaseins sie nicht entsittlichen? Seltsam dünkt mich nur die Forderung, ein Zeuge und Mitthäter dieser Thaten solle ein fleckloser Gentleman sein.

Schwarze Kunst.

Nach dem Freispruch (der nicht etwa überraschend wirkte, den berühmte Kriminalisten, Staats- und Rechtsanwälte, schon während der Verhandlung vorausgesagt hatten) haben Tausende, Männer und Frauen, Künstler, Industrielle, Offiziere, Beamte, Lehrer, Handwerker, Männer der Wissenschaft und Taglöhner, mir, auf der Straße und im Haus, in Depeschen, Briefen, auf Karten, ihre Freude über das Urtheil ausgesprochen; ihre Freude darüber, daß der Höchste im Land sich von ungeeigneter Gesellschaft schnell befreit habe und in Deutschland das Recht keinen Standesunterschied kenne. Ein Privatmann hatte gegen Mächtige den Kampf gewagt und bestanden: Das begeisterte Viele für ein paar Stunden. „Nun kommt bessere Zeit". „Die Unfruchtbarkeit dieser traurigen Jahre ist jetzt ja erklärt". „Der Kanzler kann Ihnen dankbar sein". „Auf geradem Weg zu aufrichtigem, vernünftigem Konstitutionalismus". „Adel und Heer werden die Säuberung freudig begrüßen". Nur patriotische Worte. (Wer sich überzeugen will, kann die Telegramme und Briefe lesen.) Dann brach die Schlammfluth herein. Nie ist über einen Aktienschwindler, einen Lustmörder geschrieben worden wie über mich. Le dernier des derniers. „Der kämpft für Sexualsittlichkeit!" Ist mir nie eingefallen. Weder Neigung noch Beruf drängen dahin. Der öffentlich kontrolirbare Ehrbegriff, allzu oft habe ichs gesagt, reicht nur bis an den Nabel; was weiter unten geschieht, geht links und rechts keinen Fremden an. Nicht Unsittlichkeit habe ich bekämpft, sondern krankhaftes Wesen. Das Privatleben, das Euch so heilig ist, erst entschleiert, als ich im Gerichtssaal dazu gezwungen war; vorher nicht ein Zipfelchen gelüftet, trotzdem Euer Schimpf mich im Juni laut genug provozirt hatte. Auch nicht Persönliches mit Politischem vermengt. Habe ich Peters, Puttkamer, Singer denunzirt? Je hier über die fürchterliche „Kamarilla" gestöhnt? Niemals. Personen mußten weg; Personen, die dem Reich und dem Kaiser Gefahr und Skandal bringen konnten. Deshalb habe ich sie, als Personen, angegriffen. Mit Recht? Darüber brauchte kein Schöffengericht zu entscheiden. In seiner Deutschen Agrarzeitung hat Herr Edmund Klapper gesagt: „Seit der Kaiser längere Vorträge von den zuständigen Instanzen gehört und daraufhin sein Urtheil gesprochen hatte, war mir Alles klar. Keine Gerichtsverhandlung der Welt kann reichlichere, bessere, sicherere Aufklärung bieten, als sie dem Kaiser, in solchem Fall, bei solcher Wendung, durch seine Räthe werden kann."

... Ich kann heute nur noch den mir freundlich Gesinnten danken. Die Anderen mögen weiterschimpfen. Und sich einstweilen der Thatsache freuen, daß ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil vernichtet worden ist.

Peter Behrens.

In dieser Zeit der Halbbildung und des Halbwillens erscheint einsichtvolle Energie immer schon wie Talent, klare Vernunft wie genialische Erkenntnißkraft und interessirte Sachlichkeit wie entflammte Idealität. Ein gebildeter und dabei schlicht verständiger Mann darf Ministern in ihre Arbeit reden, Künstlern Rathschläge geben, den Kaufmann moralisiren und den Handwerker korrigiren, ohne befürchten zu müssen, als anmaßender Thor zu erscheinen. Denn überall wird heute der einfache Sachlichkeitgedanke so sehr mißachtet, jede Arbeit steht so sehr unter der Herrschaft irgendwelcher Vorurtheile, daß sich Jeder, der das Wesentliche zu sehen vermag, der Allgemeinheit gegenüber auf einem höheren Standpunkt findet. Den Bürgern dieser Zeit fehlt die Kraft zur Objektivität. Da Jeder sich nur für seine und seiner Nächsten Existenz sorgt, im wilden Erhaltungskampfe nur daran denkt, sich rücksichtlos zur Tafel der Genüsse zu drängen, so geht der Gemeinschaft die soziale Würde verloren. Wo aber Würde fehlt, da giebt es kein Selbstgefühl; ohne Selbstgefühl ist soziale Selbstlosigkeit undenkbar; und ohne diese ist wahrhafte Objektivität unmöglich. Darum heben sich die festen Charaktere, die selbstlos Wollenden wie geniale Persönlichkeiten oft von der Masse ab. Allein, daß sie erstreben, was weniger Bezug zu ihrer Person als zum sozialen Gedanken hat, macht sie zu Führern, zu Organisatoren, zu Synthetikern.

Daß es sie in gewissem Sinn sogar zu Künstlern machen kann, wird Einem heute besonders deutlich auf den Arbeitgebieten, die der architektonischen Kunst gehören. Die Kunstarbeiter, die sich im letzten Jahrzehnt so glücklich im Kunstgewerbe und in der Baukunst zusammengefunden haben, waren oft weniger durch Talent legitimirt als durch reine Absichten. Sie haben in wenigen Jahren zu leisten vermocht, was ein halbes Jahrhundert hindurch reicheren Begabungen versagt blieb, weil sie sich einer sozialen Reformidee, einer ethischen Triebkraft hingegeben haben und weil ihnen darum das objektiv Nothwendige von selbst einfiel, wo jene Anderen ohne innere Nöthigung ihr Talent an Willkürlichkeiten verschwendeten. Ihre Arbeit konnte fruchtbar werden, weil sich ihre sachlich gerichtete Selbstlosigkeit in der selben Idee, nämlich im Objekt, begegnen mußte und weil sie einander darum helfen konnten, wo das größere Talent sich so lange im Milieu der allgemeinen Selbstsucht isolirt und damit halb gelähmt sah. Bescheidenen Begabungen, schwachen Erfindern, phantasiearmen Bildnern ist darum schon das Vorbildliche gelungen; manchmal genügte der Wille zur Einfachheit, zur Phrasenlosigkeit, um schöne Erfolge zu erringen.

Sieht sich der wenig Begabte durch den Segen einer selbstlosen Objektivität so gefördert: um wie viel mehr kann das Talent Nutzen daraus ziehen. Frei-

lich wird ihm die ethische Entscheidung schwerer gemacht; denn alles Talent ist etwas Zweischneidiges. Verbindet es sich entschlossen einer moralischen Energie, so kann es seine Produktivität leicht bis zum Genialischen steigern; berauscht es sich aber an sich selbst, an der Fülle leicht zufließender Einfälle, so führt es leicht noch tiefer hinein in den Wirrwarr der Unsachlichkeit. Heute ist die Situation in der Baukunst so, daß man sagen darf, es komme bei mancher künstlerischen Aufgabe weniger auf Talent an als auf Charakter. Was Morris als Maler und Kunsthandwerker, was Ruskin als Dichter geleistet hat, wäre nicht unersetzlich; nicht zu ersetzen aber sind diese Männer dem Jahrhundert als befreiende, neue Konventionen bildende Moralisten. Dennoch sind neben ihnen auch wieder Originaltalente unentbehrlich, weil nur diesen formenbildende Fähigkeiten eigen sind, weil nur sie die Sachlichkeitidee in eine Kunstidee restlos verwandeln können und weil dieser Umwandlungprozeß nöthig ist, um dem ethisch Begonnenen ästhetische Dauer zu verbürgen.

Alle unsere bedeutenden modernen Nutzkünstler sind denn auch Beides: Künstler und soziale Moralisten. Das läßt sie so stark wirken. Es ist charakteristisch für sie, daß sie mit großer Leidenschaft Eins immer durchs Andere sind, daß Talent und ethischer Wille einander zu neuen Thaten stacheln. Vor Allem ist Das der Fall bei den wenigen wahrhaft Führenden, bei Van de Velde und Peter Behrens, bei Obrist, Endell und Pankok. Vielleicht wären mit Vorbehalt noch zwei oder drei Namen zu nennen. Sehr groß ist dann freilich die Schaar der Sekundären, der Popularisirer, die, in sehr charaktervoller und talentvoller Weise, dem gemeinsamen Gedanken dienen, von den Anregungen jener Primären oder auch von englischen und schottischen Ideen ausgehen und, Jeder in seiner Art, etwas Eigenes nützlich hinzuthun. Die letzte leidenschaftliche Hingabe darf man aber bei ihnen nicht suchen; denn es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung in dieser merkwürdigen Bewegung, daß die Stärke des Talentes und die Stärke des ethischen Wollens immer genau übereinstimmen. Ja, vielleicht giebt es hier gar keinen Dualismus. So wird es erklärlich, daß diese Fünf nach innen einen starken Einfluß üben, nach außen aber nicht die Anerkennung finden, die sie verdienten. Der Menge sind sie zu schroff, zu unbedingt. Van de Velde ist berühmt, aber eigentlich nur als Propagator; Obrist, der erste Fahnenschwinger in Deutschland, ist fast vereinsamt; Pankok und Endell sind kaum bekannt. Und auch Peter Behrens wird nicht beschäftigt, wie es wünschenswerth wäre.

Und doch ist gerade dieser Künstler innerhalb seiner Sphäre weiter gelangt als irgend Einer neben ihm. Weiter in der Richtung auf die Baukunst, wohin das ganze neue Kunstgewerbe gravitirt. Es konnte ihm gelingen, weil er nicht so schwer am eigenen Talent zu tragen hat wie die Anderen. Ihn drückt das Problem nicht so faustisch schwer; nicht, weil er weniger will, sondern, weil er das Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen sucht. Van de Velde, Obrist,

Pankok oder Endell erscheinen immer ein Wenig wie Instrumente ihres über sie verhängten Wollens, wie Geschöpfe, ja, oft wie Marionetten ihrer Ueberzeugung und Begabung. Behrens steht freier über den eigenen Absichten. Jene sind mehr Spiritualisten als er. Sie sahen eine ungeheure Aufgabe vor sich: eine neue Baukunst, also eine neue Kultur; und sie arbeiten, angesichts dieses Zieles, das der Kraft des Einzelnen nicht erreichbar ist, in einer grundlegenden, vorbereitenden Weise. Sie schaffen Formkeime, konkrete tektonische Bildungen eines neu sich besinnenden Kausalitätempfindens, aus denen reife Bauformen einst hervorgehen können. Vorbereiter sind sie mehr als Vollender, mehr Denker, Erfinder, Grübler und Poeten ihres Kausalitätgefühles als praktisch organisirende Architekten. Behrens geht nicht in dieser Weise von unten nach oben, vom Einzelnen aufs Ganze vor. Sein Temperament verbietet ihm das Verweilen bei den Fundamentirungarbeiten; denn sein Wesen ist so sehr auf das Bedürfniß nach repräsentativen Ganzheiten gerichtet, daß er nicht denkend wartend mag, bis eine Kunstkultur aus tausend Faktoren langsam wird, sondern daß er alle Theile, die er brauchen kann, zu einer Harmonie zusammenzwingt. So ist er in der That zu etwas Abgeschlossenem gelangt, zu einer lebendigen Harmonie. Freilich kann diese nicht ganz ohne den Charakter des Vorläufigen sein, kann nicht so reich, so überzeugend organisch in Erscheinung treten wie die Harmonie, die den Anderen vorschwebt. Behrens konnte nur dadurch fertig werden, daß er an die Stelle der noch ungeschaffenen, aus tausend Faktoren historisch sich einst ergebenden Konvention halb eklektizistisch eine künstlerisch gedachte Konvention setzte; nur dadurch, daß er bis zu gewissen Graden auf Originalität im Einzelnen verzichtete, um das Ganze zu haben. Er verlor dabei an innerer Natur; aber er gewann, was nur so zu gewinnen war: die Herrschaft eines praktischen Architekten. Von einem Mehr oder Weniger darf man nicht sprechen, wenn man seine Art mit der jener Anderen vergleicht. Es ist sogar gut, daß die große Arbeit von zwei Seiten zugleich angegriffen wird. Denn ist Behrens immer in Gefahr, sich, mit absichtlicher Beschränkung der Erfindungskraft, der durch historischen Eklektizismus gewonnenen Einzelheit hinzugeben, so droht Van de Velde, Obrist, Pankok und Endell stets die Gefahr, die Gedanken an das architektonische Raumganze über den Bemühungen um plastisch malerische Einzelwerthe zu vergessen.

Dieser Punkt ist wichtig; von ihm geht die Scheidelinie aus, die die ganze moderne architektonische Kunst in zwei Lager theilt. Der Gegensatz zwischen Behrens und Van de Velde ist symbolisch. Behrens ist wenig berührt worden von den viel Kraft absorbirenden Prinzipienkämpfen um das neue Ornament, um die Fragen: Floral oder linear? Naturform oder abstraktes Kräftesymbol? Auch hat er sich innerlich wenig an Fragen wie diesen betheiligt: Zweckform oder zweckloſe Schönheitform? Formbildendes Bedürfniß oder erfindende Phan-

taste? Sein Instinkt hat ihn immer zur Betonung des Repräsentativen angehalten, hat ihn sofort geistig erhöhen lassen, was der auf den Zweck gerichtete Sinn fand und erfand. Das heißt: Behrens ist als Architekt nie eigentlich Naturalist gewesen. Er unterscheidet sich von den Wienern, weil er von vorn herein stilistisch denkt, wo Diese nur den Schein des Stiles erwecken, indem sie ein geradliniges Nichts, einem ideenlosen Zwecknaturalismus mit ornamentalem Zierrath behängen. Diese klare Entscheidung hat Behrens viele Umwege erspart, hat seiner Art aber auch die Fülle versagt, die mit dem über Irrthümer errungenen Sieg verbunden ist. Behrens theilt freilich mit seinen Arbeitgenossen den Sinn für Zweckmäßigkeit, die Lust, Kunstwirkungen unmittelbar aus dem sachlich Gegebenen abzuleiten. Das ist aber eine selbstverständliche Voraussetzung der neuen architektonischen Bewegung überhaupt. Das Persönliche seiner Art besteht darin, daß der Drang zur würdig schönen, repräsentativen Form in ihm von je der stärkere war und daß er darum, unbesorgter als ein Anderer unter den Gleichstrebenden, in die Kunst der Vergangenheit greifen durfte. Es war ein gefährliches Wagniß, den modernen Grundsätzen diese Belastungprobe zuzumuthen; doch ist es geglückt, weil diesem Künstler starke ordnende Fähigkeiten eigen sind und weil man nie vor seinen Werken vergißt, daß das Historische nur eines modernen, eines lebendigen Kunstbedürfnisses wegen da ist.

Behrens giebt sich ganz dem Problem des Raumes hin. Van de Velde oder Obrist beschäftigt die Form (Das heißt: die Zelle des Raumes); sie denken plastisch-tektonisch und oft auch nur begrifflich-malerisch. Behrens denkt geometrisch-architektonisch. Ihre Formen wachsen wie Naturorganismen, schwellend im Raum; die Einheit bei Behrens ist der auf Zahlenharmonien beruhende, nur geometrisch verstellbare Luftkubus. Sie sind wie Musiker, die Melodien ersinnen, worin die Harmonielehren instinktiv befolgt und erweitert werden; Behrens gleicht einem Musiker, der durch die neue, lebendige Anwendung eines Kanons zu seinen Schöpfungen kommt. Den Erfindern steht Behrens als Systematiker gegenüber. Das gerade macht ihn zum erfolgreicheren Architekten. Auch darum, weil seine neutralere Arbeitweise ihm erlaubt, viele Helfer mit ähnlich gerichteten Tendenzen um sich zu versammeln, wo die Anderen Alles selbst machen müssen, wenn sie eine Harmonie erzielen wollen.

Wie die meisten modernen Nutzkünstler, ist Behrens von Hause aus Maler. Als Maler hat er freilich eine kurze Epoche des Naturalismus durchgemacht. In dem selben Jahr, wo Klinger in der Großen Berliner Kunstausstellung sein Bild „L'heure bleue“ ausgestellt hatte, sah man von Behrens einen Zecher, der beim gelben Lampenschein vom blauen Morgenlicht überrascht wird. Die berliner Kritik sprach damals von den beiden Bildern als vom „blauen Glück und blauen Elend“. Bald darauf zeigten sich Spuren des Willens zum Stil. Die Bilder der nächsten Jahre waren durchaus dekorativer

Art; aus dem Blaumaler war ein „Idealist" geworden, der Menschenkörper im Raum freskenhaft ordnete. Diese Wandlung konnte nicht erfolgen, ohne daß die Farbe hinter die Linie zurücktrat. Dem linearen Prinzip gab Behrens sich noch unbedingter hin, als er seine großen, bekannt gewordenen Holzschnitte schuf. Bald darauf that der Staffeleimaler den entscheidenden Schritt zum gewerblich anzuwendenden Ornament. Das geschah gerade, als die kunstgewerbliche Bewegung überall mit leidenschaftlicher Kraft einsetzte, und bald sah man Behrens denn auch mitten darin nach neuen Arbeitmöglichkeiten ausschauen. Anfangs zogen Andere mehr die Blicke auf sich. Als Ornamentiker und experimentirender Kunsthandwerker konnte Behrens zuerst als ideenarm gelten. Er entfaltete sich erst, als er zur Architektur durchgedrungen war. Das war in erstaunlich kurzer Zeit geschehen. Was der Fachmann in regelmäßiger Entwickelung in zehn bis fünfzehn Jahren erlernt, hat Behrens in dem fünften oder vierten Theil dieser Zeit geleistet. Und er ist zugleich über die geltende Berufsidee hinausgewachsen als ein Reformator. Als er 1901 auf der Mathildenhöhe in Darmstadt sein Ausstellunghaus baute, war er ein praktischer Architekt, der, im Besitz der professionellen Voraussetzungen, die Selbsterziehung und Höherentwickelung ernstlich beginnen konnte. Von Darmstadt ist Behrens dann nach Düsseldorf gegangen, als Leiter der Kunstgewerbeschule. Er hat sein Arbeitgebiet in Westdeutschland gefunden. Leider gar zu oft nur auf Ausstellungen, diesen modernen Reklamefesten, die unsere Künstler unendlich viel Arbeit und Geld kosten und ihnen doch unentbehrlich sind, um sich und ihr Wollen dem großen Publikum vorzustellen. Die Ausstellungen in Düsseldorf, Mannheim, Oldenburg, Dresden und Turin waren mit dem Namen Behrens eng verknüpft. Daneben aber giebt es schon manches massive Gebäude: in Hagen, Saarbrücken, Darmstadt und Düsseldorf. In Berlin dagegen, der östlichen Stadt, hat man noch wenig von Behrens gesehen und gehört. Kaum Anderes als bei Wertheim und in der Jahrhundertausstellung, so daß man ihm jetzt ziemlich ahnunglos gegenübersteht, wo er, einem Rufe der A. E.-G. folgend, in die Hauptstadt übersiedelt. Von der künstlerisch-wissenschaftlichen Vertiefung, die der Architekt seinem Talent zu Theil werden läßt, wissen nur Wenige. Wer sich dafür interessirt, findet im Dezemberheft von „Kunst und Künstler" eine Anzahl höchst lehrreicher Abbildungen der letzten Bauten und Entwürfe. Es ist schwer, ohne ein solches Bildermaterial von einem Baukünstler zu sprechen, dessen Werke nicht so bekannt sind wie etwa die Messels. Denn im Architektonischen läßt sich so gar nichts „erzählen".

Bemerkenswerth ist die Weite des Wirkungskreises, den Behrens sich als Architekt erobern konnte. Wir kennen von ihm viele Ausstellungbauten, einen sehr guten Entwurf für ein Waarenhaus, den Plan eines Hauses für katholische Gesellen (der ausgeführt wird), die Idee eines Krematoriums und außer-

ordentliche Zeichnungen für eine evangelische Kirche; er hat kleine und große Theaterpläne entworfen, Landhäuser gebaut, worin Alles, vom Dach bis zum Keller, von der Decke bis zum Garderobenhaken, von seiner Hand stammt, hat Gärten angelegt, zahllose Interieurs ausgebaut, Buchdeckel und Schrifttypen gezeichnet, Gläser, Tapeten, Teppiche, Möbel, Metallarbeiten und Stoffe gemacht und er ist eben jetzt beschäftigt, in der A. E.-G. die Gestalt aller Beleuchtungskörper, die dem elektrischen Licht dienen, in einer edel einfachen Weise umzuformen und die moderne Kunstidee so der Großindustrie bedeutsam zu verbinden. Man sieht: hier ist eine Kraft, die ein Ganzes zu organisiren versteht, eine Phantasie, die das Eine, was ihr ganz lebendig geworden ist, auf die verschiedensten Gebiete übertragen und daraus eine Vielheit gewinnen kann, ein Wille, der eine kleine Welt aus einer tief gefühlten Wahrheit hervorbringt. Und in jeder Aufgabe strebt Behrens zur Wurzel des Problems. Wirklich des „Problems"; denn wann waren alle Aufgaben des Architekten wohl mehr Problem als heute? Der Entwurf für die Kirche gestaltet den modernen Predigtraum konsequent als Centralanlage (wie die weisen protestantischen Baumeister zur Zeit Sonnins thaten), das Gotteshaus als Gemeindehaus und fügt eine lebendig monumental gegliederte Gebäudegruppe mit schönem Sinn für organische Raumgestaltung der Umgebung ein. Die Gartenanlagen von Behrens legen wieder Grundzüge architektonischer Gartengestaltung fest und geben damit den Gärtnern, inmitten einer ungeheuren Verwilderung des Geschmackes, musterhafte Vorbilder. In dem Entwurf für ein Krematorium hat Behrens sich mit dem schwierigen Problem, die Sakral-Architektur dem Verbrennunghaus in natürlich scheinender Weise zu vereinigen, sehr erfolgreich auseinandergesetzt. In seinen Landhäusern ist wahrhafte, bürgerlich-herrschaftliche Vornehmheit, edle Modernität und lebendige Tradition, einfache Würde und schöne Behaglichkeit. Der Saal in der mannheimer Kunsthalle, wo die Bilder Hofers und die Plastiken Hallers, Maillols und Bourdelles in diesen Sommermonaten untergebracht waren, giebt einen leider zu wenig beachteten Versuch, Raum und Kunstwerke einander architektonisch anzupassen; und in allen Interieurs, in allen Möbeln und Einzelgegenständen ist das sachlich Wünschenswerthe immer so vergeistigt und im höheren Sinn auch künstlerisch objektivirt, daß wir die Spuren einer allgemeingiltigen Konvention in dem Schaffen dieses Einzelnen wahrnehmen können. In seinen Theateridеen endlich, die auf eine antikische Vereinfachung der Szene, auf Festtäglichkeit des Schauspiels, auf Religiosität der Tragoedie gerichtet sind, zeigt Behrens, wie all sein Wollen auf einen einzigen umfassenden, Alles veredelnden Kulturgedanken zielt.

Die Formensprache dieses Architekten ist das Produkt eines radikal modernen Ekleklizismus. Man stößt auf Bauformen aus dem Ende des achtzehnten und dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, findet Empiremotive,

romanische Massengedanken, griechische Gesetzmäßigkeit und Etwas von der Stimmung, die von byzantinischen und altegyptischen Bauwerken ausgeht. Behrens bevorzugt unter den historischen Stilen die Bauweisen des Romanengeistes, die Architekturformen, die, von aller gothisch romantischen Willkür abgewandt, Maß, Rhythmus und Symmetrie betonen und monumentale Wirkungen aus dem Geist eines repräsentativen Purismus gewinnen. Er arbeitet wenig mit plastisch motivirenden Baugliedern und viel mit großen, glatten Flächen. Seine Gebäude sind geometrisch gedacht, in kubischen Raumeinheiten. In dieser wissenschaftlich strengen Art ist etwas Palladiohaftes, etwas systematisch Kühles und hier und da selbst Starres. Vor der Erstarrung schützt Behrens aber stets das Lebendige seines zweckvoll gerichteten Geistes. Seine Geradlinigkeit entspringt der Furcht vor der Phrase und dem Sinn fürs architektonisch Wesentliche. Er spielt nicht, wie die Wiener, mit geometrischen Figuren, mit Quadraten, Dreiecken und Kreisen, sondern er gebraucht solche Figuren, wie der Musiker die Dreiklänge: um etwas musikalisch Ganzes, um Rhythmus und Bewegung herzustellen. Ihm ist der vornehm entwickelte Geschmack ein Diener des Willens, nicht, wie es bei Artisten ist, ein Gesetzgeber. Man kann seine Bauten alles Schmuckes entkleiden und sie bleiben im Wesentlichen, was sie sind: Architektur; bei den Wienern bleibt nur ein nacktes Gerippe zurück, wenn der reiche Flitter mondäner Ornamentik abfällt.

Zu wünschen ist, daß Behrens in Berlin finde, was der Architekt zur Entwickelung durchaus braucht: Aufträge. Neben Messel ist noch Platz genug für Künstler solcher Potenz. Denn die Bauaufgaben häufen sich in Groß-Berlin. Es fehlt an bedeutenden Architekten, die mit weitschauendem Blick den Stadtplan erweitern, Vororte anlegen, einfach schöne Landhäuser und Miethhäuser bauen, wahrhaft moderne Bankgebäude, Bahnhöfe und Repräsentationhäuser entwerfen und der Großstadt eine charaktervolle Physiognomie schaffen können. Es fehlt an organisirenden Baukünstlern, die die Macht wieder lebendig in einer Hand zu vereinigen wissen und Handwerkern, Technikern und Bauherrn zugleich Führer sein können; die modern wirken, weil sie lebensvoll wieder an die Traditionen knüpfen. Das thut Messel. Das thut auch Behrens. Seine Art weist direkt auf die letzte große Zeit, auf Schinkel, Strack und Stüler zurück, sie erinnert an den feinen neugriechischen Kunstgeist, der unter dem vierten Friedrich Wilhelm in der preußischen Residenz so fruchtbar noch herrschte; und sie ist doch so ganz modern, daß sie nur heute ins Leben treten konnte. In der vormärzlichen Zeit, die jetzt so oft altväterisch und pedantisch genannt wird, waren Fürsten und Behörden kunstverständig genug, die stärksten Talente für alle wichtigen Aufgaben zu berufen; nichts steht heute im Wege, es eben so zu machen, wenn sich die Voreingenommenheit der Maßgebenden nicht dagegenstemmt.

Friedenau. Karl Scheffler.

Die letzte Gabe.

Ich stand auf dem Marktplatz mitten unter der Menge. Man grüßte und lachte; und auch ich grüßte und lachte wie die Anderen. Man wechselte gleichgiltige Reden oder sagte spitze Worte; und auch ich sprach, wie die Anderen sprachen. Ich that nicht nur, als sei ich bei der Sache: mir war auch ernst und wichtig zu Muth. Und ich redete spitziger und lachte lauter und war alltäglicher als all die alltäglichen Menschen.

Aber ganz plötzlich schämte ich mich. Ein Gefühl der Armuth kam über mich, trotz den feinen Kleidern, die ich trug, und ich war mir meiner Niedrigkeit bewußt obwohl die schwätzenden Menschen mich achtungvoll grüßten. Mir schienen all meine Worte und Gedanken bettelhaften Kupfermünzen gleich, ganz abgegriffen und einige darunter von giftigem Grünspan umrandet. Und meine Lustigkeit war Narretheï. Suchend, wie nach einem verlorenen Freund, sah ich mich in der Menge um.

Einige Schritte weit stand ein schwarzgekleideter Jüngling, der mir den Rücken zukehrte. Doch sehnsüchtig hatte er den Kopf umgewendet und sah mich über die Schulter an. Schmerz und Vorwurf lag in seinem düsteren Blick und in dem streng geschnittenen, blutrothen Mund. Marmorweiß war sein Antlitz und in wundervoller Zeichnung lag das Auge darin unter der erhaben gewölbten Braue.

Sobald ich ihn gewahrte, mit leisem Weh und leiser Scham, schob sich die Menge zwischen mich und ihn. Ich suchte vorwärts zu drängen, in seine Nähe, aber ich erwehrte mich nur mühsam des Händeschüttelns und Erzählens. Das Getriebe des Marktes trennte mich mehr und mehr von dem Jüngling. Nur ganz von Weitem grüßte die dunkle Gestalt.

Endlich konnte ich mich aus dem Gedräng des Alltags befreien. Fernhin, zur Stadt hinaus, der untergehenden Sonne zu, schritt er, der mich lockte.

Von fern folgte ich ihm bis zu einer weißen, im Abendschein blinkenden Mauer. Kein Thor war darin: und dennoch schritt der Jüngling hindurch, nur leise mit beiden Händen die Steine auseinanderschiebend. Jetzt war ich ihm nachgestürzt; und ehe sich die Spalte schloß, drängte auch ich durch die Mauer. Keuchend blieb ich stehen. Und wieder wandte sich der dunkle Geselle scharf nach mir um, über seine Schulter hinweg, und sah mich lange an.

Dann sprach er: „Ich danke Dir, daß Du mir noch bis hierher folgtest zum Abschied. Denn sieh: schon öffnet sich die Gruft: und ich steige hinab zu den Toten. Wohl meinte ich einst, o Geliebter, wir würden bis zum Ende bei einander bleiben und zusammen gebettet werden."

Während seiner Worte vernahm ich ganz leise, traurige Musik. Eine Gruft, vor der wir standen, öffnete ihr eisernes Thor. Fledermäuse entflatterten ihrem Grund und verhüllte Fackelträger, auf beiden Seiten des Einganges, schienen meinem Gefährten zu winken.

„Es kann nicht sein!" rief ich mit Grauen, als gelte mir das Winken. „Du kannst nicht vor mir sterben, Du mein Gram, mein edler Gram, Du Gefährte meiner Tage und Nächte, Meister, vor dem ich zitterte, Genosse, auf den ich mich verließ! Wirst Du für immer entschwinden? Werde ich in die Leere greifen, wenn meine Hand die Deine erfassen will? Ich glaubte, Dich tötlich zu hassen, doch sieh: ohne Dich ist die Welt schal und gemein. Seit wir uns getrennt haben, stehe ich auf

dem Markt und nehme Antheil an nichtigen Dingen. Meine Gedanken und meine Worte gleichen abgegriffenen Kupfermünzen und manche unter ihnen sind giftig, von häßlichem Grünspan umrandet. So bettelhaft stehe ich da und weiß, daß in Deiner Hand, mein Gram, eine Wünschelruthe lag zu verborgenen Schätzen. Und ein Büchslein Salbe hattest Du, brennend und schrecklich, doch sein Inhalt verlieh, aufs Herz gethan, die Kunst des Fliegens. Weiche nicht, ehe ich Etwas von Deiner Zauberweisheit und Deinem Reichthum erraffe!"

Der Jüngling schüttelte das Haupt.

„Es ist zu spät. Weißt Du, wohin ich Dich führte? Hier ist der Friedhof der vergessenen Dinge. Kein Stein mehr steht aufrecht und keiner hat seine Inschrift behalten; nicht eine Rose blüht auf diesen Dornen; nur die häßlichen, Stacheln tragenden Kräuter des Vergessens wuchern im Gras. Und keine Pforte führt durch diese Mauer. Ich habe die Spalte für Dich offengelassen. Flieh und kehre zurück unter die lebenden, lachenden Menschen, deren heiligste Gefühle hier verscharrt sind und in Staub zerfallen. Oft genug hast Du mir geflucht und mich beschworen, von Dir zu lassen; Dein Wunsch ist erfüllt. Geh nun hinweg!"

„Mein Gram!" rief ich furchtlos. „Und seis mit bitterem Jammer, weil wir uns doch geliebt haben: laß mich Dir noch einmal ins Antlitz sehen!"

Da ging ein furchtbarer, schneidender Schmerz durch meine Seele. Mein Leib zitterte und ich fiel zu Boden. Nun sah ich meinem Gram ganz nah in das edle, marmorbleiche Antlitz und sah den Schatten seiner langen Wimpern auf der zarten Wange. Er schlug den Mantel auseinander: und sein Anblick blendete mich. Denn unter der schwarzen Hülle blitzte und leuchtete es. An den Fingern trug er seltsame, wundervolle Ringe von strahlendem Feuer. Auf jeden einzelnen deutend, sagte er leise: „Dieser Ring verleiht Kraft zu höchstem Muth. Dieser zu tiefstem Wissen. Dieser zu schwerstem Opfer. Und dieser zu süßestem Lied. Sie alle waren Dein, wie ich Dein war. Doch Du hast mich und sie verschmäht. Nun geht Dein Gram von Dir; und mit ihm werden die Zauber begraben, ehe Du ihre Kraft geprüft und genossen hast. Doch weil Du mir bis hierher folgtest und weil Du muthig begehrtest, mir noch einmal ins Angesicht zu schauen, schenke ich Dir zum Abschied diesen einen schmalen Reif. Wenn Du ihn ansiehst, denke an mich: und jedes harte Wort wird auf Deinen Lippen verstummen und jedes harte Urtheil wird schrumpfen und sterben und Du wirst abseits stehen von der Menge. Ihr Schelten und Loben wird wie ein Rauschen klingen, ohne Sinn für Dein tiefstes Herz."

Ehrfürchtig nahm ich den Ring aus der Hand des Jünglings.

Als ich den Reif am Finger trug und wieder im freien Feld stand, aus dem Friedhof entwichen, schien ein traurig süßer Duft aus allen Dingen zu wehen und mit scheuer Andacht mußte ich der leidvollen Erde gedenken. Nun wußte ich, daß jedes harte Wort auf meinen Lippen verstummen würde und jedes harte Urtheil schrumpfen und vergehen und daß ich abseits bleiben würde von der Menge, ihr Schelten und Loben wie ein fernes Rauschen vernehmend.

Das hatte mein Gram für mich gethan, ehe er sterben ging.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Schiller-Goethe up to date.*)

Die Abschrift der sämmtlichen Briefe, von denen hier einige abgedruckt werden, ist dem Herausgeber anonym mit dem Ersuchen um Veröffentlichung zugesandt worden. Die sonderbaren Umstände, unter denen es geschah, werden in dem Vorwort, das die soeben erscheinende Briefsammlung einleitet, ausführlich geschildert. Obwohl nun gewichtige Bedenken gegen eine Publikation dieses höchst apokryphen Manuskriptes sprachen, wurde die Herausgabe dennoch unternommen; aus Gründen, die auch hier mitgetheilt werden sollen, um ein so merkwürdiges Unternehmen zu entschuldigen. Der Herausgeber sagt:

An einen Gruß aus dem Jenseits zu glauben: dagegen sträubte sich doch Alles in mir. Immerhin war das Manuskript in seiner ganzen imposanten Körperlichkeit vorhanden und nicht wegzuleugnen. Ich machte mich nochmals daran. Es war doch ein starkes Stück, ja, eine Unverschämtheit, einem Lesepublikum Derlei zuzumuthen. Was mich besonders bedenklich machte, waren die vielen Selbstverständlichkeiten, die ich da vorfand. Dennoch: als ich das Ganze nochmals durchgelesen hatte, schien mir, daß eben dadurch eine gewisse Originalität erzielt sei. Das Paradoxe ist nämlich jetzt schon so selbstverständlich geworden, daß ein ordentlicher Gemeinplatz ganz pikant klingt. Anfangs waren es wohl auserlesene Geister, die geheimnißvoll lächelten, wenn andere das Einmaleins für unumstößlich richtig hielten, den Himmel blau, die Bäume grün sahen und es für unanständig erklärten, sich auf offenem Markt splitternackt auszuziehen. Nach und nach aber ist diese Originalität so allgemein geworden, daß es ganz sonderbar sich ausnimmt, wenn Jemand mit kräftiger Stimme sagt: „Zweimal Zwei ist Vier! Das Wasser ist naß; die Prostituirte steht nicht bedingunglos auf einer höheren sittlichen Stufe als die verheirathete Frau; Neurasthenie und Größenwahn schließen Talentlosigkeit nicht aus; und so weiter.“ Mir wurde klar, daß die sorgfältig verraufte mèche provoquante unserer Künstler und Philosophen doch eben auch nur eine Frisur, also um nichts besser als Allongeperücke und Zopf sei und daß, da jetzt eben Alles wilde Stirnlocken trägt, Puder und Haarbeutel pikant, ja, revolutionär wirken könnten. So schien gerade Das, was mir anfangs Bedenken eingeflößt hatte, nun immer mehr für die Sache zu sprechen und die Möglichkeit einer Publikation nicht gänzlich auszuschließen.

Darüber war ich mir aber freilich klar, daß es heute noch immer höchst gewagt bleibt, Meinungen und Ansichten zu veröffentlichen, die sich auf sonst nichts als auf den gesunden Menschenverstand berufen können. Ich suchte also eine autoritativere Stütze. Ich las, was mir an Briefen, Gesprächen, Aphorismen Goethes und Schillers zur Hand war, und meine Mühe wurde belohnt. In dem Originalbriefwechsel, in Schillers Prosaschriften, in den Gesprächen mit Eckermann, dem Kanzler Müller, den Briefen an Zelter, Knebel, Riemer fanden sich thatsächlich viele Stellen, die, wenn auch nicht dem Wortlaut, doch dem Sinne nach Aehnliches besagten, so daß sie gewissermaßen als Kommentar dienen konnten. Und nun kam mir ein Gedanke, durch den das ganze Unternehmen gerettet, ja, überhaupt mög-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe aus den Jahren 1905 bis 1907. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Seligmann. Wien 1907. Verlag von Hugo Heller. Ein sehr feines, im guten Sinn geistreiches Buch.

lich gemacht werden konnte: ich beschloß, alle diese Originalstellen in der Form von Anmerkungen zugleich mitabdrucken zu lassen, als Schwimmblasen, die den immerhin zweifelhaften Wechselbalg über Wasser halten sollten ... Ohne unbescheiden zu sein, muß ich zugeben: die Anmerkungen verleihen dieser Publikation Werth. Denn sie dienen nicht nur dazu, den problematischen Text zu stützen; aus ihnen geht vielmehr hervor, daß so ziemlich das Meiste von Dem, was man heute für spezifisch modern, für Errungenschaften der Neuzeit hält, auch schon vor hundert Jahren und vermuthlich also auch noch vor viel längerer Zeit bestanden hat. Man sieht daraus, daß es auch damals eine „Moderne" gegeben hat, daß die Anmaßung und der Eigendünkel, das Streben nach Originalität um jeden Preis, der politische Jammer, die aufgebauschte Mittelmäßigkeit, der Dilettantismus in allen Fächern damals eben so an der Tagesordnung waren wie heute; man sieht aber auch, wie wenig aus all dem Trubel übriggeblieben ist, und kann daraus den einigermaßen betrübenden Schluß ziehen, daß auch das Meiste von Dem, was uns heute als höchst bedeutsam angepriesen wird, in hundert Jahren, wahrscheinlich aber noch viel früher, vollständig vergessen sein wird. Optimisten hingegen mögen sich mit Dem trösten, was aus jenen Tagen noch besteht und fortwirkt, obwohl es dazumal nicht verstanden, ja sogar von manchen Seiten geschmäht und herabgesetzt worden ist. Und so bleibt für jeden heute Thätigen und Schaffenden der Trost, daß vielleicht gerade Das, was er geleistet, auch für die Zukunft sich erhalten und fortbestehen werde. Die Wahrscheinlichkeit ist zwar nicht groß; aber sie ist immerhin vorhanden. Und Das will auch Etwas bedeuten.

(In den Anmerkungen bedeutet B: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, E: Eckermanns Gespräche mit Goethe. M: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller; R: Riemer, Briefe von und an Goethe. Z: Briefwechsel mit Zelter.)

I. Von zwei Künstlern des Alterthums, ich glaube, es waren Zeuxis und Parrhasios,*) hat man gesagt, der eine male die Menschen, wie sie seyn sollen, der andere, wie sie sind. Ich dächte, der Spruch müßte nicht übel auf uns Beyde passen. Ich will aber nur gleich bekennen, daß, wer die realen Dinge kennt, weit eher im Stande seyn wird, sie durch die poetische Imagination in eine idealere Sphäre zu heben, als Derjenige, der von der Spekulation ausgeht, jemals den klaren und ungetrübten Blick für die einzelnen Erscheinungen wird erlangen können. Wenn ich jedesmal, so oft ich ein neues Werk von Ihnen lese, hier das Aeußerste an Schwung zu vermissen glaube, dort mich in eine allzubeschränkte, kleinliche Welt versetzt fühle, so belehrt mich ein zweites Mal dann immer, wie nur meine subjective Manier, meine Phantasie, die sich beym Lesen nach ihrer Art beschäftigt, mir einen Streich gespielt hat. Ich sehe ein, daß Sie vollkommen Recht haben. So und nicht anders mußten Sie vorgehen, wenn Sie ein treues Spiegelbild der Welt geben wollten; aus so buntscheckigen Elementen mußte der Grund zusammengesetzt seyn, von dem sich die leitenden Ideen groß und leuchtend abheben. Freylich stellen Sie hohe Anforderungen an Ihre Leser. Wer sich nicht selbst auf jenen erhabenen Standpunkt zu stellen vermag, von dem aus das Ganze, wie Sie sagen, humoristisch erscheint, Der wird Ihnen nicht zu folgen vermögen.

*) Keine Spur! Ich kann mich zwar nicht mehr genau erinnern, von wem man Dies gesagt hat; von den beiden Genannten aber sicherlich nicht. Anmerkung des Herausgebers.

Die Hauptforderung, die man an ein Kunstwerk zu stellen hat, bleibt immer die, daß die geschilderten Dinge und Begebenheiten einerseits ihrer realen Natur entsprechend vorgeführt werden, andererseits ihre Function als Theile eines ästhetischen Ganzen vollständig erfüllen. Erst wenn die aus der unbegreiflichen und verwirrenden Masse der realen Erscheinungen gezogenen Motive nach einem Plan geordnet, der menschlichen Fassungskraft angepaßt worden,*) dabey aber gleichwohl den Anschein des Zufälligen bewahren, wird man von einem gelungenen Kunstwerk sprechen dürfen. Wer dieß nicht beachtet, bleibt entweder in der platten Copie befangen oder er verliert sich in leere Phantastereyen, die, weil sie durchaus subjectiv sind, in späteren Zeiten oder anderen Verhältnissen unverständlich und ungenießbar werden. Die Romantiker vom Anfang des neunzehnten Säculums sind von dieser Art; und wer liest sie heute noch?

Wie ein glückliches Naturell und ein großer Kunstverstand bey Ihnen zusammenwirken, um Sie auf dieser schönen Mittelstraße zu halten, habe ich Ihnen schon oft gesagt und sag' es Ihnen nur wieder. Allein ich glaube, man kann diese Dinge nicht oft und deutlich genug aussprechen, da es den jüngeren Talenten niemals einleuchten will, daß der Weg, auf den ihre beschränkte Subjectivität sie weist, nicht der einzig richtige seyn soll und ein augenblicklicher Erfolg in einem kleinen Kreise von Gleichgesinnten sie übersehen läßt, daß Dergleichen eben gar nichts bedeutet.

Was den erhaben-ironischen Standpunkt betrifft, den Sie in den „Meisterjahren" der Welt und ihrem Treiben gegenüber einnehmen, so will ich nur beyläufig bemerken, daß ja schon der „Reineke Fuchs" nicht eben weit davon entfernt ist. Und wenn Faust in der Thätigkeit den Gipfelpunkt der menschlichen Existenz erblickt, so zeigt auch hier die Episode von Philemon und Baucis, wie es beym redlichsten Willen zu Ereignissen kommen kann, die mit einem empfindlichen Gewissen und einer rigorosen Moralität nicht zu vereinen sein möchten.

Auf eine äußerst frappante Weise kommt das Ironische auch in dem äußeren Lebensgange des Helden zum Vorschein. Daß Wilhelm, der einst jenes Gedicht geschrieben, in dem der Poet in all seiner Glorie dem engherzigen Krämer gegenübergestellt erscheint, nun selber Kaufmann wird, ist ein ganz sublimer Einfall. Allein selbst wenn diese hübsche Antithese nicht von vorn herein beabsichtigt gewesen wäre, so hätten Sie nichts Besseres thun können, als ihn auf diese Weise unterzubringen. Es ist ja kein Zweifel, daß Sie in Wilhelmen einen Menschen schildern, der recht tüchtig und verständig, bey einer großen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne gleichwohl eine specifische Anlage zur Kunst ebenso wenig besitzt als zur Wissenschaft, der, um es kurz zu sagen, sowohl als Charakter wie als Talent einen anständigen Durchschnitt repräsen-

*) Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameisen vor einem großen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilt auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines besseren Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen wahr, die ihren Kameradinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unseren Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen vor. Schiller: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater". 1782.

tirt.*) So bleibt, um ihm in der Societät eine thätige Stellung zu geben, worin er seine practischen Erfahrungen, seine Umsicht und Tüchtigkeit wie auch seine Wohlhabenheit am besten nutzen kann, kaum ein anderer Beruf übrig als der des Handels- oder Fabrikherrn. Denn daß Sie ihn ins politische Leben nicht stellen wollen, kann ich sehr wohl begreifen, indem hier für einen höher veranlagten Menschen wirklich nicht viel zu holen ist. In den gegenwärtigen Zeitläuften, wo sich durch einen mißverstandenen Parlamentarismus und eine herrschsüchtige Demokratie eine Tyranney von unten vorbereitet, die der wahren Freyheit des Individuums nicht weniger schädlich werden dürfte wie die von oben,**) ist dieses gegenseitige Ueberlisten, dieses Kriegführen mit den unerlaubtesten Mitteln doch eine gar zu niedrige Thätigkeit und der Gegensatz zwischen den Anforderungen einer höheren sittlichen Bildung und dem bornirten Standpunkt, den auch die Besseren hier nothwendig einnehmen müssen, zu graß, als daß unser Fall, wenn man ihn nicht als cynische Satire behandeln wollte, einen anderen als unversöhnlichen Conflict ergeben hätte.

Von mir ist nicht viel zu berichten. Ich bin seit einiger Zeit gar nicht productiv gestimmt. Zudem habe ich das meiste gelesen, was zu meiner Säcularfeyer an Aufsätzen, Reden u. dgl. im Druck erschienen ist, und darüber sind denn auch einige Monate vergangen. Endlich wünschte doch Jeder zu erfahren, wie nach so langer Zeit über ihn gedacht wird. Bey dieser Gelegenheit habe ich nun gefunden, daß ich als dramatischer Autor höher geschätzt werde, als ich billig erwarten durfte, daß man dagegen meine auf ästhetische Dinge bezüglichen Schriften nicht mehr appreciirt, ja, eigentlich gar nicht mehr kennt. Darüber könnte man sich nun trösten, machte man nicht gleichzeitig die Erfahrung, daß die Dinge, die man längst gesagt hat, nunmehr als nagelneue Erfindungen Anderer ausposaunt werden. Wie nun aber ein jeder richtige Gedanke gleich ins Extreme getrieben, dadurch schief und verzerrt wird und endlich mehr Unheil als Nutzen in den Köpfen stiftet, ist eben der Lauf der Welt; ich hab' es noch nicht verlernt, mich darüber zu ärgern.

Leben Sie recht wohl und möge die poetische Stimmung nicht eher nachlassen, als bis Sie das große Werk ganz vollendet haben Sch.

II. Es bleibt immer eins der angenehmsten Gefühle, seine Ansichten und Gedanken von einen wohlwollenden Freunde in einer so anmuthigen und zusammenhängenden Weise vorgetragen zu hören, wie dieses, mein Bester, Ihre Art ist. Man sieht sich gleichsam in einem Spiegel, der das eigene Bild, nur verschönt, zurück-

---

*) „Wilhelm ist freylich ein armer Hund, aber nur an solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen Charakteren." G. zu M. 22. Jänner 1821.

**) Zur Erklärung dieser im Munde Schillers etwas befremdlich scheinenden Aeußerung dient vielleicht eine Stelle aus E. III., vom vierten Jänner 1824: „Man beliebt einmal," erwiderte Goethe, „mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen."

wirft, und so ist man denn wohl auch eine Weile mit sich selber zufrieden und denkt, es müsse so seyn. Mit Dem, was Sie in Ihrem letzten Briefe über das politische Wesen sagen, bin ich vollkommen einstimmig. Kleinlicher Eigennutz und bornirter Fanatismus sind überall die treibenden Kräfte und im kurzsichtigen Haschen nach augenblicklichen Vortheilen erschöpft sich meist die ganze Thätigkeit der Betheiligten.*) Man muß die wenigen groß und unbefangen Denkenden bedauern, deren Schicksal es ist, sich mit solchen Nichtswürdigkeiten und Läppereyen abzugeben. Wenn dieses Alles nun auch nicht zu umgehen seyn möchte, so darf man es Niemanden verargen, der damit nichts zu thun haben will. Ich habe mich bey Lebzeiten nie für Politik interessirt**) und halte mir auch jetzt das Getreibe vom Halse, so gut es geht. Dieß mag nun wohl auch in meinem Naturell liegen. Denn ich habe bemerkt, daß ein specifisches Talent für einen Beruf die physischen, sittlichen und ästhetischen Bedenken paralysirt, die gegen seine Ausübung etwa möchten vorgebracht werden. Sowie der Chirurgus das Unästhetische an seiner Thätigkeit nicht mehr empfindet, ja, wohl gar von einem „schönen Fall" spricht, so hilft dem begabten Financier die Freude an einem wohlberechneten Coup über das Unmoralische seines Beginnens hinweg, ja, läßt ihn gar nichts Dergleichen fühlen, so verachtet der Soldat die Gefahr, weil er sich ihrer gar nicht recht bewußt wird. Und so muß es wohl auch seyn; denn wo käme die Menschheit sonst hin? Eine übergroße Empfindlichkeit in moralischer Hinsicht lähmt ja überhaupt jede Thätigkeit,***) so daß endlich der Beruf eines Säulenheiligen als der einzige in dieser Hinsicht unanstößige übrig bliebe. Indessen wird es in der lieben Politik denn doch zu bunt getrieben, als daß ein frey und sittlich denkender Mensch von höherer Bildung sich in diese unaufrichtigen Händel mischen sollte, wenn er nicht ein geborener Staatsmann ist, was man wohl von den Wenigsten wird behaupten können.

*) Die Weltgeschichte eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten. M. 17. Dezember 1824. Die Menschen werfen sich im Politischen, wie auf dem Krankenlager, von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen M. 29. Dezember 1825.

**) Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun," rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen. Alles steht in Flammen und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" „Eine furchtbare Geschichte!" erwiderte ich. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde."

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire." Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte. E., Montag den zweiten August 1830.

***) Ein allzu zartes Gewissen . . . macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird. E. II., 29. Mai 1831.

Habe ich es zu seiner Zeit versucht, Wilhelmen zu einer innerlich gefestigten Bildung zu führen, ohne daß er dabey wie Tamino das Feuer und Wasser der orthodoxen Religion und metaphysischen Philosophie hätte passiren müssen, so wollte ich ihn auch zu einem nach außen thätigen und nützlichen Mitglied der menschlichen Societät machen, ohne daß er sich mit dem politischen Wesen irgendwie abzugeben brauchte.

An das Plagiirtwerden bin ich nun schon seit langer Zeit gewöhnt. Man darf sich gar nicht mittheilen wollen, wenn man sich Derley nicht ruhig gefallen lassen will*). Habe ich nicht die Lehre von der Entwicklung der genera durch Accomodation oder den Satz: Die Wissenschaft könne nicht erklären, nur beschreiben, ausgesprochen, sowie unzähliges Andere? Und wem fällt es ein, bey diesen grundlegenden Maximen der modernen Naturwissenschaft und Philosophie an mich zu denken? Man mag sich freuen, daß vernünftige Gedanken sich immer wieder durchsetzen. Wem sie zugeschrieben werden, ist einerley.

Hiebey aber sey Ihnen, mein Würdigster, ein Gedanke anvertraut, der mir bey Betrachtung dieses Treibens gekommen ist: es kommt bey all diesen Dingen nicht so sehr auf die Idee an wie auf die Form, in der sie ausgedrückt ist. Indem jede wissenschaftliche Epoche ihre besondere Terminologie hat, gewinnt derselbe Gedanke, verschieden ausgedrückt, ein durchaus anderes Ansehen und erscheint Allen, die an der Oberfläche haften, was denn wohl die Allermeisten seyn möchten, als ein neuer. Dieß hängt damit zusammen, daß ja die Sprache nur ein sehr unvollkommenes Mittel ist, die Gedanken auszudrücken, und daß die Worte, je nach Vereinbarung, einmal Dieses, einmal Jenes bedeuten.**) So kommt es vor, daß eine Idee, die z. B. Aristoteles schon in aller möglichen Reinheit für seine Zeit ausgesprochen hat, lediglich durch ihre Form, d. h. durch die Worte, deren Bedeutung veraltet ist, uns unpräcis, oder, wie man wohl heute zu sagen pflegt, „unwissenschaftlich" erscheint, obwohl sie dieß, im Grunde genommen, durchaus nicht ist. Daher haben sich z. B. langwierige Streitigkeiten über die Bedeutung des Wortes „Katharsis" bey ihm entsponnen, wo man denn mit dem platten etymologischen Sinn sein Auskommen nicht zu finden wußte, und je nachdem man dieß oder jenes darunter verstand, die ganze Lehre von der Tragoedie so oder so auffaßte.

In diesem Puncte nun ist die Kunst, die es unmittelbar nicht mit Begriffen, sondern mit Vorstellungen, nicht mit Ideen, sondern mit Formen zu thun hat, besser

---

*) Fast wörtlich M., 18. Mai 1821, dann B., 7. November 1798: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio, den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, Der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben."

**) Alle Sprachen sind aus nahe liegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen, Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das Walten und Wirken der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieß aber nicht ist, so muß er bey seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobey er dann fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet. E. III, 20. Juni 1831.

daran. Darum stehen wir auch heute den Kunstwerken des Alterthums ganz anders gegenüber als den philosophischen oder gelehrten Schriften aus jener Zeit, obwohl es unter den Verfassern derselben ohne Frage eben so bedeutende Köpfe gegeben hat als Talente unter den Künstlern. Mögen sie nun auch in mancherley abergläubischen Irrthümern befangen gewesen seyn und daher im rein Naturwissenschaftlichen mit den Späteren einen Vergleich nicht aushalten, so ist doch kein Zweifel, daß sie in Mehrerem, als man anzunehmen geneigt ist, Dinge gesagt haben, über die wir auch heute noch nicht hinausgekommen sind.

Dieses erwägend, sollten wir es begreiflich finden, daß manche von unseren Ideen und Gedanken von den Spätgeborenen mißverstanden, vergessen oder in einem Gewand vom neuesten Schnitt gar nicht wiedererkannt werden; eher wird man staunen dürfen, daß unsere poetischen und theatralischen Arbeiten, die doch aus einer der heutigen völlig fremden Denkart und Empfindungsweise entstanden sind, noch ein so zahlreiches Publicum finden. Ob es sich hier um ein unmittelbares und aufrichtiges Verhältniß handelt, möchte ich fast bezweifeln. Indessen thut wohl der Autoritätsglaube das seinige dazu und wir mögen am Ende mit dem Respect, der uns gezollt wird, zufrieden seyn und es dabey bewenden lassen.

Hören Sie eigentlich Etwas von der Art, wie Ihre Stücke gegenwärtig dem Publico vorgeführt werden? Es würde mich interessiren, darüber Etwas zu erfahren. Man sollte meinen, daß der getragene und edle Styl, den Ihre Werke verlangen, den Acteuren von heute nicht eben bequem ist. Alles Gute wünschend!

Treulichst G.

III. Ihr letzter Brief, verehrter Freund, hat mir mancherley Stoff zum Nachdenken gegeben. Was Sie von der Unzulänglichkeit der Sprache sagen, habe ich immer gefühlt;*) es ist mir nur nicht recht klar geworden, woher es kommen mag. Diese Unzulänglichkeit macht sich nun freylich in der Poesie weniger geltend als in der Philosophie oder Naturwissenschaft, wo sichs um eine haarscharfe Abgrenzung der Begriffe handelt. Immerhin möchte die Poesie hier gegen die Bildende Kunst noch immer im starken Nachtheil seyn, da jene mit Worten, diese mit Anschauungen sich ausdrückt. Und so mag man wirklich noch erstaunt seyn, zu finden, daß Worte nach so langer Zeit noch immer ihre Wirkung thun, indem sie doch nur Symbole sind und nun nicht selten weniger oder, noch schlimmer, gar etwas Anderes besagen als zu ihrer Zeit. Vielleicht aber läßt sich der Effect eines poetischen Products aus längst-

*) Vgl. B., 27. Februar 1798. Wenn nur jede individuelle Vorstellungs- und Empfindungsweise auch einer reinen und vollkommenen Mittheilung fähig wäre; denn die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengesetzte Tendenz; und solche Naturen, die sich zur allgemeinen Mittheilung ausbilden, büßen gewöhnlich so viel von ihrer Individualität ein und verlieren also sehr oft von jener sinnlichen Qualität zum Auffassen der Erscheinungen. Ueberhaupt ist mir das Verhältniß der allgemeinen Begriffe und der auf diesen erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln schauen kann. Das wirkliche Leben zeigt in jeder Minute die Möglichkeit einer solchen Mittheilung des Besonderen und Besondersten durch ein allgemeines Medium und der Verstand als solcher muß sich beynahe die Unmöglichkeit beweisen.

vergangenen Epochen daraus erklären, daß der Künstler, so sehr er auch bemüht seyn mag, seyn muß, mit dem Verstand, der Erfahrung und dem Urtheil zu arbeiten, dennoch, insofern er den dunklen Eingebungen des Genius folgt, aus dem Unbewußten heraus producirt. Es liegen also, außer den Wirkungen, die er mit Absicht erzielen will, in seinem Werk noch so und so viele andere, seiner Individualität, seiner Zeit eigenthümliche, die, anfangs weder von ihm noch von seinen Zeitgenossen bemerkt, erst späteren Geschlechtern deutlich werden. Insofern ist ein jedes einigermaßen gelungene Kunstwerk einem Naturproduct zu vergleichen, das, als organisches Gebilde aus mannichfachen, einander entsprechenden Theilen zusammengesetzt, von den verschiedensten Seiten Stoff zur Betrachtung liefert und wo sich Jedermann das ihm Homogene zu assimiliren im Stande ist. Es geht uns ja mit den eigenen Productionen nicht anders. Kommen sie uns nach Jahren wider vor Augen, so erkennt man sie oft kaum wieder. Stets aber entdeckt man andere wirksame Elemente in ihnen, als die man seinerzeit hineingelegt zu haben vermeint. Und so wie es einzelnen Individuen ergeht, so scheint es auch bey ganzen Epochen der Fall zu sein. Vermuthlich haben wir an Shakespeare etwas ganz Anderes geschätzt, als was er selber für werthvoll gehalten hat, und haben dafür eine Menge von Dem, was ihm wichtig war, gar nicht appreciirt, weil uns die nöthigen Prämissen fehlten. Und so ergeht es uns heute selber. Unsere Werke gleichen Kindern, die wir in die Welt gesetzt haben und die, sobald sie herangewachsen sind, ihr eigenes Leben führen und Eigenschaften zeigen, die wir niemals in ihnen vermuthet hatten. Dieses Heranwachsen von Kunstwerken ist aber nicht metaphorisch, sondern ganz eigentlich wörtlich zu nehmen. Zwar scheint das Kunstwerk, sobald es dem Haupte seines Schöpfers entsprungen ist, ein fertiges Wesen; was aber seine Lebensfähigkeit ausmacht, ja, sein eigentliches Leben bedeutet, ist die Wirkung auf Andere. Hat nun ein solches Werk auf unzählige Menschen und Geschlechter tiefe Wirkungen ausgeübt, so sammelt es dadurch gleichsam eine Art elektrischer Atmosphäre um sich an; es wird immer wirksamer, indem Jeder, der es genießt, auch die Vorstellung von dem Genuß, den es schon Unzähligen verschafft hat, in den seinigen mit einrechnet. Nicht selten geht dieß so weit, daß auf viele Genießende nur mehr eben diese angezogenen Vorstellungen wirken und daß ihnen ein Gedicht, ein Gemälde, ein Musikstück, dem sie sonst nicht das Geringste hätten abgewinnen können, blos dadurch die höchsten Emotionen verschafft

Ich werde unterbrochen! Leben Sie recht wohl. Sch.

— — —

IV. Von den Repräsentationen meiner Stücke höre ich Mancherlei und nicht immer das Beste. Die Kunst der Declamation scheint jetzt womöglich noch mehr im Argen zu liegen als zu meiner Zeit,*) was kein Wunder ist, wenn man bedenkt, daß die Mode der realistischen Stücke eine ganz besondere Spielweise verlangt. So giebt es zur Zeit hochberühmte tragische Schauspieler und Schauspielerinnen,

*) Declamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehrsten Schauspieler scheitern gehen.... Die Spieler starker tragischer Rollen pflegen ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affect, den sie von untenauf rädern, mit einem Gepolter der Stimmen und der Glieder zu überlärmen, wenn, im Gegentheil, die sanften, rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“ (1782)

von denen ich mir habe sagen lassen, daß sie nicht im Stande sind, einen Vers zu sprechen, es auch gar nicht versuchen. Diejenigen aber, die sich wohl oder übel damit abgeben müssen, verfallen in einen hohlen Singsang oder sie zerhacken und zerstückeln den Rhythmus, als ob sie Prosa sprächen. Es fehlt die zum Styl erhobene Wahrheit, die den Vers natürlich erscheinen läßt und jene ästhetische Stimmung erzeugt, in welcher das vom reineren Spiegel der Kunst zurückgestrahlte Abbild des prosaischen Lebens als die eigentliche Wirklichkeit empfunden wird. In diesem Betracht scheint das Kayf. Burgtheater in Wien eine der wenigen Bühnen zu seyn, an denen sich durch Ueberlieferung noch ein gewisser Styl erhalten hat, obgleich auch hier, wenn man der Kritik Glauben schenken darf, Manches anders seyn sollte und könnte. Indessen sind solche Uebelstände stets vorhanden gewesen und ich entsinne mich eines Briefes, den Sie mir vor mehr als hundert Jahren aus Leipzig geschrieben, worin Sie sich über Dergleichen sehr lebhaft beklagten.*)

Dagegen kann man nicht Rühmens genug machen von der äußerlichen Ausstattung der Stücke, den Decorationen, Costümen, Lichteffecten u. dgl., was alles recht schön und gut wäre, so lange dadurch für die dramatische Situation und die Schauspieler eine Folie geschaffen wird. Geht man aber so weit, daß das Verhältniß umgekehrt wird, daß Handlung und Darstellung eine Beygabe zu den Schöpfungen des Theatermalers, des Balletmeisters, des Schneiders und des Beleuchters erscheinen, so möchte es denn doch nicht der Mühe lohnen, Stücke von wirklichem poetischen Gehalt und vollkommener Form aufzuführen. Nun weiß ich nicht, ob man am wiener Burgtheater wirklich so weit geht — auf die öffentliche Kritik kann man sich, wie Sie wohl wissen, nicht verlassen —, daß aber solche Bestrebungen gegenwärtig bestehen und daß man ernstlich für sie Propaganda macht, ersehe ich aus den Schriften eines englischen Autors, des Herrn G. F. Craig, die mir kürzlich zugeschickt worden sind. Darin wird allen Ernstes verlangt, daß die malerischen Wirkungen auf dem Theater den poetisch-dramatischen und schauspielerischen gleichgeordnet werden sollen. Diese Gleichstellung aber würde eigentlich eine Voranstellung bedeuten, indem die Wirkungen aufs Auge unmittelbar und daher zudringlicher sind als die durch die Sprache auf den Verstand und das Gemüth erzeugten. Wenn der gewöhnliche Theaterbesucher schon, trotz aller Aufmerksamkeit, dem Gang, des Stückes, den darin ausgesprochenen Gedanken, kurz, dem eigentlichen Inhalt meist nur unvollkommen zu folgen vermag, so nimmt er, sobald das Auge fortwährend durch lebhafte Eindrücke beschäftigt wird, gar nur die rohesten und auffallendsten Momente wahr . . . Herzliche Grüße! Sch.

---

*) In dem Theater wünschte ich Sie nur bey einer Repräsentation. Der Naturalism und ein loses, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine wiener Dame sagte sehr treffend: „Die Schauspieler thäten auch nicht im Geringsten, als ob Zuschauer gegenwärtig wären. Bei der Recitation und Declamation der meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens ist kein Ende.“ B., Ende April 1800.

Herr von Balthesser.*)

Meinem armen Freund Andreas Balthesser geht es schlecht. Er ist zwar an den Folgen der von ihm so hochgehaltenen gesellschaftlichen Konvention verschieden, lautlos, wie er gelebt hat. Ihm kann es also gleich sein, ob man ihm in deutschen Literaturlanden wohl oder weh will. Aber da ich denn einmal aus seinen Meinungen ein, wie es den Anschein hat, immerhin kurioses Buch gemacht habe, muß ich mich wohl für verpflichtet halten, dem Dandy und Dilettanten, wie ich, etwas gar zu deutlich und ahnunglos irreführend, meinen Andreas genannt hatte, den durch die Verhältnisse erzwungenen Epilog zu schreiben.

Zunächst möchte ich ein paar Worte über den Charakter des Buches sagen, zu dem unter meinen Händen ein so lebendiger Mensch geworden ist, wie ihn mein lieber Andreas, so lange er noch in tadelloser Toilette sich des wechselnden Lichtes erfreute, vorgestellt hat.

Indem ich des, wie man in derlei Fällen zu sagen pflegt, allzu früh Verstorbenen Leben und Meinungen Anderen, die ihn nicht persönlich gekannt haben, zu vermitteln unternahm, hatte ich dem Dilettanten von vorn herein gewissermaßen Abbitte zu leisten, während ich mich doch im Stillen der Verzeihung des Dandys für versichert halten durfte. Nun aber wird, so will mich dünken, das Buch, das ich als Verwalter und „Komponist" auf dem Gewissen habe, einigermaßen mißverstanden. Man sieht darin bald ein Theoretikum, bald eine Satire, bald ein anstößiges Bekenntniß, bald ein Feuilleton. Die es halbwegs ernst nehmen, bekämpfen die „darin ausgesprochenen Ansichten"; die es leicht befinden, beschweren sich über die fast pedantische Gewichtigkeit vielfacher Truismen (wie Beyle gesagt haben würde). Einige sind zufrieden, sogenannte literarische Einflüsse festgestellt zu haben. (Man hat, mit der unter Zeitgenossen üblichen, Werthvergleiche ablehnenden Entrüstungsgeberde, vor Allem Oskar Wilde citirt, dessen glitzernde „Intentions" ich, die Anregung nutzend, daraufhin mit unbeschreiblichem Vergnügen endlich gelesen habe.) Das fragmentarische, in rasch einander ablösenden Auflagen vom niemals behaglich sich zurücklehnenden Exekutor stets aufs Neue aus reichlichem Material ergänzte und hinwiederum um dieses, jenes Stück gekürzte Werkchen wird von den meisten Referenten nach bewährtem Brauch als strenges Profil mehr minder flüchtig nachgezeichnet. Diese Inhaltsangaben enthüllen den Grundirrthum. Denn Balthessers Meinungen, die knappe Skizzen des Meinenden in einigen Phasen seiner lautlosen Laufbahn unterbrechen, sind kein ewig nach einer Seite starrendes „Profil", sondern ein körperlicher Mensch unter allen Schatten und Lichtern der Stunde, der Stimmung. Viel mag, wie gesagt, zu dieser Profilanschauung der Untertitel beigetragen haben. Da stehts, lesbar jedem Leser: „Dandy und Dilettant". Ein Urtheil. Eine Basis, auf der sich breit fußen läßt. Manche sind so freundlich gewesen, allsogleich zu verallgemeinern. Sie ernannten Einen, der „einen Dandy und Dilettanten" vorzustellen beliebte, zum Typus. Und nun ward das Scheibenbild beschossen. Ob man oft i

*) Herr Richard Schaukal läßt (bei Georg Müller in München) seinen „Andreas von Balthesser" in vierter, veränderter und erweiterter Auflage erscheinen. Das Geleitwort, das er seinem Freund auf den neuen Weg mitgeben wollte, wird einstweilen nur hier veröffentlicht werden.

Schwarze getroffen hat? Jedenfalls war „der" Dandy aufgerichtet als flaches, buntes, weithin ſichtbares Faktum. Ohne Bild und Scheibe: man war darüber einig, Einen vor ſich zu haben, der „den" Dandy zu mimen ſich unterſtanden hatte, und Jedermann hatte der als Thatſache weitergegebenen Formel Etwas vorzuwerfen. Man kannte ganz andere Dandys. (Ich bin ein ganz anderer Dandy, ſtand bisweilen kokett zwiſchen den Zeilen zu leſen.) Der da, der ſich dazu aufgeworfen hatte, war überhaupt kein Dandy ... Und nun ward geſagt, was zu einem richtigen Dandy gehöre; und ſo weiter. Dem gegenüber erlaubt ſich der Herausgeber, auf das Buch ſelbſt zu weiſen mit der höflichen Handbewegung: Nehmt, was da iſt. Da iſt Einer, redet und zeigt ſich (er iſt ja jetzt ein Buch), der zuweilen wie ein Dandy, zuweilen wie ein unmittelbarer Menſch ausſieht, Einer, der ſeine Weltmaske manchmal tändelnd in der Hand hält, Einer, der an Euch vorbei lebt, ſich dreht, weggeht, kommt, aber gar keine Pflichten gegen eine ſtreng aus Papier geſchnittene Silhouette zu haben meint, die ihn „feſthalten" ſoll. Dieſes aus einem vielfältigen Allerlei gerüſtete Buch iſt nicht „vorn" Figur und hinten rohe Pappe und Querholz; es dreht ſich, es will rund (Das heißt: von innen heraus) erfaßt ſein. (Was auch, mit Vergnügen ſei es beſtätigt, da und dort, nicht am geringſten Ort, nicht von unerheblicher Seite, geſchehen iſt.)

Es iſt ein Buch, entſtanden aus Aeußerungen, Impromptus; es erneuert, nothwendiger Weiſe die literariſche Technik ſeines Herausgebers in Anſpruch nehmend, Situationen und (oft flüchtigſte) Geſpräche; es erzählt auch, erzählt ſozuſagen von verſchiedenen Seiten aus; die „offenbar ironiſche Schilderung eines Augenzeugen" wird verwerthet, Briefe werden offen hingelegt. Vielleicht iſt manchmal ein Zug etwas breiter „ausgeführt", eine Bewegung leicht verſchnörkelt, im Geiſte des moquanten, nicht zuletzt ſich ſelbſt beſpöttelnden Freundes. Unvermittelt ſteht Ernſt, ſogar entrüſteter Ernſt neben einem Bonmot, das nur als „Licht" aufgeſetzt iſt auf dieſes niemals „fertig" gemachte Portrait aus abhebbaren, wenn man will, ineinandergeſchobenen Anſichten ....

Das Werk, das einen Unberechenbaren, einen Mannichfaltigen wiederzugeben verſuchte, mußte ſelbſt mit der Schablone brechen. Es hatte keine Folge vorzuſtellen, ſollte gegen ſeinen Charakter, den epiſchen, beſtändig ankämpfen, unruhig ſein, niemals ſich halten laſſen. Rodier ſchrieb Bücher, die typographiſch im Text mitſpielten, Hoffmann ließ ſeinen Kater ein Manuſkript Kreislers zerreißen, das dann, ſo wills die charmante Fiktion, unter die zu druckenden Bogen geräth. Mit ſolchen unliterariſchen Outſidern weiß man bei uns nichts Rechtes anzufangen. Wir ſind erſchrecklich in die papierne „Literatur" gerathen. Daß ein Buch „zufällig" ſein könne, launenhaft, eigenlebig, unvermittelt, daß es ſich ſelbſt gelegentlich mit einem Blick, einer Bemerkung ſtreifen möchte, gegen ſich ſelbſt reden oder mit einer höhern Stimme, vielleicht ſogar, parodiſtiſch, in der Fiſtel ſprechen: Das iſt nicht erlaubt. Andere wieder, die ſich gähnend verwöhnt gebahren, finden banal, was gar nichts Anderes als wahr, unverſchämt wahr ſein will, Kulturreferat ſozuſagen. Wir wiſſen ſchon, daß Dem ſo und ſo iſt, ſagen ſie. Alſo wozu? Wozu? Blos, um Einen zu zeigen, der ſo war, Das ſagte, Das that. Warum immer dem blos Exiſtirenden widerſprechen? Warum immer „Inhalte" ausgießen, als ob es nicht bei künſtleriſchen Schöpfungen vorzüglich auf die Muſik (marche des philistins, marche grotesque, rondo capriccioso und ſo weiter) ankäme?

Dies zum Charakter des keineswegs sich als Muster gerirenden muthwilligen Buches. Nun zum „Dandy“ selbst, dem nun einmal also signalisirten und gleich auch stigmatisirten Herrn Andreas von Balthesser. Zwei „Vorwürfe“ soll mein guter Andreas sich gefallen lassen (ich, für ihn, will ihnen entgegnen): er sei ein Snob und er sei ein Parvenu.

Was ist ein Parvenu, was ein Snob? Und was ist ein Dandy? Ein Parvenu ist ein Mensch, der sich seiner Natur widersprechende Gewohnheiten (in den Gewohnheiten spricht sich der Lebensstil aus) anzugewöhnen bemüht ist und, kaum im Sattel (er kann darum noch nicht reiten), bereits verächtlich auf den Fußgänger hinabblickt. Ein Snob ist ein Mensch, der Gewohnheiten vorgibt, den Schein erschleicht und vor Urtheilsunfähigen mit ihm prunkt. Der Parvenu macht krampfhafte, lächerliche Versuche, zu gelten. Der Snob thut so, als ob er wäre, wüßte. Der Parvenu ist ethisch harmlos. Er zeigt ein kindisches Vergnügen an blitzblanken (halbverdauten) Erkenntnissen. Er ist gewissermaßen bewußtlos, im Grunde ein Tropf. Der Snob ist bewußt, hat nicht nur, wie der Parvenu, Ziele, sondern Gründe. Er ist geschickt und nicht ohne kritische Gaben. Der Parvenu ist plump und unkritisch. Der Snob weiß um die schwanken Grundlagen seiner jeweiligen Pose. Der Parvenu glaubt sich leicht sicher. Beide sind eitel, Beide bald geschmeichelt.

Der Dandy übertreibt, stilisirt sich selbst, um der Form willen, nicht etwa aus Rücksicht auf ein (von vorn herein als inkompetent mißachtetes) Publikum. Er lebt zwischen Spiegeln, aber sie zeigen ihn, seine Maske. Er sagt sich, redet nicht Anderen nach. Das sind die Grundsätze. Alles Andere sind sekundäre Merkmale. Aber Andreas Balthesser selbst hat ja den Dandy paraphrasirt. (Definiren läßt er sich nicht.)

Aus der Diskussion über das Buch geht mir, dem pflichtbewußten Beobachter seiner Wirkung, Zweierlei zur Charakteristik der Feinde meines lieben Andreas hervor.

Erstens: es gibt erstaunlich viele literarische, aber nicht weltgebildete Menschen (was ich gewußt hatte), die (was ich noch nicht gewußt hatte) den Dandysme als ein erlauchtes Hochziel schätzen und, mögen sie nun selbst nicht „so weit“ sein, wenigstens die Schranken um das Heiligtum hüten: neue Kronenwächter, ein nicht minder kraß „literarisches“ Konventikel innerhalb der lieblichen Gemeinde. Zweitens: es giebt viele Kurzsichtige, die den Snob mit dem Dandy, den Dandy mit dem Gecken, den Weltmann mit dem Arrivirten verwechseln. Jene erfinden sich aus ihrer Noth den literarischen Dandy, eine nur auf dem Papier existente Homunkulusbildung. Sie sind sehr stolz auf Eigenschaften, die mein Andreas verächtlich befindet (was sie gar nicht einmal merken, sonst würden sie sie nicht gegen ihn, den arroganten Weltmann, ins Treffen führen). Diese, die Kurzsichtigen, schimpfen meinen Andreas einen Snob, weil er, der einen jungen Herrn aus einer sehr deutlich sich abhebenden Gesellschaftschicht vorstellt, Zustände und Dinge beim Namen nennt, die ihm gewohnt sind, woraus sie blindwütig folgern, daß sie ihm ... neu seien. Als ob Einer, der beobachtet, gut beobachtet, sich und Anderen zusieht, alle solche Bemerkungen unterdrücken müßte, die ihn (Snobwitterern) verdächtig erscheinen lassen könnten! Nein: Andreas Balthesser, wie Baudelaires hochmüthiger Don Juan aux enfers, sieht gar nicht diese wahrhaftigen Splitterrichter hinter der bei aller Irrealität doch sehr spürbaren Barrière.

Nun verſtatte man dem Herausgeber, ein paar biographiſche Einzelheiten nachzutragen, die für das Buch „künſtleriſch“ ohne Belang, aber zur beſſeren Beurtheilung ſeines wehrloſen Gegenſtandes vielleicht nicht ganz nebenſächlich ſein möchten.

Es ſcheint mir (vielleicht irre ich hierin; und Irren iſt ſo unmenſchlich, wenn es Wehrloſe angeht), es ſcheint mir, als wäre es nicht eben pietätlos, außerhalb der ſozuſagen gerahmten Portraitſkizze noch einige Amateurmomentaufnahmen herumgehen zu laſſen, die der Darſtellung zu Grunde gelegen haben könnten. Denn ein Portrait iſt ja doch eine Fälſchung. Es iſt da und kann ſich nicht mehr gegen ſich ſelbſt vertheidigen. Und wenn man lange vor einem Portrait geſtanden hat, ſchneidet es unterweilen eine böſe Fratze.

Zum Biographiſchen alſo: Andreas von Baltheſſer hat ſich niemals als „Ariſtokraten“ ausgegeben. Er ſtammt aus ſogenannter guter Familie; wie man aus ſeiner malitiöſen (gegen wen wohl malitiöſen?) Selbſtbiographie weiß, war ſein Vater Diplomat, alſo nicht ganz das Holz, daraus man die Parvenus macht. Von ſeinen Familienverhältniſſen will ich nichts weiter verlauten laſſen. Es genüge, daß er ein guter, aber auch ein ſattſam verwöhnter Sohn geweſen iſt. Er hat ſich in Kreiſen bewegt, die ihn niemals bezweifelten, niemals ihn zu bezweifeln Grund hatten. Er gehörte zu Denen, die keines ſozialen Kommentars bedürfen. Er ſelbſt aber war Einer, der beſtändig kommentirt. Es war ſeine unnatürliche Natur, zu kommentiren.

Ich muß von Andreas wahrheitgemäß ausſagen, daß er ein Menſch war, der ſich ſelbſt niemals zu Gefallen gelebt hat. Ja, vorübergehend hätte es ihm ſicherlich gelingen können. Das heißt: es hat jedenfalls auch in ſeinem das Zeitmaß beſtändig wechſelnden Daſein Pauſen gegeben, die vom Leben ausgefüllt waren, während er ſonſt das Leben kaum zum Wort gelangen ließ. Er war ein ſein Empfinden ſtets unrettbar ſchädigender Denker. Man nahm ihn überall als einen kalten und geiſtreichen Beobachter; im Grunde aber war er ein warmer Sentimentaliker und erſtaunter Zuhörer. In der breiteren Oeffentlichkeit galt er als arrogant.

Daß er die paar hundert Menſchen, die ihm begegnet ſind, nicht durchaus gelten ließ, kann ich ihm nicht übel nehmen. Er hatte das mit ſich ſelbſt kokettirende Malheur, immer wieder überlegen zu ſein. Er fühlte ſich (und nicht aus Anmaßung etwa, ſondern ganz berechtigter Weiſe) ſogar den Menſchen überlegen, die er ſo zu lieben im Stande war, daß er ſich ihnen hätte völlig unterordnen wollen. Er hatte als „heimlich berühmter Autor“, auch eine Gemeinde, von Snobs natürlich. Seine literariſche Bethätigung beſchränkte ſich auf einige lyriſche und lyriſch-dramatiſche Gedichte, die bei Leuten, denen er ganz unumwunden ſeine Achtung verſagte, eben aus Snobismus nicht nur großen Anklang fanden, ſondern geradezu helle Begeiſterung erweckten. Ich ſchätzte ſeine Verſe mehr als Ausdruck denn als Eindruck Sie ſind mir merkwürdig, weil er merkwürdig war. Ich würde ſie heute vermiſſen, aber es iſt denkbar, daß ich ſie nicht vermißte, wenn ich ihm nicht nah geſtanden hätte. In ſeinen Verſen war immer etwas Unſympathiſches, das er gar nicht beſaß; für Leute die ihm näher ſtanden. Es ſchien faſt, als habe er ſeine Verſe ſchon mit der gebührenden Verachtung für ihr leider ausſchließlich literariſches Publikum durchtränkt. Seine Bekannten aus der Welt wußten zum größten Theil gar nicht, daß er ‚ſchreibe‘. Ein oder der andere fein gebildete Standes-

genosse wußte es und schätzte ihn darum nicht minder als Freund und Klubgefährten. Aber wo immer mein Andreas auf „Kollegen von der Feder" traf, ward er nervös. Wenn er mit ihnen sprach, nahm sein Wesen eine Färbung an, die Eingeweihte lächelnd gewitterhaft, elektrisch nannten. Er gefiel sich dann, zumal würdelosen literarischen Snobs gegenüber, in oft verletzenden Paradoxen. Aber er schonte sich selbst keineswegs. Indem er sein Schriftstellerthum, das er wie einen Schönheitfehler ertrug, „ausübte", rächte er sich an ihm: er stilisirte seine wenigen Versebücher, stellte sie so fast heftig von sich weg und versuchte, dieses unsympathische „Andere" (dieses „Schneuzen", wie er es nennt) durch forcirte Unbefangenheit, nachdem er ihm gegeben hatte, was sein war, zu überwinden. Er wollte sein Autorthum nicht wahr haben. Aber er ließ keinen Unbefugten daran rühren. Dazu war ihm die Kunst, deren Opfer er sich fühlte, zu hehr. Daher die Zwitterstellung, darin er sich nicht allzu behaglich befand, wie aus manchem unmittelbaren Aphorismus hervorgeht. Einer, der bewußt lebt, ist nicht „ganz". Andreas gebrauchte das Dandythum wie ein Korset. Der Dandy war ihm Bedürfniß, Nothwehr. Er liebte seine Freunde aus der „Welt". Viele davon „nur" wie Hunde, Vögel, solide Geräthe. Er liebte gar nicht die Schriftsteller. An ihnen fand er sich immer an sich erinnert, was ihm nicht angenehm war. Er rächte sich an den Schriftstellern dafür, daß ihn sein Schriftstellerthum mitunter um die herrliche Kultur der Selbstverständlichkeit brachte. Daß er wußte, wie herrlich diese Kultur, die einzig wahre, ist, nahm er sich nicht übel. Er hätte nicht so scharfsinnig sein dürfen, wie er war, sich so zu vergessen. Er schmähte sein Bewußtsein nicht. Es nahm ihm nichts von seiner Leichtigkeit. Und er sah auch jede schöne Frau vor dem Spiegel sich schmücken. „Literaten" schwärmen von naiven, „thörichten" Jungfrauen. Andreas „schwärmte" (ein Wort, das er haßte, wie den Anblick von Zugstiefeletten) nur von „Damen". „Neu"? Ihm war Alles „neu". Alles oder nichts. Er gab immer gern zu, Dies und Jenes nicht zu wissen. In der „Welt" braucht man sich Dessen durchaus nicht zu schämen. Mein Andreas war, seit er „in die Welt ging" (die Anführungzeichen sind für die Malitiösen), ein Aufmerksamer, ein Lernender gewesen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Alle stets lernen müssen. Er sah auch innerhalb der „Welt" Gecken, Dandies, Snobs (die Snobs innerhalb der „Welt", die Snobs, die „es nicht nöthig hätten", sind eine Spezies, die man Ueberlegenen nicht so einfach zeigen kann; zu viele Vorbedingungen fehlen)

Er hat sehr oft unzweifelhafte Aristokraten „unmöglich" befunden. Er hat Leute abgelehnt, die Manchen als vollendet hätten gelten mögen. Er war sehr arrogant innerhalb seines gewohnten Kreises. Neue Ankömmlinge prüfte er auf Herz und Nieren. (Ich weiß, wie er mich geprüft hat!) Literaten stellen sich die Sache so furchtbar „großartig" vor. Man ist, zum Beispiel, Oskar Wilde (höher gehts nicht). Da „sieht" man einfach gewisse Dinge nicht. Es ist unmöglich, meinen Literaten, daß Einem etwelche Dinge auffallen. Oho, sagen die Literaten. Es fällt ihm auf. Oho! Und sie lächeln pfiffig. Aber diese Pfiffigkeit ist sehr voreilig. Man sieht gewisse Dinge auch ganz oben. Man spöttelt dort gern über Selbstverständlichkeiten: „Honoratioren", „Röllchen" und so weiter. Der vollkommene Weltmann wäre kein „Spiegel", nähme er nicht Alles auf, Alles. (Aber er wirfts mit moquantem Reflex zurück. Es haftet nicht.)

„Einen" Andreas von Baltheſſer glauben Etliche, die ihn „verurtheilen",

gekannt zu haben. Ich erlaube mir, zu meinen, daß sie gründlich irren. Sie haben irgendwelche Surrogate gekannt, aus literarischen Kreisen (schreckliche Surrogate). Die binden sie nun an den Pfahl und schleudern den Tomahawk. Man begreift Das. Es zuckt Einem in der Hand. Man würde ganz gern auch ein scharfblinkendes Beil schleudern. Bleibt doch ein armsäliges Vergnügen. Da beschreibt Jemand irgend einen dummen Laffen, der ihm irgendwo, an einer Hoteltafel etwa, auf die gereizten Nerven ging. Er meint (Kapitel: blutige Ironie), es dürfte wohl Andreas Balthesser gewesen sein. Ich durchforsche im Geist rasch mein Buch. Ich bins Andreas schuldig. Wo, um Gottes willen, ist eine Spur von diesen aufgelegten Laffen, wie sie in großen und kleinen Städten fad und blöd wimmeln?

Wien. Richard Schaukal.

Geldnoth.

Der Diskont der Reichsbank hat mit 7½ Prozent eine noch nie dagewesene Höhe erreicht; die Bank von England ist auf einen Zinsfuß gekommen, der seit 1873 nicht mehr gesehen ward; die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat ihre Rate auf 6 Prozent erhöht; die Russische Staatsbank, die viermal mehr Gold hat als unsere Reichsbank, diskontirt Tratten, die länger als drei Monate laufen, nur noch zu 9 Prozent; und auf dem ganzen europäischen Kontinent giebt es heute, mit Ausnahme der Bank von Frankreich, kein Noteninstitut, das Wechsel billiger als zu 6 Prozent ankauft. Diese Rekordsätze danken wir den Vereinigten Staaten, wo Hunderte Millionen Dollars von dem Publikum, das sie aus den Banken genommen hat, eingesperrt gehalten werden. Als die Reichsbank am neunundzwanzigsten Oktober ihren Zinsfuß auf 6½ Prozent erhöhte, war man einigermaßen überrascht. In der Centralausschußsitzung vom achtzehnten Oktober hatte das Präsidium, auf den Wunsch der Ausschußmitglieder, beschlossen, einstweilen bei 5½ Prozent zu bleiben. War es klug, auf die durch den hamburger Konkurs erschreckten Banken mehr Rücksicht zu nehmen als auf den Bankstatus? Der hätte schon damals die Erhöhung der Rate gefordert. Wenn der amtliche Wechselzinsfuß am achtzehnten Oktober um ein halbes Prozent (auf 6 Prozent) erhöht wurde, brauchte man später keinen neuen Diskontsatz zu schaffen. 7 Prozent hätten genügt; und dieser Satz, der sonst erst um die Dezembermitte aufzutauchen pflegt, wäre diesmal nur etwas früher nöthig geworden. Das Reichsbankdirektorium, das sonst so scharf das Künftige voraussieht, hat jetzt, freilich in bester Absicht, der Industrie und dem Handel den Kredit über das Unerläßliche hinaus vertheuert.

Die Wechsel auf fast alle fremden Plätze, besonders auf New York, London, Paris und Amsterdam, hatten den Goldpunkt überschritten und so ein Kursniveau

erreicht, bei dem es lohnender ist, in Gold, statt in Wechseln, an das Ausland zu zahlen. Damit war die Gefahr der Goldexporte dringend geworden; und die Reichsbank mußte, um die Goldvorräthe im Land zu halten, das Schutzgitter herunterlassen. Wer den Goldbestand der Reichsbank auf 600 Millionen Mark schätzt, hat die Summe eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Viel geringer darf der Betrag nicht werden. Das Ansehen der deutschen Währung müßte im Auslande sonst leiden; die starke Erhöhung der Devisenkurse und der Apparat, der zur Verhütung der Goldausfuhr aufgewendet wird, hat schon das Mißtrauen der Nachbarn erregt. Frankreich darf sich seine Goldprämienpolitik leisten, weil es die Doppelwährung hat. Aber ein Land mit einer Goldvaluta ist sehr rasch um seinen Nimbus, wenn es Angst merken läßt. In Frankreich wurde neulich die Schauermär kolportirt, Deutschland habe ein Goldagio; für Zahlungen in Gold müsse ein Aufgeld gegeben werden. Mißtrauische pariser Geschäftsleute machten bei deutschen Wechseln ausdrücklich den Vorbehalt: „Zahlung in Gold". Wer Deutschlands Zahlungfähigkeit für unsicherer hält als die Frankreichs, braucht noch nicht an Halluzinationen zu leiden. Ob deutsches Geld aus Gold, Messing oder Leder besteht, ist gleichgiltig. Gold bleibt nur so lange Werthmesser, wie die Produktion sich in bestimmten Grenzen hält. Würden heute neue große Goldadern entdeckt, so müßte der Werth des Goldes sinken; und wo dann die Zahlungfähigkeit des Staates nicht garantirt wäre, käme es in den Goldwährungländern zum Bankerot. Ueber allen Metallen steht die Kreditwürdigkeit des Landes. Haben die Franzosen Grund, die Kreditwürdigkeit des Deutschen Reiches zu bezweifeln? Die Reichsbank hat ein Mittel, Goldentziehungen ohne künstlichen Eingriff zu verhüten: den Verkauf fremder Wechsel aus ihren eigenen Beständen. Wenn die Devisenkurse stark in die Höhe gehen, so läßt sich dadurch, daß fremde Wechsel auf den Markt gebracht werden, ein Druck auf sie üben. Um in schwieriger Zeit, wie wir sie jetzt haben, damit volle Wirkung zu erzielen, braucht man allerdings große Posten fremder Wechsel; und daran fehlt es der Reichsbank. Sie hat immer nur einen relativ kleinen Betrag von Devisen in ihrem Portefeuille. Nach der Bilanz vom Dezember 1906 waren es 64,19 Millionen bei einer Summe von 1276,76 Millionen in Wechseln auf das Inland. Das ist keine sehr beträchtliche Ziffer; bei stärkerer Ausrüstung mit ausländischen Appoints könnte die Reichsbank die heimischen Goldschätze, ohne Beeinträchtigung des Kredites, wohl besser schützen. Die Devisen bringen hübsche Kursgewinne und bieten eine einwandfreie Anlagemöglichkeit. Wenn die Reichsbank den Privatinstituten nicht so oft Gelegenheit gäbe, sich in Finanzwechseln (im Diskontiren von Bankaccepten) zu engagiren, so brauchte sie nicht selbst den größten Theil der Waarenwechsel aufzunehmen und könnte dann mehr Mittel zum Ankauf von Devisen verwenden. Hier ist ein Fehler im System: die Privatdiskonten, die Wechsel, die die Unterschrift irgendeiner angesehenen Bank tragen und in Zeiten der Geldnoth dazu dienen, Umlaufsmittel zu produziren, nehmen das „Interesse" der Großbanken so in Anspruch, daß ihnen für den soliden Waarenwechsel nicht viel zu thun übrig bleibt. Die Finanzwechsel, die bei der Reichsbank durchaus nicht beliebt sind, genießen den Vorzug des Privatwechselzinsfußes, der stets hinter dem Reichsbankdiskont zurückbleibt (heute beträgt der Unterschied 1 Prozent), während auf den Primawaarenwechsel Geld nur zu den höchsten Sätzen zu bekommen ist. Die Reichsbank hat so den ganzen Geldbedarf des Handels und der Industrie zu befriedigen und wird dabei nicht energisch genug von den Privatbanken

unterstützt. Deshalb muß sie, sobald auf dem internationalen Geldmarkt schlechtes Wetter ist und Goldexporte befürchtet werden, schnell die Diskontschraube anziehen.

Ob die Diskonterhöhung helfen wird, muß man abwarten. Unsere Banken haben zu kleine Posten fremder Wechsel, als daß wir auf eine fühlbare Verhütung der Goldausfuhr sicher rechnen dürften. Deutschland hat seine Zahlungen für Getreide und Baumwolle an die nordamerikanische Union bis jetzt nur zum geringsten Theil geleistet; in normalen Zeiten ist dafür stets schon lange vor den Fälligkeitsterminen durch Ankauf von amerikanischen Tratten vorgesorgt. Diesmal mahnte die amerikanische Krisis zur Zurückhaltung beim Ankauf solcher Wechsel; auch war daheim der Geldsatz so hoch, daß man das Kapital lieber zu Haus mit Nutzen arbeiten ließ. Die Rechnung ist eben ohne die Herren Heinze und Konsorten gemacht worden. Hätte man geahnt, daß drüben die „solidesten" Banken wackeln würden, so hätte man vorsichtiger disponirt und säße jetzt nicht in der Tinte. Werden die Bemühungen des Schatzsekretärs in Washington und der Rockefeller und Morgan in New York Erfolg haben? Die Hoffnung sagt: Ja. Daß Rockefeller, vor dem nach all den Freundlichkeiten, die über den Petroleumkönig gesagt und geschrieben worden waren, kein Hund mehr das Bein gehoben hätte, über Nacht zum Nationalheiligen werden könnte, hat Roosevelt nicht geträumt, als er zum Kampf gegen die „reichen Räuber" auszog. Ohne diese „Ausbeuter" hätte die newyorker Börse noch viel bösere Tage gesehen. Die um Rockefeller wissen genau, warum sie die Aktien zu Schleuderpreisen kaufen; doch ihr rasches Eingreifen mit den Geldern des Stahl- und Oeltrusts wurde wie eine Wohlthat begrüßt. Nun ist die Frage, wie lange es dauern wird, bis die Nationalbanken und Trust Companies wieder über ihren gewöhnlichen Stand an Depositengeldern verfügen. Viele Institute haben von dem Vorrecht, die Zahlungen für eine Weile einzustellen, Gebrauch gemacht und sich mit der Ausgabe von Certifikaten beholfen, die im Verkehr unter einander die Verwendung von Barmitteln überflüssig machen. Seit 1893 hat man in den Vereinigten Staaten nicht mit künstlichem Gelde dieser Art gearbeitet. Die Anwendung solcher Nothwehrmittel sieht kein Interessirter ohne Beklemmung. Doch Bargeld ist drüben jetzt rar; man fordert und bewilligt ein Agio auf Barzahlungen. Das Kapital liegt fest und der für den Wirthschaftkörper nothwendige Kreislauf des Geldes ist nur mit Hilfe fremder Betriebsmittel zu erneuern.

Mit Amerika wäre als mit dem gewichtigsten Faktor des Geldmarktes auch dann zu rechnen, wenn die Banken wieder liquider würden. Die gesunkenen Kurse aller amerikanischen Papiere werden, trotz Warnung und Zeichen, allmählich Käufer anlocken. Auch bei einem Diskont von 7½ Prozent; von der Kurssteigerung hofft man überreichlichen Ersatz aller Kosten. Durch den Ankauf amerikanischer Papiere wird dem Inland Gold entzogen: die Versuche der Reichsbank, das deutsche Gold zu halten, würden da also durchkreuzt. Auch die hohen Zinssätze des amerikanischen Geldmarktes locken den wagemuthigen Deutschen. In New York giebt man 20 und 30 Prozent für tägliches Geld. Es wäre recht schlimm, wenn wir nur die üblen Folgen der Diskonterhöhung zu spüren bekämen. Aber die Reichsbank hatte jetzt keine Wahl mehr. Deutschland hat große Posten inländischer und ausländischer Werthpapiere. Warum sucht es seine Guthaben im Ausland nicht dadurch zu erhöhen, daß es fremde Effekten verkauft? Das wäre ein Mittel, ohne Goldwerthzeichen Zahlungen zu leisten und auszugleichen. Dazu müßte allerdings der Börsenverkehr aus allzu engen Schranken befreit werden. Die internationale Effektenarbitrage erleichtert

die Technik des Zahlungenausgleiches so beträchtlich, daß man diesen Geschäftszweig vor Verkümmerung hüten müßte. In Krisentagen hat ers ohnehin nicht bequem, weil das gesunkene Kursniveau den Verkauf ausländischer Werthpapiere von hier aus erschwert. Man kann die Kursdifferenzen zwischen New York und England ausnutzen, indem man dort kauft und hier verkauft. Damit kräftigt man New York und schwächt London; jede Schwächung des englischen Geldmarktes wirkt aber wieder auf Amerika zurück. Daß die Bank von England heute nicht gesonnen ist, den Yankees die Kastanien aus dem Feuer zu holen, hat sie durch die schnell aufeinander folgenden Diskonterhöhungen gezeigt.

In der Industrie wird noch immer flott gearbeitet. Neue Anlagen und Erweiterungbauten sind, obwohl man schon vom Niedergang der Konjunktur spricht, nöthig und kosten natürlich Geld. Aus den regelmäßigen Einnahmen kanns nicht genommen werden. Wo bliebe sonst die Dividende? Den Financiers der Industrie bleibt überlassen, mit der Lösung des Preisräthsels: „Wie schafft man billig Geld herbei?“ sich die Zeit zu vertreiben. Daß der Kapitalbedarf der Industrie kein leerer Wahn ist, lehrt das Beispiel der Laurahütte. Die braucht 10 bis 15 Millionen; weiß aber nicht, woher sie, der die Gründerrechte Pein bereiten, das Geld nehmen soll. Die große Transaktion in der Chemischen Industrie, der Ankauf der Zeche Auguste Viktoria durch den Concern Ludwigshafen-Elberfeld-Treptow und die damit verbundenen Kapitalerhöhungen der drei Gesellschaften, harrt auch noch der Erledigung; die Aktionäre haben schon zugestimmt. Phönix will neue Obligationen ausgeben. In Oberschlesien haben einzelne Montangesellschaften (nicht nur die Laurahütte) Geldbedarf. Gute Beschäftigung allein genügt nicht, wenn die Materialpreise und Arbeiterlöhne hoch sind. Die Reichsbankausweise zeigen, welche Summen verlangt werden, und widerlegen die Verheißung, der Winter werde die industriellen Ansprüche herabmindern. So lange der Reichsbankdiskont noch 7½ Prozent beträgt, wird man sich bescheiden; allzu weit aber lassen dringliche Ausgaben sich nicht hinausschieben und eine künstliche Kreditsperrung müßte eine Krisis herbeiführen. Die Reichsbank hat die Doppelaufgabe, die heimischen Goldvorräthe zu schützen und den Bedürftigen Kredit zu schaffen. Wenn das in Amerika eingesperrte Geld nicht bald wieder in Umlauf kommt und die Diskontsätze in Europa herabgesetzt werden, muß die Industrie darunter leiden Schwächere Konjunktur, theures Geld und theure Kohle: da geht die Rentabilität zum Teufel. Doch wer kann wissen, was in Amerika wird? Unberechenbar nannte Dr. Koch die Entwickelung der amerikanischen Wirthschaft.

Wenn vom Schutz der in der Reichsbank liegenden Goldvorräthe die Rede ist, melden sich stets die Bimetallisten und fordern, man solle das Silbergeld vermehren. Der Bestand von 15 Mark pro Kopf sei erreicht, genüge aber nicht mehr; man lege also 5 Mark zu und gebe für 310 Millionen Mark neue Silbermünzen aus. Ob die Goldwährung dabei gedeihen würde: danach wird nicht gefragt. Und nach welchem Modus soll das zur Ausprägung anzuschaffende Silber bezahlt werden? Handelt sichs nur um eine Umprägung der alten Thalerstücke, so ist dagegen nichts einzuwenden; aber neues Silber kostet gutes Gold; und eine Schwächung der Goldbestände soll und muß heutzutage doch gerade vermieden werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. November 1907.

Deutsche Zierkunst.

Man hat immer wieder den beiden Künsten, deren Sendung, das Leben dienend zu schmücken, sehr offen zu Tage liegt, einen minderen Rang angewiesen, man hat Bau- und Zierkunst Angewandte Künste gescholten, hat ihnen Malerei und Bildnerei als Freie Künste überordnen wollen. Doch nur mit bedingtem Recht: denn weder Gemälde noch Standbild läßt sich ohne Schaden von einer Umgebung trennen, für die es bestimmt, in die es gewachsen ist, oder von einem Ganzen, dem es als schmückender Theil sich einschmiegt. Die Trostlosigkeit der drei Aufbewahrungorte, an denen wir heute leider oft Werke der Kunst sehen, beweist dem Empfindenden diese Behauptung unumstößlich: die Kunstspeicher der Museen, der Ausstellungen und der Kunsthandlungen sind alle von Grund aus dem Sinn der Kunst, dem rechten Genuß fremd und feind. Das vandalische Verhalten der Wissenschaft gegenüber der Kunst hat sich in keinem Stück so rücksichtlos erwiesen wie in diesem. Hat man doch starke Werke alter Kunst aus Kirchen entfernt, um sie selbst in Magazine zu verbannen: da sie schon in den sichtbaren Räumen dieser Mammuth-Sammlungen ein trauernd-entwurzeltes Dasein führen würden. Sie sind in Wahrheit vom Altar gerissen worden. Wie gesittungfeindlich ist doch dies Verfahren: man entblößt das weite edle deutsche Land seiner eigenen Hervorbringungen, damit die Nummerntausende des berliner Moloch immer weiter anwachsen. Wie fühllos verfährt man selbst noch innerhalb der Museen: die zarte, süße, herbe Dorothea, die mit so mädchenhafter Geberde die Blumen in dem gerafften Schoß ihres Rockes birgt: ehemals am alten Platz stand sie recht, in jenem Raum, über dem die Liebe und die Leidenschaft eines großen Sammlers weihend schwebten; im neuen Museum hat man sie in eine der allzu flachen Buchten der Seitenwände des Vestibuls verbannt; dort blickt sie hilflos und frierend um sich: wie soll ihre rührend schmale Anmuth in

dem ungeheuren kalten Raum noch fromm Anbetende um sich sammeln? Und wofür dies Alles? Damit einige Forscher ihren Stoff bequemer übersehen können; denn den Schauenden erweist man einen schlechten Dienst, indem man ihnen Hunderte und Tausende von Eindrücken aufdrängt, da ihnen nur einzelne Wohlthat und Besitz werden könnten. Ehe nicht Kirche, Schloß und Haus wieder an sich gezogen haben, was für sie entstand, wird unser Kunstgenuß selbst nicht künstlerisch sein.

Aber wenn für die Gegenwart um so unbedingter Bestand hat, daß Bau- und Zierkunst nur dienend, nie zwecklos Schönheit schaffen dürfen, so mag auch hier eine Schranke sein, die nicht undurchbrechbar ist. Der vierte Friedrich Wilhelm, einer der wenigen Könige, die in dem nüchternsten der Jahrhunderte noch zu träumen und ihren Träumen Gestalt zu geben wußten, hat sich auf dem gewölbten Hügel über Havel und Blachfeld eine Halle von Säulen, einen Bau von Hallen errichten lassen, der, nur um Schönheit zu wirken, geschaffen wurde. Und wie sollten nicht auch Hausrath und Schmuck entstehen, nur um ihrer selbst, nicht um irgend eines nützenden Zweckes willen? Sind doch neun Zehntel aller der Formen, der Linien, Flächen, Farben, in die heute schon die werkthätigen Dinge gekleidet sind, nicht ihrem Zweck, sondern dem Drang nach Schönheit entsprungen.

Noch mehr aber verschiebt sich die Rangordnung der Werthe, wägt man die Wirkungweise beider Gruppen der Künste gegen einander ab. Bau- und Zierkunst haben einen Vorzug vor Bildnerei und Malerei, der für ein kunstmäßiges Genießen zu ihren Gunsten ihre Schale tief sinken macht. Sie werden nicht an die Widerspiegelung eines Zweiten außer ihnen gebunden, sie sollen nicht ein Bild der Welt, der Dinge geben, sondern sie sollen selbst Welt und Ding sein, angethan mit Reizen, die sich nirgends außerhalb ihrer finden, oder nur so fern, so keimhaft, daß längst jede Erinnerung an sie erloschen ist. Bau- und Zierkunst sind, um es mit einem Wort zu sagen, nicht erzählerisch. Gewiß: für kunstmäßiges Genießen sind auch Standbild und Gemälde nicht zuerst, geschweige denn allein ein Abbild Dessen, was sie darstellen. Wer nicht begriffen hat, daß ein Bild, ein Bildwerk zur wichtigeren Hälfte eine Folge von Linien, Flächen oder Farbflecken ist, weiß vom innersten Wesen der Kunst nichts, so ausgebreitete Schulen, so erlauchte Namen unter den Kunstforschern bis auf unsere Tage des entgegengesetzten Glaubens waren und sind.

Indem aber die Baukunst, mit der denn auch alle diese Kunstgelehrten sich in keinerlei Verhältniß zu setzen wußten, und die Zierkunst, von der sie kein Wort zu sagen pflegten, jenseits der Ideenassoziation des Lebens stehen, durch die die selbe Kunstwissenschaft sich den einzigen ihr gangbaren Weg zu Bildwerk und Gemälde bahnt, erweisen sie sich als kunstmäßiger. Sie bedürfen des Umweges über Verstand und Gedächtniß nicht, aus ihnen ver-

mag Sinn zu Sinn und Seele zu Seele zu sprechen, ohne in dem Zwischenreich des Verstandes und des Wortes mißverstanden zu werden. So lösen sie unbegreiflichere und also seelischere, feinere, höhere, geheimnißvollere Reize. So schwer es sein mag, selbst strebender Jugend, sonst der dankbarsten und willigsten Zuhörerschaft, Kern und Wesen dieser Reize auszudeuten, um so willenloser wird doch auch Der, der ehedem nur dem Maler, dem Bildner gern sich gab, diesen sublimeren Wirkungen unterworfen und verschrieben.

Daß alle diese Erkenntnisse heute sich öffnen, ist vielleicht Begleit-, vielleicht nur Folgeerscheinung des Aufschwunges, den diese zierenden Künste zu nehmen sich anschickten. Freilich: die Baukunst ist über einen Durchgangs- und Vorbereitungzustand der Selbstbesinnung und des Innehaltens auf alten Irrwegen noch kaum hinausgerathen. Wohl hat sich seit ungefähr zehn Jahren im Bau der Miethhäuser unserer Großstädte und fast auch schon in der weit schwerfälligeren Baukunst des Staates und der Gemeinden eine Wandlung zum Besseren vollzogen; wohl ist dem wurzellosen und unkräftigen Neubarock, das hier schließlich alle anderen Bauweisen, Baumuster überwucherte, fast eben so viel Boden abgewonnen wie in der ähnlich umkämpften Bildnerei; wohl sind sogar schon in den Vorstädten und Vororten unserer Hauptstädte einige Landhäuser leibhaft vor Augen gestellt worden, die auf den Rang von Werken eigener Art Anspruch erheben können. Aber wo ist der Bau, der alle Merkzeichen schöpferischer Meisterschaft an sich trüge? Selbst Messel und Hofmann, die mit Recht Gerühmten, lösen sich nur zag und langsam aus den Banden der geschichtlichen, allzu geschichtlichen Bauweise los, die mehr als ein halbes, fast ein ganzes Jahrhundert lang immer nur nach alten oder fremden Mustern schielte, nie die eigene Handschrift zu schreiben wagte. Der Geschmack des besitzenden Bürgerthumes, des Bauherrn, tastet sich noch viel zögeriger vorwärts und bevorzugt die Männer der halben und Viertelskompromisse: die hier ein wenig Stuck opfern, dort eine Fläche vereinfachen, eine Umrißlinie beruhigen, die aber niemals vermöchten, sie selbst zu sein, aus guten Gründen.

Unvergleichlich viel lebendiger als diese wartende Baukunst, in der noch die lebenskräftigsten Keime nur auf eine stärkere Zukunft deuten, ist das Bild, das die Zierkunst bietet. Auch nur ein Jahrzehnt ist es freilich, daß die neue Entwickelung währt, aber sie ist eben so schöpferisch wie die der neueren Baukunst saumsälig. Ja, es hat sich gegen sie der Ruf erhoben, sie sei zu neuerungsüchtig und selbst von den Ersten unter den schaffenden Meistern der benachbarten Bezirke der Kunst, eben denen, die dort weitab von den gewohnten Bahnen ihre und ihrer Folger Wege führen, werden die herbsten Urtheile gefällt. Man greift die Wurzellosigkeit, die Ueberlieferungfeindschaft der neuen Zierkunst an und spricht ihr selbst das Recht auf Dasein ab, weil sie sich anmaße, eine Kunstweise aus dem Nichts zu schaffen, da auch alle bisherige Ge-

schichte der Stilbildung lehre, daß Dies nie anders als in langsamem Wachsthum und unter den Händen mancher Geschlechter geschehe.

Ich glaube, in diesem Streit der schaffenden Künstler steht dem Geschichtschreiber zu, ein schlichtendes Wort zu rufen. Denn die weitere Sicht, die er über den Augenblick und seine drängende Noth hinaus eröffnen kann, erlaubt, Vieles, das nur von der Gegenwart sein Licht zu begehren und zu erhalten scheint, durch manche Vergangenheit anders und gerechter zu beleuchten. Die Wurzellosigkeit der heutigen Versuche zierender Kunst ist zuzugeben; und ob sie grundsätzlich jeder Ueberlieferung vorzuziehen sei, soll hier dahingestellt bleiben. Doch läßt sich einer Ueberschau über die Reihe der einander folgenden Kunstalter des neunzehnten Jahrhunderts entnehmen, daß diese Wurzellosigkeit nicht ein Erzeugniß allein der heutigen Kunstbedrängnisse, sondern weit eher eine Folgeerscheinung viel früherer Ueberlieferungbrüche ist.

Fürs Erste sei gesagt, daß harte Wendungen, scharfe Kehren des Kunstweges doch heute nicht zum ersten Mal zu beobachten sind. Wie die Formenfluth der Renaissance, über die Alpen nordwärts brechend, unsere gothische Kunst überschwemmte, ist in deutschen Landen an manchem Ort wie ein plötzlich hereinbrechendes Naturereigniß zu beobachten. Es hat tausend zukunftkräftige Keime über Nacht getötet, es hat uns um alle Stetigkeit, alle Selbstgetreuheit, zuletzt um alle Wahrhaftigkeit, alle tiefste Eigenheit unseres Kunstschaffens gebracht. Es war ein Gesinnung- und Gesittungverlust, nicht minder arg als jener, der Lied und Sang unserer Ahnen zu den Karlingerzeiten für vier Jahrhunderte um den süßen Laut der Heimath brachte.

Der heutigen Umwälzung wird freilich durch die Berufung auf so erlauchte Vorgängerinnen von ihrer Schärfe nichts genommen. In Wahrheit aber ist nicht unsere Zeit der Neuerung, sondern das voraufgehende halbe Jahrhundert eines nur allzu geschichtlichen Eklektizismus der eigentliche Urheber der vollkommenen Durchschneidung aller Fäden, die zur Vergangenheit rückwärts leiten. Das erscheint zunächst wie ein Paradoxon; und ist es doch nicht. Mit dem Aufkommen geschichtlicher Bau- und Zierweisen, einer Neugothik, einer Neurenaissance und so fort von den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ab ist in Wahrheit jede innere Folgerichtigkeit der Entwickelung dieser Künste verloren gegangen.

Die Neugothik und das Neubyzantinerthum der Romantiker, die sehr schnell aufschießende Neurenaissance der französischen Baumeister haben diesen Reigen nur eröffnet. In den darauf folgenden Jahrzehnten aber hat die eurepäische Bau- und Zierkunst, wie ein gelehriger Schüler, einen völligen kunstgeschichtlichen Kursus durchschmarutzt. Empire und Rokoko, alle Formen der italienischen, der französischen, der deutschen Renaissance, wessen immer man nur in Lehr- und Bilderbüchern habhaft werden konnte, hat man nachgeahmt

Der Tempel der Kunst war in einen Hörsaal verwandelt und ein reich ausgestatteter Photographienschrank ist leider noch heute, ach, auch bei den berühmtesten der heutigen Baumeister noch die eigentliche Grundlage all ihrer Werke. Für die Zierkunst war im selben Sinn bis vor Kurzem die gleiche Abhängigkeit das Selbstverständliche. Die Ungeheuerlichkeit dieses Zustandes müßte unserer Zeit Tag vor Tag in die Ohren geschrien werden, da sie alles Verständniß, alles Bewußtsein dafür verloren hat, welches Zeichen von Unfruchtbarkeit er ist. Wer die großen Worte nicht sparen und eifernd und scheltend mit dem Zeitraum der zwei voraufgehenden Menschenalter ins Gericht gehen wollte, Der dürfte von Prostitution und Diebstahl reden; und man könnte ihn nicht völlig Lügen strafen. So weit die Blicke reichen, ist eine Zeit so jammervoller Abhängigkeit und Borgseligkeit in keiner Vergangenheit nachzuweisen. Nur einen mildernden Grund giebt es für das Künstlerthum, der doch den Geist der Zeit eher noch härter anklagt. Die zierenden Künste sind, wie so oft, nur die untrüglichen Verkünder des innersten Wesens einer Zeit: die geistige und seelische Knechtschaffenheit von mehr als einer Form des Forschens und des Meinens unserer Zeit, die Massenhaftigkeit und Nüchternheit, die Mechanisirung und vor Allem die Unpersönlichkeit des Lebens, den kümmerlichen Schiffbruch unseres Bürgerthumes in den Kämpfen um die Herrschaft im Staat und schließlich die innere Leere so vieler Regirenden, die ein unsäglich trauriges, aber auch unsäglich schätzbares Selbstbekenntniß in diesen Tagen so unwillkürlich schonunglos aufgedeckt hat: das Alles sprechen Bau- und Zierkunst mit stummer und doch unmißverständlicher Geberde aus. Weh uns, wenn unsere Zeit nicht andere Inhalte aufzuweisen hätte, als sie sich in der hohlen Aufgeblasenheit der neuberlinischen Denkmalskunst aussprechen!

Im Engeren gesehen, ist es eine Verwissenschaftlichung der Kunst, um die es sich handelt; daß sie dem Geist der Kunst zuwider geht, darüber sollte auch ein Forscher keinen Zweifel hegen. Die Springkraft sprudelnder, schöpferischer Phantasie ermattete, erlosch und die müden Abzugskanäle verstandes-, erinnerungmäßiger Nachahmung wurden aufgezogen und haben nun seit Jahrzehnten fort und fort ihre trüben Wasser gespendet. Das darf auch der Gelehrte aussprechen, ohne sein Handwerk zu verunehren: denn gerade die Kräfte, die der Kunst Eintrag thun, sind der Wissenschaft unentbehrlich. Hohe Forschung aber theilt mit hoher Kunst den Drang zu ichmäßiger Meisterung aller widerspenstigen Gegebenheiten der rohen Wirklichkeit. Und eben geschichtlicher Sinn wird sich am Ehesten von der allzu geschichtlichen Demuth abwenden, die diese Kunst nach zehn Vergangenheiten schielen hieß und sie die höchste Pflicht, die der Geist der Geschichte einer Zeit auferlegt, die, ihr Ich zu leben und auszudrücken, versäumen ließ: Historismus ist nicht Historie.

Den tiefsten Schaden aber erlitt (und hier schließt sich dieser Gedanken-

lauf zum Kreis) die stetige Ueberlieferung von Kunstformen und Kunstgesinnung, von denen man wähnt, erst unsere Zeit habe sie treulos zerbrochen. Denn einmal wurden all die guten Kräfte der Seele, die bei gesundem Verlauf der Entwickelung auf Beharrung, Bewahrung, Bewährung alt ererbten Gutes drängen, in den Dienst der schlechten Sache einer unstet wählenden, zuletzt fast wahllosen Nachahmung gestellt. Dann ist in Wahrheit nichts Geschichtloseres zu denken als eben dies unruhige Tasten und Suchen nach immer neuen Stilen, die alle angelesen, angesehen, anempfunden waren, während alle wirklich starken Stile der Vorzeit vom frühchristlich-byzantinischen an bis auf das Rokoko aus dem eigenen Bedürfen der Zeiten oder doch aus übermächtiger Beeinflussung durch gewaltige Kulturwellen emporgequollen waren. Selbst der Klassizismus von 1780 ab gehört schon ein Wenig in die neue Reihe minderen Ranges: doch waren die Kräfte, die ihn trugen, so stark, daß er zu der Nichtigkeit der späteren Anleihestile nie herabgesunken ist.

Kein Zweifel: kam ein Künstlergeschlecht, wie das heute ungestüm vorwärts drängende, zum Bewußtsein des Unechten, Unwahren all dieser wechselnden Kunstströmungen, die eigentlich nur Kunstmoden waren, so drängte die innere Geschichtlosigkeit des voraufgehenden Zeitalters eben so sehr wie seine äußere Uebergeschichtlichkeit zu bewußtem Aufkündigen allen Zusammenhanges mit der Vergangenheit. Und es ist gar nicht abzusehen, wie man anders überhaupt aus dieser Irrsal den Weg hätte finden sollen. Sollte man die Bahn bis dahin rückwärts laufen, wo man auf den letzten starken, von innen her gewachsenen Stil, auf das Rokoko traf? Auch Das wäre zwar wissenschaftlich, aber nicht geschichtlich gedacht gewesen: die Entwickelung der Kunst kann sich weder so lehrmeisterlich noch so sprungweise vollziehen. In Wahrheit aus dem Elend des altdeutschen Kunstgewerbes (Anton Springer hat es einmal die zweite Blüthe der deutschen Renaissance genannt: er spottet seiner selbst und weiß nicht, wie) konnte man nur durch die rücksichtlose Ungeschichtlichkeit der heutigen Bewegung gelangen.

Alle Kunst ist letzter Ausdruck, ist Gleichniß und Steigerung der Geberde einer Zeit; insonderheit alle Zierkunst. Sie ist nur die Handbewegung des Lebens, das sich selber schmückt. Wann aber hätte eine Zeit so wenig Geberde, geschweige denn eigene Geberde gehabt wie die unsere? Kaum merken wir unsere Stillosigkeit und sehen die Armuth unseres Besitzes. Er besteht meist aus Urväter Hausrath, sei es verstaubt und etwas vergröbert aus dem Rokoko, wie Ballet und Parade, sei es um einige Jahre weniger greisenhaft: aus dem späten Klassizismus, wie das Theater alten Stiles, vieux Weimar, runde Armbewegungen, Teresina Geßner, halb sanft zerlassene Butter und halb dargestellte Herzensgüte. Es ist auch einiges Neue darunter, aber es ist nicht sehr gut: so die Formlosigkeit der naturalistischen Bohème oder das braune Sammet-

jacket und der flatternde Shlips der alten Düsseldorfer, die Beide Anton von Werner zu gleich großer Freude seiner Anhänger wie seiner Gegner als wehende Paniere noch immer hochhält. Den besten Schatz stellt immer noch alte und älteste Ueberlieferung dar: die schöne Weihe, die zwar nicht unsere, wohl aber die Kirche unserer Väter bei Meßopfer und Segenspendung noch ungemindert sich bewahrt hat, und die schlanke, gertenhafte Anmuth, mit der die jungen Söhne alter Familien zu Pferde sitzen und sich neigen. Ganz scheu und schüchtern, wie die ersten Sprossen des jungen Grüns auf dem Eppichbeet, regen sich einige Anfänge neuer gewollt zackiger Bestimmtheit, neuer Feierlichkeit, neuer persönlicher Färbung der Geberde.

Aber festen Boden unter die Füße der neuen Künstler schiebt dies unsichere, schwankende, seiner selbst noch kaum gewisse Wesen noch nicht. Um so schwieriger ist das Gelingen. Tausend Bande, die wohl Fessel, aber auch Halt und Leitung sein konnten, sind heute durchschnitten: in der Ueberlieferung der Kunst- und der Lebensformen. Viel mehr als je zuvor kommt es auf die Kraft des Einzelnen an. Was vom Beginn der neuen Bewegung an vorauszusehen war, ist längst und nur zu schnell eingetroffen: die Mitläufer minderer und mindester Befähigung haben eine Fluth schlechter Nachahmungen und schlimmerer Verzerrungen über uns geschüttet, die den wenigen Berechtigten unter den Feinden willkommenen Anlaß zu einem im engeren Sinn begründeten Schelten giebt. Diese Allzuvielen fehlen nirgends; die Schwäche tritt hier nur peinlicher und deutlicher hervor als sonst. In Wahrheit kommt es auf sie gar nicht an; sie beweisen nur, wie große Kräfte die Aufgabe, die der Zierkunst dieser Tage gestellt ist, von den Wenigen, den Tragenden, Starken erfordert: Kräfte fast mehr noch des Menschen- als des Künstlerthumes.

Daß jede Schöpfung, die des Namens werth ist, und vollends jede Neuerung auf der Wirkung Einzelner beruht, lehrte im vorigen Jahr die dresdener Ausstellung, nicht trotz, nein: mit der Massenhaftigkeit der vorgeführten Leistungen. Ein ungeheurer Schweif von Folgern und Beeinflußten hat sich Denen, die zuerst den Weg suchten und bereiteten, beigesellt: aber in Wahrheit steht auch heute noch die Zukunft der Vorwärtsbewegung dieser Heersäule auf ganz wenigen Augen. Wer zu scheiden weiß zwischen anspruchvoller Abhängigkeit und eingezogener, gesammelter Kraft, wird bei ganz bestimmten Namen der zweiten Reihe schon die Grenze ziehen können, über die bei Betrachtung des Einzelnen hinauszugehen wenig frommt.

Der am Frühesten in Deutschland zierende Formen neuer Art zu prägen begann, Obrist, ist heute ein Wenig aus dem Vordergrunde in den Schatten getreten. Seine Stickereien, die schwanke, zitternde Linien von Ried und Gräsern auf seidene Kissen warfen, von denen her so mannichfache Wirkung ausstrahlte, sind fast schon Geschichte geworden. Nicht einmal einen der Brunnen,

in denen er neuerdings immer wieder die sehr bestimmte und doch sehr feine, sehr leise Art seiner Konturenführung ausgesprochen hat, hat er in Dresden zeigen wollen. Um so sichtbarer zeigte sich der fremde, uns von außen zugezogene Künstler, der demnächst an die Spitze trat, der auf die deutsche Zierkunst sehr stark eingewirkt hat und der ihr doch eigentlich nicht angehört. Ich weiß nicht, welchen Stammes, welchen Blutes Henry van de Velde eigentlich ist, ich weiß nur, daß es nicht deutsche Art ist, von der seine sehr elegante, sehr korrekte, sehr moderne und sehr mondäne Kunstübung zeugt. Damit ist vom Standpunkt rein kunstmäßiger Betrachtung noch kein Wort gegen diese Kunstübung gesagt: ich gehöre nicht zu Denen, die, weil sie Böcklin anhangen, auf Claude Monet schelten zu müssen glauben. Aber Grenzen der Wirkung sind durch solche Umschreibung allerdings bezeichnet. Der Drang nach Nützlichkeit und einer ganz unbeseelten Gesellschaftlichkeit, einer plutokratisch-geschichtlos gefärbten Vornehmheit, der zu den entscheidenden, wenngleich nicht erfreulichen Zügen der Gegenwart gehört, hat sich vielleicht nirgends so rein und ursprünglich ausgedrückt wie in diesen Linien.

Vor einigen Jahren hat Henry van de Velde in dem Folkwang-Museum zu Hagen Räume geschaffen, die monumental zu wirken bestimmt sind: sie sind sehr oft durch die allzu weit ausgreifenden Bogenlinien seiner Verzierungen in Unruhe gebracht. Man betrachte die geschweiften Hölzer, mit denen er ein großes dreigetheiltes Fenster gekrönt hat, oder das Holzgeländer eines Kreisrundes, das einem unteren Geschoß das Licht des oberen zuführen soll, oder gar die theilenden Rahmenlinien des Oberlichtes im Gemäldesaal: dies Alles ist viel zu laut und zu stark für ein ruhiges Feiern des Auges. Und die Einfachheit der Wandtönung, die Sparsamkeit mit Nebenschmuck, die wir an dieser Kunst so lieben und die in diesem Hause fort und fort erfreut, läßt diese starken Zwischenrufe nicht etwa gedämpfter, sondern nur um so lauter und fast gellend ertönen. Für mein Empfinden gehen selbst die an sich vortrefflichen, aber kühn geschweiften Linien des Treppengeländers mit den geraden und beruhigten der Stufen nicht ganz zusammen. Der Griff des Kerbes aber, der auf dem schrankähnlichen Treppeneckstück angebracht ist, wirkt schlechthin barbarisch. Man wird vielleicht als splitterrichterlich schelten, so geringe Vergehen zu rügen: aber eben den Meistern der Zierkunst müssen sie vorgehalten werden, da all der grobe Ungeschmack, der unter dem Namen sezessionistischer Kunst von den tausend geringeren Werkern hervorgebracht wird, mit dem Finderglück des Unverstandes gerade sie hervorgezogen und vergröbert hat. Die Verglasung des hagener Treppenfensters ist von schlechter Sezession nicht mehr weit entfernt. Wie darf man denn mit gutem Gewissen auf das gräuliche Gemisch neuer Zierlinien und dilettantischer Knackfußkunst schelten, das wir Tag vor Tag auf Anordnung einer wohlweisen Obrigkeit

als Marke auf unsere Briefe kleben müssen, wenn die Führer selbst nicht die äußerste Strenge gegen sich wenden?

Henry van de Velde bleibt meisterlich, wo er dem Zweck und der nahen Zierde beschränkter Räume und Geräthe dient; in Hagen sind Büchergestelle, Glasschränke, Thüren, so die im Arbeitzimmer und aus dem Malsaal, aufgestellt, deren sichere und ganz eigene Linienführung nicht im Kleinsten anzutasten ist. Er hat in diesen kleinen Abmessungen, bis zum Manchettenknopf herab, eine erstaunliche und fast untrügliche Folgerichtigkeit in sich ausgebildet, die ihn in diesem Bezirk vor jedem Irrthum gegen sich selbst bewahrt: der Mathematiker, der in diesem Künstler so mächtig ist, wirkt hier nur bestärkend.

Von dieser ihrer besten Seite zeigte sich seine Kunst in einem Speisezimmer, das mit seinem vornehmen Farbenspiel zwischen Weiß und Silbergrau zugleich ein gutes Sinnbild der kühlen Eleganz ist, die ihrer weltmännischen Leidenschaftlosigkeit am Ehesten entspricht. Aber wo der Zweck im tieferen Sinn feierlich ist, gelingt ihr die Lösung nicht. Dem Museumsraum, der sich hier aufthut, ist nachzurühmen, daß er, vielleicht zum ersten Mal, als Rahmen für eine Anzahl bestimmter Kunstwerke entworfen und ausgeführt ist, sich ihnen völlig unterordnet. Und wie köstlich, daß einem der stärksten unserer Stilkünstler, daß Ludwig von Hofmann dies gute Glück widerfährt! Die Gemälde, die er uns hier schenkt, reifere, süßere Früchte, als die je er vom Baume seines Schaffens pflückte, Zeugnisse, Botschaften vom Leben, vom wahren Leben, von dem Leben jenseits des Alltags und jenseits unserer keuchenden, schwitzenden, verkümmerten Zeit, sind jeder pflegenden Sorgfalt werth und lohnen sie hundertfältig. Aber ist, was hier als Ziel vorschwebt, wirklich erreicht? Sind die flachen Nischen unterhalb der vorspringenden Bilderwand nicht übel gedrückt? Klingt das Verhältniß der Maße von oben und unten rein? Und wo ist der Reiz der Linie oder Farbe, ohne den kein Werk der zierenden, wie aller Künste sinnlichen, künstlerischen Werth hat? Die Leuchtkörper strömen ihn wahrlich nicht aus: sie sollen seltsam sein und vielleicht gar heilig. Aber die Nützlichkeit rächt sich an ihrem fanatischen Verehrer und sie wurden ihm unter der Hand zu Tramwagengriffen.

Zwischen der geschickten und geschäftigen, zerspliffenen und salonmäßigen Art Henrys van de Velde und der schweren gelassenen Wucht von Peter Behrens klafft eine weite Entfernung. Eins haben sie doch gemeinsam: ihre Kühle. Ihnen wird nie zustoßen, daß ihre Kunst warm umfangend oder auch nur in einem Sinn in die Seele greifend auf den Beschauer wirkt: sie sind Männer der unverbindlichen Höflichkeit. Aber damit ist auch die Grenze ihrer Gemeinsamkeiten erreicht. Behrens war einmal, in seinen Anfängen, in Gefahr, in einige Abhängigkeit von der Linienführung Van de Veldes zu gerathen: das Titelblatt, das er vor Jahren für die Zeitschrift für Dekorative Kunst

entwarf, bezeugt es noch heute sehr deutlich: es ist nicht nachgeahmt, aber stark beeinflußt. Er ist dann von der Zeit seines darmstädter Hauses ab sehr eigene Wege gegangen; seine Kunst hatte mehr als eine Wandlung: heute ist sie der Henrys van de Velde in ihrem Grundzug entgegengesetzt. Behrens ist der Verkünder archaischer Schwere und geometrischer Einfachheit geworden.

In Wahrheit besteht eine Wahlverwandtschaft unserer Gegenwart mit den großen Maßen der herrischen Königthümer uralter Zeiten. Der Imperialismus und Caesarismus der Staatskunst weisen am Stärksten auf diese uns sonst so ferne und fremde Entwickelungstufe zurück: so weit der Weg von den ruhmredigen Inschriften Ramses des Zweiten bis zu den Botschaften des Herrn Roosevelt sein mag. Nietzsches Schaffen und selbst gewisse Erscheinungen der Forschung unserer Tage haben ein Gepräge königlich beherrschter Wissensmassen, das ein Seitenstück im Geistigen darstellt. Die Bildende Kunst schickt sich an, diesem Wesenszug Bild und Geberde zu leihen: schon das Dreigestirn der Großen, das über dem Streben des neuen Geschlechtes der Künstler leuchtet: Böcklin, Puvis, Watts, hat sich gegen diesen Pol am gesellschaftseelischen Himmel bewegt. Der Palast der Justiz zu Brüssel, der als Kunstwerk nicht allzu hoch zu schätzen ist, hat sich schon vor Jahrzehnten von seiner Höhe wie ein Kastell der Gerechtigkeit, mehr noch wie eine Zwingburg rächender Strafgewalt über die wehrlose Stadt gereckt und die breitere Wucht seiner Unterbauten erinnert an die schwere Hand der Herrenkönige des Orients. Es scheint, daß die starre Schwere, in der der frühe Caesarismus unseres Jahrhunderts, in der der erste Napoleon das Spiegelbild seiner Art fand und die meist sich an römischer Wucht genügen ließ, zuweilen aber auch schon in Bau- und Zierkunst egyptisch-archaische Neigungen zeigte, für den Imperialismus unserer Tage von Neuem auflebt.

In diesem Sinn zu bauen, zu zieren, ist im Grunde Behrens' Absicht. Er müßte Königsburgen von düsterer, zwingender Pracht, Trauerdenkmale der Großen unter den Menschen, Heilthümer zu Ehren starker und kalter Götter errichten können: dann würde er den Drang seines innersten Wesens ersättigen. Aber zwischen so fernen Zielen des inneren Wollens und den Ausführbarkeiten unseres Lebens und besonders den Möglichkeiten einer Ausstellung ist ein quälend weiter Raum. Für Turin hatte Behrens ihn zu überschreiten gewußt: den Abbildungen nach zu schließen, muß er dort in den Uebergängen zwischen streng bezwungener Bildnerei zu eben so strenger, eben so bezwungener Innenbaukunst die Mischung archaischer Starrheit und persönlicher Willkür erreicht haben, die ihm so wohl ansteht. Die ganz liniirten Theilungen des düsseldorfer Gartens, der unter seiner trostlosen Umgebung litt, haben inzwischen Formgedanken des Barock und Rokoko aufgenommen und neu belebt: in ihrer Absichtlichkeit dem Kunstsinn jener Alter nah verwandt, in ihrer aller Naturbegeisterung schroff entgegengesetzten Absichtlichkeit sie noch übertreffend. Der

Garten wird hier zum wohl umschränkten Wandelgang; ihn zu erhalten, bedarf es mehr noch des Zimmermannes als des Gärtners.

Behrens hat auch schon ehemals andere Stufen der Kunstentwickelung auf sich wirken lassen: näher gelegene, doch immer ihm und uns verwandte: so das Kaiserreich oder jene vorrevolutionären Grenzmarken zwischen Rokoko und Directoire, an denen heute auch der verwöhnteste Gaumen noch sich die zartesten, zusammengesetztesten Freuden bereiten kann. Das Eßzimmer von Darmstadt, in der Linie, wie ich fand, das reichste an eigenen Reizen, hatte solche Stimmungen: gar nicht entlehnt, aber wahlverwandt und in diesem Sinn beeinflußt. Aber es scheint, der wachsenden Starrheit des Peter Behrens der nun folgenden Jahre war die geschwungene Anmuth dieser Linien zu grazil und er ist dann immer geometrischer geworden bis in die Würfelung der Tischgedecke und die Muster der Fenstervorhänge hinein. Die kunstgewerbliche Abtheilung des Waarenhauses Wertheim hat mehrmals in einzelnen Zimmern Sammelwerke der auf diese Tonfolge gestimmten Zierkunst dieses eigenwilligen und starken Meisters dargeboten. In Dresden hatte er ein Empfangszimmer gleichen Sinnes, von fast noch fanatischerer Folgerichtigkeit, ausgestellt.

Dieses dresdener Zimmer weist eine graue Wandtönung auf, die durch fast schwarze Striche vielfach und im Wesentlichen gradlinig getheilt ist. Diese Theilung giebt dem Raum das Gepräge. Es ist zweifellos wieder ein archaisches: Klänge von Susa, Persepolis, mehr noch als von Memphis, von Assur werden durch dies Tongemisch heraufbeschworen. Jeder Gedanke an beflissene Nachahmung, an knechtischen Historismus bleibt fern: die Kunstgesinnung, die sich so ausdrückt, ist kaum geschichtlich, geschweige denn allzu geschichtlich. Aber gerade wer dem Künstler Behrens gern auf seinen wechselnden Wegen folgt, muß auf sein Fehlgehen hier mit erhobenem Finger deuten. Alle diese Geometrie ist peinlich. Zuerst, weil sie in der Fläche als Linie haften bleibt und nicht bild- und bauwerkmäßig greifbar hervorspringt. Zweitens, weil sie ihrem Wesen nach für ganz ungeheure Räume, für einen Thronsaal, nicht für eine Stube berechnet ist, weil sie, um zu wirken, in viel größeren Abmessungen auftreten müßte. Drittens, weil sie (und Dies ist der schwerste Vorwurf) fast jeden Reizes der Form entbehrt, an einigen Stellen sogar durch wirkliche Irrthümer in den Maßen entstellt ist. Die beiden ersten Vorwürfe treffen nur Zufälliges: die unumgängliche Beschränktheit und Armuth der Ausführung, wenngleich auch hier zu sagen wäre, daß der Zierkünstler genug Mittel hat, ihnen zu entgehen. Viel stärker fällt die letzte Bemängelung ins Gewicht, denn sie berührt Grundsätzliches und trifft sehr Vieles von der Kunstleistung des Peter Behrens in den letzten Jahren. Unzählige Male hat sie, wie hier wieder, Vierecke, Dreiecke, Kreise, als einzige oder doch völlig beherrschende Komponenten ihrer Wirkung angewandt; und wie selten hat sie durch sie Reize,

wie oft aber Nüchternheit und Langeweile hervorgerufen! Gewiß: auch die Langeweile ist bei Behrens statuarisch, fast majestätisch, etwa wie wenn der alternde Goethe füllende Hexameter in seine Gedichte schreibt oder wenn er förmliche Briefe an kaiserliche Hoheiten verfaßt. Aber daß Behrens hier in Gefahr ist, eine Verarmung über sich heraufzubeschwören, scheint mir eben so sicher. Dreieck, Viereck, Kreis sind Formenausdrücke, die immer in Mischung mit anderen, reicheren, weicheren erwünschte Festigkeit, immer für sich und allein angewandt den Zweck der Folgerichtigkeit und der Härte zu erfüllen vermögen. Aber lange mit ihnen allein Haus zu halten, wird auch einer sehr erfinderischen oder sehr rücksichtlosen Zierkunst kaum gelingen. Die Reizmöglichkeiten sind an Zahl und Wechsel zu gering, Nüchternheit ist unvermeidlich, völliger Irrthum leicht möglich. Solcher Irrthum liegt in diesem Zimmer, meinem Empfinden nach, vor, in den langen Vierecken der Theilung über Manneshöhe an der Sofawand, deren Längung eben das Auge verletzt, wenn es sie mit den kürzeren ringsum vergleicht oder in der Aufstülpung der dunklen lisenenartigen Längsflächen auf die entsprechend breiten leeren Fortsetzungen nach unten hin, oder in dem noch unglücklicheren Aufstoßen solcher Lisenen auf das leere Rechteck über dem Sofa und der leeren Vierecke oben auf die breiten vollen Pilaster des Ornamentes rechts und links am Sofa. Mit Alledem können der kräftige Rundtisch, der längere Tisch, Beide von starker Wucht, allein nicht versöhnen.

Fast möchte man bei einem so schöpferischen Künstler wie Peter Behrens annehmen, daß diesem Mißlingen eher ein Kultur- als ein Kunstirrthum zu Grunde liegt. So viel Mechanisirung, wie diese Ziergeometrie voraussetzt, vertragen wohl wirklich archaische Zeitalter, deren frühe Despotien die Menschen, wie Backsteine, zu den Pyramiden ihrer Reiche thürmten, aber nicht archaisirende, wie das unsere.

Die Männer vom Fach haben Behrens seiner dresdener Ausstellung wegen hart gescholten, ihm einen reinen Mißerfolg vorgeworfen. Solcher Meinung darf man nicht zustimmen. Behrens ist viel zu stark, als daß nicht auch seine Irrthümer noch denkwürdig wären: er bleibt auch hier Einer, da so viele Nullen um ihn versammelt sind.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.*)

*) Ein Schlußartikel folgt.

Lindenberg und Liebenberg.

Allerseelenstimmung! Das zersprungene Glück von Edenhall! Fallendes und moderndes Laub auf den Wegen des Parkes! Einsamkeit, bittere, bitterste Verlassenheit: Das ist die Stimmung im Schlosse zu Liebenberg. Ob dem verlassenen Schloßherrn da nicht seltsame Bilder aufsteigen! Die Markgrafen von Brandenburg haben, seit sie auf dem märkischen Boden Fuß gefaßt haben, gar viele und vielerlei Diener gehabt: treue Männer und glatte, gleißende Günstlinge. Verschieden fiel ihr Los: Ungnade oder Schaffot! Ob der Literaturkundige vielleicht heute des Einen denkt, der einem anderen Zollern nicht minder nah gestanden als er selbst seinem Kaiser, des schönen und stattlichen Ritters Lindenberg, der Günstling Joachims des Ersten war? Eine Fülle von Aehnlichkeiten und Parallelen bietet sich dar. Nicht in den beiden Fürsten selbst. Der Kaiser ist kein Joachim. Gegensätze in ihrer ganzen Natur.

Aber der Kurfürst hatte dem Ritter Lindenberg vertraut wie Keinem in der Mark. Warum? Weil er eine ritterliche Erscheinung war, ein Goldfasan unter den struppigen Hühnern, elegant und gefällig, begnadet mit jener unaussprechlich schönen und wohlthuenden Geste, die auch im schärfsten Widerspruch ein erfreuliches, herzerlabendes „Ja" spricht und im kühnsten Trotz eine warme Huldigung darzubringen weiß.

Joachim führte einen heißen, blutigen Kampf gegen seinen Adel. Er wollte ihm den trotzigen Nacken beugen und ihm das Wegelagern abgewöhnen. Aber des Kurfürsten Gebote störten den Lindenberger nicht. Der schwang sich in den Sattel und warf einen jüdischen Händler nieder. Und er muß sich gefallen lassen, daß dieser Jude in der Nothwehr ihn in den Daumen beißt!

Und noch mehr: der kleine Jude findet den Weg zum Kurfürsten. Und dann kommt ein Gerichtstag. Der Jude hinter dem Thron verborgen, der Ritter stolz vor dessen Stufen, geschmückt mit allen Zeichen fürstlicher Huld. Er leugnet und beschwört seine Unschuld und doch wird er überführt durch den kleinen Juden und den gebissenen Daumen.

Ich erzähle einen alten Roman: wer ihn kennt, wird sich des Bildes erinnern, wie der „kleine Jude" hinter dem Vorhang steht und den Kurfürsten mit heftigen Grimassen auf den verletzten Daumen aufmerksam macht.

Die Gegner Hardens werden den Vergleich in ihrem Sinn deuten. Mögen sies! Er kanns ertragen. Aber sie werden fühlen, daß sich die Zeiten gewandelt haben. Der neue Lindenberg hat keine übermüthige Adelspartei hinter sich; sie hat wenigstens nicht mehr den stolzen, bei allen Fehlern ehrenfesten Trotz Jener, denen Joachim den Kopf vor die Füße gelegt hat. Mit diesem Trotz hat sein Erbe nicht mehr zu kämpfen. Sie planen keine wilde Jagd auf dunkler Haide. Hofintriguen im Geist des Barock, statt Zornesröthe

rosenrothe Schminke und ein Bischen Kamarilla im Stil des Zeitalters des aufgeklärten Despotismus.

Sie sind gestürzt und man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen. Aber wie war es möglich, daß sie auf die gesunde und impulsive Persönlichkeit des Kaisers so lange Einfluß üben konnten?

Auch Das ist sehr begreiflich. Ein Los sondergleichen ist ihm beschieden. Er tritt als dritter Kaiser dem ersten Kanzler und Schöpfer des Reiches gegenüber, dieser ihr Jahrhundert überwuchtenden Riesengestalt. Er erträgt ihn nicht. Das war eine tragische Nothwendigkeit. Tragisch deshalb, weil die Härte und Reinheit des großen Kanzlers die zarten Gestalten der liebenberger Tafelrunde seinem romantischen Gefühl als die Repräsentanten echter Vasallenschaft erscheinen ließen, als lauter Kurvenale und selbst Ritter aus dem Artuskreis. All ihr Wesen und Thun war ihm Symptom unwandelbarer Ergebenheit. Statt des starren „Nein, Majestät" hörte er das „Zu Befehl, Majestät" in allen Tonarten.

Das ist Fürstenlos, dem noch kein Monarch entging. Wie wenige haben so entschieden und königlich die lästige Schaar abzuschütteln gewußt wie der Kaiser! Er machte dem Spuk ein Ende. Freilich nicht in so blutiger Weise wie Joachim.

Wer die Geschichte nicht kennt, mag sie in Willibald Alexis' „Hosen des Herrn von Bredow" nachlesen. Ein entzückendes Stück märkischen Lebens. Und wer traurig geworden über die letzten Enthüllungen, Der mag sich seinen Optimismus auffrischen an dem warmblütigen Buch und seinem Schreiber. Der kannte den Boden der Mark und seine Leute. Er hat sie uns gezeigt in mancherlei Zeitläuften. Ob er wohl auch unsere Tage geschildert hätte? Freilich: jetzt sind in Potsdam die „Lederbüxen" in Mißkredit gekommen. Aber dort donnerte lange das drastische und gefürchtete Wort des alten Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms des Ersten: „Bank heraus". Es sollte nicht wundernehmen, wenn es in der letzten Zeit öfters aus seiner stillen Gruft gerufen hätte: „Bank heraus! Bank heraus!"

Und was that Joachim, der sich durch den Lindenberger also betrogen fand? Er wählte sich einen treuen, schlichten märkischen Junker zum Diener, der ihm die Wahrheit sagen sollte in allen Fällen des Lebens: den Hans Jürgen von Bredow. Dessen Rolle bei Kaiser Wilhelm freilich hat ein Anderer, zollernhafter Weise sein eigener Sohn, übernommen, der das Spinngewebe wegfegte, das sich am Thron des Vaters ansetzte. An ihm haben die treuen Diener ihres Herrn ein frisches und gesundes Vorbild.

München. Richard Graf Du Moulin-Eckart.

Verhaeren.

Emile Verhaeren: La multiple splendeur. Paris, Mercure de France 1907.

Léon Bazalgette: Emile Verhaeren. (Les célebrités d'aujordhui) Paris, Saufot & Co. 1907.

Ob sie nicht lächeln werden, in fünfzig, vielleicht schon in zwanzig Jahren, Alle, die dann in Revuen und Zeitungen von heute blättern werden, zu schauen, was uns wichtig war, und die schon wissen werden, was uns hätte wichtig sein sollen? Schaubühnenlicht blendet heute der Vielen Blick und unbemerkt bleiben, die nicht nah der Rampe stehen, deren Werk, auf sich selbst vertrauend, nicht hin zum Schauspieler geht und seine Hilfe erbittet. Ob sie nicht lächeln werden, Die in fünfzig Jahren? Denn wie viele sind heute in Deutschland schon hingewandt zu dem großen Werk, das aus dem Boden unserer Tage stumm und langsam emporwächst wie ein Baum. Ein Baum, schmächtig und kränklich zuerst, kaum den eigenen Boden umschattend, neugierig zu sich selbst niedergebeugt in ängstlicher Betrachtung im Beginn und zitternd in den Stürmen, aber jetzt, hoch, blühend und breit, Ring an Ring um das sichere Herz über die Welt hinschauend, alle Winde und Wetter der Ferne auffangend mit seinem starken Geäst und sie auflösend in wilde, rauschende Musik.

Ich rede vom Werk Emile Verhaerens, das schon aufgehört hat, nur noch Dichtwerk zu sein und ein nationales Werk, von Emile Verhaeren, der ein Blame war und nun schon einer jener großen Heimathlosen ist, die Allen gehören. Ein Lyriker ist er, ein Nurlyriker, aber nicht im flachen Sinn mancher Unseriger, die ein Leben lang flüchtigen Einfall in quadrirte Zellen zerpulvern, sondern ein Nurlyriker wie unser Dehmel (der einzige ihm Kongeniale), der alle Kunstgattung in die lyrische umzwingt, der Novelle und Drama auflöst im Gedicht, das er dann, so bereichert, schon eine neue Kunstform sein läßt. Seit Jahren schafft Verhaeren in solchem Sinn und seines ganzen Lebens Aufstieg ist in diesen breitausladenden, absichtlich ungeglätteten, gigantischen Gedichten in ungefügen trotzigen Linien felsartig aufgebaut. Und dieses neue Buch „La multiple splendeur" scheint mir der Gipfel Dessen zu sein, was ihm gelungen, und ein Gipfel zugleich unserer zeitgenössischen Literatur. Denn wie ein Schlußstein ist es auch und schon ganz nah den hohen Wolken, die von dem Himmel wissen und der Erde zugleich: es ist so reich, dieses Buch, in seinen Farben und so weit reicht sein Ausblick über unsere Tage hin, so aufgethürmt ist es mit der vulkanischen Kraft der Leidenschaft auf sich selbst, daß wir heute von Verhaerens Werk wie von einem abgeschlossenen reden dürfen. Die Dichtung Verhaerens bedeutet, nicht nur literarisch, eine der intensivsten künstlerisch-menschlichen Auseinandersetzungen mit unserer Zeit: und so, nicht nur literarisch, hat sie ein Recht, betrachtet zu sein, als ein entschlossenes Gegenüberstellen eines nur lyrisch schaffenden Künstlers gegen seine Zeit. Das scheint eine Selbstverständlichkeit vorerst. Aber wer unsere Dichter auf den Zusammenhang mit den wirklichen und nicht nur symbolisch-sublimirten Dingen ihrer Umgebung untersucht, wird merken, daß sie, aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit, lyrisch noch nicht gewerthete

Begriffe in ihrem vollen Reiz Wort werden zu lassen, an der neuen Schönheit in den neuen Dingen (nicht eigentlich achtlos, sondern eher ängstlich) vorübergehen. Nicht Paris, London und Berlin schildern sie, sondern römische Landschaft, Brügge und Venedig, Postkutschenfahrt scheint ihnen poetisch und nicht die Lokomotive, dieses ungefüge Fremdwort, das sich ihnen noch nicht recht in den (ich weiß kein anderes Wort) lyrischen Jargon einpassen will. Verhaeren ist mit Walt Whitman und Dehmel heute der Einzige, der sich entschlossen dem modernen Leben gegenübergestellt hat. Ihm schien in einem begeisterten Hingeben an die Wucht dieser ästhetisch noch nicht abgegrenzten Erscheinungen die einzige Brücke, die von dem zeitgenössischen Gefühl in die dichterische Welt hinüberführt. „Tout affronter" zuerst: Allem Stirn gegen Stirn gegenüberstehen und willig, wenn man sich unfähig fühlt, es zu bezwingen, sich von ihm bezwingen lassen. Wie Rilke einmal herrlich gesagt hat: „Der Besiegte von immer Größerem zu sein." „Aimer c'est asservir, admirer c'est grandir" heißt es in seinem neuen Buch und diese ekstatische Bewunderung, diese fesfellose, vom glühenden Gewässer unterirdischer Leidenschaft stets genährte, immer wieder neuausbrechende Begeisterung hat hier unseren Lebensdingen eine Größe gezeitigt, an der die engen Schranken einer rein literarischen Betrachtung nichts abbröckeln können. Alles lebt hier, grandios beleuchtet, was uns umgiebt, die lauten Städte, die sausenden Züge von Pol zu Pol, die befrachteten Schiffe, die ihre Last den Häfen anvertrauen, das Gold in den Tresors der Banken oder rinnend im Umlauf, die Börse mit ihrer Vampyrgewalt: hier oder nie ist Universalität gewonnen, die doch niemals ihren Stützpunkt, das menschliche Gefühl, verliert und nie den Zusammenhang mit dem Land und dem Meer und dem ewigen Firmament, das entgöttert niederschaut auf den Menschen, der nun selbst das zielvoll Waltende und Wirkende geworden ist. Keine sanfte Schönheit, keine blumigen Thore sind hier aufgethan; es ist eine „âpre beauté", eine Schönheit, abgerungen den Bitternissen und Krisen, eine Schönheit, nicht wie die griechische, dem Schaum des Meeres rein und hüllenlos entstiegen, sondern wie ein Marmorblock vom Arbeiter aus dem Fels abgesprengt und vom Künstler erst aus widerstrebender Masse geschaffen.

Manchen wird diese Schönheit vielleicht zuerst befremden, wenn er dieses Buch liest, ohne die früheren Werke Verhaerens zu kennen. Den verweise ich auf das kluge, lebendige Buch Léon Bazalgettes, des tapferen Vorkämpfers für Walt Whitman und für alle Wirklichkeitkunst in Frankreich. Wer Französisch nicht versteht, kann Johannes Schlafs Studie in der „Dichtung" oder Verhaerens „Ausgewählte Gedichte" lesen, eine Uebertragung, in der ich zugleich versuchte, den Entwickelungsgang des verehrten Dichters zu zeigen (Schuster & Löffler 1904). Wer in zeitgenössischer Literatur mitsprechen will, muß nun doch endlich Stellung zu Verhaeren nehmen, der heute auf dem höchsten Punkt dichterisch-menschlicher E[illegible]wickelung angelangt ist. In Frankreich nennt man ihn gern den „poète de [illegible] main". Lassen wir es uns zur Ehre anrechnen, ihn in Deutschland heute schon [illegible] den Unseren erkannt zu haben.

Wien. Stefan Zweig

Das Reich der Seele.*)

Ich bezweifle nicht, daß die Seele den Körper überdauert. Aber daß sie sich dann noch durch Handlungen bemerkbar macht: dafür haben wir bis heute keinen unumstößlichen Beweis. Ich muß sagen, daß diese Annahme nicht wahrscheinlich ist. Wenn die Seelen der Verstorbenen in unserer Nähe, auf unserem Planeten, blieben, so würde diese unsichtbare Bevölkerung um 100 000 pro Tag, ungefähr um 36 Millionen im Jahr, um drei Milliarden 620 Millionen während eines Jahrhunderts und um 36 Milliarden in einem Jahrtausend wachsen, wenn man nicht annehmen will, daß diese Seelen wieder in andere Körper auf der Erde wandern.

Wie viele Geistererscheinungen und Manifestationen bieten sich uns? Was bleibt übrig, wenn man die Einbildungen, Autosuggestionen und Halluzinationen streicht? Beinahe nichts. Ein so auffallend seltenes Vorkommen spricht gegen die Realität solcher Erscheinungen.

Man kann allerdings annehmen, daß nicht alle menschlichen Wesen ihren Tod überdauern und daß im Allgemeinen ihr psychisches Wesen so unbedeutend, so klein, so nichtig ist, daß es fast gänzlich im Aether, im umgebenden Weltenraum aufgeht, wie die Seelen der Thiere. Die denkenden Wesen aber, die sich der Existenz ihrer Seele bewußt sind, verlieren nicht ihre Persönlichkeit und setzen ihren Entwickelungkreis fort. Von hier aus könnte es ganz natürlich scheinen, wenn wir sie bei gewissen Gelegenheiten hervortreten sehen. Müßten nicht die in Folge eines Rechtsirrthums zum Tode Verurtheilten und Hingerichteten wiederkommen, um ihre Unschuld zu beweisen? Müßten die hienieden ungerächt Ermordeten nicht kommen, um ihre Mörder anzuklagen? Wie ich den Charakter eines Robespierre, eines Saint-Just, eines Fouquier-Tinville kenne, möchte ich sehen, wie sie sich an Denen rächten, die über sie triumphirt haben. Mußten die Opfer von 1793 nicht wiederkommen, um den Schlaf der Sieger zu stören? Von den 20 000 erschossenen Communekämpfern hätte wenigstens ein Dutzend den ehrenwerthen Herrn Thiers unaufhörlich peinigen müssen, der wirklich zu viel Ruhm daran gesetzt hat, diesen Aufstand erst entstehen zu lassen, um ihn dann gewaltsam niederzudrücken.

Warum kehren die von ihren Eltern beweinten Kinder nie zurück, um sie zu trösten? Warum verlassen uns die Wesen, die uns die theuersten waren, für immer? Und die unterschlagenen Testamente? Und die mißdeuteten letzten Willensäußerungen? Und die gefälschten Absichten?

---

*) Camille Flammarion, der berühmte Astronom und Direktor der Sternwarte in Juvisy bei Paris, läßt im Dezember (bei Julius Hoffmann in Stuttgart) ein Buch erscheinen, dem er den Titel „Unbekannte Naturkräfte" gegeben hat und aus dessen Schlußkapitel hier ein paar Bruchstücke veröffentlicht werden. Ueber die forces naturelles inconnues hat Flammarion schon vor vierzig Jahren geschrieben. Jetzt hat der Entdecker der Fixsternsysteme, der Mann, der den Mars studirt, die Lehre von der Radiokultur verkündet und gezeigt hat, daß die Geradflügler ohne Kopf vierzehn Tage leben können, den Rahmen seines Werkes wesentlich erweitert und das ganze Feld unerklärter Phänomene durchforscht. Nicht nur ein höchst lehrreiches: auch ein höchst „spannendes" Buch; in dem bewiesen wird, daß „an dem Spiritismus Etwas ist". Als Motto steht vorn Hugos Wort: „Ein Gelehrter, der über Mögliches lacht, steht dem Thoren nah. Wer einer Erscheinung ausweicht, ihr lachend den Rücken kehrt, versündigt sich an der Wahrheit."

Ein altes Wort sagt: Nur die Toten kehren nicht wieder. Dieser Aphorismus enthält vielleicht keine unbedingte Wahrheit; doch sind die Gespenster selten, sehr selten und man macht sich kein genaues Bild von ihrem Wesen. Kommen Gestorbene wirklich wieder? Das ist noch nicht erwiesen.

Ich habe bis jetzt vergeblich nach einem sicheren Identitätbeweis in den Mittheilungen der Medien geforscht. Auch begreift man nicht, warum die Geister der Medien bedürfen, um sich zu offenbaren, wenn sie in unserer Umgebung leben. Sie müßten einen Theil der allumfassenden Natur bilden. Dennoch scheint mir, daß die spiritistische Hypothese mit dem selben Recht wie andere aufrechterhalten werden muß, denn alle Erörterungen darüber haben ihre Unhaltbarkeit nicht erwiesen.*)

Warum aber gehören zu diesen Offenbarungen immer fünf oder sechs Personen, die um einen Tisch herumsitzen müssen? Das ist auch nicht sehr wahrscheinlich. Es wäre allerdings denkbar, daß Geister in unserer Nähe leben, denen es unter gewöhnlichen Bedingungen nicht möglich ist, sich sichtbar, hörbar und fühlbar zu machen, da sie nicht vermögen, leuchtende Strahlen, die unsere Netzhaut treffen könnten, noch Schallwellen, die unserem Ohr zugänglich wären, noch Berührungen hervorzubringen. Deshalb könnten gewisse Bedingungen, welche die Medien besitzen, notwendig sein, damit sie sich offenbaren. Niemand hat das Recht, zu leugnen. Aber warum so viel Zusammenhangloses?

Ich habe hier in meinem Schrank mehrere Tausend von „Geistern" diktirter Mittheilungen. Die Analyse giebt uns im letzten Grunde nur eine dunkle Ungewißheit über die Ursachen. Unbekannte psychische Kräfte. Flüchtige Wesen. Dahinschwindende Gesichte. Nichts, was auch nur dem Geist faßbar wäre. Das ist nicht einmal so viel werth wie eine Definition in der Chemie oder ein geometrischer Lehrsatz. Ein Wasserstoffmolekül ist im Vergleich damit ein Felsen.

Die meisten der beobachteten Erscheinungen, Geräusche, Möbelbewegungen, Gepolter, Zittern, Klopfen, beantwortete Fragen, sind wirklich kindisch albern, gewöhnlich, oft lächerlich und eher muthwilligen Knabenstreichen ähnlich als ernsten Handlungen. Das müssen wir zugeben. Warum sollten sich die Seelen der Toten auf solche Weise die Zeit vertreiben? Die Annahme scheint wirklich sinnlos. Zweifellos wechselt ein gewöhnlicher Mensch nicht seinen intellektuellen noch seinen moralischen Werth von einem Tag zum anderen; und wenn er nach dem Tode fortlebt, kann man wohl erwarten, ihn so wiederzufinden, wie er vorher war. Statt Dessen: wie viele Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten!

Aber wir dürfen keine vorgefaßte Meinung haben und unsere erste Pflicht ist, die Thatsachen so festzustellen, wie sie sich darbieten.

Die unbekannte natürliche Kraft, die beim Heben eines Tisches in Thätigkeit tritt, ist keine ausschließliche Eigenschaft des Mediums; sie ist, wenn auch in verschiedenen Graden, allen Organismen eigen. Nur die Koeffizienten sind verschieden. Zum Beispiel: 100 für Wesen wie die von Home und Eusapia, 80 für

*) Vor kurzer Zeit bemerkte ich einige Thatsachen, die eher zu ihren Gunsten sprachen (Bulletin de la Société d'Etudes Psychiques de Nancy, Nov.—Déc. 1906). Von diesen elf Thatsachen konnten die erste und die zweite durch den Dictionnaire bekannt sein, die dritte und die fünfte aus Zeitschriften; aber die sieben anderen lassen als beste Erklärung den Identitätbeweis zu.

andere, 50 oder 25 für weniger Begünstigte; doch fallen sie ohne Zweifel niemals auf Null herab. Der beste Beweis ist, daß es beinahe allen Gruppen von Experimentatoren, die sich ernstlich mit der Sache beschäftigt haben, bei Geduld, Ausdauer und festem Willen gelungen ist, nicht allein Bewegungen, sondern auch vollständiges Heben, Klopfen und so weiter zu erzielen.

Das Wort Medium hat kaum noch Existenzberechtigung, da nicht erwiesen ist, daß es Vermittler zwischen den Geistern und uns gibt. Aber es mag beibehalten werden, denn die Logik ist in der Grammatik, wie in allem Menschlichen, äußerst selten. Das Wort Elektrizität hat schon lange nichts mehr mit dem griechischen Wort für Bernstein, („Elektron") zu thun, das Wort Veneration (Verehrung) nichts mit dem Genetiv von Venus (Veneris), das Wort Unstern nichts mit Stern, das Wort Tragoedie nichts mit „Bocksgesang" (τραγὸς, ὠδή); und doch werden diese Worte in ihrem angenommenen Sinn verstanden.*)

Ich wiederhole, daß die Bahn für alle erläuternden Hypothesen frei ist. Man bemerkt, daß die von Tischen diktirten Mittheilungen mit dem Geisteszustande, den Ideen, den Ansichten, dem Glauben, dem Wissen, selbst den literarischen Kenntnissen der Experimentatoren in Beziehung stehen. Sie erscheinen wie eine Rückstrahlung dieser Gesammtheit. Man vergleiche die im Haus von Victor Hugo in Jersey aufgezeichneten Mittheilungen, die des Phalansteriums von Eugène Nus, die der Astronomenversammlungen, die der Katholiken, Protestanten und so weiter.

Wenn die Hypothese nicht so kühn wäre, daß sie uns nicht annehmbar erscheint, so könnte ich mir vorstellen, daß die Konzentration der Gedanken ein vergängliches, geistiges Wesen schafft, das die gestellten Fragen beantwortet und dann entschwindet. Rückstrahlung? Das ist vielleicht der richtige Ausdruck. Jeder von uns hat sein Bild vom Spiegel zurückgeworfen gesehen, ohne sich viel darüber zu wundern. Analysiren wir diese Thatsache. Je länger man dieses optische Wesen be-

*) Der Name Medium scheint auch ganz ungeeignet, wenn man bedenkt, was er bezeichnen soll; er setzt voraus, daß die mit diesen Fähigkeiten ausgestattete Person den Vermittler zwischen Geistern und Experimentatoren bildet. Wenn man nun auch zugiebt, daß Dies manchmal richtig ist, ists doch nicht immer so. Das Drehen und Heben eines Tisches, sein Schweben, das Möbelverschieben, das Bauschen eines Vorhangs, Geräusche verschiedener Art werden durch eine Kraft verursacht, die von dieser Person oder von der Gesammtheit aller Anwesenden ausgeht. Wir können wirklich nicht annehmen, daß dabei ein Geist immer bereit ist, auf unsere Einfälle einzugehen. Und diese Hypothese ist um so weniger nothwendig, als die vermeintlichen Geister uns nichts lehren. Unsere psychische Kraft ist beinahe die ganze Zeit thätig. Die Person, die die Hauptrolle bei diesen Experimenten spielt, würde richtiger Krafterzeuger, „Dynamogen", genannt, weil sie eben Kraft erzeugt. Das wäre der geeignetste Ausdruck für diesen Zustand. Er enthält Alles, was durch diese Beobachtungen bestätigt wird. Ich habe Medien gekannt, die sehr stolz auf diesen Titel waren und die sogar verächtlich auf ihre Kollegen herabsahen, da sie der Ueberzeugung waren, von Augustin, Paulus oder Christus selbst gewählt worden zu sein. Sie glaubten an eine Gnade des Höchsten und meinten, übrigens nicht ohne Grund, daß, wenn solche Behauptungen von Anderen aufgestellt werden, sie zweifelhaft seien. Diese Eifersüchteleien sind natürlich sinnlos.

trachtet, das sich hinter dem Spiegel bewegt, um so mehr erscheint Einem dieses Bild bemerkenswerth und interessant. Wenn es nun aber keine Spiegel gäbe? Wenn wir diese großen Spiegel, welche die Räume und Besucher wiedergeben, nicht kennen würden, nie gesehen hätten und wenn man uns erzählte, daß Spiegelbilder, Rückstrahlungen lebender Personen, sich auf diese Art zeigen und bewegen können, so würden wir Das weder begreifen noch glauben.

Die vorübergehenden Verkörperungen, die in den spiritistischen Sitzungen hervorgebracht werden, erinnern häufig an das Bild im Spiegel, das nicht wirklich ist, das aber dennoch existirt und das Original wiedergiebt. Das durch Photographiren erzeugte Bild gehört zu der selben Gattung und ist dauerhaft. Das unsichtbare Bild, das sich im Brennpunkt der Linse des Teleskops bildet, kann in einem ebenen Spiegel aufgefangen und beobachtet werden, indem wir es durch das Mikroskop des Okulars vergrößern; es nähert sich vielleicht mehr diesem, das durch Konzentration mehrerer psychischer Energien entsteht.

Man bringt ein imaginäres Wesen hervor, spricht mit ihm: seine Antworten spiegeln fast immer den geistigen Zustand der Experimentatoren wieder. Und wie wir mit Hilfe von Spiegeln das Licht, die Wärme, die Aether- und elektrischen Wellen in einen Brennpunkt sammeln können, eben so scheint es zuweilen, daß die Theilnehmer einer Sitzung ihre psychischen Kräfte denen des Mediums, „des Kraft-erzeugers", hinzufügen, daß sie sich an ihm zu Wellen verdichten und so die Erzeugung eines mehr oder weniger materiellen, flüchtigen Wesens fördern.

Könnten nicht das unterbewußte Wesen, das Gehirn des Mediums oder sein Astralkörper, das ätherische Fluidum, das geheime Unbekannte in den empfindenden Organismen der Spiegel sein, den wir uns soeben vorgestellt haben? Und wäre es nicht möglich, daß dieser Spiegel auch die Wirkung einer entfernten Seele auffinge und wiedergäbe?

Es ist wichtig, diese partiellen Schlußfolgerungen nicht zu verallgemeinern, da es uns schwer genug wird, sie zu definiren. Ich will nicht behaupten, daß es keine Geister giebt; ich habe im Gegentheil Gründe, ihre Existenz anzunehmen. Sogar gewisse, von Thieren, Hunden, Katzen, Pferden geäußerte Empfindungen sprechen zu Gunsten des unerwarteten und beunruhigenden Vorhandenseins unsichtbarer Geister und Kräfte. Aber als treuer Diener der Experimentalmethode meine ich, alle einfachen, natürlichen, schon bekannten Hypothesen erschöpfen zu müssen, ehe ich zu anderen meine Zuflucht nehme. Leider zieht ein großer Theil der Spiritisten es vor, der Sache nicht auf den Grund zu gehen, nichts zu untersuchen und sich zum Spielball nervöser Eindrücke machen zu lassen. Diese Menschen gleichen jenen braven Frauen, die ihren Rosenkranz beten und dabei fest glauben, die Heilige Agnes und die Heilige Philomene vor sich zu haben. Das ist nicht schlimm, sagt man. Aber es ist bloße Einbildung. Wir wollen uns nicht von ihr täuschen lassen.

Wenn die Elementel, Elementargeister, die Luftgeister, die Gnomen, die Larven, von denen Goethe, darin Paracelsus folgend, spricht, vorhanden sind, so sind sie natürlich und nicht übernatürlich: sie sind in der Natur, denn die Natur umfaßt Alles. Es giebt nichts Uebernatürliches. Die Wissenschaft hat demnach die Pflicht, diese Frage so gut wie alle anderen zu prüfen.

Wie ich schon sagte, haben diese verschiedenen Erscheinungen mehrere Ursachen. Die erklärende Hypothese, daß eine der Ursachen die Thätigkeit entkörperter Geister,

der Seelen von Toten ist, darf nicht ohne Prüfung abgelehnt werden. Oft scheint sie die am Meisten logische zu sein. Es wäre von größter Bedeutung, sie mit unbedingter Gewißheit beweisen zu können, da die stärksten Einwendungen sich gegen sie erheben. Vor Allem müßten ihre Anhänger die Schärfe der hier angewandten wissenschaftlichen Methoden billigen; denn je fester die Grundlage des Spiritismus wäre, um so mehr Werth hätte er. Das naive Glauben und die Illusionen können ihm keine ernsthafte Basis geben. Die Religion der Zukunft wird die Religion der Wissenschaft sein. Es giebt nur eine Wahrheit. Man schreibt den Autoren häufig Dinge zu, die sie nie behauptet haben. Was mich betrifft, so habe ich mehr als einmal Beweise davon gehabt; gerade auf dem Gebiete des Spiritismus. Ich würde mich daher gar nicht wundern, wenn man mir nachsagte, daß ich nicht an die Existenz der Geister glaube. Man kann diese Behauptung aber weder in dieser Arbeit noch in irgendeiner anderen, die ich in meinem Leben verfaßt habe, bestätigt finden. Ich sage nur, daß die hier studirten physischen Erscheinungen nicht die Mitwirkung von Geistern beweisen und wohl ohne solche, nur durch unbekannte Kräfte, die den Experimentatoren und besonders den Medien entströmen, erklärt werden können. Aber diese Erscheinungen zeigen auch, daß es ein psychisches Milieu giebt.

Was versteht man darunter? Sicher ist es recht schwer zu begreifen, da es sich keinem unserer Sinne darstellt. Eben so schwer ist es angesichts der zahlreichen psychischen Erscheinungen, nicht daran glauben zu wollen. Was wird aus den Seelen? (Wenn man ihre Fortdauer annimmt.) Wohin gehen sie? Man kann antworten, daß die mit unseren materiellen Sinnen in Beziehung stehenden Vorstellungen von Raum und Zeit nicht deren absoluten Begriff geben, daß unsere Schätzungen und Messungen im Grunde nur relativ sind, daß die Seele, der Geist, die denkende Wesenheit keinen Platz darin einnimmt. Doch kann man auch annehmen, daß der Geist als solcher nicht existirt, daß er an eine Substanz gebunden ist, die einen gewissen Raum einnimmt. Man kann auch denken, daß nicht alle Seelen gleich sind, daß es höhere und niedere giebt, daß gewisse menschliche Wesen sich kaum ihrer Existenz bewußt sind, daß die höheren, selbstbewußten Seelen nach dem Tode eben so wie im Leben ihre vollständige Individualität bewahren, ihre Evolution fortsetzen können, von Welt zu Welt reisen, ihre Bedeutung durch aufeinanderfolgende Verkörperungen steigern. Aber sind die anderen, die unbewußten Seelen am Tag nach ihrem Tod weiter vorgeschritten als am Tag vorher? Warum sollte der Tod sie irgendwie vervollkommnen? Warum sollte er aus einem Dummkopf ein Genie machen? Aus einem bösen einen guten Menschen? Aus einem Unwissenden einen Gelehrten? Aus einer Null eine Leuchte der Wissenschaft? Zerfließen nicht diese unbewußten Seelen, also die meisten, nach dem Tode im Aether und bilden sie nicht eine Art seelischen Milieus, in dem eine sorgfältige Analyse sowohl geistige wie materielle Elemente entdecken könnte? Wenn die psychische Kraft auf die bestehenden Dinge zu wirken vermag, so verdient sie, daß wir uns mit ihr eben so beschäftigen wie mit den verschiedenen Formen der Energie, die im Aether thätig sind.

Ohne also das Vorhandensein von Geistern durch diese Phänomene als erwiesen zu betrachten, fühlen wir doch, daß dies Alles nicht rein materieller, physiologischer, organischer Natur ist, sondern daß es noch etwas Anderes giebt, das bei dem heutigen Stande unseres Wissens noch unerklärt ist. Vielleicht werden wir eines Tages bei unseren unparteiischen, unabhängigen Untersuchungen noch etwas

weiter gehen können, wenn wir uns von der wissenschaftlichen Experimentalmethode leiten lassen und nicht aus Voreingenommenheit leugnen, sondern nur Das zugeben, was durch hinreichende Beobachtung festgestellt ist.

Bei dem heutigen Stand unserer Erkenntniß ist es unmöglich, eine vollständige, umfassende, unbedingt richtige, endgiltige Erklärung der beobachteten Phänomene zu geben. Die spiritistische Hypothese darf nicht ausgeschieden werden. Immerhin kann man die Fortdauer der Seele als wahr annehmen, ohne deshalb an einen physischen Verkehr zwischen Toten und Lebenden zu glauben. Deshalb verdienen alle Beobachtungen, die diese Annahme zu bestätigen scheinen, die größte Aufmerksamkeit des Philosophen.

Eine der Hauptschwierigkeiten dieses Verkehrs scheint mir in dem Zustande der von körperlichen Sinnen befreiten Seele zu liegen. Sie nimmt anders wahr. Sie sieht nicht, hört nicht, fühlt nicht. Wie kann sie also zu unseren Sinnen in Beziehung treten? Das ist ein Problem, das beim Studium der seelischen Offenbarungen nicht vernachlässigt werden darf.

Wir halten unsere Ideen für Thatsachen. Das ist unrecht. Die Luft erscheint uns nicht als fester Körper; wir durchdringen sie ohne Anstrengung, während wir nicht durch eine eiserne Thür dringen können. Die Elektrizität wiederum durchdringt das Eisen; für sie ist die Luft ein undurchdringlicher fester Körper. Dem Elektriker erscheint ein Eisendraht als eine Röhre, die die Elektrizität durch den undurchdringlichen Luftfelsen leitet. Glas läßt keine Elektrizität hindurch, wohl aber Magnetismus. Fleisch, Kleidungstücke, Holz lassen die X-Strahlen durch, während sie durch Glas nicht dringen können.

Wir empfinden das Bedürfniß, Alles zu erklären, und wir wollen nur die Thatsachen anerkennen, für die wir eine Erklärung gefunden haben. Das beweist aber nicht, daß unsere Erklärungen Etwas werth sind. Wenn man die Erfindung der Telegraphie, die Möglichkeit einer augenblicklichen Verbindung zwischen Paris und London vorausgesagt hätte, so wäre Das nur als Utopie betrachtet worden. Später hätte man es nur unter der Bedingung zugegeben, daß ein Draht beide Stationen verbinde, und eine Verbindung ohne Draht für unmöglich erklärt. Jetzt, wo wir die drahtlose Telegraphie kennen, wollen wir ihre Theorie zur Erklärung aller Erscheinungen anwenden. Warum denn mit aller Gewalt diese Erscheinungen erklären wollen? Warum müssen wir uns denn in kindlicher Weise einbilden, daß wirs bei dem heutigen Stande der Wissenschaft können?

Die Physiologen, die behaupten, in dieser Sache klar zu sehen, erinnern an Ptolemaeus, der hartnäckig darauf bestand, über die Bewegungen der Himmelskörper Rechenschaft abzulegen, während er noch an dem Gedanken der Unbeweglichkeit der Erde festhielt; an Galilei, der die Anziehungskraft des Bernsteins durch die Verdünnung der umgebenden Luft erklären wollte; an Lavoisier, der gleich dem Volk den Ursprung der Meteore im Gewitter suchte und sie leugnete; an Galvani, der in seinen Fröschen eine besondere organische Elektrizität zu erblicken glaubte. Ich bringe sie jedenfalls in gute Gesellschaft und sie brauchen sich nicht zu beklagen. Wer aber fühlt nicht, daß diese so natürliche Sucht, Alles erklären zu wollen, nicht gerechtfertigt ist, daß die Wissenschaft von einem Jahrhundert zum anderen Fortschritte macht, daß das heute noch Unbekannte später erklärt sein wird und daß es manchmal sehr angebracht ist, abzuwarten?

Die Phänomene, von denen wir sprechen, sind Manifestationen des Universaldynamismus, mit dem unsere fünf Sinne uns nur sehr unvollkommen in Verbindung bringen. Wir leben inmitten einer unerforschten Welt, in der die psychischen Kräfte eine noch sehr ungenügend beobachtete Rolle spielen. Diese Kräfte stehen höher als die Kräfte, die gewöhnlich in der Mechanik, Physik und Chemie analysirt werden; sie sind psychischer Art, haben etwas Lebensvolles und in gewissem Sinne geistige Fähigkeiten. Sie bestätigen, daß die rein mechanische Erklärung der Natur unzureichend ist und daß es im Weltall noch etwas Anderes als die sogenannte Materie giebt. Nicht die Materie, sondern ein zugleich dynamisches und psychisches Element regirt die Welt. Die Zukunft wird lehren, welches Licht die Ergründung dieser noch unerklärten Kräfte über die Erkenntniß der Seele und die Umstände ihres Ueberlebens zu breiten vermag.

Andere Argumente haben gezeigt, daß die Seele wirklich geistiger Natur ist, eine vom Körper unterschiedene Wesenheit. Diese Argumente können unserer Lehre nicht schaden; obgleich sie bestätigen, obgleich sie die Wirkung psychischer Kräfte in den Vordergrund stellen, lösen sie das große Problem noch nicht durch so materielle Beweise, wie wir sie fordern. Doch wenn das Studium dieser Erscheinungen noch nicht Alles ergeben hat, was man davon erwartete, noch nicht Alles, was es ergeben wird, so muß man anerkennen, daß es den Rahmen der Psychologie bedeutend erweitert und daß die Erkenntniß des Wesens der Seele und ihrer Fähigkeiten sich unwiderruflich und in ungeahnter Weise entwickelt hat.

In der Natur, überall, wo Leben ist, in den Instinkten der Pflanzen und Thiere, im allgemeinen Geist der Dinge, in der Menschheit, im kosmischen Weltall giebt es ein psychisches Element; und dieses offenbart sich uns immer mehr durch die modernen Studien, besonders durch die Untersuchungen über seelische Fernwirkung und durch alle Beobachtung noch unerklärter Erscheinungen. Dieses Element, dieses Prinzip ist der heutigen Wissenschaft noch unbekannt; aber es wurde, wie ähnliche in so vielen anderen Fällen, von unseren Vorfahren schon geahnt. Außer den vier Elementen Luft, Feuer, Erde, Wasser nahmen die Alten noch ein fünftes, immaterielles an, das sie „animus", Weltseele, seelisches Prinzip, nannten. „Nachdem Aristoteles," schreibt Cicero, „an die vier Arten materieller Elemente erinnert hat, glaubt er, noch ein fünftes annehmen zu müssen, aus dem die Seele entsteht; denn da der Gedanke und die geistigen Fähigkeiten in keinem der materiellen Elemente leben können, so muß man eine fünfte Art zulassen, die noch keinen Namen erhalten hat und die er die ‚freie Thätigkeit' (Entelechie) nennt: die ewige und fortgesetzte Bewegung." Die vier materiellen Elemente der Alten sind von der modernen Forschung analysirt worden. Vielleicht ist das fünfte die Grundlage aller anderen. Der selbe Redner citirt noch den Philosophen Zeno und fügt hinzu, daß dieser Philosoph nicht das fünfte Prinzip annahm, da es dem Feuer ähnlich sei. Aber allem Anscheine nach sind Feuer und Gedanke Zweierlei.

Vergil schreibt im sechsten Buche seiner Aeneide die wunderbaren Verse, die Jedem bekannt sind:

Principio coelum ac terras camposque liquentes
Lucentemque globum Lunae Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.

Martianus Capella spricht, wie alle Autoren der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, von dieser leitenden Kraft und nennt sie auch das fünfte Element; er bezeichnet es auch mit dem Namen Aether. Der römische Kaiser Julian Apostata, der den Parisern wohlbekannt ist, da er bei ihnen, in dem von seinen Vorfahren erbauten Thermenpalast, im Jahre 360 zum Kaiser ausgerufen wurde, rühmt dieses fünfte Prinzip in seiner Rede zu Ehren der Königin Sonne und nennt es bald Sonnenprinzip, bald Seele der Welt oder intellektuelles Prinzip, bald Aether oder Seele der physischen Welt. Die Philosophen verwechseln dieses psychische Element nicht mit Gott und der Vorsehung. Ihnen erscheint es als ein Theil der Natur.

Die unbekannten Naturkräfte, von denen hier die Rede war, stellen nur einen ganz geringen Theil der wirklich vorhandenen dar. Es gibt noch sehr viele andere. Das menschliche Wesen ist mit noch wenig erforschten Fähigkeiten ausgestattet; die bei den Medien, den „Krafterzeugern", gemachten Beobachtungen lassen sie jetzt in den Vordergrund treten, eben so wie den menschlichen Magnetismus, die Hypnose, die Telepathie, das Sehen ohne Auge, das Zweite Gesicht. Diese unbekannten psychischen Kräfte verdienen in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchung gezogen zu werden. Sie stehen noch in der Zeit des Ptolemaeus und harren ihres Kepler und Newton; wir müssen sie endlich untersuchen.

Noch viele andere unbekannte Kräfte werden sich nach und nach offenbaren. Die Erde und die Planeten bewegten sich in vorgeschriebenen Bahnen um die Sonne, während die astronomischen Theorien in ihren Bewegungen nur eine komplizirte Zusammenhangslosigkeit von neunundsiebenzig Kristallsphären sahen. Der irdische Magnetismus umgab unseren Erdball mit seinen Strömungen bereits vor der Erfindung des Kompasses, der es uns zeigte. Die Schwingungen der drahtlosen Telegraphie waren vorhanden, ehe man sie auffing. Das Meer brauste gegen die Ufer, ehe ein Ohr es vernahm. Die Sterne strahlten durch den Aether, ehe ein menschliches Auge sie betrachten konnte. Diese Beobachtungen beweisen, daß der bewußte Wille, der Wunsch und daneben das subliminale Bewußtsein außerhalb der Grenzen unseres Körpers in Thätigkeit sind. Es handelt sich um Fähigkeiten der Seele und nicht um Eigenschaften des Gehirns. Das Gehirn ist nur ein Organ im Dienst des Geistes. Dem Geist gehören die physischen Kräfte an und nicht dem Stoff. Das Wesen der menschlichen Seele bleibt für die Wissenschaft noch geheimnißvoll.

Es ist recht bemerkenswerth, daß die Schlußfolgerungen dieser Arbeit dieselben sind wie die im „Inconnu", die sich auf die Erforschung der Thatsachen der Telepathie, der Kundgebungen Sterbender, der Fernwirkungen, der ahnungvollen Träume und so weiter gründen. In dem älteren Buch kann man die folgenden Sätze lesen: Die Seele besteht als wirkliches Wesen, unabhängig vom Körper. Sie ist mit Fähigkeiten ausgestattet, die der Wissenschaft noch unbekannt sind. Sie kann ohne Vermittlung der Sinne Fernwirkungen ausüben. Die Schlußfolgerungen die[r] neuen Arbeit stimmen mit denen meiner früheren überein, obwohl die hier unte[r]suchten Thatsachen von den anderen durchaus verschieden sind. Hinzu kommt j[a] noch der Satz: In der Natur giebt es ein psychisches Element, das sich auf v[er]schiedene Weise bethätigt und dessen innerstes Wesen uns noch verborgen ist.

Juvisy-Paris. Camille Flammarion.

Admiralsgartenbad.

Wir brauchen uns vor den Amerikanern nicht mehr allzu sehr zu schämen. Herr Adolf C. Eberbach hat den Beweis erbracht, daß man sich auch im Deutschen Reich zum „Kontroleur" einer Aktiengesellschaft aufschwingen und das „kontrolirte" Unternehmen aussaugen kann. Was man den Harriman und Genossen drüben vorwirft, daß sie ihren übermächtigen Einfluß auf große Komplexe von Aktienunternehmen dazu verwendet haben, die Kapitalien der Gesellschaften ihren privaten Zwecken dienstbar zu machen, Das bildet, mutatis mutandis, auch den Gegenstand der gegen Herrn Eberbach erhobenen Anklage. Der mit reicher Phantasie und nicht gewöhnlichem Unternehmergeist ausgestattete Herr wollte die gute „Konjunktur in Hotels" ausnützen; leider mit fremdem Geld. Das war der Fehler. Die Rücksichtlosigkeit, mit der er seine Gegner im Aktienkrieg niederzwang, ging über das in solchen Fällen Uebliche nicht weit hinaus. Alte Tricks, die mit wechselndem Erfolg angewandt werden. Eberbach hielt sich stets im Hintergrund und ließ seine Strohmänner für sich arbeiten. Er wußte genau, daß das Gesetz nur eine Haftung der Direktion und des Aufsichtrathes kennt; deshalb verschmähte er so gefährliche Posten und überließ sie Anderen. Ein seinem Winke gehorchender Vorstand und ein nicht minder unselbständiger Aufsichtrath haben ihm die Kastanien aus dem Feuer geholt und werden wohl für die Thaten ihres Herrn und Meisters eines Tages noch zu büßen haben.

Eberbach ist bei allen großen Hoteltransaktionen der letzten Zeit genannt worden. Er und seine Gruppe verschafften sich Einfluß auf die Kaiserhof-Gesellschaft, auf das Monopol und das Terminushotel, auf die Admiralsgartenbad-Gesellschaft und das mit ihr vereinigte Savoy-Hotel. Eberbach wollte ein Riesenhotel errichten, dessen Front sich vom Bahnhof Friedrichstraße bis zur Weidendammer Brücke erstrecken sollte. Der Plan bestieht den ersten Blick. Warum sollte an die Stelle der vier verschiedenen Hotels, die jetzt auf diesen Grundstücken der Friedrichstraße stehen, nicht ein einziges Unternehmen treten? Der an Verkehr reichste Bahnhof Berlins, mit seinen in der gebotenen Erweiterung liegenden Zukunftchancen, konnte die Rentabilität eines solchen Riesenhotels immerhin sichern. Aber die Sache hatte auch eine üble Seite. Da Terminus, Monopol und Admiralsgartenbad drei selbständige, von einander getrennte Unternehmen sind, wären bei dem Uebergang der Grundstücke an den geplanten Hoteltrust große Zwischengewinne zu zahlen gewesen. Am Bahnhof Friedrichstraße hat der Boden höheren Werth als in der Wuhlhaide (der „unverdiente Werthzuwachs" spielt dabei eine große Rolle); das Geschäft ginge also in die Millionen. Und wer so gescheit war, sich in den Besitz der Aktienmajorität oder des Hauptantheils an den zu übernehmenden Häusern zu setzen, Der konnte den Rahm bequem abschöpfen. Eberbach hätte, wenn ihm das Hotelgeschäft geglückt wäre, sehr große Zwischengewinne eingesäckelt; und da die Minderheit der Aktionäre des Admiralsgartenbades und mit ihr die frühere Verwaltung des Unternehmens Adolfs Schlauheit zu würdigen wußten, lehnten sie seine Anträge glatt ab. Das nützte aber nicht; im Juli siegte die Gruppe Eberbach in der Generalversammlung. Aus der Direktion und dem Aufsichtrath des Admiralsgartenbades verschwanden alle Gegner Eberbachs und an ihre Stelle traten „modernere" Menschen, die auf Eberbach als auf den Messias blickten. Der wurde nun der unumschränkte Gebieter über die Admiralsgartenbad-Gesellschaft; und jetzt schreit sie, die vorher recht gut rentirte,

mit zitternder Stimme nach Sanirung. Im Laufe von drei Monaten ließ sich Eberbach vom Admiralsgartenbad „Darlehen“ im Gesammtbetrag von über 2½ Millionen Mark auszahlen. Die Generalversammlung wurde nicht ein einziges Mal um dieser Bagatellen willen bemüht und der harmlose Aufsichtsrath erklärt, er habe von den Darlehengeschäften nichts gewußt. Nach der letzten Bilanz hatte der Aufsichtsrath, der Ende Juli dieses Jahres zurücktrat, eine Tantieme von mehr als 15 000 Mark bezogen. Die neuen Herren werden kaum billiger „gearbeitet“ haben. Daß sie aber in beinahe vier Monaten nicht einmal zu einer Sitzung zusammengekommen sind, war nicht hübsch; von Aufsicht kann man da eigentlich doch nicht ernsthaft sprechen.

Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft arbeitet heute mit einem Grundkapital von 5,10 Millionen Mark. Im Januar 1905 wurden die 1,50 Millionen Mark Aktien des Savoy-Hotels übernommen. Das Admiralsgartenbad hatte in den letzten zwölf Jahren steigende (freilich nicht gerade überwältigend große) Dividenden gezahlt. Dann kam Eberbach und machte unter die Vergangenheit einen dicken Strich. Auf seine Veranlassung erhöhte die Gesellschaft ihre Schulden um nicht weniger als drei Millionen Mark. Sie nahm auf ihre Grundstücke 2,21 Millionen neuer Hypotheken und verpfändete der Nationalbank für Deutschland die als „unveräußerlicher“ Besitz zu führenden 1,50 Millionen Mark Aktien des Savoy-Hotels für den Betrag von 813 000 Mark. Eberbach hat, wie in einer Erklärung des Aufsichtrathes festgestellt worden ist, von der Admiralsgartenbad-Gesellschaft ein Darlehen von 2 524 000 Mark erhalten. Da aus den erwähnten neuen Belastungen des Unternehmens aber eine Summe von über 3 Millionen Mark erzielt wurde, müßte die Verwaltung noch angeben, was aus den restlichen 500 000 Mark geworden ist. Sind die etwa auch in die Taschen des Herrn Eberbach gewandert? Die Darstellung des Aufsichtrathes ist ein Dokument seelenvoller Harmlosigkeit und sichere Anwartschaft auf das Himmelreich gewährender Einfalt. Der Aufsichtrath steckt sich hinter den Vorstand. Der habe „zur Vorbereitung des von der Verwaltung geplanten Zusammenschlusses der benachbarten Hotels ohne Zustimmung oder Kenntniß des Aufsichtrathes oder einzelner Mitglieder an Herrn Adolf C. Eberbach, dessen Vermögensverhältnisse der Vorstand für sehr günstige hielt, Darlehen gegen Zusicherung der Einlieferung von Aktien der Monopolhotelgesellschaft und einer Hypothek von 200 000 Mark auf dem Terminus-Hotel gewährt. Nur der Vorsitzende des Aufsichtrathes hat, nach der Gewährung einzelner Darlehen, davon Kenntniß erhalten.“ Der Vorstand hat seine Annahme, daß Eberbach in guten Vermögensverhältnissen sei, als ausreichende Sicherheit für ein Darlehen von 2½ Millionen betrachtet. Eberbach ist offenbar bescheidener in der eigenen Werthschätzung; denn er lieferte bis heute nur 252 000 Mark Monopol-Aktien ein und überläßt es der Verwaltung, ihre Bemühungen, „weitere Aktien sowie die Hypothek zu erhalten“, fortzusetzen. Herr Eberbach wird sich, unter den veränderten Umständen, gewiß kein Bein ausreißen, um seinen Verpflichtungen gegen die Admiralsgartenbad-Gesellschaft nachzukommen. Daß der Vorsitzende des Aufsichtrathes, der erst „nach“ Gewährung der Darlehen von diesen Geschäften Kenntniß erhielt, nicht sofort Lärm schlug, ist eine in ihren Motiven nicht klar erkennbare Zurückhaltung, die das Verschulden des Aufsichtrathes nicht herabmindert. Heute muß man annehmen, daß der größte Theil der an Eberbach gegebenen Summen verloren ist. Das Grundkapital des Admiralsgartenbades dürfte also auf weniger als die Hälfte des Nominalwerthes reduzirt sein und der Werth der Stammaktien, die

heute 49 (60 Prozent weniger als am Jahresanfang) notiren, ist damit wohl eher zu hoch als zu niedrig geschätzt. Beide Aktienkategorien (2,85 Millionen Stammaktien und 2,25 Millionen Vorzugsaktien) haben beträchtliche Einbußen erlitten, obwohl Eberbach und seine Leute anfangs den Kurs zu halten suchten. Die künstlichen Manipulationen, die zur Sicherung des Trustprojektes führen sollten, haben schließlich die Katastrophe bewirkt. Ist die Hälfte des Grundkapitales verloren, so wäre diese Thatsache unverzüglich einer sofort einzuberufenden Generalversammlung mitzutheilen (§ 240 des Handelsgesetzbuches). Bis zu der für den siebenten Dezember einberufenen Außerordentlichen Generalversammlung wird es der interimistischen Verwaltung wohl gelungen sein, Klarheit über die Lage der Gesellschaft zu schaffen und vor allen Dingen den Werth der Antheile der Belvedere G. m. b. H. festzustellen. Die Hotel Belvedere G. m. b. H. wurde im April 1907 mit einem Stammkapital von 600 000 Mark gegründet. Gründer waren die Union-Baugesellschaft auf Aktien und die Norddeutsche Immobilien-Aktiengesellschaft; Schauplatz der Gründung war das Bureau der Nationalbank für Deutschland, die überhaupt im Fall Eberbach eine zwar nicht sehr riskante, aber nicht gerade glänzende Rolle gespielt hat. Eingebracht wurde in die neue Gesellschaft ein von der Union-Baugesellschaft mit 560 000 Mark bewerthetes „Recht", das am Weidendamm 1 und 1a gelegene Grundstück zu dem durch Uebernahme von Hypotheken zu berichtigenden Kaufpreis von 1,55 Millionen zu erwerben, und 25 Prozent einer von der Norddeutschen Immobiliengesellschaft zu leistenden Bareinlage von 40 000 Mark. Für die Antheile der Belvedere-Gesellschaft, die später auf Herrn Eberbach übergingen, hat die Admiralsgartenbad-Gesellschaft 1,40 Millionen Mark gezahlt. In diese Transaktion muß mit grellstem Lichtstrahl hineingeleuchtet werden; hier scheints im häßlichsten Sinn amerikanisch zugegangen zu sein. Das Admiralsgartenbad hat für 1,40 Millionen das bloße „Recht" auf die Uebernahme eines Grundstückes erworben, dessen Werth merkwürdig rasch gestiegen ist. Wohlgemerkt: nur das „Recht", nicht das Grundstück. Am achtundzwanzigsten März 1907 wird der Union-Baugesellschaft das Recht eingeräumt, das Grundstück Weidendamm 1 und 1a für 1,55 Millionen zu erwerben; am zehnten April 1907 verkauft die Union das „Recht" auf den Erwerb für 560 000 Mark an die Belvedere-Gesellschaft; am fünften August 1907 beschließt die Verwaltung des Admiralsgartenbades, das erwähnte „Recht" für 1,40 Millionen zu übernehmen. Dieses „Recht" hat im Lauf von vier Monaten einen Werth von 1,14 Millionen Mark bekommen. In der selben Zeit ist das Grundstück am Weidendamm um den selben Betrag, von 1,55 Millionen auf 2,69 Millionen, im Werth gestiegen; denn wenn die Admiralsgartenbad-Gesellschaft es heute erwirbt, hat sie um die 1,14 Millionen, die sie die Antheile der Belvedere-Gesellschaft kosteten, mehr bezahlt, als der Kaufpreis des Grundstückes Ende März 1907 allein betrug. Der Zwischengewinn (1,14 Million) vertheilt sich auf die Union-Baugesellschaft, die hinter ihr stehende Nationalbank für Deutschland und auf Herrn Eberbach. Hat Eberbach die Antheile der Belvedere-Gesellschaft für 600 000 Mark übernommen, so hätte sein Zwischengewinn bei dem Verkauf des Unternehmens an das Admiralsgartenbad 540 000 Mark betragen. War er aber schon an der Gründung der Belvedere G. m. b. H. selbst, hinter den Couliſſen, betheiligt, so hat er noch mehr verdient. In jedem Fall wars ein recht ansehnlicher Profit.

Der Aufsichtrath des Admiralsgartenbades scheint auch diese Schiebung für

unbedenklich gehalten zu haben. Er sagt in seiner Erklärung, daß durch den Erwerb der Antheile der Belvedere G. m. b. H. das Grundstück Am Weidendamm „mit einer Hypothekenbelastung von 1,55 Millionen thatsächlich Eigenthum der Gesellschaft geworden ist". In Wirklichkeit muß die Gesellschaft erst die 1½ Millionen Mark Hypotheken ablösen, bevor sie Eigenthümerin des Grundstückes wird. Inzwischen hat sie aber beinahe so viel, wie der ganze Kaufpreis beträgt, für das „Recht" zum Erwerb der Häuser bezahlt. Davon erzählt uns der ahnungslose Aufsichtrath nichts. Eben so wenig darüber, daß der Besitz des Grundstückes Am Weidendamm für die Admiralsgartenbad-Gesellschaft doch nur dann einen Werth hat, wenn das Riesenhotel gebaut wird. Danach siehts heute nicht aus; die Million ist also einem Phantom geopfert worden. Wenn sie die Häuser übernimmt, verliert die Admiralsgartenbad-Gesellschaft dabei 340 000 Mark. Die Verwaltung der Union-Baugesellschaft hat den Gesammtwerth von Grund und Boden und Gebäuden auf 2 354 000 Mark geschätzt; kauft die Admiralsgartenbad-Gesellschaft, so kostet sie der gesammte Komplex 1,55 Millionen plus 1,14 Millionen gleich 2,69 Millionen; daraus ergiebt sich ein Verlust von 340 000 Mark. Das hat Eberbach ihr angethan.

Solamen miseris, socios habuisse malorum. Auch die Kaiserhof-Gesellschaft ist aus den Beziehungen zu Eberbach wohl nicht ganz ohne Wunden davongekommen. Sie hat Eberbachs Atlantic-Hotel in Hamburg, ein Objekt von 6 Millionen Mark, übernommen; den gezahlten Kaufpreis kennt man noch nicht genau. Eberbach hat mit seinen phantastischen Plänen bei der Bankwelt nicht viel Gegenliebe gefunden. Nur zwei Institute, die Kommerz- und Diskonto-Bank und die Nationalbank für Deutschland, halfen ihm dadurch, daß sie die Aktien der ihm nahestehenden Gesellschaften beliehen. Die Kommerzbank erklärte, sie habe von „Eberbach und Konsorten" 2½ Millionen Mark zu fordern; die Nationalbank hat die 1½ Millionen Mark Aktien des Savoyhotels lombardirt, obwohl sie unveräußerlich, also auch nicht lombardfähig gewesen sein sollen. Die Kommerzbank hat die Aktien der Admiralsgartenbad-Gesellschaft mit 80 Prozent beliehen. Daß sie diesen Werth heute nicht mehr haben, sagte ich schon. Wie groß schließlich der Verlust sein wird, den die Bank durch das Engagement erleidet, wird die Kursentwickelung lehren. Jedenfalls haben sich die beiden Banken in der Eberbach-Affaire nicht mit Ruhm bedeckt. Die Leiter der Institute mußten merken, mit welchen eigenartigen Mitteln Herr Eberbach die Durchführung seines Planes betrieb; und wenn sies merkten, durften sie nicht mit ihm gehen. Wir werfen den Amerikanern vor, daß ihnen der Zweck jedes Mittel heilige, und fordern, daß man bei uns wenigstens das Dekorum wahre. Das müssen namentlich Banken thun, denen das Publikum sein erspartes Geld anvertraut. Depositenbankdirektoren müssen ihr Haus rein halten und dürfen sich selbst von hohem Zins nicht in zweifelhafte Geschäfte locken lassen; bei Gefahr der Vertrauensentziehung ... Und das neue Hotel? Einstweilen kommts wohl nicht dazu. Herr Lorenz Adlon kann ruhig schlafen.

Den Aktionären des Admiralsgartenbades bleibt der Regreß gegen Vorstand und Aufsichtrath. Das Gesetz bietet die Möglichkeit dazu, verbürgt aber keinen Erfolg. Wieder drängt sich der Vergleich mit Amerika auf. Oft hörten wir in letzter Zeit, die Yankees müßten ihr „verrottetes" Aktienwesen von Grund aus reformiren; ich weiß nicht, ob wir Grund haben, auf unser „System" besonders stolz zu sein. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Dezember 1907.

Reichstag.

Ein schlechter Reichshaushaltsetat und eine anständige Generaldebatte. Dem Reich, das sich nur gegen das Wort „Defizit", nicht gegen den zu diesem Schreckwort gehörigen Begriff geschützt hat, gehts kümmerlich. Von 1881 bis 1907 ist die Reichsschuld von 255 Millionen auf 4 Milliarden gestiegen. Da die Ausgaben nicht durch laufende Einnahmen zu decken sind, muß das Reich eben immer neue Schulden häufen. Der Kleinkram, den man im vorigen Jahr für eine Reichsfinanzreform ausgab, hat sich als unwirksam erwiesen. Ein paar Sätze aus der Trauerrede des Freiherrn von Stengel: „Für 1907 sind die Aussichten recht trüb und es ist mindestens zweifelhaft, ob das finanzielle Ergebniß den Etatsansatz auch nur annähernd erreichen wird. Die Fahrkartensteuer hat nicht die erwartete Einnahme gebracht. Auch die Erbschaftsteuer berechtigt nach dem bisherigen Ergebniß nicht zu großen Hoffnungen. Das Gesammtbild, das der vorliegende Etat gewährt, und der noch in Aussicht stehende namhafte, noch völlig ungedeckte weitere Ausgabebedarf, den die Besserung der ökonomischen Lage der Reichsbeamten erfordert, reden eine sehr ernste Sprache. Wir müssen einen Zustand beenden, der des Deutschen Reiches nicht würdig und weder in unseren wirthschaftlichen Verhältnissen noch in der Steuerkraft des deutschen Volkes irgendwie begründet ist." Noch im Februar sah der Schatzsekretär den Himmel offen; hoffte er von „weiser Sparsamkeit" das Heil. Neun Monate danach zagt auch sein Greisenherz; mahnt er, ohne Säumen für die Steigerung der Einnahmen zu sorgen. Für eine starke Steigerung. Heer, Flotte, Kolonien, Beamte: der Mehrbedarf ist nicht klein. Woher die Deckung nehmen? Das Centrum ist gegen Monopole (Branntwein, Tabak), gegen eine ans Reich zu zahlende Einkommen- und Vermögensteuer; unsere Aufgabe, sagte der Abgeordnete Spahn, „ist nicht,

neue Steuerquellen zu suchen und Vorschläge zu machen". Begreiflich, da das Centrum in die Minderheit gedrängt ist. Aber auch die Mehrheit hat auf die Steuerfragen keine befriedigende Antwort. „Wer eine Reichsvermögensteuer erstrebt, rüttelt damit an den Grundlagen unseres Reiches. Ohne höhere Besteuerung der Getränke und des Tabaks wird es nicht gehen." (Freiherr von Richthofen für die Konservativen.) „Wir würden nicht in der Lage sein, einer Cigarrensteuer zuzustimmen. Eben so würde ich die Idee einer vermehrten Bierbesteuerung abweisen. Auch einer Weinsteuer könnten wir nicht zustimmen. Wir empfehlen eine Reichsvermögensteuer." (Bassermann für die Nationalliberalen.) Die Freisinnigen wollen direkte Reichssteuern und, schon lange, eine Branntweinsteuerreform, die den ländlichen Brennern nicht gefallen kann. Quot capita, tot sensus. Der (von Clemenceau entlehnte) Deckname „Block" bewirkt eben noch keine Einheit. Soll mit Matrikularbeiträgen und Schuldsteigerung weitergewirthschaftet werden? Jede Partei muß egoistisch sein und vor der Abstimmung bedenken, ob eine Mehrung ihrer Mandate zu hoffen, eine Minderung zu fürchten ist. Die Masse wählt. Die Masse will, daß die reichen Leute noch höher besteuert werden. Also: direkte Reichssteuern. Nur das Centrum ist seiner Wähler so sicher, daß es ihnen eine Erhöhung der indirekten Steuern zumuthen darf. Doch die Noth ist groß und wird eines Tages auch Widerstrebenden die Ueberzeugung aufzwingen, daß nur die Massenkonsumartikel die Reichswirthschaft kräftigen können. „Die Form der Matrikularumlage ist eine solche, die den kontribuablen Staat nicht gerecht nach dem Verhältniß seiner Leistungfähigkeit trifft. Ich möchte sagen: Es ist eine rohe Form, die zur Aushilfe dienen kann, so lange man nicht in der Lage ist, dem Reich in der ersten Jugend eigene Einnahmen zu verschaffen. Ist aber anerkannt, daß es eine Steuer ist, die nicht gerecht trifft, so gehört sie nicht zu den Mitteln, die das Reich konsolidiren. Das Gefühl, zu ungerechten Leistungen herangezogen zu werden, entwickelt das Bestreben, einer solchen Ungerechtigkeit sich zu entziehen, und verstimmt. Ich bekenne mich unbedingt zu dem System der indirekten Steuern, meine Herren; ich glaube auch, daß sie sich in Bezug auf die Frage, wer sie denn eigentlich trägt, viel mehr ins Gleichgewicht setzen, als man gewöhnlich annimmt. Durch versteuertes Brot, Bier, Fleisch wird jede der Dienstleistungen, die wir von ein ander verlangen, um so viel vertheuert, wie nöthig ist, um den Dienstleist oder den Verfertiger des gebrauchten Objektes in die Lage zu versetzen, daß e seinen Bedürfnissen nach existiren kann. Mein Bestreben wäre Verminderun der Matrikularbeiträge, so weit es möglich ist, und entsprechende Besteuerun

der Verzehrungsgegenstände, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maße wenigstens zu enthalten vermag; ich meine die Luxusgegenstände der großen Masse. Die Luxusgegenstände der Reichen würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel. Trüffeln und Equipagen: was können sie bringen?" So sprach Bismarck vor dreißig Jahren. Schaumweine und Automobile sind hinzugekommen. Und jetzt fragt Freiherr von Stengel seufzend, ob der Versuch, die Reichswirthschaft aus der Finanznoth zu erlösen, auch nach dem raschen Vermögenszuwachs denn niemals gelingen solle.

Ein schlechter Reichshaushaltsetat und eine anständige Generaldebatte. Jeder hatte sich gut vorbereitet und mühte sich, sachlich zu sein. Der Block, zu zeigen, daß er noch nicht bröckelt. Das Centrum, zu beweisen, daß es auch in der Zeit unsanfter Behandlung dem Reich giebt, was des Reiches ist. Für die Verbündeten Regirungen keine unbequeme Situation. Die Flottenvorlage wird angenommen; wahrscheinlich sträubt selbst das Centrum sich nicht gegen den Wunsch, statt dreier Schiffe fortan vier auf Stapel zu legen und die Lebensdauer der Linienschiffe zu verkürzen. Auch die Forderungen für das Heer und die Beamten werden leicht durchzusetzen sein. Neue Steuern und Börsengesetz: da droht schon eher Gefahr. Die internationale Politik ist von den Parteiführeren diesmal nur gestreift worden. Immerhin scheint es allmählich zu tagen. Kein übertreibendes Lob der Reise ins Britenland. Laue Anerkennung des Verhaltens im Haag (wo es ohne sichtbare Fehler abging und Deutschland wenigstens wußte, was es nicht wollte). Nirgends die Neigung, Jubelhymnen anzustimmen. „Der Kaiserfahrt ist ein gewisser Rückzug in der Algesirasakte gefolgt; und wenn wir jetzt das französische Gelbbuch lesen und sehen, was sich in Casablanca in den letzten Zeiten ereignet hat, so hat man die Empfindung, als ließe man dort die Dinge in Bezug auf die dortigen Deutschen gehen, wie sie gehen, auch wenn sie nicht zu Gunsten der Deutschen sind. Beachtung der auswärtigen Politik muß für den Reichstag und für jedes Mitglied des Reichstages eine seiner Hauptaufgaben sein." (Spahn.) „Ich habe den Eindruck, daß die Behandlung der Marokkofrage im heutigen Stadium kontrastirt mit jener Zeit, als wir mit stolzen Schiffen nach Tanger ausfuhren." (Bassermann.) „Ueber unsere politische Lage sind wir weniger unterrichtet, als wir im Interesse unseres Volkes wünschen möchten." (Freiherr von Richthofen.) „Auch im Reichstag muß die auswärtige Politik aufmerksam beachtet werden. Einseitige Avancen, die früher oft genug zu Mißerfolgen geführt haben, sind zu vermeiden." (Wiemer.) Das klingt anders als sonst. Mehr war einstweilen nicht nöthig. Still sitzen, stolze Höflichkeit zei-

gen und Werdendes mit offenem Auge abwarten: Besseres können wir in dieser Stunde nicht thun. Jeder Ruf nach Bündnissen oder Verständigung würde als Schwächezeichen gedeutet. Daß nur Posadowskys, nicht des Herrn von Tschirschky in rühmender Rede gedacht ward, soll nicht vergessen werden. Haag, Algesiras, Casablanca, Kiautschou: gar so schlecht, wie sie in mancher Zeitung gemacht wird, muß die hier empfohlene Politik doch wohl nicht sein; denn alle großen Parteien haben sich ihr im Lauf der Jahre sacht genähert.

Auch über den Prozeß, den Graf Kuno Moltke gegen mich führt, ist viel geredet worden. Bevor ich, in aller Kürze (die Debatte ist, während ich schreibe, noch nicht geschlossen) heute nur, darauf antworte, will ich die Rechtslage zeigen. Am neunundzwanzigsten Oktober hat das zuständige Königliche Amtsgericht mich freigesprochen. Zwei Tage danach hat der Privatkläger gegen dieses Urtheil Berufung eingelegt. Am selben Tag erklärte der Erste Staatsanwalt dem Amtsgericht, daß er die Verfolgung übernehme, Berufung gegen das Urtheil einlege und die Einstellung des Privatklageverfahrens beantrage. Das Amtsgericht, dann, nach einer Beschwerde, das Landgericht stellte, wie der Antrag forderte, das Privatklageverfahren ein. Die Strafprozeßordnung giebt (§ 417[2]) der Staatsanwaltschaft das Recht, „in jeder Lage der Sache bis zur Rechtskraft des Urtheils durch eine ausdrückliche Erklärung die Verfolgung zu übernehmen." Diese Bestimmung setzt eine erhobene Privatklage und ein dadurch anhängiges Verfahren voraus, in dem die Staatsanwaltschaft an die Stelle des Privatklägers tritt. (Kujawa: „Unter Uebernahme der Verfolgung kann nicht eine Handlung verstanden werden, durch welche das bisherige Verfahren beendigt und ein neues Verfahren eingeleitet wird; sondern Uebernahme kann nach dem allgemeinen Sprachgebrauch doch nur als Eintritt in das bereits anhängige Verfahren aufgefaßt werden".) Der zweite Absatz des Paragraphen 417 schließt mit den Worten: „In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Uebernahme der Verfolgung enthalten." Wer gegen einen Urtheilsspruch ein Rechtsmittel einlegt, kann nur wollen, daß die Instanz, die über das Rechtsmittel zu entscheiden hat, das erste Urtheil aufhebt und durch ein anderes ersetzen läßt. Die Staatsanwaltschaft ist nach dem Gesetz berechtigt, gegen ein im Privatklageverfahren gesprochenes Urtheil Berufung einzulegen und dadurch die Verfolgung zu übernehmen. „Das weitere Verfahren" (heißts in § 417[3] StPO) „richtet sich nach den Bestimmungen, welche im zweiten Abschnitt dieses (fünften) Buches für den Anschluß des Verletzten als Nebenkläger gegeben sind." Das Verfahren geht also weiter. In meinem Fall hat die Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt und damit die Absicht ausgespro-

chen, das Verfahren in Zweiter Instanz fortzusetzen, und zugleich die Einstellung des Verfahrens beantragt. Dieser Antrag mußte als Zurücknahme der Berufung gedeutet werden. Wer die Einstellung des Verfahrens wünscht, kann nicht Berufung einlegen. Wer Berufung einlegt, kann nicht die Einstellung des Verfahrens fordern. Der Einstellungbeschluß des Landgerichtes ist am neunzehnten November rechtskräftig geworden; schon am vierzehnten November aber hatte die Staaatsanwaltschaft die Oeffentliche Anklage erhoben. Trotzdem das Privatklageverfahren noch schwebte. War sie zur Erhebung der Oeffentlichen Anklage überhaupt berechtigt? Nach §417 StPO. hat sie nur das Recht, die Verfolgung zu übernehmen und diese Uebernahme durch die Einlegung eines Rechtsmittels zu bekunden. Ne bis in idem: die selbe Handlung kann nicht zweimal strafrechtlich verfolgt werden. Ist das Verfahren eingestellt und der Einstellungbeschluß rechtskräftig geworden, dann ist eine neue Verfolgung wegen der selben Handlung unzulässig. Die Staatsanwaltschaft kann das alte Verfahren weiterführen, hat aber nach der Strafprozeßordnung nicht das Recht, das alte Verfahren zu beseitigen und ein neues zu beginnen. Sie kann, nach dem Wortlaut und nach dem Sinn des Gesetzes, nicht das Recht haben, den Angeschuldigten dem zuständigen Richter zu entziehen und ihn, gegen den das Verfahren eingestellt ist, wegen der selben Handlung vor ein anderes, nach der Strafprozeßordnung nicht zuständiges Gericht zu stellen. Der Wirkliche Geheime Rath Hamm, der Oberreichsanwalt und Oberlandesgerichtspräsident war, hat (über die Strafsache Graf Moltke wider Harden) gesagt: „Es widerspräche einer gesunden Prozeßökonomie, daß die Staatsanwaltschaft, wenn sie die Verfolgung zunächst dem Privatkläger überlassen hat und nun im Fortgang des Verfahrens Diesem die Zügel aus der Hand nimmt, den Weg, den das Verfahren bis dahin gemacht hat, von Neuem zurücklegen müßte; und es widerspräche den Rechten des Privatklägers wie des Angeklagten, daß die Staatsanwaltschaft auf diese Weise das Ergebniß der bisherigen Verhandlung ganz auf die Seite schieben könnte". Dennoch ists geschehen. Die ersten Rechtslehrer, Theoretiker und Praktiker, des Reiches haben dagegen gesprochen: Binding, Frank, Hamm, Kahl, Kohler, Kronecker, Liszt, Neumann, Wach. Professor Binding hat geschrieben: „Das Urtheil des Schöffengerichtes im Prozeß Moltke-Harden nicht als ergangen zu betrachten, ist eine Unbegreiflichkeit." Kammergerichtsrath Kronecker, daß er das Verfahren der Staatsanwaltschaft nicht billigen könne. Geheimrath Wach, daß es „gesetzwidrig" sei. Alles vergebens. Fünf Tage Frist zur Entgegnung auf die neue Anklage und zur Begründung des Antrages, die Eröffnung des Hauptver-

fahrens abzulehnen; nicht ein Tag mehr wurde meinen Anwälten bewilligt. Der ganze Aufwand des ersten Verfahrens, Zeit, Mühe, Kosten, Nervenkapital, ist nutzlos verthan. Ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil mit einem Federstrich aus der Welt geschafft und ein neues Verfahren eröffnet. Vier Tage lang haben drei Richter, zwei Anwälte, Kläger, Beklagter, Zeugen sich von früh bis spät geplagt; pro nihilo. Mit dem selben Recht könnte die Staatsanwaltschaft auch ein Urtheil Zweiter Instanz, bevor es rechtskräftig wird, vernichten lassen. Giebt es im Deutschen Reich eine Kammer, einen Senat, denen solche Rechtsprechung wünschenswerth scheint?

Im Reichstag hat der Abgeordnete Bassermann, ein Jurist, gesagt: „In der deutschen Juristenwelt erregt es Aufsehen, wie der Prozeß Moltke-Harden weitergeht. Der Staatsanwalt hat zuerst die Erhebung der Oeffentlichen Anklage abgelehnt. Weshalb, weiß ich nicht. Mir sind diese Verfügungen nicht zur Hand gewesen. Vielleicht, weil, wie Herr Professor Kohler sagt, keine Beleidigung vorlag. Er sagt: ‚Vor Allem ist es ein Irrthum, den Beleidigungbegriff so weit zu spannen, daß auch die Erklärung, Jemand sei körperlich oder geistig anormal, als Beleidigung gilt.‘ Nun ist in Erster Instanz verhandelt worden. Der Staatsanwalt greift ein; und statt daß, wie es dem juristischen Verstand entsprechen würde, die Verhandlung nun in Zweiter Instanz weitergeht, wird die ganze erste Verhandlung als nicht vorhanden betrachtet und es fängt ein Verfahren Erster Instanz vor der Fünfmännerkammer an. Meine Herren, wir wollen mal ganz von dem Fall Moltke-Harden absehen. Der Gesetzgeber kann unmöglich gewollt haben, daß ein Angeklagter zunächst im Privatklageverfahren sich zu wehren hat (denn der Staatsanwalt sieht sich die Sache an und sagt: Für mich giebt's kein öffentliches Interesse, ich greife nicht ein) und, wenn die Sache ihren Gang gegangen ist, der Staatsanwalt sagen kann: Das hat mir so gut gefallen, nun fange ich wieder von vorn an. Das verträgt sich meines Erachtens absolut nicht mit den Interessen des Angeklagten“ (lebhafte Zustimmung); „und wenn man sich die Aeußerungen hervorragender deutscher Juristen über dieses Verfahren ansieht, so sind sie durchaus abfällig“. (Bassermann citirte Kronecker, Kahl, Hamm, Binding, Wach, Frank.) „Die deutsche Staatsanwaltschaft sollte sich bei solchen Fällen ganz besonders in Acht nehmen, um nicht den Eindruck zu machen, daß man einen solchen Fall anders behandle als einen gewöhnlichen und, einem Befehl von oben folgend, nun ein ganz neues Verfahren einleite.“ Die Abgeordneten Paasche (Vizepräsident des Reichstages) und von Payer (Präsident des württembergischen Abgeordnetenhauses) haben sich diesem Urtheil angeschlossen. Der Führer der Sozialdemokratie hats nicht gethan. Je ne juge pas: je constate.

Manche der Herren, die über den Prozeßstoff sprachen, hatten wohl nur berliner Zeitungen gelesen. Und was da über den Prozeß und alle Betheiligten geleistet wurde, erinnerte an einen anderen Fall Moltke; einen von Paul de Lagarde einst fingirten. Nach langen Jahren darf ich die Sätze, weil sie so gut hierher passen, wohl wieder einmal anführen: „Denke man sich einen Artikel über den Feldmarschall Moltke wie den folgenden: ‚Hellmuth von Moltke, 1800 zu Parchim geboren, gab, so lange er in der Wiege lag, nicht selten Veranlassung, über seine Unsauberkeit zu klagen, trat als Jüngling in dänische, danach in deutsche Kriegsdienste, wurde nach der Türkei beurlaubt, lebte eine Zeit lang als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom und wurde schließlich an die Spitze des preußischen Generalstabes berufen. Während zweier großer Kriege gelang es ihm nur selten, ins Feuer zu kommen: in der Schützenlinie ist er in diesen Kriegen nur einmal gewesen. Er besitzt jetzt das Rittergut Creisau, woselbst er einen Theil des Jahres sich aufhält.‘ So himmelschreiend lügenhafte Mittheilungen wie dieser (nur wahre Aussagen enthaltende) Artikel werden tagaus, tagein in Deutschland zu Tausenden gedruckt und gelesen. Und da soll der Zorn Gottes nicht auf dem Volk ruhen, welches zu schlaff ist, alle die Wahrheit auf diese Weise heiligenden Buben aller Parteien und Regirungen in den Senkgruben zu ersäufen? Solchem Treiben gegenüber kann kein Strafgesetz helfen: denn wenn es ein Gesetz gäbe, nach dem wahrheitgetreue Artikel der vorgeführten Art bestraft werden könnten, so würden alle Gerichte des Landes dreifach besetzt werden müssen und jeder Deutsche hätte auf Jahre hinaus als Sachverständiger bei diesen Gerichten zu thun.“ So wars schon damals; und so ists noch heute. „Ich wußte, als ich mich mit meiner Politik hervorwagte, von vorn herein, daß ihr auch lebhafte Abneigung entgegentreten werde: daß ab und zu diese Abneigung dahin geführt hat, mit Schmutz zu werfen, war nicht unerwartet, da ich stets begriffen habe, daß Jedem zu der Waffe zu greifen verstattet sein müsse, welche ihm am Nächsten liegt... Wenn ehrliche und auf leidlicher Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse ruhende Erörterungen nicht mehr diskutirt werden dürfen, so ist Das meines Erachtens allerdings keine Empfehlung für die Nation, in der diese Praxis der Kritik beliebt und geduldet wird, aber durchaus keine Mißempfehlung für die durch jene Form der Kritik freilich nicht für opportun, aber damit eben für im Grunde richtig erklärten Erörterungen selbst. Ich habe, wie die mir nah Stehenden wissen, den lebhaften Wunsch gehegt, daß statt meiner ein besser als ich befähigter und berechtigter Mann die Auseinandersetzungen machen möchte, welche ich vorgetragen: da

rund um mich her Alles schwieg, mußte ich mich schon, weil die Lage der Dinge gebieterisch das Ablegen eines Zeugnisses verlangte, entschließen, das Wort selbst zu nehmen, welches ich so sehr gern Anderen gelassen hätte." Der Tapfere in Göttingen gab gutes Beispiel. Die Schaar der Erbärmlichen mag also weiterschimpfen. Immerhin: wer im Deutschen Reichstag das Wort nimmt, sollte den Gegenstand der Debatte nicht nur aus der Zeitung kennen.

Richtig sind die Sätze: „Dem Kaiser und dem Kronprinzen wird das deutsche Volk für das rasche, energische Eingreifen dankbar sein." (Spahn.) „Ich wende mich gegen die Auffassung, als ob das deutsche Volk und das deutsche Heer in ihrem Kern nicht vollkommen gesund wären. Aus den Verfehlungen einzelner Mitglieder der oberen Gesellschaftklassen auf eine Korruption des deutschen Adels, auf eine Verseuchung unserer Armee zu schließen, ist ungerecht und thöricht. In allen Berufsständen, in allen Kreisen kommen unwürdige Elemente vor; überall giebt es Einzelne, die ihrem Beruf, ihrem Stand, ihrem Kreis zur Unehre gereichen." (Bülow.) Das Selbe habe ich am sechsundzwanzigsten Oktober im Gerichtssaal gesagt: „Als ob solche Sachen nicht überall vorkämen, unten so gut wie oben! Als ob ein Halbdutzend Degenerirter gegen die Gesundheit einer Klasse zu zeugen vermöchte!" Am Tag vorher hatte ich gesagt, manche (nicht, wie gedruckt wurde, ganze) Kavallerieregimenter seien verseucht. Verseucht ist ein Haus schon, wenn zwei Bewohner infizirt sind. Verseucht sind die Regimenter ganz selten durch Offiziere, meist durch Civilisten. Fragt die Fachleute, wie weit die Schmach gediehen war; was in der berliner Zeltengegend vorging. Die Potsdamer Korrespondenz vom ersten Dezember berichtet, in einem Gardekavallerieregiment seien in letzter Zeit „aus Gründen, die mit dem Paragraphen 175 zusammenhängen, siebenzehn Mann entlassen oder vom Weiterkapituliren ausgeschlossen worden." Ein Civilist habe einem Sergeanten in einer Kaserne ein Zimmer eingerichtet und ihn täglich dort besucht. Und so weiter. Der preußische Kriegsminister hat im Reichstag gesagt: „Die Thatsache steht fest, daß unsere Soldaten sich nur mit Mühe der Angriffe erwehren, die von Buben aus Civilkreisen auf sie gemacht werden. Der Befehl, daß Kürassiere in der bekannten Tracht, mit dem Waffenrock, weißen Hosen und langen Stiefeln, in der Dunkelheit nicht ausgehen dürfen, datirt schon vor langer Zeit; er war nöthig, um die Leute vor den Angriffen der pervers veranlagten Theile des Civilpublikums zu schützen". Mit Gewalt kann man einen bewaffneten Kürassier doch wohl nicht zu Sexualhandlungen zwingen. Der wüßte sich seiner Geschlechtsfreiheit schließlich zu wehren. Da solcher Befehl nöthig wurde, war mit Fug von Verseuchung zu reden.

Auch sonst hat der Kriegsminister manches Richtige und Gute gesagt; so lange er sich an allgemein Giltiges hielt und das Heer, Offiziere und Mannschaft, vertheidigte. Die Einzelheiten waren recht anfechtbar. Herr von Einem (den ich hier schon gerühmt habe, ehe er Excellenz wurde, und dessen kräftiger Soldatenton sich leicht ins Ohr schmeichelt) ist durch die Fülle der Verwaltungpflichten in ein Bureaukratenleben gezwungen und braucht nicht immer zu wissen, was in der Armee geschieht. Das sollte er zugeben, statt „Feststellungen" zu versuchen, die nicht seines Amtes sind. Am neunundzwanzigsten November sagte er, gegen die Grafen Hohenau und Lynar sei „noch nichts erwiesen". Nichts? Am vierundzwanzigsten Oktober hat ein Zeuge, Johann Bollhardt, der sich freiwillig gemeldet hatte, vor dem Königlichen Amtsgericht beschworen, daß die beiden Grafen geschlechtlich mit ihm verkehrt haben. Ein anderer Zeuge, aus demselben Regiment, hat beschworen, daß Bollhardt ihn den Herren zuführen wollte, doch die Antwort erhielt: „Solche Schweinerei mache ich nicht mit!" Sind diese beeideten Aussagen, weil das Verfahren eingestellt und ein neues eröffnet ist, werthlos geworden? Sind sie unglaubwürdig? Kopien der Briefe, die Bollhardt von den beiden Grafen bekommen hat, lagen schon bei den Akten des Militärgerichtes der Ersten Garde-Division, als der Kriegsminister sprach; ich habe sie, wie alles Material, das mir über diese Sache zugegangen war, dem Gericht übergeben, das mich als Zeugen vernahm und beeidete. Auch die Photographie gezeigt, die der Regimentskommandeur Graf Hohenau, ein Hohenzollern, Herrn Bollhardt zum Andenken geschenkt hat. (Von all diesen Dingen habe ich niemals Gebrauch gemacht; sie auch jetzt nur, sehr ungern, vorgelegt, weil der Eid mich verpflichtete, „nichts zu verschweigen.") Schon im Juni hat Graf Hohenau an Bollhardt geschrieben, er „werde in absehbarer Zeit nicht nach Deutschland zurückkehren". Im Juni. Beide Herren leben, wie es heißt, im Ausland und haben sich dem Gericht bisher nicht gestellt. Trotz Alledem ist „noch nichts erwiesen"? Zwei beschworene Aussagen, Briefe, Bild, Angaben von Civilisten und Soldaten, Abzug ins Ausland: die Sprache des bürgerlichen Gerichtes würde da dringendsten Verdacht feststellen, wo für den Kriegsminister „nichts erwiesen" ist. Nichts; obwohl er weiß, daß der eine Graf die unzüchtige Berührung seines Burschen zugestanden hat, und wissen könnte, daß der andere schon im Mai selbst von „Verfehlungen" sprach. Herr von Einem hat viel zu thun und kann, beim besten Willen, nicht immer sofort erfahren, was draußen geschieht. Dürfte als verantwortlicher Minister aber nur sprechen, wenn er sich vorher genau informirt hat. Und auch dann nicht über ein schwebendes Strafverfahren Urtheile fällen, die, wider seinen Willen, das Gericht beeinflussen könnten.

Er hats gethan. Ein beispielloser Vorgang. Was sagt das Königliche Staatsministerium dazu? Ein Verfahren wird eingestellt, ein neues eröffnet, ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil vernichtet; und bevor, gegen das Votum der ersten Kriminalisten, die Sache von vorn anfängt, tritt der preußische Kriegsminister vor den Reichstag und judizirt nach Herzenslust. So wars und so war es nicht. Das ist erwiesen und Das ist nicht erwiesen. Hier ist eine Beleidigung und hier ist keine. Das, Herr Minister, hat das Gericht zu entscheiden; und in keinem Parlament der Erde ist bisher geduldet worden, daß ein Vertreter der Regirung seinem Vorurtheil über eine schwebende Strafsache so rückhaltlosen, so ungenirten Ausdruck giebt. Wenn sichs um den winzigsten Sendboten des Russenterrors gehandelt hätte, wäre in der Presse ein Höllenlärm entstanden. Da nur Herr Harden geschädigt werden konnte, fanden die berliner Zeitungmacher kein Wort des Protestes. Der Minister hat es nicht schlimm gemeint? Sicher nicht. Doch nicht auf die Absicht kommts an, sondern auf die Wirkungmöglichkeit. Was Herr von Einem gethan hat, durfte er nicht thun. Handelte er auf eigene Faust, so mußte der Ministerpräsident ihn auf die politischen Folgen solchen Handelns hinweisen, der Reichstagspräsident an die Tradition des Hohen Hauses erinnern. Und that ers im Einverständniß mit Staatsministerium und Bundesrath, dann weiß Jeder, wie weit wir gekommen sind. Gegen die beiden Grafen ist „nichts erwiesen"; über sie darf kein Abgeordneter unfreundlich reden: denn die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Ueber die inkriminirten Artikel eines Schriftstellers, der vom ersten Gericht freigesprochen, vom zweiten noch nicht gehört worden ist, darf der Kriegsminister im Reichstag suggestive Urtheile fällen.

Dabei kennt er diese Artikel nur obiter, wie Bismarck zu sagen pflegte. Er spricht, nach dem stenographirten und korrigirten Bericht, von „Artikeln, die bezeichnet sind ‚Gespräch zwischen dem Harfner und dem Süßen'; die habe ich nicht gelesen. Dazu habe ich auch gar keine Veranlassung gehabt, denn ich hatte keine Ahnung, wer damit gemeint sein könnte." Dunkel ist dieser Rede Sinn; mir wenigstens. Aber ich weiß, daß hier nie Artikel mit solchem Titel erschienen sind. (Gemeint ist ein Absätzchen von sieben Druckzeilen, in dem kein beleidigendes Wort steht.) Ich weiß auch, daß die Behauptung des Kriegsministers, den Grafen Hohenau und Moltke seien hier „Verfehlungen" nachgesagt worden, unrichtig ist; nicht eine Silbe hat je auf Verfehlungen die Herren hingedeutet. Nicht eine Silbe ist je von mir gegen das Offiziercorps gesagt worden. Hundertmal habe ichs gepriesen; seine Tüchtigkeit, seine Intelligenz, sein nobles, bescheidenes Wesen. Als gegen die Reitschüler und gegen

Harmlosen gezetert und die Helden von Südwestafrika zu Haus vergessen wurden. Höheren Sold für den deutschen Offizier gefordert und gegen Schimpf und Spott ihn vertheidigt. Hundertmal. Das braucht Herr von Einem ja nicht zu wissen. Darf er dann aber öffentlich über mich urtheilen wie über einen Armeefeind? Darf er dann in den Saal rufen: „Wir fürchten Herrn Harden nicht“? Warum sollten just die Führer des Heeres einen Privatmann fürchten, der immer, mochte sichs um Bronsart oder um einen verleiteten Lieutenant handeln, für sie eingetreten ist? Der Kriegsminister hat die Pflicht, sein Urtheil zornlos zu wägen. Ich schätze seine sichtbare Leistung noch heute hoch; kenne aber manchen Stabsoffizier und General, der Herrn von Einem, weil er nie über die Oberfläche des Heeresorganismus hinauskomme, als eine Gefahr fürchtet.

Der Kriegsminister bedauert, daß ich von mir geschriebene Sätze, als sie mißverstanden wurden, nicht nach meiner Absicht erläutert habe. Auch dieses Bedauern stammt aus bedauerlich mangelhafter Information. Mißverstanden wurden die Sätze erst, als die darin erwähnten Herren vom Hof entfernt und in den Verdacht ungeheuerlichen Fehlens gekommen waren. Wie hatte ich sie vorher charakterisirt? „Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von rührender Freundschaftlichkeit.“ Den Grafen Moltke hatte ich am dreizehnten Dezember 1906, im Gespräch mit dem Grafen Reventlow, „einen harmlosen Menschen“ genannt, der nur als ein dem Fürsten Eulenburg allzu blind Ergebener schädlich wirke. Am elften Mai schrieb ich, daß ich keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit des Ehrenwortes zu zweifeln, mit dem er bekräftigte, „niemals mit männlichen Personen geschlechtlichen Umgang irgendwelcher Art gehabt zu haben“, und fügte nur hinzu, auch eine ideelle Männerfreundschaft könne über die Norm hinausgehen. Am fünfzehnten Juni hieß ich ihn „einen liebenswürdigen Opernschwärmer“. („Hochmusikalisch, vielleicht etwas zu liebenswürdig“: so sprach der Kriegsminister von ihm.) Was sollte ich noch thun? Vor und in der Gerichtsverhandlung habe ich ihm bestätigt, daß ich ihm niemals Homosexualhandlungen vorgeworfen, nachgesagt, zugetraut habe. Er forderte durchaus den Beweis eines von der Norm abweichenden Geschlechtsempfindens und zwang mich, ihn, gegen die künstlichen Konstruktionen der Klageschrift, zu führen. Noch im Schlußvortrag sagte ich: „Wir wissen Beide Allerlei von einander und hätten eigentlich keinen Grund, uns hier so zu behandeln, als ob der Eine ein Ehrabschneider und der Andere ein fürchterlicher Sexualverbrecher wäre. Von mir aus ist es nicht geschehen.“ Der Herr Kriegsminister weiß von Alledem nichts. Ich habe ihm noch Manches zu sagen.

Unterwegs.

Sie hätte nicht gedacht, daß sie sich verheirathen würde. Nie hätte sie geglaubt, einem Mann für immer folgen zu können, selbst nicht, wenn sie ihn mehr liebte als Mutter und Schwestern, als Herbst und Frühling und das stille weiße Haus, als das Meer, das murrend oder zufrieden Tag vor Tag hinter den niedrigen, breiten Deichen wachte. Aber sie hat doch Ja gesagt, ohne Kampf und ohne Besinnen, als er gekommen ist, sie zu fragen. Er, der hier im rollenden Zug als ihr Mann neben ihr sitzt, ihre Hand hält und ihren Nacken und mit ruhigen Augen hinaussieht auf das flache gelbe Herbstland, auf dem Schafe laufen, erschreckt vom Geräusch der Räder, und manchmal ein zerstreuter Strohdachhaufe zwischen gelben und rothen Bäumen auftaucht und versinkt.

Wie lieb sie ihn hat! Wie ihr ganzes Leben dankbar ihm entgegenfließt, sinnlos, verloren, wäre er nicht gewesen, in den es hätte münden können!

Seine Hand ist warm und gut wie er. Zärtlich drängt sie all ihre Finger in seine Linke und versucht, den kleinsten mit in seinen Ring hineinzustecken, der von ganz gelbem Gold ist und als Schmuck eine Blumenranke in erhabener Arbeit trägt. Lächelnd geht er eine Weile darauf ein, als sei sie ein spielendes Kind; biegt auch den Finger, daß sie viel Platz bekommen soll. Dann aber hebt er langsam seine Hand und mit ihr ihre beiden Hände an den Mund, küßt den Ring und sieht ihr voll, fast dankbar, ins Gesicht.

„Als Du ihn mir schenktest, an unserem Hochzeitstage: jetzt verstehst Du vielleicht, wie glücklich es mich machte, was Dir so selbstverständlich erschien? Du liebes, reines Kind, ich hätte es ja wissen müssen, auch ohne diesen Ring, daß nie ein anderer Mund Dich geküßt . . ."

Ja, sie versteht es jetzt, wenigstens ein Bischen versteht sie es; und fast möchte sie stolz sein auf den Werth, den sie ihm mit dem kleinen Ring einst gegeben. Sie dreht ihn hin und her an seiner Hand, zieht ihn ab bis zum weißen Nagelgrund und schiebt ihn eilig wieder hinauf, mit irgendeiner kleinen närrischen Furcht in den Augen, sie könne einen heimlichen Bann brechen, wenn sie ihn ganz abstreift.

„Er paßt gut!" sagt sie und betrachtet sinnend die feine Goldranke. Die glüht im Abendlicht, das vom braunsammtenen Polster zurückfällt, wie ein goldener Brunnen im Volkslied. „Mich wundert nur, daß Du so überrascht warst, daß Du gar nichts gemerkt hast, als ich Heinrich bat, mir die richtige Weite auszukundschaften. Er hat gewiß gemessen, als Du schliefst?"

„Nein! jetzt besinne ich mich: Das hat er sehr schlau angefangen. Du hast den richtigen Instinkt gehabt, daß Du gerade an ihn gekommen bist!" Er muß in der Erinnerung an die List des Freundes lächeln. „Ich hatte immer so ein paar Ringe liegen, aus schlichtem Messing, ganz werthlos; da kam Heinrich und sagte: ‚Hör' mal, die Ringe da brauchst Du ja doch jetzt nicht mehr, die könntest Du mir eigentlich geben.' Na, und ich ging natürlich gleich auf den Leim! Wirklich, er könnte nicht besser passen; sieh nur! Oder wolltest Du wirklich noch gern mit hinein?" Und er versucht nun ernstlich, ihre Fingerspitze neben seinen Finger

hineinzuklemmen, heftiger, als sie sich mit einem kleinen scheuen Zurückziehen zu wehren beginnt. „Siehst Du: es geht! Wenigstens so lange ich noch keine dicken Bierbrauerfinger habe. Wer kann wissen, was im Leben Alles kommt? Rechte dicke Bierbrauerfinger: möchtest Du die wohl? Und Backen: so?“ Er beschreibt kreisrunde Umrisse an seinem hageren, dunkelbärtigen Gesicht und sieht sie an, voll Hoffnung auf ihre Entrüstung. Und dann belustigt es ihn, daß sie wirklich von ihm weggleitet, weit hinüber in die Fensterecke hinein; und es scheint ungewöhnlich schlimm zu sein, denn sie sitzt nicht lachend und bös, wie sonst wohl, sondern ganz still und sieht ihn mit einem sonderbaren Leuchten in den moosbraunen Augen an.

„Na, ich habe wohl zu grob zugepackt? Verzeih, Kind! Du kennst mich ja. Komm, sei gut! Und dann mach Dich nur langsam zum Aussteigen fertig. Gott, wie hieß doch gleich das Hotel, das Dein Vater uns für dieses Nest empfohlen hat? Mal nachsehen; vielleicht steht es im Führer.“ Er nimmt den rothen Lederkoffer vom Netz herunter, holt das Buch und blättert darin, während er leise und vergnügt durch die Zähne pfeift.

Sie sucht ihre verstreuten Sachen zusammen: Schleier, Handschuhe, die Jugendnummer mit dem geneigten Frauenkopf, der sich in einen Rosenstrauß vergräbt. Dann sitzt sie still wartend in ihrer Ecke und betrachtet seine Hände, den glatten Trauring an seiner rechten und den Blumenring an seiner anderen Hand. Was ist nur mit dem Ring? Der selbe und doch nicht der selbe? Er hat so etwas Graues bekommen, wie mit Asche bestreut? Zufällig, werthlos scheint all sein Glanz nun. Sie bekommt sogar Lust, ihn von seinem Finger zu reißen und zum Fenster hinauszuwerfen. Dann besinnt sie sich und denkt nach; ohne Bitterkeit. Dumm ist sie nicht. Sie weiß Allerlei vom Leben. Das ist es nicht, was sie erschreckt hat ... Aber warum nur macht ihn denn glücklich, was sie mit dem Ring hat sagen wollen? Warum nur macht ihn Das glücklich? ... Sie hebt den Kopf, um ihn danach zu fragen. Aber als das kurze Wort auf ihren Lippen ist, fühlt sie, daß es von Dem, was sie bewegt, nur die Oberfläche berühren wird. Dunkel, unsicher sitzt sie und schweigt, bis der Zug hohler zu rollen und dann zu bremsen beginnt.

Er stellt das Gepäck zusammen. Dann greift er nach ihrem Jäckchen, hilft ihr hinein und sieht ihr treu und warm ins Gesicht. „Bist Du noch immer bös wegen des kleinen Fingers? Armes Fingerlein! Na, nun rasch noch einen Kuß zur Versöhnung ... Ach weißt Du, dies Herumreisen ist ja ganz gut und lustig, aber ich wollte doch, wir wären erst zu Haus! Ganz zu Haus und bei Dir ... Kind Du, geliebtes ...“

Er sucht ihren Mund und sie kommt seinem Mund entgegen.

Aber sie fühlt sich gar nicht so sehr als Kind in diesem Augenblick. Eine leise mütterliche Zärtlichkeit schleicht sich, seltsam, für diesen Mann ein, der mit ihrem Ring am Finger sich freut — auf sein „Zu Haus“.

Jena. Helene Voigt-Diederichs.

Deutsche Zierkunst.*)

Es ist nicht das Amt des Geschichtschreibers, auch dann, wenn er das Nebeneinander gegenwärtigen Lebens in den Fluß des Werdens umzugießen, es als die Kette zwischen Vergangenheit und Zukunft anzusehen trachtet, eine Formenlehre der Verfehlungen und der durchschnittlichen oder unterdurchschnittlichen Mangelhaftigkeiten aufzustellen, so wenig wie ihm vergönnt ist, von allem Tüchtigen, Guten oder selbst Ausgezeichneten zu sprechen. Es kann nur darauf ankommen, die bezeichnenden, die hervorragendsten Linien und Ecken des Profils auszuziehen, allerdings auch die der Untergrenzen. Untergrenzen aber werden die Leistungen auch solcher Künstler bilden, die über ein nicht unbedeutendes Können verfügen, es aber einem rückwärts gewandten Sinn dienstbar machen. Denn da sie die Nachzügler eines im Verschwinden begriffenen Heeres sein wollen, dürfen sie nicht klagen, wenn man sie wie jede zögernde Nachhut eher als Hinderniß denn als Förderer der Gesammtbewegung ansieht. Man kann nicht sagen, daß die schweren holzverkleideten Räume von Hans Kühne und Kreis rein geschichtlichen Gepräges sind: sie suchen vielmehr dem Erbgut deutscher Renaissance und deutschen Barockes mancherlei Einzelzüge eigener Wahl und unserer Zeit einzuverleiben: aber wie viel schwülstige Ueberfülltheit stellen sie im Ganzen dar, ohne die Formeneinheit ihrer besten Vorbilder! Wie sollen Mischgebilde dieser Art dem höchsten Zweck der Kunst genügen, dem, Leben auszuströmen, da sie selbst so wenig eigene Urgestalt, Das ist: gewachsenes Leben, besitzen?

Die Mitte im Zuge hält eine Kunst wie die Albin Müllers. In ihr ist nicht etwa auch nur das leiseste Trachten nach irgend einer Vergangenheit zu verspüren. Aber sie ist für Jeden, dessen Sinn Fühlfäden für das Schöpferische besitzt, sogleich als die Arbeit eines Empfangenden, Empfindenden, Nachempfindenden, nicht als die eines Zeugenden zu erkennen. Das Trauzimmer eines Standesamtes weist mehrere glückliche Einzelzüge auf, aber wer ihre Wirkungen auf die Urbestandtheile, mehr noch auf ihre geistigen Ursprünge zurückführt, wird nirgends den Wurf Dessen spüren, der den Speer nach selbst gesetztem Ziel schleudert. Es ist fast immer rühmlicher, solchen Wurf zu verfehlen, als mit größerem Glück die Scheiben Anderer, heute des Einen, morgen des Zweiten, zu treffen. Nur Eins fällt in diesen Zimmern als ursprünglich auf; und es ist nichts Geringes: die handwerkliche Geschicklichkeit, mit der hier ein Meister der Schreinerei Zweck und Behagen zu immer neuen Einfällen vereinigt: hier zu einem Eckschrank, dort zu einem Einbau unter dem Fensterbrett, der sich wie ein stets bereiter, aber verschwiegener Freund für allerlei Bedürfnisse darbietet, man weiß noch kaum, welche, aber man weiß, daß ihre Befriedigung

*) S. „Zukunft" vom dreißigsten November 1907.

Freude machen wird. Vielleicht wäre der Gesammtheit der neuen Zierkunst weit besser gedient, wenn eine so meisterliche Herrschaft über den Nutzen sich um keinerlei Vorbilder kümmern würde und nach guter alter Väter Sitte zuerst und zuletzt dem Handwerk dienen und allen Schmuck aus dessen einfachen Richtlinien ableiten wollte.

Am Meisten kommt doch darauf an, die Künstler am Werk zu belauschen, die von den Anfängen der Bewegung oder doch schon lange ihr mehr vorangegangen als gefolgt sind. Richard Riemerschmid zeigt sich auch hier wieder als den Mann einer feinen, ein Wenig dünnen und ein Wenig Nützlichkeit liebenden Anmuth, als der er nun schon seit Jahren aufgetreten ist. Jedes Lob, das mit solchen Worten umschrieben ist, wiegt im Grunde doppelt: denn Das ist das Auszeichnende dieser überlieferungslosen Kunst, daß Jeder, der in ihr zu sprechen wagt, sich nicht allein die Redeweise, sondern oft selbst die Worte schaffen muß. Die Persönlichkeit des Urhebers muß an jedem Werk dieser Art sich um Vieles weiter hervorwagen als an denen der geschichtlichen Richtungen. Der Künstler tritt hier in noch entschiedenerem Sinn als sonst wohl mit seinem Ich nackt hervor, da er auf alle die herkömmlichen Bedeckungen und Verhüllungen verzichtet, die jede Uebereinkunft, jede Nachahmung irgendeiner Vergangenheit zu gewähren pflegt. Es ist ein Anderes, ein Menuett des achtzehnten Jahrhunderts mit einigen eigenen Verzierungen, ein Anderes, einen freien Reigen zu tanzen, für den jede Bogenlinie neu erfunden ist. Eine der wesentlichsten Errungenschaften unserer neuen Kunst ist, daß sie nicht Vieles, sondern Weniges stark zu sagen trachtet: Riemerschmids Art ist wohl dem einen Worte dieser Losung, nicht immer aber dem anderen gefolgt. Seine Innenbaukunst ist zuweilen, wie in seinem münchener Theater, von einer Leerräumigkeit, die an sich wohlthuend, doch allzu sparsam, allzu arm an betonten Wirkungen erscheint. Dieser Mangel an übersprudelnder Erfindung, der mitunter auch in der einzelnen Schmucklinie auffällt, wie etwa an jenen allzu nüchternen Längsschilden in den Wandtheilungen oder der noch minder starken Kassettirung der Paneele des Präsidentenzimmers im Sächsischen Ständehaus, findet seinen Ausgleich in einem wundervoll fühlsamen Tastvermögen für die Grundmaße der Innenräume. Der Musik- und Tanzsaal, der in Dresden ausgestellt war, schmeichelt sich durch die Verhältnisse seiner Höhe, seiner Breite und seiner Tiefe zuerst in die Seele. In Riemerschmid lebt noch ein anderer Geist: der der Zweckmäßigkeit; die Schiffsräume, die er ausgestellt hatte, bringen ihn ohne Einschränkung zum Ausdruck. Noch das Gebälk der Stühle spricht ihn mit fast fanatischer Betonung des Gefüges und seiner Bestandtheile aus. Seine Geberde aber ist anmuthig und leicht; und Kunst, Zierkunst noch mehr als jede andere, ist nichts Anderes als übersetzte, oft nur fortgesetzte Geberde.

Ein naher Verwandter Riemerschmids ist Bruno Paul: auch er ist ein Urheber der leisen Wirkungen, ja, insofern er, seine Herkunft von Zeichnung

und Griffelkunst nicht verleugnend, den plastischen und tektonischen Eindrücken fast entsagt, noch eingezogener als jener. Geometrischer als Riemerschmid und hierin dem Peter Behrens näher, ist auch er von den Gefahren dieser Neigungen bedroht: die Warteräume des Bahnhofes zu Nürnberg, kühl und wählig in der Gesammtanordnung, leiden doch unter der Nüchternheit der übereinandergestellten langen Rechtecke in der Theiltäfelung, einem Formgedanken, dem man wirklich ein- für allemal den Abschied geben sollte, dazu unter der allzu zeichnerischen und allzu einfachen Gothik der Wandstucklinien. In Dresden hat Bruno Paul einen Prunkraum geschaffen, der die Stärken seiner künstlerischen Tugend mehr ihre Schwächen minder zum Ausdruck bringt. Klassifizirend, doch nicht eigentlich antikisirend in den Grundzügen, thut er dem Auge wohl durch die edle Kraft der beiden Pfeiler und einer geländerhohen Zwischenwand, die alle Drei einen Vorraum von dem eigentlichen Saal scheiden, durch die sicher ruhenden Architrave, die auf diesen Pfeilern lasten und als Zwischengesims in die anderen Wände übergeführt sind, mehr als durch alles Andere aber durch die edle Theilung der Mauern und des ganzen Raumes in zwei ungleiche Hälften. Vielleicht sind die Zierlinien des oberen Theiles ein Wenig zu unruhig, die dünnen Leuchtkörper zu vielfach und zu vereinzelt; aber die höchste Forderung, die die neuen Lebenswünsche unseres Geschlechtes an die zierende Kunst zu stellen haben und durch deren Erfüllung die Kunst dieses Leben fast erst ermöglicht, ihr ist hier genügt. Feierlichkeit und gefaßte Ruhe, die Ruhe, die der Empfängerin des Schöpferisch-Schönen vorausgeht, finden in diesen Mauern eine freie, sichere Stätte. Giebt es schon viele Häuser im deutschen Land, die bereitet sind, einen solchen Raum zu umfangen, mehr, ihn mit lebendigem Inhalt zu erfüllen?

Der Letzte von den drei Stillen, Zarten, Feinen ist der Eigenthümlichste, der Wagemuthigste, vielleicht der Schöpferischste, sicherlich aber auch der Angreifbarste: Pankok. An seiner Kunst wird das Persönliche der bewußt geschichtlichen Bewegung der neuen Zierkunst mehr noch offenbar als an der irgend eines der anderen Meister. Wer sein Ich heute rückhaltlos giebt, wird dann, wenn dies Ich besonders und eigen bis zum Knorrigen und Stacheligen ist, Manchen zum eifrigen Freunde gewinnen, Viele aber eben so entschieden abstoßen. Und eben der Empfängliche, aber auch entschieden Urtheilende muß, wenn er sich abgestoßen fühlt, sich doch sagen, daß hier ein persönliches Empfinden auf ein ganz anders geartetes persönliches Empfinden trifft, auf deren Einklang nicht von vorn herein gerechnet werden konnte. Eben diesen entschlossensten und eigenwilligsten Wegführern der neuen Bewegung gegenüber wird sich jedes Kunstrichter-, besser: Kunstgenießerthum daran erinnern müssen, daß inmitten allen Schäumens und Gährens der ersten Anfänge die Zeit noch am Wenigsten gekommen ist, um innerhalb der einzelnen Schöpfungen zu scheiden zwischen Dem, was Gewinn des Künstlers, und Dem, was Gewinn der Kunst selbst ist. Nun erst wird man mich recht verstehen, wenn ich sage, daß ich Pan-

koks Kunst hoch schätze, aber nicht liebe. Der höchsten Achtung würdig ist ihre Ehrlichkeit, ihr Fleiß, diese Worte in ihrem tiefen, inneren Sinn verstanden. Das Zimmer der Eheschließungen im Rathhaus zu Dessau, das Pankok schon im Jahr 1900 begonnen hat, ist an sich vielleicht die eigenthümlichste Urkunde seiner Kunstweise, aber auch darin, daß es von einer erstaunlichen Gesammeltheit und einer unermüdlichen Hingabe der künstlerischen Arbeit zeugt. Auf die Verkröpfungen der Balkenenden, auf die kapitälartigen Spitzen der Pfeiler, auf die Zierlinien der Wand-, der Thür-, der Tisch-, der Stuhlflächen ist eine außerordentliche Fülle von immer neuen und jedesmal auf das Gewissenhafteste bis in das Einzelne hinein durchgebildeten Kunstgedanken verwandt. Und es ist nicht die zunächst ins Auge fallende Menge der eigentlichen Schmuckkörper allein, an die diese Mühe gesetzt ist, sondern eben so auch die Folge der stilleren Maße der Thürfügungen, der Gebälkprofile, der Schloßbeschläge.

Vielleicht ist diese Mannichfaltigkeit der Auswirkung schon bezeichnend für die Art Pankoks, der noch überdies Mosaiken, Bildwerke, Fresken für diesen Raum geschaffen hat. Auch im Einzelnen erstrebt er ein Höchstmaß an Bewegung der Linien, Flächen und Körper. Niemand darf ihn darüber an sich tadeln: Gothik und Rokoko haben die selbe leidenschaftliche Beweglichkeit gehabt. Aber die Schwierigkeit der Beherrschung wächst bei so viel Unruhe. Die Hand, die hier den inneren Frieden bemeisterter Maße schafft, ohne den kein Kunstwerk hohen Ranges bestehen kann, muß noch stärker sein als die ruhigere, sparsamere und vielleicht im Einzelnen ärmere Wirkungen schlichtet. Ich weiß nicht, ob Dies hier gelungen ist, da ich nur die Theile in Nachbildungen, nicht das Ganze kenne; aber fast fürchte ich: Nein. Denn schon die Theile sind von einer Unruhe erfüllt, die sie zu zerspalten droht. Ich kann weder mit den Verzierungen der Säulen noch mit ihren knorrigen Verkröpfungen meinen Frieden schließen: nicht, weil sie seltsam sind, wendet sich mein Empfinden von ihnen, sondern, weil ihre Seltsamkeit nicht genug Reize in mir auslöst. Ich habe für diese Klänge keinen Widerhall: damit ist vielleicht Alles gesagt. Ich suche nach bethörenden Abmessungen, nach Süßen oder Herben des Schrittmaßes der Linien und kann sie nicht finden.

Ein Zweites, das Pankoks Kunst zu denken giebt: ist hier nicht der Schmuck allzu hart über die Abmessung gestellt? Der Meister hat in einem bedeutenden Kunstgelehrten unserer Tage einen beredten Anwalt gefunden und vielleicht kann man aus einer Darlegung Konrads Lange auf Pankoks Ueberzeugungen schließen. Lange hat erklärt, in der Zierkunst beginne die Kunst erst dort, wo die Umriß- oder die Schmucklinien eines Stückes ein selbständiges Formleben führen. Dieser Behauptung kann man sich nicht unterwerfen, so richtig auch ihr Vordersatz ist, daß Material und Technik an sich schon zur künstlerischen Form führen. Denn auch ohne alle Abbiegung der Umrisse, ohne Ausfüllung irgend einer Fläche mit Schmuck ist ein beliebiges Werkstück

in Kunst zu wandeln, sobald unter dem bildenden Finger des Urhebers die Abmessungen zu gewollter Schönheit gezwungen oder den Hölzern eine absichtliche Farbenstufung, ja nur ein beherrschtes Lichterspiel abgewonnen ist. Alle Bau-, alle Zierkunst soll zuerst und zuletzt Lieder der Maße singen. Jeder Schmuck darüber hinaus soll als willkommenes Geschenk gelten, das ohnehin nur die gleiche Sangeskunst von Neuem bethätigen soll; aber er kann immer nur die Fiorituren, nie die Melodie selbst darbieten. Pankok könnte seiner Stimme vielleicht tiefere Klänge ablocken, wollte er nicht so viel mehr an die Figuren als an die Motive seiner Tongebilde denken.

Riemerschmid, Paul, Pankok sind von München ausgegangen. Das kampflustige Streiten um die Vorzüge oder Nachtheile der deutschen Kunststädte, das sich in zuweilen lustig-kleinbürgerlichen Formen in den Tageszeitungen und den Zeitschriften, und zwar, zu Ehren Berlins sei es gesagt, in München weit öfter und weit drolliger abspielt als anderswo, ist im Grunde doch fruchtlos. Daß München unter den deutschen Großstädten dem schaffenden Künstler den besten Nährboden bietet, daß ihm oberdeutsche Art und Landschaft an sich ruhigere und erfreulichere Umgebungen schaffen als Berlin, wird kein Verständiger bestreiten. Aber da die Wenigsten der münchener Künstler von Namen Münchener oder auch nur Bayern sind, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht als Fertige von dort ausgehen und in alle deutschen Lande ihre gute Botschaft bringen sollen. Berlin hat wahrlich solche Botschaft bitter nöthig. Nicht, weil der deutsche Norden an sich an Kunstvermögen arm wäre. Wohl aber hat der an sich herkömmliche, verstandestrunkene oder vielmehr verstandesnüchterne, witzelnde, krittelnde Geist einer Großstadt in Berlin, als einem allzu rasch emporgekommenen Beispiel seiner Art, eine besonders scharfe und besonders unfruchtbare Form ausgenommen und, schlimmer als Das, zuweilen und eben da, wo es als reicher und kaufkräftiger Empfänger dem Künstler am Nächsten tritt, eine sehr unedle Geberde herausgetrieben. Wer von den geistig Schaffenden in Berlin lebt, wird gut thun, gegen diese unguten Geister sich zu panzern. Aber der norddeutsche Boden, auf dem Berlin steht, trägt die Schuld hieran nicht. Das wird bewiesen durch die geschlossene Linie, die der berliner Geselligkeit nach 1850, ja, 1860 aufgeprägt war. In Wahrheit ist weder Berlin noch München noch auch eine kleinere Stadt, wie das heute mit so viel Nachdruck gerühmte Weimar, mit ihrem noch viel engeren Beisammensitzen und ihren noch viel subalterneren Reibungen, der rechte Ort für den ausgereift Schaffenden. Denn Der sollte die Stadt überhaupt fliehen und auf eigen Scholle irgendwo in einer Landschaft, die ihm lieb ist, sich umgrenzen und si einwurzeln, um dort in Stille und Selbständigkeit sein Werk zu wirken.

Von den berliner Künstlern sind einige der am Meisten in Betrac kommenden in Dresden ganz unvertreten geblieben: so der unberlinischste vo ihnen, der Schöpfer des Pallenbergsaales im Museum zu Köln, Melchi

Lechter, der so treu und doch auch wieder so zeitlos die große Weihe großer alter Zeiten heraufzubeschwören vermag und der auch im Westen Berlins, wie auf einer Gralsburg, sich von aller störenden Wirklichkeit ringsum abzuscheiden versteht; und der berlinischste von ihnen, August Endell, eine der bewegtesten und bewegendsten Phantasien unter den deutschen Bau- und Zierkünstlern der Gegenwart, die kraft ihrer wissenschaftlich zergliedernden, wissenschaftlich bauenden Art sich ganz wohl in die Art der Hauptstadt eingepaßt hat. Ein Dritter aber ist erschienen, der, halb Ober-, halb Niedersachse, freilich mit Berlin an sich noch weniger zu schaffen hat als der Westfale Pankok mit München oder Stuttgart, der aber in stiller, feiner Seele den Ausdruck für eine Eleganz gefunden hat, die man den berliner Salons wohl wünschen möchte: Professor Kurt Stoeving. Er hat von allen namhaften Künstlern als der einzige einen wirklich prunkenden Raum angeordnet, der nur zu denken ist als Empfangszimmer in einem Hause bunter und doch erlesener Lebenshaltung. Stoeving steht an Zartheit der Wirkung Riemerschmid nah, an Gewissenhaftigkeit der Durchbildung Pankok; aber wenn ihm die stacheligen Bizarrerien Pankoks fehlen, so ist er Riemerschmid durch die Gefaßtheit und Gedrungenheit der künstlerischen Absicht überlegen. Die äußerst kostbare Farbenwahl, Birke gegen Altgold, verbreitet eine prunkvolle und doch wohlige Gesammtstimmung in diesem Raum, der vornehm ist und doch so weit entfernt von der kühlen, weltmännischen Glätte Van de Veldes. Der Hausrath ist in keinem Stück bis zu der Wirkung des fast thronartigen Stuhles mit seiner königlichen überhohen Rückwand und der edlen Schweifung seiner Armlehnen gesteigert, den der Künstler in Saint Louis ausgestellt hatte; aber der Glasschrank ist mit seinen hochgezogenen Theilungen ein in köstlichen Verhältnissen aufwachsender Bau und von eigenem Werth ist die geräumige Sparsamkeit, mit der die einzelnen Stücke und ihre Gruppen über das weite Zimmer vertheilt sind. Das alte Reich des Rokoko und das neue des Ersten Kaiserreiches hätten uns in diesem Betracht schon längst die wirksamsten Vorbilder geben und uns von der Ueberfülltheit unserer Polsterstuben heilen können. Man sehe nur das Wohnzimmer Schillers, das doch wahrlich von bürgerlicher Einfachheit war: wie edel jedem einzelnen Tisch, ja, jedem Stuhl Platz für sich und Raum um sich geschaffen ist. Desgleichen ist auch hier geschehen, wennschon durchaus nicht eine allzu geschichtliche Nachahmung stattfindet, vielmehr dem eigentlich zwanglosen Sinn unserer Zeit durch absichtliche Schiefheit der Aufstellung Zugeständnisse gemacht sind.

In eine vollkommene Einung ist an der einen Schmalseite des Zimmers Hausrath und Wand gezogen: die schmale Höhe des Glasschreines und seiner Harfentheilung wiederholt sich in der Theilung der Mauerfläche und steigert sich in ihr zu dem stärksten Reiz des ganzen Werkes. Die Liedkunst der Linien feiert hier einen ganz stillen und doch ganz zwingenden Sieg. Ein Maßwerk von spitzenhafter Feinheit der Zierlinien füllt hängend die obersten Theile

dieser köstlich schmalen fünf Wandstreifen, wiederum um keinen Zoll zu tief, keinen zu hoch endigend. Und die ganz erlesenen Verhältnisse des gesammten Innenraumes führen diese einmal angeschlagene Tonfolge nur in die dritte Dimension fort. Dem Maßwerk der Schmalseite aber entspricht als Krone aller Schmucklinien in diesem Raum das Stuckgespinnst an der Mitte der Decke, das dort wie ein Netz die hängenden Leuchtkörper trägt und deren Zierlichkeit zu einem Rausch von verwirrender Schönheit steigert.

Nicht der Kunst, nicht der Künstler Sache ist es, worum in diesen Bezirken gestritten wird, nein: unsere Sache. Ein wunderliches Mißverständniß hat durch das Schlagwort l'art pour l'art die Meinung aufkommen lassen, als sei die hohe, strenge, nicht dem Stoff, sondern der Form dienende Kunst, die heute zu unserem Glück das Erbe des sinkenden Naturalismus anzutreten sich anschickt, dem Leben fern und fremd. Hieran ist nur das Eine richtig: daß über Gesetz und Rang des Kunstwerkes zuerst der Künstler das Urtheil zu fällen das Recht und die Zuständigkeit hat, aber nicht die Masse der heute so übel vorgebildeten Genießer. Wie würde denn wohl Zusammensetzung und Wahl der Werke für unsere Museen ausschauen, wenn sie auf Grund von Mehrheitbeschlüssen der Besucher vorgenommen würden? Carlo Dolci und Nathanael Sichel möchten die Pole sein, zwischen denen die Stufenleiter der Wünsche aufsteigen würde. In jedem anderen Betracht aber ist gerade die hohe, steile, scheinbar dem Leben ferne Kunst, die in unseren Tagen um die Vorherrschaft ringt, die lebenerfüllteste, lebenwirkendste und deshalb lebennächste. Denn alle Naturalismen steigen zum Alltag und zum Staub der Gasse nieder und können eben deswegen den Menschen ihres Zeitalters, denen sie allzu gefällig nur das Spiegelbild ihres Seins und in der Regel ihres subalternsten Seins vorhalten, niemals Erzieher, niemals Bildner werden. Die andere, höhere, weiterklimmende Kunst aber, die heute in der Dichtung, sehr fern von den Bereichen Hauptmanns, doch unter dem Schatten Nietzsches, in der Malerei seit Böcklin, Puvis und Watts, in der Bildnerei durch Klingers schönheit- und räthselgierige Hände und nun endlich, endlich auch in Zier- und Baukunst, wählerisch sucht unter den Wirklichkeiten und mit königlichem Hochmuth nur den Wenigsten von ihnen die Würde zuerkennt, nicht von ihr nachgeahmt, nein: von ihr aufgehöht und gesteigert zu werden, sie kehrt in Wahrheit ihre volle Wirkung dem Leben zu: denn indem sie nur die hohe Geberde, die starke Leidenschaft, die Tiefen der Seele widerspiegelt, ruft sie mit verschweigender und doch vernehmbarer Stimme uns zu: Folge mir! Es giebt Gedanken, Geberden, niedrige und schlafrockhafte, die in den Räumen, vor den Werken, über den Büchern, die diese Kunst schuf, unmöglich sein werden. Und es wird heute endlich an das höchste, das werthvollste Kunstwerk Hand gelegt, an das Kunstwerk, von dem keine Gehässigkeit der Gegner wird behaupten dürfen, daß es dem Leben fern sei: an den Menschen der Zukunft.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Die Predigt von Meudon.*)

Befanden sich aber, als Meister Rabelais eintrat, in den Gemächern der Königin Kathrein: Frau Diana, die von der Königin aus Gründen der hohen Politik empfangen wurde, der König, der Herr Feldzeugmeister, der Kardinal von Lothringen und der Kardenal Dubellay, die Herren von Guise und mehrere Italiener, die bereits anfingen, sich unter den Fittichen der Königin in großer Zahl am Hof einzuschmuggeln; waren auch gegenwärtig der Admiral, der Herzog Mongomery, die Herren vom Dienst und einige Hofpoeten, wie Melin de Saint-Gelays, Philibert de l'Orme und Meister Brantosme.

Als der König den Meister Franziskus bemerkte, den er, wie Viele, für nichts weiter als einen ausgelassenen Spaßvogel achtete, richtete er sofort das Wort an ihn und fragte, nach einigem Hin- und Herreden: „Hast Du denn Deinen Pfarrkindern von Meudon auch einmal eine Predigt gehalten?"

„Majestät", antwortete der Meister, „meine Pfarrkinder wohnen überall und meine Predigten hört man, so weit die Christenheit reicht."

Mit einem ruhigen Blick streifte Vater Rabelais die Höflinge, die, ausgenommen die Herren Dubellay und von Chastillon, in ihm nur eine Art gelehrten Triboulet sahen, da er doch der König der Geister war, in einem höheren Sinn König als Der, vor dessen Gnade spendender Krone sie Alle sich beugten. Und dem Guten, der sich bereits mit einem Fuß im Grabe fühlte, kam plötzlich die boshafte Lust, dem Geschmeiß einmal gehörig die Köpfe zu waschen.

„Wenn Eure Majestät guter Laune ist", sagte er, „könnte ich Höchstderselben wohl mit einer kleinen Predigt dienen, die ich mir längst zu gelegentlichem Brauch hinters Ohr geschrieben habe."

„Meine Herren", antwortete der König, „Meister Franziskus hat das Wort! Und da es sich um unser Seelenheil handelt, so haltet Euch ruhig und spitzt mir die Ohren. Der gute Meister steckt voll von spaßigen Evangelien."

„Majestät", erwiderte Rabelais, „ich fange an."

„In seinen alten Tagen war Gargantua ein Bischen geizig geworden, worüber die Leute seines Hauses sich verwunderten, ohne es ihm aber übelzunehmen, denn er war rund siebenhundertundvierzig Jahre alt . . . Wie nun der väterliche Herr so sah, daß man in seinem Haus doch wohl ein Bischen allzu sehr in Saus und Braus lebte und seine Gäste sich nicht nur satt aßen, sondern auch noch obendrein die Taschen füllten, bekam er es mit der Angst, es könne ihm zuletzt am Nöthigsten fehlen, und er beschloß, eine bessere Verwaltung seiner Domänen einzurichten. Das war weise und vernünftig gedacht. Er ließ also auf einem Speicher des gargantuanischen Schlosses seine besten Vorräthe zusammentragen, einen großen Haufen rother Holländischer Käse, zwanzig gewaltige Töpfe eingemachter Mustarde, ganze Kübel voll Zwetschenmus, Latwergen und Touraner Pflaumen, große Fässer eingesalzener Butter, ganze Kisten voll Hasenpasteten, in Fett gelegte Enten, in Schmalz ver-

*) Eine gute deutsche Ausgabe der Contes drolatiques. Der Uebersetzer ist Herr Dr. Rüttenauer; bei R. Piper & Co. in München wird sie erscheinen. Ein Weihnachtgeschenk für erwachsene Leute. Ein Leckerbissen für Alle, die, mit Wagner, in Balzac einen Schöpfer von homerischer Kraft bewundern. Als Kostprobe die (für diese Veröffentlichung vom Uebersetzer etwas verkürzte) „Predigt des lustigen Pfarrers von Meudon."

grabene Schweinsfüße und Gänsekeulen, dreihundertundsiebenundneunzigtausend Büchsen voll grüner Erbsen und Bohnen, siebenhundertunddreiundfünfzigtausend Gläser des feinsten Orleaner Quittengelees, viele Fässer getrockneter Lampreten, marinirter Häringe, geräucherter Aale und eingepökelter Seezungen, ganze Kufen eingetrockneter Weintrauben, endlich Eingezuckertes für die Gargamella an den Feiertagen und tausend andere gute Sachen, die bis ins Einzelne aufgezählt sind in den ripuarischen Gesetzen und auf gewissen Seiten der königlichen Kapitularien, Edikte, Pragmatiken, Ordonnanzen und Institutionen jener Zeit. Klemmte dann der Gevatter sein Binokel auf die Nase und seine Nase in das Binokel und ging aus, einen fliegenden Drachen oder ein Einhorn zu suchen oder einen Hund mit feurigen Augen, die ihm seine kostbaren Schätze bewachen könnten. Also suchend und in Sorgen durchwanderte er seine Gärten . . . Er ging im Geist alle Genealogien und Geschlechtsregister seines Reiches durch; aber zu keiner einzigen gallischen Rasse konnte er ein Vertrauen fassen. Er hätte sich am Liebsten eine neue geschaffen. Je länger er erwog, um so unmöglicher schien es ihm, eine Wahl zu treffen, und er fürchtete schon, seine kostbaren Schätze und Reichthümer dem Verderben preisgeben zu müssen. In dieser sorgenvollen Lage begegnete er einem kleinen hübschen Spitzmäuserich, aus dem alten und edlen Geschlecht der Spitzmäuseriche, die als Wappen einen rothen Balken im blauen Felde führen. Und was für ein Prachtkerl Der war! Er trug den schönsten Schwanz seiner Familie und spreizte und spiegelte sich in der Sonne als ein echter edler Spitzmäuserich von Gottes Gnaden. Man sah ihm an, wie stolz er darauf war, seine Ahnenreihe bis auf die Sintfluth zurückverfolgen zu können in ununterbrochenen Geschlechtsregistern, von Fall zu Fall, gestützt auf Brief und Siegel, wie denn ein Protokol ausdrücklich und unwiderleglich bezeugte, daß bereits ein Spitzmäuserich mit dem Patriarchen Noah in die Arche gegangen ist . . .

Die Spitzmäuseriche sind daher stolzer auf ihr Wappen als alle anderen Thiere. Sie würden niemals einen Hamster in ihre Familie aufnehmen, und wenn er auch alle Reichthümer der Welt in seinem Bau zusammengetragen hätte. Dieser echt edelmännische Geist gefiel dem guten Gargantua. Und so übertrug er dem Spitzmäuserich schnell die Statthalterschaft auf seinen Speichern, mit den ausgedehntesten Rechten und Privilegien, mit den Machtvollkommenheiten hoher und niederer Gerichtsbarkeit, mit Gewalt über den Klerus und dem Oberbefehl im Heere, kurz, mit Allem, was sich nur denken läßt. Der Spitzmäuserich versprach, sein Amt getreu zu verwalten und seine Pflicht zu thun, wie man von einem feudalen Spitzmäuserich erwarten kann; er stellte nur die eine Bedingung, auf dem Kornhaufen wohnen zu dürfen; was der gute Gargantua gerecht und billig fand.

Und also hättet Ihr den Spitzmäuserich in seinem neuen Palast sehen müssen, wie er Sprünge machte, wie er glücklich war, glücklich als ein Fürst, der glücklich ist, wie er stolz seine Länder und Reiche inspizirte, seine Schinkenprovinzen, seine Latwergengrafschaften, seine Domänen von Mustarden, seine Traubenherzogthümer, seine Blutwurstfürstenthümer, seine Baronate jeder Art; wie er auf Bergen von Weizen thronte und mit seinem Schwanz die Körner peitschte. Wo der Spitzmäuserich erschien, standen ehrfurchtvoll und begrüßten ihn stumm alle Töpfe. Nur wo zwei goldene Becher bei einander standen oder auch ein silberner Humpen bei einem goldenen Becher, stießen sie an einander und machten ein Geläute, wie mit Kirchen-

glocken, wenn der Fürst einzieht; worob der Spitzmäuserich sehr zufrieden war und sich freundlich mit einem leisen Nicken des Kopfes bedankte. Auf seinem Kornhaufen setzte er sich gern in einen Streifen Sonne, der durch die Dachluke fiel. Da leuchtete dann sein seidenweiches glattes Fellchen in einem bläulichen Schimmer und er sah ganz und gar aus wie ein nordischer König in seinem Zobelpelz. Oft auch vergnügte er sich mit Springen und Tanzen, mit Kapriolen und Purzelbäumen; dann bekam er guten Appetit, ließ sich ein Weizenkorn oder zwei schmecken, die er mit Behagen knusperte, und saß dann wieder zuoberst auf dem Haufen, wie ein König auf dem Thron vor dem versammelten Hof.

Erschienen da an ihren gewohnten Schlupflöchern und sonstigen Vorposten unheimliche nachtwandlerische Völker, lichtscheues Gesindel, das auf vier Pfoten läuft, an Wänden und Balken klettert, in versteckten Höhlen haust: das zahlreiche Geschlecht der Mäuse, Ratten, Hamster und anderer Nager, die Alles beknuppern und beschnuppern, bebeißen und beschmutzen und der Schreck und die Landplage aller guten Hausfrauen sind. Als sie den Spitzmäuserich erblickten, schraken sie zurück und drückten sich hinter die Schwelle ihrer Wohnungen, nur ängstlich hinblinzelnd nach dem neuen, unerwarteten Feind. Ein alter, grauer Mausling aber, ein frecher und respektwidriger Geselle, steckte trotz aller Gefahr seinen Kopf aus dem Fenster und besah sich fast furchtlos den Spitzmäuserich, der auf der Höhe des Weizenberges mit aufgerichtetem Schwanz auf seinem Hintern saß. Der Mausige kam aber bald zu der Ueberzeugung, daß dem Spitzmäuserich da oben Amt und Vollmacht geworden, über das Getreide des Gargentua zu wachen, durch welche Investitur er quasi ein anderes Wesen geworden, ein Thier, das nur noch Pflicht war, nichts mehr war als Spion, Aufpasser und Leuteschinder, ein Amtsmensch vom Kopf bis zu den Füßen, ganz in Waffen, ganz nur Drohung und Gefahr für alles übrige Volk, ganz aufgehend im Eifer für seinen Herrn, ein unbequemer Pflichtenbold, der alle mausigen Schwächen, Sitten und Gewohnheiten weit von sich gethan, alle Liebhabereien seiner Sippschaft, wie Speckecken, Krümchenknuppern, Käsebeschnuppern, Rindenbenagen und Anderes als pöbelhaften Geschmack verachtete und nichts mehr davon hören wollte, sondern that, als ob er nie eine Käsrinde geknabbert, nie sein Zünglein an einer Speckschwarte gewetzt hätte. Dennoch beschloß der Mausling, ein Kerl, der mit allen Wassern gewaschen war, dem guten Spitzmäuserich ein Wenig auf den Zahn zu fühlen und ihm, wenn es möglich wäre, die Würmer aus der Nase zu ziehen, zum Heil und Segen aller ratamorphen Kinnbacken auf zehn Meilen im Umkreis . . . Wagte sich also der Mausige ein paar Schritte vor, dann wieder ein paar Schritte, bis er dem Spitzmäuserich ganz nah stand, der an Kurzsichtigkeit litt, wie alle seine Brüder und Vettern. Alsdann begann dieser Mirabeau des Nagevolkes mit pathetischer Rede, nicht im Dialekt der Mäuse, sondern im schönsten und reinsten Spitzmäusetoskanisch den Gefürchteten so anzureden:

‚Hoher Herr! Viel Ruhmreiches habe ich vernommen über Eure glorreiche Familie, deren unterthänigsten Diener ich mich zu nennen die Ehre habe. Ich kenne alle Chronikbücher, Legenden und Sagen Eurer Vorfahren, die bei den alten Egyptianern göttlich verehrt wurden, wie das Krokodil und andere Heilige Vögel. Aber Euer Pelzmantel verbreitet einen so königlichen Duft und ist von einem so mirakulös schillernden Glanz, daß ich Mühe habe, Euch als einen Eurer Rasse zu erkennen, da ich noch nie einen Vetter von Euch in solcher Herrlichkeit angetroffen habe. Ich

sehe Euch dennoch das Korn knabbern nach der guten alten spitzmausigen Methode, ich sehe auch, daß Ihr Euch im Kampf haltet wie ein echter, edler, alter Spitzmäuserich; aber ein so vollkommener und ganzer Spitzmäuserich Ihr auch sein möget, so müßt Ihr dennoch in irgendeinem Winkel Eures Ohres irgendeinen besonderen Gehörgang haben, den irgendeine mirakulöse Klappe auf irgendeine besondere Art schließt, und zwar nur auf Euren heimlichen Befehl in gewissen Augenblicken, um Euch, ich weiß nicht, warum, in den Stand zu setzen, gewissen (ich weiß nicht, welche) Dinge, die Euch, ich weiß nicht, aus welchem Grund, mißfallen könnten, nicht zu hören, weil ihr Anhören Euer sakrosanktes, göttliches Ohr, ich weiß nicht, warum, unheilbar verletzen könnte.'

‚So ist es,' antwortete der Spitzmäuserich; ‚eben hat sich die Klappe geschlossen; ich höre nichts mehr.'

‚Laßt uns sehen,' antwortete der mausige Frechling oder der freche Mausling.

Dann bestieg er den Kornhaufen und fing an, sich seine ganze Provision für den Winter aufzuladen. ‚Hört Ihr Etwas?' fragte er.

‚Ich höre das Klopfen meines Herzens.'

‚Kui, kui', riefen alle Mäuse; ‚Den können wir über den Löffel halbiren.'

Unser Spitzmäuserich, der überzeugt war, einen ergebenen Diener angetroffen zu haben, öffnete plötzlich die Klappe zu seinem übernatürlichen Gehörgang und hörte das Geräusch von Weizenkörnern, die in Mäuselöcher rollten. Da ergrimmte er so sehr, daß er, unbekümmert um die Prozeßordnung, unbekümmert um mündliches und schriftliches Verfahren, sich über den alten Mausling warf und ihn erwürgte ... Dann nahm er ihn und nagelte ihn mit beiden Ohren an das Speicherthor ... Bei dem Todesschrei des Mauslings verschwanden entsetzt alle Ratten und Mäuse, das ganze Volk, in seinen Löchern. Die Nacht darauf aber versammelten sie sich im Keller zu einer großen Volksversammlung, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, wobei nach der lex papyria auch die legitimen Ehefrauen Sitz und Stimme hatten. Hier wollten nun die Ratten den Mäusen vorangehen und der Streit um den Vortritt hätte fast das ganze Vorhaben vereitelt. Da gab ein dicker Ratterich einem zierlichen Mäuschen seinen Arm, diesem Beispiel folgten die übrigen und bald saßen sie also in gemischter Reihe im Kreis, Jeder auf seinem Hintern, den Schwanz hochgereckt, die Nase in der Luft, die feinen Schnurrbärtchen zitternd vor Aufregung, die kleinen Aeuglein funkelnd wie schwarze Diamanten. Dann begannen die Verhandlungen. Sie liefen bald in ein wirres Geschimpf und Geschelt aus; es ging zu wie auf dem Reichstag der Polen oder auf einem Oekumenischen Konzil. Die Einen sagten Ja, die Anderen sagten Nein; einer Katze, die in der Nähe vorüberkam, wurde angst und bang. Alles floß zusammen in ein einziges Tohuwabohu. Die Stadtväter auf dem Rathhaus hätten es nicht schöner gekonnt. Ein kleines Mäuschen, das nicht ganz volljährig war und keinen Zutritt zum Parlament hatte, kam während dieses Tumultes an die Thür und streckte sein vorwitziges Schnütchen durch ein Ritze, denn das kleine Ding war gar zu neugierig. Wie nun der Lärm immer größer wurde, drückte es sich so ungestüm in den Spalt, daß es sich endlich mit seinem ganzen Körperchen hindurchzwängte und drin zu Boden gefallen wäre, wenn es sich nicht an einem Faßreif, der an der Thür hing, festgehalten hätte. Darauf saß es nun sehr zierlich; man hätte glauben können, es sei ein kleines Meisterwerk in einem gothischen Relief. Ein alter Ratterich, der

mit einem frommen Augenaufschlag in diesem Augenblick der höchsten Noth ein Stoßgebet zum Himmel sandte, gewahrte plötzlich das zierliche weiße, weichfellige Mäuschen und erklärte laut vor der ganzen Versammlung, da sei eine Erscheinung des Himmels, gesandt zum Heil des Volkes und zur Rettung des Staates. Alle Schnauzen wandten sich erstaunt nach dieser Dame von der göttlichen Hilfe und eine große Stille trat ein. Endlich beschloß das Parlament, trotz der Einsprache einiger Neidhämmel, das hübsche Weibsen dem Spitzmäuserich zum Geschenk zu machen. Im Triumph wurde sie schnell nun vor die Versammlung geführt; und wenn Ihr sie gesehen hättet, wie sie mit kleinen, zierlichen Schrittchen einherstrippelte, mit Grazie ihren Hintern schwenkte, das feine Köpfchen ein Wenig auf die Seite neigte, wie sie unnachahmlich mit den dünnen, durchsichtigen Oehrchen wackelte, sich mit ihrem Rosenblättchen von Zunge das junge Schnurrbärtchen leckte, wenn Ihr sie gesehen hätte, Ihr würdet Euch nicht verwundern, daß die alten dickbäuchigen, graubärtigen Ratteriche sich, einer wie der andere, bis über die Ohren in das hübsche Ding verliebten und, wie sie vorüberzog, Maul und Augen aufsperrten, gleich den Wackelgreisen von Troja, wenn die Schöne Helena aus ihrem Badehaus kam. Und also wurde das zarte weiße Fräulein nach den Speichern abgesandt, ob sie vielleicht dem Spitzmäuserich gefallen und Gnade finden möchte vor seinen Augen, zum Heil des ganzen nagenden, leider jetzt am Hungertuch nagenden Volkes, gleich jenem hebräischen Weibe mit Namen Esther, auf die der Sultan Ahasver ein Auge geworfen hatte und die sein Herz wendete und günstig stimmte ihrem unterdrückten Volk, wie es geschrieben steht im Buch der Bücher. Die schöne Maus versprach, zu thun, was in ihren Kräften stände, und sie durfte sich schon Etwas zutrauen; denn wahrlich: sie war die Königin der Mäuse. Eine Maus, so weißfellig und so zartfühlig, so mockelig, so hellichtblond, das lieblichste Fräulein, das nur je an Balken hingeklettert, an Wänden hinaufgekrabbelt, in Mauslöcher geschlüpft ist und kindische Jauchzer und Freudenschreie ausgestoßen hat, wenn es auf seinem Wege eine Apfelschale gefunden oder ein Brotkrümelchen. Eine wahre Nymphe wars, eine wahre Fee von einer Maus, mit einem Köpfchen voll Tollheiten und Lustigkeit, einem so kleinen, zierlichen Köpfchen, mit einem Blick so hell wie ein Diamant, mit einem Haar feiner als Sonnenstrahl und weicher als Seide, mit einem so weißen, kitzligen, molligen Körperchen, mit einem Schwanz wie Sammet, mit Pfötchen wie Rosenblätter; ein wohlgeborenes Mäuslein wars, mit einem flinken Zünglein, ein Mäuslein, das sich nicht gern plagte, sondern lieber herumlag auf weichen Unterlagen, ein listiges, schlaues, durchtriebenes Mäuslein, schlauer, als ein alter Doktor der Sorbonne, der die Dekretalien auswendig weiß; ein Mäuslein wars mit weißem Bauch und gestreiftem Rücken, mit allerliebsten kleinen Zitzen, mit Grübchen in den Wangen, mit einer Reihe Zähnchen, die schimmerten wie Perlen, mit einem Wort, es war ein Fressen für einen König."

(Diese Schilderung war so kühn und so auf ein Haar war die geschilderte Maus ein Ebenbild der gegenwärtigen Frau Diana, daß alle Höflinge für den verwegenen Erzähler zitterten. Die Königin Kathrein lächelte boshaft; aber dem König wars nicht ums Lachen. Meister Franziskus jedoch fuhr fort, ohne auf das verstohlene Zublinzeln der Kardinäle Dubellay und von Chastillon zu achten, die das Schlimmste für ihren Freund fürchteten.)

„Diese hübsche Maus," fuhr er fort, „machte keine langen Umschweife und

Preambeln. Schon am ersten Abend verdrehte sie dem guten Spitzmäuserich ganz und gar den Sinn mit ihrem Liebäugeln und verschmitztem Schönthun, mit Lüstermachen und zimpferlichem Verweigern, mit all den Kniffen eines entzückenden Luderchens, das möchte und nicht wagt, mit tausend halben Liebkosungen und Hinhaltungen, mit all den vertrackten Vorbereitungen und Einleitungen einer Maus, die weiß, was sie werth ist, die ihren Preis kennt, mit all den kitzligen Aufreizungen, versprechenden Blicken, versagenden Zurückweichungen, kurz, all den weiblichen Teufeleien, wie sie die Weibsen aller Länder mit so großer Meisterschaft ausüben. Endlich aber, nach unendlichem Courbettiren und Pfötchenlecken und was die sonstigen spitzmäuserigen verliebten Galanterien mehr sind, nach zornigem Stirnrunzeln, unendlichen Seufzern, Serenaden und nächtlichen Liebesmählern auf dem Kornhaufen, kam es doch so weit, daß der Statthalter aller Kornkammern über die Gewissensskrupel und religiösen Bedenken des leckeren Frauenzimmerchens den Sieg davontrug. Und alsbald fanden Beide so viel Geschmack an der blutschänderischen und verbrecherischen Liebe, daß die verdammte kleine Maus den Spitzmäuserich am Bändel hielt wie nur Eine und die wahre Königin wurde in seinen Reichen, die von Allem naschte, wo es nur zu naschen gab. Der Spitzmäuserich durfte nicht mucksen. Er erlaubte Alles dieser Königin seines Herzens und vergaß alle Treuschwüre gegen den guten alten Gargantua. Die schlaue Maus merkte bald, daß er ihr nichts mehr versagen könne, und in einer schönen Nacht, als sie wieder einmal nicht Paternoster mit einander beteten, erinnerte sich das gute Kind an seinen armen Vater daheim, den ein Körnlein von ihrem Ueberfluß glücklich machen konnte, und sie drohte dem Spitzmäuserich, ihn zu verlassen, wenn er ihr nicht erlauben wolle, ihre kindliche Pflicht gegen ihren Vater zu erfüllen. Ein Weilchen leistete der Statthalter Widerstand, aber nicht lange, sondern lieferte ihr ein Patent aus mit dem großen königlichen Siegel, in grünem Wachs und hochrothen Schnüren, kraft dessen dem Vater des Weibsen das Privilegium zugestanden wurde, in dem gargantuanischen Palast frei aus- und einzugehen und seine tugendhafte Tochter zu sehen und ans Herz zu drücken, wann es ihm beliebte, auch von Allem zu essen, wonach ihm das Herz stand. Doch sollte er seine Mahlzeit in der Küche halten; die Herrschaftstafel war ihm versagt. Erschien also im Schloß ein ehrwürdiger Greis mit weißem Schwanz, gravitätisch wie ein Kanzler von Frankreich, mit wackligem Kopf, begleitet von sieben Neffen, jeder dünn wie eine Säge, die alle dem Spitzmäuserich ihre Aufwartung und in wohlgesetzten Reden und Argumentationen begreiflich machten, daß er keine treueren und ergebeneren Diener finden könne als sie, seine Anverwandten, Blutsverwandten, Vettern und Schwäger. Darum möge er seine drückendsten Lasten auf ihre jungen Schultern abladen; sie wollten Ordnung in die Verwaltung bringen, Alles aufs Sorgfältigste notiren, registriren, etikettiren und gute Buchhaltung führen, also daß Gargantua, wenn er einmal eine Visitation halten werde, mit dem Stand der Finanzen, Ersparnisse und Vorräthe zufriedener sein solle als je. Ihre Gründe schienen durchaus einleuchtend. Dennoch war es dem armen Spitzmäuserich nicht ganz wohl bei der Sache und sein Gewissen warnte ihn; denn das war nicht nur ein spitzmäusiges, sondern auch ein spitzfindiges Gewissen. Er verlor seine gute Laune und wurde düster und sorgenvoll. Das bemerkte eines Morgens die Dame Maus, die um diese Zeit schwanger war, und beschloß bei sich, durch eine sorbonistische Konsultation und das Befragen einer Hohen Fakultät seine Zweifel zu heben

und sein Gewissen zu beruhigen. War da ein gewisser Herr Maultasch, der als Einsiedler in einem Käse lebte, ein alter und hochangesehener Beichtvater im Land der Ratten und Mäuse, ein fettes Mönchlein mit einem lachenden Gesicht über der schwarzen Kutte, mit einer winzigen Tonsur auf dem Haupt, die ihm eine Katze beigebracht, der er eines Tages in die Krallen gerathen war. Ein wahrhaft ehrwürdiger Ratterich, ein Ratterich im geistlichen Gewand, der sich auf die höchsten Autoritäten der Wissenschaft berufen konnte, der die Dekretalien und klementinischen Gesetze Paragraphos vor Paragraphos auswendig wußte, daß auch das Tüpfelchen auf dem i nicht fehlte. Sein Ruf in den Wissenschaften, verbunden mit der tiefsten christlichen Demuth, und besonders sein heiliges Einsiedlerleben in der Käsehöhle hatten ihm eine große Schaar Jünger gewonnen, und wo er ging und stand, folgte ihm ein Haufe schwarzer Ratteriche nebst zugehörigen hübschen Mäuschen; denn die kanonischen Gesetze von dem Konzil von Rattenburg waren damals noch nicht in Kraft getreten, also daß es jedem Kuttenmann frei stund, seine Konkubine offen mit sich herumzuführen. Dieser heilige Mann nebst seinem Anhang waren der Dame des Statthalters sehr ergeben, die auf diesen frommen Orden alle Hoffnung setzte und die ehrwürdige Gesellschaft eiligst herbeirufen ließ. In feierlichem Aufzug, in zwei Reihen geordnet, so daß es aussah, als ob die ganze pariser Universität in Prozession nach dem Münster zöge, erschienen sie vor dem Statthalter. Ihre Nasen schnüffelten links und rechts nach den aufgehäuften Vorräthen.

Nachdem der Ceremonienmeister Jedem seinen Platz angewiesen, nahm ihr Meister und Oberratterich (sozusagen Kardinalratterich) das Wort und hielt, im schönsten Rattenlatein oder rabobatischen Latein eine Ansprache, worin er dem Spitzmäuserich bewies, mit Gründen aus der Schrift und den Vätern: daß über ihm Niemand stehe als Gott allein, daß er nur Gott Rechenschaft und Gehorsam schuldig sei, nur Gott zu fürchten brauche, aber sonst Niemand auf der Welt. Diese Ansprache, geschmückt mit hebräischen, griechischen und kaldäischen Citaten aus den alten Schriftstellern und den Evangelien, Alles so ineinandergequirlt, daß es den Zuhörern grün und gelb vor den Augen wurde, endete mit einer Lobrede auf das erlauchte Geschlecht der Spitzmäuseriche im Allgemeinen und des hochselbst hier anwesenden Herrn Statthalters im Besonderen, von dem gesagt wurde, daß er seine Vettern an Göttlichkeit übertreffe wie die Sonne die Sterne. Dem gargantuanischen Speicherverwalter wurde ganz schwindlig bei so viel Lob.

So sehr hatte ihm die Rede den Kopf verdreht und mit dem Kopf den Sinn, daß er der ganzen schwarzen Schaar in seinem Palast Wohnung anweisen ließ; dagegen verpflichtete sie sich, Tag und Nacht das Hohe Lied seines Lobes vor seinen Ohren zu singen und ihn mit goldenen Schmeichelworten zu füttern, so oft er Hunger danach habe (und er hatte immer Hunger danach), auch seine Dame zu preisen und anzusingen in Sonetten und Madrigalen und ihr den Hintern zu küssen, so oft sie es haben wolle. Diese aber, die wohl wußte, wie hungrig das Volk war, wollte ihrem Werk die Krone aufsetzen. Sie gebrauchte also ihre Zunge, öffnete die Schleußen ihrer verliebten Beredsamkeit und beklagte sich zugleich bitter bei ihrem Spitzmäuserich, daß er die schönste Zeit draußen zubringe, immer auf Reisen und Inspektionen sei, immer unterwegs, so daß sie auch gar nichts mehr von ihm habe. Wie oft rufe sie nach ihm in schmerzlicher Sehnsucht: und immer sei er weit weg, auf den Hohlziegeln oder in der Dachrinne auf der Jagd nach Missethätern. Das sei

im Anfang anders gewesen; da war er immer bereit und lustig wie ein Vogel. Also beklagte sie sich, riß sich ein graues Haar aus, nannte sich die unglücklichste Maus der Welt und weinte bitterlich. Da wurde der gute Mann weich wie ein Waschlappen und versprach Alles. Sie aber rieth ihm, dem sie die Pfote zu küssen gab, er möge doch diese Schwarzen da als Soldaten bewaffnen; es seien sichere, erprobte Leute, ehemalige Condottieri, die mit Vergnügen für ihn die Runde machten und besser Polizei und Ordnung hielten als er selbst. Und der Spitzmäuserich erließ unverzüglich die gewünschten Verfügungen. Er hatte nun das herrlichste Leben von der Welt. Er brauchte nichts mehr zu thun, als zu tanzen, zu spielen und die Madrigale und Balladen seiner Hofpoeten anzuhören ...

Eines Tages, als seine Liebste vom Wochenbett aufstund, wo sie ihm ein allerliebstes mausiges Spitzmäuschen oder spitzmausiges Mäuschen geschenkt, ich weiß nicht, welchen Namens, das, Ihr könnt Euch denken, die Pelzmützen des Parlamentes so rasch wie möglich legitimirten" (hier bekam der Connetable von Montmorency, der seinen Sohn mit einer Bastardtochter des regirenden Königs verheiratet hatte, einen rothen Kopf, fuhr mit seiner Faust an seinen Schwertknauf und rollte mit seinen Augen, um dem Teufel angst zu machen), „da wurden" (fuhr Meister Franziskus fort) „auf den Speichern solche Feste gefeiert, daß kein Galafest des Hofes sich damit vergleichen kann. Das war ein Tanzen der Ratten und der Mäuse, Walzer, Galop und Mazurka, ein Schmausen und Bankettiren, ein Hochausbringen und Hurrarufen, ein Lärmen und Tollen, als ob sie den Speicher zum Fenster oder vielmehr zu den Dachluken hinauswerfen wollten. Die Ratten hatten alle Konservenbüchsen erbrochen, alle Töpfe zerschlagen, alle Fässer angebohrt. Da flossen Ströme von Senf und Latwergen, da lagen ganze Haufen angenagter Schinken umher. Die jungen besoffenen Ratten wälzten sich nur so in der Kapernsauce, die Mäuschen spielten Husch-husch und Blindekuh in den ausgehöhlten Pasteten. Andere spielten mit geräucherten Ochsenzungen wie Kinder mit ihrem Steckenpferd. Wieder andere schwammen in Fluthen von Honig oder tauchten unter in Töpfen von Schmalz, die Klügsten schafften Haufen Korns in ihre Löcher und benutzten den allgemeinen Saus und Braus, um auf die Seite zu bringen, was nur auf die Seite zu bringen war; es ging zu wie auf einem römischen Karneval. Das Knistern der Oefen, das Zischen des heißen Schmalzes, das Krachen der Kisten und Fässer, das Gesing der Drehspieße, das Rascheln in Körben und Näpfen, das Bumbum der Mörser, das Gluckgluck der Flaschen und Krüge, das Klingling der Gläser und Kelche und tausend andere unbestimmbare Geräusche machten zusammen jene unbeschreibliche, lukullische Musik der Küche, jene Symphonia gastronomica, die nicht nur Mäuseohren, sondern auch Menschenohren so angenehm kitzelt. Ein wahrhaft hochzeitliches Treiben wars ... Immer ausgelassener wurde die Lust, immer berauschter die Berauschtheit, immer närrischer die Tollheit dieser tollen Nacht. Da hörte man plötzlich den schrecklichen Gargantua, der mit schweren, dröhnenden Schritten die Treppe heraufstieg und unter dessen Last die Balken sich bogen und die Sparren knarrten. Einige alte Ratteriche hörten zuerst das verdächtige Gedröhn, aber sie wußten nicht was es zu bedeuten habe; denn sie kannten ja noch nicht den Tritt des fürchterlichen Großherrn. Sie ergriffen aber vorsichtig die Flucht; und thaten wohl daran denn schon in diesem Augenblick erschien Gargantua unter dem Thor des Speichers. Mit einem einzigen Blick übersah er die saubere Wirthschaft, sah seine Konserv

auf dem Boden zerstreut, seine Krüge und Flaschen geleert, seine Fässer angebohrt, den ganzen Boden bedeckt mit Brühen und Saucen, sah seine Käse ausgehöhlt, seine Schinken zerfressen und bebissen, besprenzt und beschmutzt. Da erfaßte ihn eine solche Wuth, daß er mit einem einzigen gewaltigen Fußtritt das lustige Geschmeiß über den Haufen warf und zertrat, mitsammt ihren schönen Pelzen und Perlen, ihren Gewändern aus Seide und Sammet. Also machte er dem Schmaus ein furchtbares Ende."

„Und was geschah mit dem Spitzmäuserich?" fragte der König, nachdem er eine Weile träumerisch vor sich hingeblickt hatte.

„Majestät", antwortete Meister Franziskus, „in dem Punkt war Gargantua ungerecht. Der Spitzmäuserich wurde zum Tode verurtheilt; und zwar, wegen seines hohen Adels, zum Tode mit dem Schwert; und er war doch nur übertölpelt worden."

„Du gehst ein Bischen weit, Gevatter", brummte der König.

„Nein, Majestät; ich ziele nur ein Bischen hoch. Habt Ihr nicht selber die Kanzel über den Thron gestellt? Ihr habt mich aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich habe sie gehalten, im Geist und nach der Vorschrift des Evangeliums."

„Was meint Ihr, mein lieber Hofprediger", flüsterte ihm die Dame Diana ins Ohr; „wenn ich nun so bösartig wäre, wie Ihr mich hinstellt?"

„Schöne Frau", erwiderte Rabelais, „war es nicht höchste Zeit, den König vor diesen Italienern zu warnen, die wie Mückenschwärme hinter der Königin her sind, Seine Majestät belästigen und unser schönes Land verfinstern?"

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer", sagte ihm der Kardinal Odet ins Ohr, „brennt Euch nicht der Boden von Frankreich unter den Füßen? Seid klug: sucht Euch jenseits der Grenze ein Oertlein!"

„Ich werde bald abreisen, hoher Herr," antwortete Meister Franziskus, „aber in ein besseres Jenseits."

„Beim Fleisch Gottes, Herr Schriftenmacher", sagte der Feldzeugmeister Herr von Montmorency (dessen Sohn, wie Jeder weiß, das Fräulein von Piennes, seine Verlobte, treulos verlassen hatte, um Diana von Frankreich zu heirathen, eine Tochter des Königs und einer Dame von der anderen Seite der Alpen), „beim Fleisch Gottes, Du bist kühn, mein lieber Tintenkleckser. Mit Personen so hohen Ranges hat noch Keiner ungestraft angebunden. Du greifst hoch hinauf, Poetlein, und bei meinem Ritterwort, Du sollst eine Leiter hinaufsteigen . . ."

„Ja, die Himmelsleiter, Herr Connetable. Wenn Ihr aber ein Freund des Staates und des Königs seid, so müßt Ihr mir danken, daß ich den König vor den Lothringern gewarnt habe, diesen hungrigen Ratten, die uns arm fressen."

„Mein Gevatter", sagte ihm der Kardinal Karl von Lothringen ins Ohr, „wenn Du einige Goldgulden brauchst, um das fünfte Buch Deines Pantagruel ans Licht zu bringen, stehen sie Dir gern zur Verfügung, zum Dank dafür, daß Du es dieser Hure des Königs und ihrem Anhang einmal ordentlich gesagt hast."

„Nun, meine Herren", fragte der König, „wie denkt Ihr über die Predigt?"

„Majestät", antwortete Melin de Saint-Gelais, als er merkte, daß Alles wohl zufrieden war, „ich habe in meinem Leben keine bessere pantagrueliſtiſche Parabel gehört." Und nun rühmten alle Höflinge einstimmig den Meister Franziskus, der sich empfahl und auf den Heimweg machte, ehrenvoll begleitet von zwei Pagen, die ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Fackeln vortrugen.

Honoré de Balzac.

Privatmonopol.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat ist wieder einmal allgemein verhaßt; es soll die Abnehmer in unerträglicher Weise terrorisiren. Die Spiritus-Centrale wird nicht so hart getadelt; sie hat auch für die Gesammtindustrie nicht die selbe Bedeutung wie der Kohlenring. Die Industrie fühlt die Macht des Kohlensyndikats wie die Faust eines Riesen, der sie überwältigen will. Die essener Herren dürfen jetzt ja sogar auf eine ihnen günstige Beantwortung der Hüttenzechenfrage hoffen. Als das Reichsgericht in dem Prozeß zwischen der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft und dem Kohlensyndikat entschieden hatte, daß jede Zeche, die von einer Hüttenzeche erworben werde, dadurch die Eigenschaft der Hüttenzeche bekomme, wars ein arger Schlag für das Syndikat, dem die Förderung der privilegirten Hüttenzechen damit entzogen wurde. Die Hütten dürfen ihren eigenen Bedarf aus der Produktion der bevorrechtigten Zechen decken, bevor das Kohlensyndikat an die Reihe kommt. Freiheit von allen Fördereinschränkungen und Umlagen. Diese Sonderstellung der Hüttenzechen hat es dem Syndikat besonders schwer gemacht, seine Lieferungpflichten zu erfüllen. Das Jahr 1906, das Jahr der Kohlenknappheit, brachte dem Syndikat einen Ausfall von 6,61 Millionen Tonnen; um diesen Betrag überstieg die Nachfrage die Leistung. Arbeiter- und Wagenmangel kamen hinzu und das Syndikat hatte ernstlichen Grund zur Klage. Nun ist die Zeit der Hochkonjunktur entschwunden. Ist sies? Das Syndikat widerspricht und dekretirt, bis zum ersten April 1909 müsse die Industrie Hochkonjunkturpreise zahlen. Da es Kohle liefern und versagen kann, braucht es sich um den Geschäftsgang nicht zu kümmern und kann die Preise nach Belieben festsetzen. Das geschah diesmal drei Monate früher als sonst. Diese Eile war kein Zeichen guten Gewissens. Vielleicht fürchtete das Syndikat, wenn es länger warte, einen so sichtbaren Rückgang der industriellen Beschäftigung zu erleben, daß auch bei robustester Rücksichtlosigkeit der Beschluß, die alten Preise beizubehalten, nicht mehr auszuführen war. Jetzt mag die Industrie sehen, wie sie mit der theuren Kohle, bei nachlassender Thätigkeit, fertig wird. Die Rentabilität der dem Syndikat angehörenden Zechen wird kaum leiden. Man braucht nur die Reihe der stattlichen Dividenden (bei zwanzig Kohlenaktiengesellschaften war keine Dividende niedriger als 11 Prozent) zu mustern, um über das Schicksal dieser Unternehmen beruhigt zu sein. Die Steigerung der Holzpreise und die Erhöhung der Arbeiterlöhne werden den Ertrag nicht so schmälern, daß die Aktionäre nicht auf ihre Rechnung kommen. Die einzelne Bergwerksgesellschaft braucht auf die Bedürfnisse der Gesammtindustrie nicht Rücksicht zu nehmen. Aber das Syndikat soll doch eine vernünftige Preispolitik treiben; ist es vernünftig, auf anderthalb Jahre hinaus Preise festzulegen, die aus der Zeit hellsten Glanzes stammen? Jeder ernste Politiker muß mit Thatsachen rechnen. Eine Th sache ist, daß die Konjunktur nachläßt. Damit muß also auch die Industriepol rechnen und deshalb die Herabsetzung der Rohmaterialpreise fordern.

Das Kohlensyndikat herrscht seit dem Jahr 1893; bis in das Krisenjahr 19 war gegen diese Herrschaft nichts Wesentliches einzuwenden. Als das Unheil gonnen hatte, erwartete man, das Syndikat werde die Preise herabsetzen, um d Industrie in schwerer Zeit das Leben zu erleichtern. Aus Essen aber kam die Bo schaft, das Syndikat habe während der Hochkonjunkturzeit die Preise so niedrig

halten, daß an Herabsetzung nun nicht mehr zu denken sei. Das machte böses Blut; einmal, hieß es, war die Syndikatspolitik sicher falsch: entweder während der Hochkonjunktur oder beim Beginn der Krisis. Die Preise, namentlich die von einem Syndikat festzusetzenden, haben sich nach der allgemeinen Geschäftslage zu richten. Gegen diesen Satz hat das Kohlensyndikat schon vor sechs Jahren verstoßen. Und heute wiederholt es den Fehler. Die Kohlenpreise, die bis April 1909 gelten sollen, sind um durchschnittlich eine Mark für die Tonne höher als die Notirungen des Jahres 1906, das für die Industrie ein Jahr der Wonne war. Jetzt, bei sinkender Konjunktur, soll sie ihr Brot noch theurer bezahlen. Oft heißt es, die Löhne und Selbstkosten seien, seit das Kohlensyndikat herrscht, mehr gestiegen als die Verkaufspreise. Das ist richtig; die Ausgaben wachsen eben stets rascher als die Einnahmen (wenn nicht besondere Gemeinschaften für die Verminderung der Selbstkosten sorgen). Das Kohlensyndikat fühlt sich wieder. Den Prozeß gegen den Phoenix hat es in der Zweiten Instanz gewonnen. Die Phoenix-Gesellschaft hat sich die Zeche Nordstern angegliedert, um, ungehindert vom Syndikat, den sehr beträchtlichen eigenen Kohlenbedarf decken zu können. Phoenix ist Hüttenzeche; nach der Reichsgerichtsentscheidung im deutsch-luxemburgischen Streit war anzunehmen, daß das Bergwerk Nordstern durch die Angliederung an den Phoenix die Eigenschaft einer Hüttenzeche bekommen werde. Nordstern aber ist ein so fetter Bissen, daß sich das Kohlensyndikat ihn nicht ohne Widerstand wegschnappen lassen wollte; deshalb ging es wieder an die Gerichte. Die Erste Instanz wies die Klage ab; das Oberlandesgericht in Hamm aber entschied für das Syndikat und gegen den vom Reichsgericht verkündeten Grundsatz. Das Kartell triumphirte; denn das Oberlandesgericht in Hamm sagte, das den Hüttenzechen eingeräumte Vorrecht gebühre nur den bei Abschluß des Syndikatvertrages den Hütten schon gehörigen Zechen, nicht aber erst später erworbenen Bergwerken. Wenn der Spruch von Hamm bindende (richtiger: lösende) Kraft erhielte, wäre nicht allein der Phoenix schwer geschädigt: Hütten und Zechen könnten sich dann zur Förderung eigener Kohle überhaupt nicht mehr vereinen. Dann wäre die Macht des Kohlensyndikates beinahe schrankenlos und Mancher könnte fragen, ob ein solches Privatmonopol nicht besser durch ein Staatsmonopol ersetzt werde. Freilich kann eine Plenarentscheidung des Reichsgerichtes die Hüttenzechenfrage noch anders beantworten. Einstweilen zeigen beide Parteien sich zuversichtlich gestimmt. Die Phoenix-Gesellschaft hat die für 1906/07 festgesetzte, um 2 Prozent gegen das Vorjahr erhöhte Dividende den Aktionären ausgezahlt; wenn der Vorstand mit der Möglichkeit eines anderen leipziger Spruches rechnete, hätte er den Aktionären in der Generalversammlung wohl empfohlen, auf einen Theil des Gewinnes zu verzichten und einen entsprechenden Betrag in Reserve zu stellen, um gegen die Folgen eines ungünstigen Schlußurtheiles gerüstet zu sein. Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund hat an die Presse eine Darstellung verschickt, als deren Verfasser er nicht genannt sein wollte und die man als eine Rechtsbelehrung hinnehmen sollte. Da hieß es, der Fall Phoenix liege anders als der Fall Luxemburg und das Reichsgericht könne deshalb, ohne Plenarentscheidung, im zweiten Fall anders als im ersten urtheilen. Ob Das möglich wäre, weiß ich nicht; unmöglich aber bliebe in jedem Fall die Umwandlung von Zechen in Hüttenzechen. Der bergbauliche Verein hat die Interessen jedes einzelnen Unternehmens zu vertreten und ist nicht das offizielle Sprachrohr des Kohlensyndikates. Daß er in einem

Rechtsstreit für das Syndikat und gegen die Freunde von Phoenix-Nordstern das Wort führt, beweist, wie groß die Macht der Essener schon geworden ist.

Die Absicht, den Kohlenbergbau zu verstaatlichen, ist auf heftigen Widerstand gestoßen. Der Fiskus treibt ja keine bessere Preispolitik als das Syndikat. An der Saar und in Oberschlesien hat er genommen, was er kriegen konnte. Gegen das erste Syndikatsjahr 1894 stieg im Jahr 1905 die Ruhrkohle um 2,06, die Saarkohle um 2,78 Mark. Dabei hatte der Staat nicht etwa höhere Löhne zu zahlen als die Privatindustrie. Privatabnehmer sind von den hohen Preisen des Staates freilich nicht so hart getroffen worden wie von denen des Syndikates. Der Fiskus ist zum guten Teil sein eigener Lieferant, und was die Eisenbahnen für die fiskalischen Kohlen zahlen müssen, bleibt schließlich im selben Topf. Wenn der Staat auf die Preisbewegung der Kohle einwirken will, muß er seine Taktik den Bedürfnissen der Industrie und der anderen Kohlenverbraucher anpassen. Das Kohlensyndikat erkennt keine Instanz an, der es Rechenschaft schuldet; die Regirung aber ist dem Parlament Rechenschaft schuldig und würde sich durch eine unvernünftige Preispolitik harten Tadel zuziehen. Die Kohle ist ein zu wichtiges Rohmaterial, als daß man sie der Willkür eines sein Monopol rücksichtlos ausnützenden Syndikates preisgeben dürfte. Das neue preußische Berggesetz ist zu spät gekommen, um noch ein ausgedehntes Kohlengebiet für den Staat retten zu können. Die Holländer waren früher auf dem Posten als wir. Schon im Jahr 1903 wurde ein Gesetz erlassen, das in der Provinz Limburg auf die Dauer von sechs Jahren die Ertheilung von Bergwerkseigenthum an private Unternehmer hinderte; und jetzt soll die Muthungsperre auf ganz Holland ausgedehnt werden. Dann sind die unterirdischen Schätze dem Zugriff Privater entzogen und der Staat hat frei über das noch unerschlossene Montangebiet zu verfügen. Man behauptet, die Bemühung deutschen Kapitals, in Holland sich Gewinnmöglichkeiten zu sichern, habe den Anlaß zu dem erwähnten Gesetzentwurfe gegeben. Der Aachener Hüttenaktienverein Rothe Erde, der zum gelsenkirchener Concern gehört, habe Konzessionen zur Ausbeutung von Kohlenbergwerken auf holländischem Gebiet zu erlangen gesucht und dadurch im Haag Mißtrauen erregt. Wahr oder falsch: die Niederländer rüsteten sich rechtzeitig gegen die Gefahr eines Privatmonopols. Und wenn das Syndikat bei seiner Preispolitik bleibt, wird auch in Deutschland wieder nach der Verstaatlichung gerufen werden. Von den Sympathien aus der Zeit des Hiberniastreites haben die essener Herren viele verscherzt. Mancher, der damals jeden Gedanken an Fiskalisirung schroff abwies, ließe heute schon mit sich reden. Jede Botschaft von neuen Preissteigerungen erregt neuen Aerger; auch die, daß für die nächstjährigen Abschlüsse vom Kohlenkontor die Preise um eine halbe Mark erhöht worden sind. Der Wunsch, dem Staat Einfluß auf die Gestaltung der Kohlenpreise zu schaffen, gewinnt immer weitere Kreise. Das ist eine Folge der vom Syndikat in letzter Zeit getriebenen Politik. Noch ist an eine Aenderung der Verhältnisse nicht zu denken. Der Vertrag des Syndikates läuft bis ins Jahr 1915 und heute beherrscht es die Produktion, den Handel und die Transportwege. Leicht wird es nicht sein, diesen Ring zu brechen; aber vielleicht gelänge es den Fiskus im Bunde mit den Konsumenten, einem Gegentrust, der stark genug wäre, um mit den stolzen Herren von Rhein und Ruhr den Kampf wagen zu können. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Dezember 1907.

Parlando.

Das Blockgebild will seine Haltbarkeit erweisen; das Centrum zeigen, daß es auch in der Zeit unsanfter Behandlung dem Reich giebt, was des Reiches ist. Für die Verbündeten Regirungen keine unbequeme Situation. Am dritten Dezember schrieb ichs. Am vierten gabs Lärm. Im Reichstag wurde die Sitzung nach einstündiger Dauer geschlossen und abends las der ruhige Bürger, der Block sei gesprengt und der Reichskanzler werde zurücktreten. Der Schmerz war kurz; noch am selben Abend kam tröstende Botschaft und am nächsten Mittag war, fünfundzwanzig Minuten nach Eins, der Friede fertig. „Wir sind entschlossen, die Blockpolitik des Herrn Reichskanzlers, so weit es sich mit unseren Grundsätzen verträgt, ehrlich und aufrichtig mitzumachen; unsere vertrauensvolle Stellung zu der Politik des Herrn Reichskanzlers und unser Verhältniß zum Block hat sich nicht geändert." (Herr von Normann für die vier konservativen Fraktionen.) „Wir vertrauen, daß der Herr Reichskanzler die durch die Reichstagsauflösung vom dreizehnten Dezember 1906 eingeleitete Politik im nationalen Interesse weiterführen wird, und sind bereit, ihn darin zu unterstützen." (Herr Bassermann für die Nationalliberalen.) „Wir sind einmüthig gewillt, die Blockpolitik weiter zu unterstützen, unter Wahrung unserer politischen Grundsätze." (Herr Dr. Wiemer für die drei freisinnigen Fraktionen.) Ein Vertrauensvotum der Mehrheit; nach dem Muster parlamentarisch regirter Länder. War es nöthig? Keine der acht Fraktionen, die sich fast ein Jahr lang nun schon für Bundesgenossen ausgeben, hatte dem Kanzler ihr Vertrauen entzogen; keine seiner Rhetrenkunst den fälligen Applaus versagt. Wozu also der Lärm? Zwei Staatssekretäre, die Herren von Stengel und von Tirpitz, hatten das Centrum so laut gelobt, daß Herr Spahn sagen durfte, die „nationale Thätigkeit" seiner Fraktion sei in

den Reden der beiden Herren „voll anerkannt“ worden. Dieser Flirt war nicht gerade angenehm, ließ sich aber ertragen. Schwerer schon das Aergerniß, das durch die Reden zweier zum Bundesrath bevollmächtigten preußischen Minister entstand. Freiherr von Rheinbaben behauptete, der Abgeordnete Bassermann handle nach dem Grundsatz: „Ich kenne die Gründe der Regirung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Er bespöttelte (wohl allzu ausführlich) die von Bassermann empfohlenen Steuerpläne (Reichsvermögen- und Wehrsteuer) und behandelte die Nationalliberalen recht von oben herab. Die Konservativen riefen während dieser Zeit „Sehr richtig!“ (zwanzigmal), „Bravo!“ (viermal), „Hört! Hört!“ (neunmal) und spendeten am Schluß der Rede „lebhaften, wiederholten Beifall.“ Am Schluß einer Rede, die dem Centrum behagt und die Liberalen geärgert hatte. Herr Dr. Paasche antwortete: „Ich will feierlich Verwahrung dagegen einlegen, daß der Herr Finanzminister mit vornehmer Handbewegung das Resultat unserer reiflichen Ueberlegung bei Seite schiebt, als ob wir Vorschläge gemacht hätten, die als dem Staat, dem Reich gefährlich zu betrachten seien!“ Das klang nicht nach Eintracht. Noch weniger das Wortgeplänkel zwischen Konservativen und Freisinnigen und die Auseinandersetzung der Herren von Einem und Paasche. (Da ein paar freundliche Worte, die der Erste Vicepräsident des Reichstages bei diesem Anlaß über meine Arbeit sprach, auf persönliche Motive zurückgeführt worden sind, muß ich erwähnen, daß ich Herrn Dr. Paasche vier- oder fünfmal bei Bekannten getroffen, seit dem März nicht mehr gesehen und vor seiner Rede niemals, auch nicht schriftlich, mit ihm den Gegenstand meines Prozesses erörtert habe.) Der Hörer mußte sich fragen, warum unter Leuten, die zusammen arbeiten wollen, so heikle Dinge nicht im stillen Stübchen oder am Nordseestrand erledigt worden seien; warum sie dem Feinde den Anblick hadernder Bundesgenossen gönnten. Der Kanzler konnte die Getreuen zu sich bitten und im Kämmerlein sie dringend ersuchen, hinfüro sänftiglicher mit einander zu verfahren. Die Kollegen und die noch Getreueren im Parlament. Wozu vor dem Volke der Lärm?

Intriguen, tuschelte Mancher; der arme Kanzler hat den Feind im Haus und wird erst Ruhe bekommen, wenn noch mindestens drei Excellenzen den dunklen Weg Podbielskis und Posadowskys gegangen sind. Unwahrscheinlich. Die Herren von Stengel, von Tirpitz, von Rheinbaben träumen sicher nicht von Kanzlerglorie; wissen auch nicht, ob nach Bülow ein ihnen Bequemerer käme und sollten dem Listenreichen nach dem Leben trachten? Nein: auch mit dem besten Willen könnten sie sich nicht in einen Zustand gewöhnen, der ihnen das Geschäft so arg erschwert. Sie sollen ja Etwas leisten und kommen mit schönen

Reden über „die Verbindung von altpreußisch-konservativer Thatkraft und Zucht mit deutschem, weitherzigen liberalen Geist" nicht um eines Fußes Breite vorwärts. Steuern, Flotte, Börse, Vereinsgesetz: Centrum und Konservative würden leicht einig. Doch die Straße ins Lager der Katholikenpartei ist gesperrt. Die Bassermannischen wollen direkte Reichssteuern (ob der deutsche Süden heute dafür zu haben wäre, ist zweifelhaft), mehr Kriegsschiffe (daß ein Wittelsbacher sich schroff von dem General Keim abkehrt und sich dabei auf die Volksstimmung beruft, könnte die Hitzigsten kühlen), ein modernes Vereinsrecht und ein Börsengesetz, das der Industrie und dem Handel breiten Spielraum läßt. Mit gerunzelter Stirn hören die Normannischen solche Wünsche. Und die Stengel, Rheinbaben, Tirpitz beseufzen die Noth der Zeit. „Die Freisinnigen weigern das für Heer und Flotte Erforderliche nicht mehr. Die Handelsverträge laufen lange Jahre; für Tarifkämpfe ist also kein Raum. Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Die Konservativen waren Jahre lang des Centrums Bundesgenossen; warens gestern noch: und sollen heute die Partei bekriegen, die sie für ihre Agrarpolitik nicht entbehren können? Unter einem Banner mit Denen marschiren, die ihnen seit dreißig Jahren mit steigender Wuth Brotwucher, Fleischwucher, Schnapswucher und andere Todsünde vorwerfen? Etwa im Reichstag kosen und im Landtag Kugeln wechseln? Die neue Mehrheit soll aus Konservativen, Agrariern, Antisemiten, Nationalliberalen, Freisinnigen bestehen. Auf dem Papier stimmts; in der Praxis des Reichsgeschäftes nur, so lange nichts Beträchtliches unternommen wird." Das war vor einem Jahr hier zu lesen. Just so ists gekommen. Die Blockrinde bleibt dürr. Das Gebild aus Menschenhand ähnelt dem Dreibund: ist, wie er, nur für die Stunden der Illumination verwendbar. Wird vom Kanzler auch eben so behandelt. Die Erklärungen der drei Führer klangen ungefähr wie die Tischreden, wenn die Herren aus Berlin, Wien und Rom wieder einmal acte de présence machen. Nicht sehr ernsthaft; aber für den Augenblick wirkts auf die Masse, der ein Wortschall genügt.

Dazu der Lärm. Im Kämmerlein wäre es ohne die Verständigung über ein Programm nicht gegangen. Vor versammeltem Kriegsvolk half man sich mit Weihesprüchen. „Unter Wahrung unserer politischen Grundsätze": der einschränkende Satz lehrt, was von dem Bündniß der Herren von Kröcher und Kaempf zu hoffen ist. Haben sie einen gemeinsamen Steuerplan? Nein. Der Vereinsrechtsreform, dem neuen Börsengesetz kann Einer von Beiden nur knirschend zustimmen. Ein Weilchen mag die Herrlichkeit trotzdem noch währen. Vielleicht. So lange es den Kanzler der Mühe werth dünkt. Weil Alle

engagirt sind und Keiner als der durch Lamis Schusterjungen berühmt gewordene Karnickel, „der angefangen hat", verschrien sein möchte. Auf die Dauer ist mit einer Parteienkoalition und deren Vertrauensvoten aber nur da zu regiren, wo der Volkswille die Gewährung des Parliamentary Government erzwungen hat. Wenn die Freisinnigen wüßten, daß ihnen das Recht auf eine Machtparzelle nur von den Wählern, nicht von hohem und höchstem Belieben entrissen werden kann, ließen sie mit sich reden. Jetzt müssen sie fürchten, morgen wieder in finsterer Kälte zu sitzen; und deshalb „die Grundsätze wahren". Vor einem Jahr schien man oben eine Woche lang entschlossen, die Regirung zu parlamentarisiren; zwei Reichsämter und zwei preußische Ministerien Abgeordneten einzuräumen. Die Vier hätten, schon um im Warmen zu bleiben, für ein Programm gesorgt und ihre Fraktionen bei der Stange gehalten. Wenn vom Ziel her die Macht winkte, war die innere Einigung möglich; nur dann. Und war dieser Entschluß nicht zu erwirken, so mußte man der Centrumsschaar für alle Fälle die Thür offen lassen. Noch im Februar meinte ich, Fürst Bülow sei zu geschmeidig, um sich der stärksten Partei unversöhnlich zu verfeinden, und werde auf die Frage, ob er fortan nun gegen die Schwarzen regiren wolle, prompt antworten: „Nur an das Reich werde ich denken, nicht an irgendeine Fraktion; keiner feindsälig, keiner dienstbar mich zeigen. Ich werde fordern, was mir nöthig und nützlich scheint, und kann keiner Partei zutrauen, daß Sentiment oder Ressentiment, daß Neigung zu oder Abneigung von einer Person ihr Urtheil über das dem Reichsgeschäft Zuträgliche färben wird." Er hat nicht so gesprochen. Sein Wort deutet stets auf die Kluft, die ihn von den Schwarzen, den Freunden seiner ersten sechs Kanzlerjahre, trennt. Er kann nicht anders, heißts; wer nach dem Geschehenen mit dem Centrum paktiren will, zwingt das Reich und den Kaiser in das Joch zurück, das im vorigen Julmond abgeschüttelt ward. Das darf nicht sein: also muß Bülow Kanzler bleiben. Nur seine Behutsamkeit weiß mit dem Block umzugehen. Jeder Kanzlerwechsel bereitet den Triumph der Spahn und Gröber vor. Deshalb wird dem gefeierten Fürsten, sobald ers heischt, das Vertrauen der Mehrheit votirt.

Das nützt nur nicht viel. Verba et voces: davon wurde noch nie Einer satt. Mißmuthig laufen die Leute herum und seufzen über die schlechte Zeit. Die neunzig Männer der konservativen Gruppen über die Unnatur eines Zustandes, der ihnen ohne Entgelt, unter Opfern sogar noch, die Pflicht auferlegt, dem zuverlässigsten Bundesgenossen fern zu bleiben. Sie müssen den Zentrumskerfeinden ins Antlitz lächeln, liberalen Wünschen (winzigen freilich nur) zuvorkommend willfährig zeigen und dürfen nicht dreinfahren, wenn Uhlands „demokratisch

Oel" (most horrible!) vom Bundesrathstisch träuft. Mit den Hundertzehn, über die das Centrum verfügt, hätten sie eine im Innersten einige Mehrheit und könnten nach Herzenslust Geschäfte machen. Wer hemmt sie? Der Kanzler. Dessen Stärke ist, daß nur er mit dem Block zu wirthschaften vermag. An die Dauerbarkeit dieses Nothgebildes glaubt aber kein Mensch; nicht rechts, nicht links und erst recht nicht in der Mitte. Die zum Bundesrath Bevollmächtigten und die vom Volk Abgeordneten lächeln auguriſch, wenn auf die Einheit der Majorität die Rede kommt, und fragen unter vier Augen, wie lange der schlaue Zauberer das Spiel wohl noch treiben könne. Er ist klüger als Alle ringsum; und wird deshalb gewiß nicht warten, bis die Spatzen vom Kuppeldach pfeifen, daß nur Einer die Rückkehr zu leidlich produktiver Arbeit hindert. Die Vertrauenssprüchlein haben den Status nicht geändert; nur gezeigt, daß ein Gertenhieb die Ermattenden noch einmal auf die Beine brachte. Vielleicht gelingt während der Weihnachtferien die Einigung über ein schmales Winterprogramm. Das Centrum hält sich bereit. Keine Rachsucht, kaum eine Erörterung erlittenen Unglimpfes: sachliche Politik. Eine ihm widrige Wendung braucht es nicht zu fürchten; für allzu Modernes, mit dem Geiste der Römerkirche Unverträgliches wären Konservative und Antisemiten, Bauern und Handwerker nicht zu werben. Und ein Jahr nach der großen Aechtung haben zwei Staatssekretäre die „nationale Thätigkeit der Centrumspartei voll anerkannt". Also sprach Spahn.

Nachzuahmen, erniedert einen Mann von Kopf. Der bloc der Combes und Clemenceau hatte eine Aufgabe und ein Ziel. Die Grundmauern der Kirche brechen und nach dem Sturm die Beute theilen: so hieß drüben die Losung. Entchristlichung des Landes und Erraffung der fettesten Pfründen. Damit ließ sich leben. Läßt sichs heute noch; trotzdem die vom Klosterraub erhoffte Milliarde in Rauchringe zerflattert und manches Streberſehnen enttäuscht ist. Gehts gut, dann belohnt eines Tages ein Portefeuille den Eifer; und auch eine Unterpräfektur ist schließlich nicht zu verachten. Bei uns? Ein paar Monate lang hat wenigstens eine Negation die einander im Innersten fremden Gruppen vereint. Das ist auch schon vorbei. Mißmuthig laufen, unterm höhnenden Blick der geduldigen Schwarzen, die Leute herum, fühlen sich im Phrasierland unbehaglich und denken sacht an den Rückweg ins alte, liebe Revier.

*

Im April 1906 habe ich den Herren Loubet und Briſſon hier eine kleine Geschichte nacherzählt. Wilhelm der Zweite, hieß es darin, wollte am Schluß der Reise, die ihn 1904 ins Mittelmeer führte, in Italien mit dem Präsidenten der Französischen Republik zusammentreffen. Victor Emanuel

aber die (geringe) Last der Einladung nicht auf sich nehmen. „Vielleicht, weil er fürchtete, die französische Regirung könne abwinken; vielleicht, weil seine Minister ihm ins Ohr sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich versagt und darob, plaudert Herr Emil Loubet, sei der Kaiser in Harnisch gerathen; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Wenn Victor Emanuel den postillon d'amour gespielt oder auch nur dem Zufall nachgeholfen hätte, wäre Europen ein Jahr des Mißvergnügens erspart geblieben. Denn Loubet, er sagt es selbst, war bereit, dem Kaiser, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen; und von solchem Stelldichein führte kein Weg nach Tanger." Vor dem Amtsgericht habe ich, am sechsundzwanzigsten Oktobertag, noch einmal an diese Geschichte erinnert. „In Frankreich war man über die deutsche, in Deutschland über die französische Stimmung getäuscht worden; von schwärmenden Friedenstiftern. Als dann herauskam, daß man in Frankreich noch lange nicht so weit ist, daß nach solcher Zusammenkunft der Staatshäupter nur alte Wunden wieder aufbrechen würden, da gab es Verstimmung. Daß aus der Entrevue nichts wurde, empfand man wie eine Brüskirung. So wars aber gar nicht gemeint. Die Franzosen können noch nicht vergessen. Diese Dinge lassen sich nicht forciren. Und wer hatte die französische Stimmung am berliner Hof so merkwürdig falsch geschildert? Der Freund des Schloßherrn von Liebenberg. (Nicht mit eigenem Mund.) Gewiß: die Herren wollten den Frieden; aber ihr Uebereifer, ihr Dilettantismus hat uns der Kriegsgefahr näher gebracht, als wir ihr je vorher waren." Ist in diesen Sätzen gesagt worden, die Vereitelung der Zusammenkunft habe die Kriegsgefahr heraufbeschworen? Weder gesagt noch angedeutet. Der Reichskanzler muß irgendwo aber diese Behauptung gefunden haben: denn er hat ihr im Reichstag widersprochen. „Ganz unerfindlich ist mir, wie man von einer im Jahr 1904 bestandenen Kriegsgefahr hat sprechen können. Weil es zu keiner Begegnung gekommen wäre zwischen Seiner Majestät dem Kaiser und dem Präsidenten der Französischen Republik? Darum Krieg? Keiner der Betheiligten hat daran gedacht und auch nur denken können. Gewiß hat die gleichzeitige Anwesenheit des Kaisers und des Präsidenten im Mittelmeer den Gedanken an eine Begegnung zwischen Beiden entstehen lassen. Dieser Gedanke ist aber niemals über den Bereich guter Wünsche hinausgediehen; es hat keine Aufforderung stattgefunden; es ist keine Ablehnung erfolgt." Das ist wörtlich (allzu wörtlich) richtig; und widerlegt meine Darstellung nicht Daß der Wunsch nicht erfüllt wurde, trübte die berliner Stimmung; konnte natürlich aber keinen Anlaß zum Krieg bieten. Der kam erst, als die Friedlichen

weiter dilettirt und Versöhnung gepredigt hatten. Doch darf der Chronist nicht vergessen, daß diese Fahrt ins Mittelmeer die Aera schloß, in der Marokko uns noch, wie in den Tagen der Madrider Konferenz, Hekuba war. Die doppelte Kriegsgefahr hat der Kanzler nicht bestritten; als er darüber sprach, hat er die Worte besonders sorgsam gesetzt. „Um Marokko hätten wir so wenig Krieg geführt wie 1870 um die spanische Thronkandidatur. Das Eine aber wie das Andere konnte der Anlaß werden, unsere Ehre, unser Ansehen, unsere Stellung in der Welt zu vertheidigen. So weit während der Marokkowirren eine schleichende Kriegsgefahr vorhanden war, ist die Sache in Algesiras diplomatisch geregelt worden." Vergleich mit 1870. Wer nicht ganz taub ist oder sich das Ohr absichtlich verstopft, muß den Sinn dieser Sätze verstehen.

Noch ein anderes Geschichtchen hatte ich, nicht zum ersten Mal, erzählt; ein minder beträchtliches. Wie Frau von Bülow aus Rom nach Wien kam und den Grafen Philipp zu Eulenburg bat, ihrem Mann das onus des Staatssekretariates zu ersparen. Dieses Geschichtchen nannte der Kanzler „erfunden". Die Persönlichkeit, von der ichs vor fünf Jahren erfuhr, will noch jetzt ihren Eid dafür einsetzen, daß Frau von Bülow es in ihrer Gegenwart erzählt hat. Vielleicht war die anmuthige Botschafterin nicht nur mit dem Programm dieser Bitte aus Italien gekommen; der offizielle Reisezweck mag ein Besuch beim wiener Arzt gewesen sein. Soll man um Kleinigkeit feilschen? (Auch in der hübsch garnirten Geschichte, die Fürst Bülow aus Bismarcks Sterbezimmer mitgebracht hatte, stimmt ja nicht Alles. An den Wänden dieses Zimmers, dessen Einrichtung seit Ottos Tode doch sicher nicht geändert worden ist, hing nicht nur Uhlands, hing seit Jahren auch Schweningers Bild.) Das Wichtige hat der Kanzler auch in diesem Fall nicht bestritten: daß er in Rom bleiben, auf klugen Rath sich nicht als Chlodwigs Gehilfen in die vorderste Feuerlinie stellen, daß Eulenburg ihn in Berlin, als Marschalls Nachfolger, haben wollte und daß es damals eine Geheiminstanz gab, die bei den Personalgeschäften mitwirkte. Uebrigens muß jeder Verständige Diplomaten das Recht einräumen, auch richtigen Angaben, wenn die Staatsraison es verlangt, ohne Zaudern zu widersprechen. Nicht jede Wahrheit darf aus dem Busen eines hoch Beamteten ans Licht. Da dräut nicht nur der Schrecken des Arnimparagraphen. Da gehts um die Gunst; und oft um die Existenz. Ein Monarch kann nie im Unrecht sein; Minister werden immer in Gnaden entlassen, immer auf ihren Wunsch; und Nebenregirungen gehören ins Märchenreich. Was nicht zugestanden werden darf, wird mit heitерster Kindermiene abgeleugnet. „Gut, daß es mal gesagt ist", meinte Bismarck; „aber ich muß pflichtgemäß dementiren."

Auch dem Gerücht, am Hof des Ahns oder des Enkels gebe es eine Kamarilla, hätte er widersprochen. In seinem nachgelassenen Werk liest mans dennoch anders. Wie denkt Fürst Bülow darüber? „Ich halte es für ungerecht und unbillig, von einem Ring unverantwortlicher Rathgeber um unseren Kaiser zu sprechen." (Das ist zuerst leider im Dunstkreis des Hofes geschehen.) „Versuche Einzelner, Einfluß zu gewinnen, kommen überall vor." (Sehr richtig!) „Aber wie muß ein Monarch beschaffen sein, unter dem eine Kamarilla sich entwickeln und Einfluß gewinnen kann? Die erste Voraussetzung für das Gedeihen dieser Giftpflanze ist doch Abgeschlossensein und Unselbständigkeit des Monarchen." (Sehr richtig!) „Nun hat man ja unserem Kaiser manchen Vorwurf gemacht, wie man jedem Menschen diesen oder jenen Vorwurf macht; aber daß er sich abschließe im Verkehr, daß er keinen eigenen Willen habe: Das ist meines Wissens ihm noch niemals vorgeworfen worden." (Heiterkeit.) „Also ich denke, es ist an der Zeit, das Gerede und Geraun und Geflüster über Kamarilla nunendlich einzustellen". So langs am Donnerstag. Freitag: „Der Herr Abgeordnete Bebel hat gemeint, Kamarilla und ähnliche betrübende Erscheinungen kämen nur in Monarchien vor, kämen nur bei uns vor, aber nicht in parlamentarisch regirten Ländern, nicht in Republiken. Ach, Du lieber Himmel! Ich habe einen Theil meines Lebens in ganz parlamentarisch regirten Ländern zugebracht, ich habe auch in Republiken gelebt und kann den Herrn Abgeordneten Bebel versichern, daß Intriguen und Hintertreppeneinflüsse dort noch ganz anders blühen als bei uns. Es giebt nicht nur eine höfische, sondern auch eine rothe Kamarilla." Macht Euch einen Vers daraus. Und werft das häßliche Wort dann in die Rumpelkammer. Daß ein Mann von der Beweglichkeit Wilhelms des Zweiten auch mal mit Unverantwortlichen über Staatsgeschäfte redet, ist nur natürlich; ist ganz sicher kein Unglück. Er miede sie, wenn er in sich ihres Einflusses Spur fände. Doch Jeder ist, Klein oder Groß, solchem Einfluß offen; meist spürt selbst der Größte ihn eben nur nicht. Das Urtheil unserer Köchin, haben Molière und Mill gesagt, wirkt auf uns. Auf den stolzesten Herrn die pfiffige Rede, der anbetende Blick des Dieners. Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi: spricht Lessings abenteuernder Chevalier. Auf einer Jagd oder Spazirfahrt, beim Diner oder im Museum bietet sich die Gelegenheit, einen Vorgang zu färben, einem lästiger Mann einen Ekellappen ans Zeug zu flicken. Wird es so plump gemacht, daß der Gekrönte die Absicht merkt, dann schwindet die Gefahr. Solche Absicht submissest zu bergen, ist des Höflings feinste Kunst. Von je her haben die Völker drum in Bangniß gefragt, wer auf steiler Höhe mit den Königen hause.

Ein Todesurtheil.

Nun sind schon Wochen darüber hingegangen, doch immer wieder lebt mit gleicher erschreckender Deutlichkeit der Moment in meiner Erinnerung auf, in dem in später Abendstunde des sechsundzwanzigsten Oktober der Obmann der hirschberger Geschworenen das „Ja" verkündete und damit das Todesurtheil über einen Mann sprach, an dessen Schuldlosigkeit ich keinen Zweifel hatte und habe. Der Staatsanwalt hatte erklärt, ich stände mit meiner Ueberzeugung allein in dem Saal. Ich kann ihn versichern, daß er sich irrte und daß gewichtige Stimmen urtheilsfähiger Männer mit mir durch den Muth, dieses Urtheil zu fällen, erschüttert waren. Aber die Oeffentliche Meinung, so weit sie sich durch flüchtige Lecture der die Ergebnisse einer sechstägigen Gerichtsverhandlung knapp zusammenfassenden Zeitungberichte bilden konnte, stand allerdings mit großer Majorität auf seiner Seite. Brauche ich Schillers Demetrius zu citiren („Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!"), um dieser Beweisführung ihr Gewicht zu bestreiten? Vielleicht nützt es aber dem Unglücklichen, dessen Schicksal jetzt an dem dünnen Fädchen einiger Rügen formaler Rechtsverletzungen hängt, wenn diese Oeffentliche Meinung seine Sache einmal auch von einer anderen Seite zu sehen bekommt. Und jedenfalls scheint mir der Fall geeignet, frappante Schlaglichter auf die Schwierigkeiten zu werfen, die unser Strafprozeßrecht der Freisprechung eines nichtschuldigen Verdächtigen bereitet oder bereiten kann. Deshalb, und weil das Gesetz, das die Garantien für den Schutz der höchsten menschlichen Güter, Leben, Freiheit, Ehre, Vermögen, gegen den Irrthum „von Rechtes wegen" zu schützen bestimmt ist, noch immer nicht „reformirt" ist und auch für diese Reform Manches aus dem vorliegenden Fall gelernt werden kann, sei mir gestattet, hier ein paar Glossen zu dem „schmiedeberger Mordprozeß" zu veröffentlichen, in dem ich den Sohn des Ermordeten, den Chemiker und Landwirth Max Klein, vertheidigte, weil er angeklagt war, seinen Schwager Fritz Bergmann zur Ermordung seines Vaters angestiftet zu haben. Ich biete der Kritik: „Vertheidiger-Autosuggestion!" ruhig die Stirn. Ich weiß aus einem an psychologisch merkwürdigen Fällen nicht eben armen dreiundzwanzigjährigen Berufsleben, daß auch wir Vertheidiger von unseren Klienten belogen werden, aber ich weiß auch, daß sich uns, in langen Unterredungen mit dem Angeklagten in der Gefängnißzelle, sein Wesen unendlich viel klarer und zuverlässiger erschließt als dem Staatsanwalt, der ihn gewöhnlich zum ersten Mal, unfrei und befangen gegenüber dem verwirrenden Apparat der Hauptverhandlung, auf der Anklagebank sieht. Und ich will zur Begründung meiner Ansicht und zur Bekämpfung eines Spruches, den ich für einen Justizmord halten müßte, wenn er rechtskräftig würde, nicht meine Ueberzeugung, sondern Thatsachen sprechen lassen.

Bei Schmiedeberg im Riesengebirge liegt der Staudenhof, ein stattliches schuldenfreies Anwesen. Dort lebten im Jahr 1902 Eduard und Gustav Klein; als Brüder, aber nicht brüderlich. Eduard Klein, damals einundsechzig Jahre alt und in Folge eines Augenleidens nah am Erblinden, scheint ein schwer umgänglicher, mißmuthiger und mißtrauischer Herr gewesen zu sein. Seine Wirthschafterin durfte die von ihm bewohnten Zimmer nur zu bestimmten Stunden betreten. Die Mahlzeiten mußte sie ihm gewöhnlich vor die Thür stellen oder er holte sie sich auch selbst aus der Küche. In seinem Zimmer sahs wild aus. Bücher, Papiere und eine

Anzahl Flaschen und Fläschchen, in denen er chemische Experimente machte, standen und lagen durch einander und durften nicht angerührt und nicht abgestaubt werden. Ein erbitterter Groll stand zwischen ihm und seinem Bruder Gustav, der mit seiner Frau und seinem Sohn, dem jetzt zum Tode verurtheilten Max, einen anderen Theil des Staudenhofs bewohnte. Sachliche Fragen über die Bewirthschaftung und Verwerthung des gemeinschaftlichen Besitzes gaben zu fortwährenden Reibungen zwischen den Brüdern Anlaß. Die ausweichende Unentschlossenheit, die ein Grundzug im Charakter Gustav gewesen zu sein scheint, wurde von Eduard als Unaufrichtigkeit und Feindsäligkeit empfunden. Gegen die Schwägerin empfand er tiefe Antipathie, die von ihr redlich erwidert wurde. Nur mit Max Klein stand er gut. Ihm schrieb er lange Briefe, ihm klagte er sein Leid und ihm stand er zur Seite, als Anfang 1902 der damals Sechsundzwanzigjährige, entgegen dem Wunsch des Vaters, die Tochter des Steuerrevisors Bergmann heirathen wollte. An einem Märztage dieses Jahres wurden die Bewohner des Staudenhofes durch ein lautes, ängstliches Rufen Eduards aufgeschreckt. Der alte Herr wand sich vor Schmerzen und rief: „Ich bin vergiftet! Strychnin!“ Vor ihm stand ein halb gefülltes Glas, in dem er sich den täglichen Nachmittagsgrog zu bereiten pflegte. Die herbeigeeilte Wirthschafterin, dann auch Max Klein kosteten auf seinen Wunsch. Der Trank hatte einen fremdartigen, widerlichen Geschmack. Beide liefen nach Aerzten. Inzwischen kam auch Gustav Klein. Er versuchte, dem Bruder noch Milch einzuflößen. Der aber starb unter krampfartigen Erscheinungen, bevor noch der herbeigeholte Arzt erschien. Reste des Giftes hatte man nicht gefunden; den Rückstand im Glas hatte die Wirthschafterin fortgegossen. Bei ihrer Vernehmung erklärte sie: „Eduard Klein hat offenbar versehentlich Gift statt Zucker in seinen Grog geschüttet; er ist ein Opfer seiner Kurzsichtigkeit und seiner unglaublichen Unordnung geworden.“ Der Fall schien so klar und unbedenklich, daß von der Staatsanwalt nicht einmal die Sektion der Leiche oder die Untersuchung des Mageninhalts angeordnet wurde. Eduard Klein wurde begraben; und der Staudenhof gehörte nun Gustav Klein allein. Wie es möglich war und wer zuerst böswillig oder frevelhaft leichtfertig den thörichten Gedanken ausgesprochen hat, Max Klein habe den Onkel vergiftet, ist niemals nachweisbar gewesen. Viel später erst (ein Verbreiter des unsinnigen Gerüchtes war nicht zu finden) mag es ihm selbst zu Ohren gekommen sein. Aber in Schmiedeberg und Umgebung raunte man sichs in den Wirthshäusern zu. Kein Mensch gab sich die Mühe, zu überlegen, daß Max Klein vom Tode des Onkels ja nicht den mindesten Vortheil gehabt habe, daß ihm mit Diesem vielmehr sein bester Freund gestorben war. Um der gruseligen Geschichte Nährstoff zu geben, genügte, daß Eduard Klein einmal ganz vag die Absicht ausgesprochen haben sollte, sein Vermögen in einer Leibrente anzulegen. Von da ab haftete an Max Klein in den Augen der Leute das unheimliche Stigma eines unentdeckten Mordes.

Ich behaupte, daß dieses jeder thatsächlichen Grundlage entbehrende, aller vernünftigenden Logik Hohn sprechende Gerücht die eigentliche Ursache geworden ist, daß man Max Klein drei Jahre später mit der Ermordung seines Vaters in Verbindung brachte. Er wäre nicht verurtheilt, er wäre gar nicht angeklagt worden, wenn dieses blutlose Gespenst nicht aus der Vergangenheit aufgetaucht wäre. Nicht nur in die Seele der schließlich über sein Schicksal zu Gericht sitzenden Geschworenen hat es einen Schatten auf seine Persönlichkeit geworfen; nein: alle, wirklich

alle nach der Ermordung Gustavs Klein mit den Erforschungen dieses Verbrechens betrauten Amtspersonen haben von vorn herein unter dieser Suggestion gestanden. Der Polizeikommissarius, der mit der Mittheilung, Gustav Klein habe bei einem Sturz auf der Treppe sein Leben eingebüßt, als Erster an den Thatort gerufen wurde, erklärte in der Schwurgerichtsverhandlung: „Ich sagte sofort: Dem ist wohl nachgeholfen worden; und dachte dabei an die alte Vergiftungsgeschichte.“ Der Amtsrichter, der sich als Zweiter zur Feststellung des Thatbestandes nach dem Staudenhof begab, erhielt von dem schon länger in Schmiedeberg amtirenden Kollegen die Erzählung von den Gerüchten über den Tod Eduards mit auf den Weg. Und wörtlich hat der als Zeuge vernommene Untersuchungrichter erklärt: „Von vorn herein war ich, eben so wie der Staatsanwalt und ganz Schmiedeberg, der Ansicht, daß der Mörder die That nicht aus sich allein heraus begangen habe. Die alte Geschichte von der Vergiftung des Onkels Eduard wachte wieder auf.“

Nach Eduards Tode setzte Max seine Heirath mit Martha Bergmann durch. Der alte Gustav Klein widerstrebte bis zuletzt; aus verschiedenen Gründen. Er war ein streng kirchlich gesinnter Protestant, seine Schwiegertochter aber katholisch; aus ihrem früheren Domizil, wo ihr Vater Steuerrevisor gewesen, folgte ihr der Ruf eines gefallsüchtigen, etwas leichten Mädchens und Vermögen brachte sie nicht mit ins Haus. Wohl aber einen zahlreichen Familienanhang, der dem alten Herrn bald in tiefster Seele zuwider wurde. Er hatte seinem Sohne Max, als Der sich den eigenen Hausstand gründete, den Staudenhof, auf dem er selbst jedoch wohnen blieb, zur Bewirthschaftung überlassen. Wie bei allen Maßnahmen im Leben des unentschlossenen Mannes kam es auch hierüber nicht zu klar und bestimmt fixirten Abmachungen. Man nannte es ein Pachtverhältniß, aber ein schriftlicher, Rechte und Pflichten fixirender Vertrag wurde nicht geschlossen. Max sollte dem Vater eine Pachtsumme von fünfzehnhundert Mark zahlen. In der Verhandlung waren alle sachverständigen Beurtheiler darüber einig, daß diese Summe um die Hälfte zu hoch war. Das tote Inventar, das er ohne ordentliche Aufstellung übernahm, war alt und zerschlettert. Betriebskapital erhielt er nicht. Er borgte es von Verwandten und Freunden zusammen, ergänzte und verbesserte das Inventar und hielt die Wirthschaft in gutem Stande. Das ist, entgegen den Voraussetzungen der Anklage, durch die Beweisaufnahme unzweifelhaft festgestellt worden. Aber Streit und Zank gab es oft zwischen Vater und Sohn. Zwei Kinder wurden aus Maxens Ehe geboren; sie starben bald darauf. Dadurch schwanden die (für einige Zeit offenbar freundlicher gewordenen) Empfindungen des Alten für die Schwiegertochter wieder. Dagegen fing deren Familie an, sich auf dem Staudenhof einzunisten. Vater, Mutter, Brüder, auch eine Schwester der Frau Klein kamen zu immer längeren Besuchen. Das kostete viel Geld und überdies ließen sie es an aller Rücksicht und Achtung gegen dem alten Herrn fehlen. „Sie behandeln mich wie einen Hund auf meinem eigenen Grund und Boden und halten es nicht einmal der Mühe werth, mich zu grüßen,“ so klagte er seinem Arzt; und ein anderes Mal erzählte er, der alte Bergmann habe ihm gedroht, ihn totzuschlagen und auf seinem eigenen Grundstück zu verscharren.

Max Klein hatte weder Verständniß noch Duldung für die Art des Vaters. Er verübelte ihm, daß er sich quälen mußte, um die Zinsen für das von Anderen geborgte Geld aufzubringen, und daß der Vater seinen Plänen, die auf dem Gut vorhandene Wasserkraft industriell auszunutzen, widerstrebte. Manche heftige Szene

gab es deshalb und manches rohe Wort hat Max Klein über den Vater im Aerger gesprochen. Einmal ist er sogar mit ihm handgemein geworden. Er hatte den Wasserhahn geöffnet, um die Rasenfläche zu sprengen, und ihn wieder geöffnet, als der Vater ihn schloß. Als der alte Herr ihn nochmals zudrehen wollte, trat Max Klein ihm entgegen und soll ihn vorn an der Brust und an der Kehle gefaßt haben. Gesehen hat es Niemand, aber der alte Klein hat es erzählt. Dies war, wie schon hier bemerkt sei, die einzige thätliche Roheit einem Menschen gegenüber, die aus dem Leben des dreißigjährigen Max Klein zu verzeichnen war. Außerdem hat er einmal vor Jahren einen Strafbefehl über fünf Mark erhalten, weil er ein auf dem Pferdemarkt gekauftes stätiges Pferd durch übermäßige Schläge zum Vorwärtsgehen bringen wollte. Im Uebrigen sind es nur Worte, nichts als Worte, mit denen er nach den Bekundungen zahlreicher Zeugen rohe Gesinnung verrathen hat. Das mag ihm manche Sympathien entzogen haben, aber keine Rede kann davon gewesen sein, daß er deshalb in Mißachtung stand. Er wurde als Mitglied in die Loge aufgenommen und von dieser erst drei bis vier Jahre später wegen ärgerlicher Zänkereien mit seinem damaligen Sozius (und zwar mit Diesem zugleich) ausgeschlossen.

Als er etwa drei Jahre verheirathet war, wurde ihm (1905) die Lizenz für das Verfahren zur Fabrikation eines Schutzmittels gegen Kälberruhr für Oesterreich zum Kauf angeboten. Der Vater verweigerte die Beihilfe dazu. Max Klein aber beschaffte sich etwas Kapital und begründete nun in Gablonz eine kleine Niederlassung zur Herstellung und zum Vertrieb dieses Fabrikates. Seine Frau blieb vorläufig auf dem Staudenhof, wo er sie alle zwei bis drei Wochen auf einige Tage besuchte. Zur Unterstützung in der Wirthschaft fand sich nach einiger Zeit ihr neunzehnjähriger Bruder Fritz ein, der schon früher auf einem anderen Gut einige landwirthschaftliche Kenntnisse erworben hatte und der mit der Schwester in einem außergewöhnlich vertrauten Verhältniß gestanden zu haben scheint. Er schlief, wenn Max abwesend war, sogar mit ihr im selben Zimmer, in Maxens Bett, das, nur durch einen Nachttisch getrennt, neben dem ihrem stand. Dem alten Klein war er ein Dorn im Auge, weil er sich Nächte lang herumtrieb, oft betrunken nach Haus kam und bis in den hellen Tag hinein schlief. Fritz Bergmann scheint ihm die Abneigung vergolten zu haben; wenigstens berichtet ein als Wirthschafterin im Staudenhof angestelltes Mädchen, daß er ihr gelegentlich sagte: „Wenn ich den Alten einmal allein erwische, so kann er sich freuen!“

Max Klein mühte sich inzwischen redlich mit dem Vertrieb seines Präparates in Oesterreich. Er hatte als Sozius den Bruder des Verkäufers der Lizenz mit in den Kauf nehmen müssen, der keinerlei Kapital einlegte, aber zur vollen Hälfte am Gewinn partizipirte. Die Verträge, die er mit diesem Herrn geschlossen, sind ein klassisches Zeugniß für seine Beschränktheit und Vertrauensseligkeit. Auch hier fehlte ihm das Betriebskapital, besonders für die erforderliche Reklame. Ende 1906 bot sich die Möglichkeit, den lästigen und kostspieligen Sozius loszuwerden. Der alte Klein, der manchmal mit sehr deutlichen Worten die Vertragspartner seines Sohnes charakterisirte, that selbst die Hand von der Tasche und gab die zweitausend Mark her, die der Sozius als Abfindungsumme beanspruchte. Seit Neujahr 1907 ging es mit dem von Max Klein nun allein betriebenen Geschäft vorwärts; langsam zwar, aber vorwärts. Der alte Klein selbst scheint sich nun damit ausgesöhnt zu haben. Er erwidert auf die Neujahrsglückwünsche des Bürgermeisters, daß er jetzt

hoffnungvoller in die Zukunft des Geschäftes seines Sohnes sehe, er fährt auch selbst nach Gablonz, um sich persönlich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, und ganz sicherlich war seit Jahren das Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht so gut gewesen wie gerade im Anfang des Jahres 1907. Grundfalsch hat man, um ein Motiv für die Anklage gegen Max zu haben, aus dem Umstand, daß der alte Klein in den seiner Ermordung vorausgehenden Monaten über eine andere Verpachtung des Staudenhofes sprach, und aus gelegentlichen Berathungen mit Anwälten über testamentarische Bestimmungen über den Staudenhof eine seinem Sohn feindliche und bedrohliche Tendenz zu konstruiren versucht. Grundfalsch hat man behauptet, daß Max Klein die Kündigung des Pachtverhältnisses fürchtete, daß seine Lage eine „geradezu verzweifelte" war, daß er von Gläubigern verklagt worden sei und so weiter. So fadenscheinig und nach der Lecture des Pitaval schmeckend auch an sich schon die Argumentation erscheinen muß, daß der einzige Sohn eines wohlhabenden, bejahrten Vaters zur Beseitigung augenblicklicher pekuniärer Schwierigkeiten kein andes Mittel findet als die Ermordung dieses Vaters: der Schatten eines Motives ließe sich wenigstens daraus herleiten. Wenn nur nicht alle diese Behauptungen unrichtig und alle diese Schlußfolgerungen mit dem bekannten Scheuklappenapparat gewonnen wären, der die Dinge nur nach der einen Seite zu sehen gestattet. Max Klein ist damals von Keinem verklagt worden; ein einziger seiner Gläubiger „drängte" auf Rückzahlung; und dieser Gläubiger hatte nur achthundert Mark zu erhalten. Die Abgabe der Pacht des Staudenhofes hatte nicht nur keine Schrecken für ihn, sondern hätte ihn von einer Last befreit und ihm bei der Rückgewähr ein hübsches Stück Geld gebracht. Sein gablonzer Geschäft aber zeigte in jedem Monat fortschreitende Einnahmen. Das sah auch der alte Klein; und weil er nun selbst an die Zukunft dieses Geschäftes zu glauben anfing, weil er erkannte, daß Neigung und geschäftliche Eignung seines Sohnes ihm nicht den Weg nach dem Staudenhof, sondern nach Gablonz wies, weil ihm auch klar wurde, daß auf die Dauer das getrennte Leben des Ehepaares Klein nicht durchführbar sei, und er besorgen mochte, daß, wenn seine Schwiegertochter zu ihrem Mann fuhr, die Wirthschaft auf dem Staudenhof immer mehr in die Hände der Bergmanns hineinglitt, weil er eben einfach die jetzige Zwitterstellung im Berufsleben seines Sohnes für unhaltbar hielt, deshalb suchte er nach einem anderen Pächter für den Staudenhof und deshalb erwog er letztwillige Anordnungen, mit der Tendenz, zu verhindern, daß das Gut, das er liebte, einmal in die Hände der Bergmanns komme, die er haßte. Wie ist es gegenüber dieser psychologisch wie sachlich einleuchtenden Situation aufgebauscht worden, daß der Vater Klein gelegentlich über die Gestaltung der Dinge und des Verhältnisses zu seinem Sohn klagte! Natürlich: er hatte es sich anders gedacht und gewünscht. Und daß Max im Aerger einmal eine verzagte und im Groll über die geringe Hilfsbereitschaft seines Vaters einmal eine rohe Aeußerung that, die wie ein Wunsch nach dem Tod des Vaters klang und doch nur in seiner polternden, unfläthigen Art dem Gedanken Ausdruck geben sollte, daß der Vater, dessen alleiniger Erbe er ja doch einmal war, ihm überflüssige Schwierigkeiten bereitete: auch daraus wurde ein verbrecherischer Wille gefolgert. Weh dem Menschen, dessen Leben nach solchen aus dem Zusammenhang gerissenen Unmuthsäußerungen durchstöbert und der dann nach seinen Worten, nicht nach seinen Thaten gerichtet wird!

So lagen die Verhältnisse, als Max Klein Mitte März einige Tage auf dem

Staudenhof zu Besuch war. Sonntag, am siebenzehnten, hatte er eine längere Auseinandersetzung mit dem Vater unter vier Augen. Der hatte gehört, daß Fritz Bergmann eines Diebstahls an einem Portemonnaie mit sechzig Mark dringend verdächtigt wurde. Darüber gab er seinem Groll lebhaften Ausdruck. Außerdem wurde die alte Differenz über die Ausnutzung der Wasserkraft auf dem Gut erörtert. Nach der bestimmten eidlichen Aussage einer Zeugin erfolgte diese Auseinandersetzung erst am Abend, unmittelbar vor dem Schlafengehen. Fritz Bergmann verlegt sie auf den Nachmittag vor eine Unterhaltung zwischen ihm und dem Ehepaar Klein; dabei soll die „Anstiftung" zu dem zehn Tage später erfolgten Mord geschehen sein. Am Montag fuhr Max Klein wieder nach Gablonz, von wo er erst am achtundzwanzigsten März, dem Tag nach der Mordnacht, in Folge einer Depesche seiner Frau, nach dem Staudenhof zurückkehrte. Fritz Bergmann, der nach den Osterfeiertagen eine Stellung als Wirthschaftbeamter auf einem anderen Gut antreten sollte, blieb noch bis zu dem nächsten Sonntag, den vierundzwanzigsten März, bei seiner Schwester auf dem Staudenhof. An diesem Tage fuhr er nach Breslau zu seinen Eltern. Am Mittwoch ist er abends zurückgekommen. Frau Klein hat ihn in das Haus eingelassen. Er ging nach einer kurzen Unterredung mit ihr nach dem eine Treppe höher gelegenen Zimmer des alten Klein. In der Tasche trug er ein aus Breslau mitgebrachtes Küchenbeil. Der alte Mann öffnete ihm auf sein Klopfen und fragte erstaunt, wie er ins Haus gekommen sei. Als Bergmann ihm erklärte, das Haus sei offen gewesen, nahm er die Lampe, um hinunterzugehen und es zu schließen. In diesem Moment zerschmetterte Bergmann ihm mit dem Beil den Schädel. Klein brach lautlos zusammen. Bergmann führte darauf noch mehrere Hiebe nach dem Kopf des am Boden Liegenden. Dann ergriff er die auf den Treppenstufen abwärts liegende Leiche bei den Füßen und zog sie einige Stufen in die Höhe, damit, wie er sagte, der Blutstrom nicht bald in den unteren Raum laufe, ging in das Zimmer des Ermordeten, säuberte seine Stiefeln von den Blutspuren, öffnete Schübe und Behältnisse und entnahm ihnen alles vorhandene bare Geld; nach seiner Angabe über dreihundert Mark. Danach verließ er das Zimmer, hieb im Vorübergehen noch drei- bis viermal auf den zerschmetterten Schädel ein, der nun nur noch eine unförmige blutige Masse war, und ging zu seiner Schwester zurück. Es interessirt hier nicht, ob Diese wirklich schon, als sie ihm öffnete, gewußt hat, daß er komme, um zu morden, oder ob er, in Anspielung auf seine früheren hypnotischen Spielereien, ihr nur gesagt hat, er komme, „um den alten Klein zu hypnotisiren", und ob sie geglaubt hat, er wolle ihn nur, mit List oder Gewalt, bestimmen, ihm Geld zu geben. Jedenfalls steht fest, daß Fritz Bergmann der Schwester die That mitgetheilt hat, bevor er den Staudenhof verließ. Er erreichte dann zu Rad in Ruhbank den nach Breslau fahrenden Zug und kam am Grünen Donnerstag (achtundzwanzigsten März) morgens neun Uhr zehn Minuten dort an. Im Hause seiner Eltern nahm er bald darauf selbst dem Telegraphenboten die Depesche ab, in der Frau Klein den Tod ihres Schwiegervaters meldete. Fest steht, daß dann seine Mutter die Mütze, die er getragen, verbrannt und sein Jacket auf dem Boden versteckt hat, daß sie mit ihm in die Stadt gefahren ist, wo er sich für zweiundsiebenzig Mark Stiefeln und für zweihundert Mark ein Fahrrad kaufte. Er bezahlte mit dem geraubten Geld. Der Fahrradhändler glaubt, beim Bezahlen noch weitere Banknoten in seinen Händen gesehen zu haben. Fritz Bergmann behauptet, daß er

nur noch etwa fünfzig Mark übrig behalten und dieses Geld in die Oder geworfen habe. Inzwischen hatten Kriminalbeamten bereits nach ihm gefahndet. Obgleich seine Mutter und auf deren Veranlassung auch das Dienstmädchen den Beamten wahrheitwidrig erklärten, er sei schon zwischen acht und neun Uhr, also vor Eintreffen des Hirschberger Zuges, nach Haus gekommen, erwarteten die Beamten seine Heimkehr und verhafteten ihn, als er gegen Abend eintraf. Er leugnete mit größter Ruhe jede Betheiligung an der That und erklärte, die Nacht bei einer ihm unbekannten Prostituirten verbracht zu haben. Am nächsten Tag nahm man ihn nach dem Ort der That mit. Im Eisenbahnwagen sah ihn der Untersuchungrichter zum ersten Mal. Er habe sich kaum vorstellen können, hat er in der Verhandlung erklärt, daß „dieser nette, liebenswürdige junge Mensch" ein Mörder sei. Vor der Leiche, die noch unberührt in der Blutlache auf der Treppe lag, beantwortete er die Frage, ob er der Mörder sei, nach der übereinstimmenden Bekundung des Bürgermeisters und eines Kriminalkommissars „lächelnd" mit einem ruhigen Nein. Am nächsten Tag führte ihn der Untersuchungrichter an den Sektiontisch. Ohne mit der Wimper zu zucken, blickte er auf den zerschnittenen Leichnam und die blutigen Reste des zerschmetterten Schädels; und mit einer auch den Richter verblüffenden Seelenruhe leugnete er jede Betheiligung an dem Mord. Erst elf Tage später, am zehnten April, nachdem inzwischen ermittelt worden war, daß er das geraubte Geld ausgegeben, daß eine Dirne, bei der er in der Mordnacht gewesen sein wollte, nicht existirte, daß er in Rühbank den Zug bestiegen und daß seine Mutter unwahrer Weise ein Alibi für ihn zu konstruiren versucht habe, nachdem also seine Ueberführung fast vollendet war, bequemte er sich zu dem Geständniß der That und erklärte, daß er sie „aus Gewinnsucht", und „um den alten Klein zu berauben", begangen habe. Am einunddreißigsten Mai, also mehr als sieben Wochen später, trat er mit der neuen Version hervor, daß er nur auf Anstiftung seines Schwagers gehandelt habe, und bescheinigt sich auch zu Protokol dieser Aussage, daß er seit der That „von vielen Gewissensbissen gepeinigt sei". Von diesem Augenblick an ist Fritz Bergmann für mich einer der verruchtesten Heuchler, die je auf einer Anklagebank saßen, in den Augen des Staatsanwaltes und des Untersuchungrichters der „reuige und geständige" Verbrecher, der geleugnet und gelogen nur hat, um seine Schwester und seinen Schwager zu schonen, der „den moralischen Muth" hat, die That, die er begangen, auf sich zu nehmen, das, trotz der Schwere seines Verbrechens, Mitleid und Sympathie verdienende bedauernswerthe Opfer seines dämonischen Schwagers. Aber er hat ja elf Tage lang kalt lächelnd geleugnet? Das that er nur, um seine Mitschuldigen nicht verrathen zu müssen. Er hat ja bei und nach der That nicht eine Spur reuiger Gemüthsbewegung gezeigt? Das war ein Zeichen seiner eisernen Selbstbeherrschung. Er hat ja nicht nur mit bestialischer Roheit einen alten Mann gemordet, sondern auch mit blutigen Händen beraubt? Das that er nur, um einen Raubmord zu fingiren und dadurch die Spuren von sich und den Anderen abzuwenden. Er hat ja auf diese Weise auch Den mitbestohlen, in dessen Interesse er angeblich den Mord verübte? Das hat er sich nicht recht klar gemacht. „Die Vertheidigung behauptet, daß ein ganz gemeiner Raubmord vorliege, aber sie ist den Beweis dafür schuldig geblieben"; so rief der Vertreter der Anklage den Geschworenen zu und stellte damit auf den Kopf, was die Grundlage jedes Kriminalverfahrens ist, nämlich die Beweispflicht der Staatsanwaltschaft. Ein Mensch ist ermordet,

sein Geld von dem Mörder geraubt und verausgabt worden; er hat nach hartnäckigem Leugnen Beides und die Gewinnsucht als Motiv zugestanden; nach vielen Wochen widerruft er dieses Zugeständniß und bezichtigt einen Anderen der geistigen Urheberschaft an der That. Und nun soll dieser Angeschuldigte beweisen, daß der zugestandene handgreifliche Raubmord nicht nur fingirt war? Das brächte wohl Keiner fertig, auch wenn ihm weniger als dem ungelenken, schwerfälligen Max Klein die Fähigkeit fehlte, sich zu entlasten. Von meiner ersten Unterredung mit ihm bis zum letzten Verhandlungtage blieb er bei dem Satz: „Ich bin nicht ängstlich, Herr Doktor, man kann doch einen Menschen nicht für Etwas verurtheilen, das er gar nicht gethan hat.“ Und wenn ich, weil ich dieses naive Sicherheitgefühl nicht theilen konnte, ihm klar zu machen versuchte, daß gegenüber seinem Bestreiten doch die belastende Aussage Bergmanns stehe, da war eben so regelmäßig seine Antwort: „Aber der Bengel lügt doch!“ Er ahnte eben nicht, daß man von ihm verlangen würde, er solle diese Lügen widerlegen, statt von dem Ankläger zu verlangen, er solle die Bezichtigungen eines mitangeklagten Mörders beweisen. Er konnte sich nicht vorstellen, daß diese Bezichtigungen, in Verbindung mit einigen schwächlichen, angeblich unterstützenden Momenten dem Anklagevertreter stark genug erscheinen würden, um ihn dem Vertheidiger zurufen zu lassen: „Wenn Das kein Beweis ist, dann möchte ich wissen, was die Vertheidigung Beweise nennt.“ Einen Zeugen, einen einzigen, der eidlich und unbetheiligt ein Gespräch bekundet hätte, in dem Max Klein den Schwager zu dem Mord bestimmte, oder ein Schriftstück, ein Zettel, ein Briefsetzen, aus dem auch nur die Andeutung einer Verabredung Beider zu der That herauszulesen wäre: Das hätte ich „Beweise“ genannt.

Aber wie sah denn schließlich diese „Anstiftung“ aus, durch die Max Klein den Mörder seines Vaters zu der ungeheuerlichen That bestimmt haben sollte? Wenn zwei Jungen einen Kirschendiebstahl verabreden, dann besprechen sie mit einander, wann, wie und wo sie es machen wollen. Kein Wort von solchen Verabredungen hier, auch wenn man sich auf Fritz Bergmanns Aussagen einschwört. Bei dem sonntäglichen Besuch auf dem Staudenhof, zehn Tage vor der That, soll Max Klein ihm, im Anschluß an die Auseinandersetzung mit seinem Vater, „den Wunsch ausgedrückt haben, daß doch sein Vater bald weg wäre“. Dann fährt er in seiner Aussage fort: „Er deutete an, daß es gut wäre, wenn der alte Klein um die Ecke gebracht würde; wenn sich nur Einer fände, der es thäte. Ich sollte dann mal den Staudenhof übernehmen; so viel mir erinnerlich, stellte er mir auch Geld in Aussicht. Einige Tage darauf schrieb ich an Max Klein nach Gablonz, daß ich seinen Vater töten wollte. Max Klein antwortete umgehend auf einer Ansichtpostkarte nur die Worte: Ein freudiges Ja, Max.“ Dann habe er, noch bevor er am Sonntag (vierundzwanzigsten März) den Staudenhof verließ, Max Klein zum zweiten Mal geschrieben, er werde die That in der Mittwochnacht verüben; Max Klein solle für sein Alibi in dieser Nacht sorgen. Die Postkarte habe er vernichtet, beide Briefe habe seine Schwester gelesen, ein davon selbst adressirt. „Nein“, sagt Martha Klein; „ich habe keinen solchen Br gelesen. Ich habe nur einmal gesehen, daß Fritz an meinen Mann schrieb; ob den Brief abgesandt und was er schrieb, weiß ich nicht.“ Eine Ansichtpostkarte ihr Mannes an Fritz hat sie gesehen, nicht aber, daß darauf „ein freudiges Ja o sonst eine Zustimmung“ stand. Grüße standen darauf und der Name Max. Ni einmal das Datum dieser Karte hat sie gesehen.

Sollte man glauben, daß reife Männer es für möglich halten, daß auf solche Art ein Vatermord geplant und ausgeführt wird? Zehn Tage vorher eine gelegentliche Unterhaltung beim Kaffee und Kartenspiel, bei der das aufwartende Mädchen ab und zu geht, dann eine gemüthliche Mittheilung des Mörders an seinen Anstifter, er „wolle dessen Vater töten", eine burleske Zustimmung auf einer Postkarte und schließlich die Meldung des Mörders: „Also Mittwochnacht." Damit aber der komoedienhafte Aufputz dieses im Verbrechergehirn eines unreifen Burschen entsprungenen Kolportageromans nicht fehlt, hat Fritz Bergmann (merkwürdiger Weise niemals dem Untersuchungrichter, wohl aber dem Anstaltgeistlichen) auch noch die Geschichte eines „feierlichen Schwures" erzählt, den er am Tag nach der sonntäglichen Unterhaltung, bevor Max Klein fortfuhr, Diesem, „auf den Kruzifix" geleistet habe. Nicht etwa einen Schwur, die That zu begehen, sondern den (zwischen Mitschuldigen gewiß höchst überflüssigen) Schwur, keinem Menschen Etwas zu verrathen. Und um dieses Schwures willen (man hat ihm auch Dies geglaubt!) habe das zartbesaitete Mördergewissen zwei Monate lang davor zurückgescheut, den Schwager zu verrathen! Erst als der Anstaltgeistliche ihn darüber beruhigte, hat sich das reine, ängstliche, die Sünde fürchtende Kindergemüth Fritzens entschlossen, den heiligen Schwur zu brechen. Mit diesem Geständniß aber, so meinte die Anklage, stimme „völlig überein das Geständniß der Ehefrau Klein". Dieses „Geständniß" steht auf einem der unerfreulichsten Blätter der Voruntersuchung. Die einzelnen Phasen der Vernehmungen der Frau Klein seien kurz referirt, wie sie sich in den Akten und nach der Zeugenaussage des Untersuchungrichters darstellen:

1. Am einunddreißigsten Mai macht Fritz Bergmann seine Aussage. Unmittelbar darauf läßt der Untersuchungrichter Frau Klein vorführen und vernimmt sie. Obgleich § 186 der Strafprozeßordnung ihm zwingend zur Pflicht macht, „über jede Untersuchunghandlung" ein von ihm, dem Gerichtsschreiber und der vernommenen Person zu unterzeichnendes Protokol aufzunehmen, fehlt ein solches. „Weil ihre Aussage gegenüber den bisher protokolirten Angaben Neues nicht bot." Damit begründet der Untersuchungrichter die Unterlassung. „War es denn nichts Neues, daß sie gegenüber der jetzigen Bezichtigung ihres Bruders bei ihrer Aussage beharrte? Es wäre doch unbegreiflich, daß Sie ihr diese Bezichtigung damals nicht vorgehalten haben sollten": so interpellirt ihn die Vertheidigung. Der Vorsitzende rügt das Wort „unbegreiflich" als „unsachlich" und der Untersuchungrichter erklärt, daß er sich hieran nicht mehr erinnere.

2. Vom nächsten Tage (ersten Juni) datirt das „Geständniß" der Frau Klein. Das Protokol, von dem Untersuchungrichter und dem Gerichtsschreiber unterzeichnet, weist als betheiligte Person nur Frau Martha Klein auf. Aus der Zeugenaussage des Untersuchungrichters hören wir, daß er ihr den Bruder und die Mutter „gegenübergestellt" hat. Er hat es nicht für erforderlich gehalten, Dies protokolarisch festzustellen, obgleich der zweite Absatz des § 186 bestimmt, daß „die Namen der mitwirkenden oder betheiligten Personen" angegeben werden müssen. Frau Klein erklärt: „Mein Bruder stand neben mir und flehte: ‚Rette mich!' und meine Mutter nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und drang in mich: ‚Sage es doch'!"

3. An einem der nächsten Tage erklärt Frau Klein dem Erzpriester, der ihr das Abendmahl reicht, der Untersuchungrichter habe nicht protokolirt, was sie wirklich sagen wollte. Sie sei krank und elend und schließlich nicht mehr fähig gewesen, dem Drängen der Ihren und des Richters Widerstand zu leisten.

4. Einige Tage darauf ist der Untersuchungrichter aus anderer amtlicher Veranlassung in ihre Zelle gekommen. Sie behauptet, ihm das Selbe gesagt und dringend um protokolarische Aufnahme Dessen gebeten zu haben, was sie wirklich sagen wollte. Er habe es ihr versprochen, aber lange sie nicht rufen lassen.

5. In der That datirt ihre nächste Vernehmung erst vom vierundzwanzigsten Juni. Sie beginnt mit den Worten: „Mein am ersten Juni abgegebenes Geständniß widerrufe ich. Das ganze Geständniß ist abgepreßt." Im weiteren Verlauf des Protokols heißt es aber wieder: „Ich ziehe demnach die Aeußerung, mein Geständniß sei erpreßt, zurück." Das Protokol bezeichnet einzelne Sätze des früheren, die sie gelten lassen will.

6. Im Hauptverhandlungtermin erklärt sie: „Mein Bruder lügt, mein Mann hat ihn nicht zu dem Mord angestiftet; er hat nichts davon gewußt. Mein Bruder brauchte Geld. Schon vorher hatte er sich durch Betrug und wahrscheinlich auch einen Diebstahl solches zu verschaffen gesucht. Als er am vierundzwanzigsten März vor dem Mord vom Staudenhof fortfuhr, erklärte er mir, daß der Inspektor eines Nachbargutes ihm aus einer Spielschuld vierhundert Mark schulde, die er hierher schicken werde. Um diese sich abzuholen, werde er Mitte der Woche nochmals aus Breslau zurückkommen. Das Geld ist aber nicht eingegangen und darum hat mein Bruder auf verbrecherische Weise sich solches verschafft. Bei der sonntäglichen Nachmittagsunterhaltung hat mein Mann allerdings im Unmuth eine häßliche grobe Aeußerung über seinen Vater etwa dahin: ‚Wenn nur das Aas schon verreckte!' gemacht, zeitlich und sachlich ganz ohne Zusammenhang damit aber vom Zurückkommen meines Bruders auf den Staudenhof gesprochen. Als Dieser nämlich im Lauf des Gespräches äußerte, wenn es ihm in der neuen Stellung nicht gefalle, so laufe er nach acht Tagen fort, erklärte mein Mann: ‚Dann kommst Du wieder auf den Staudenhof'." Sieht man sich das Protokol an, selbst unter der Voraussetzung seiner Kongruenz mit den Angaben, die Frau Klein machen wollte, und ignorirt man, daß Frau Klein nicht etwa Aeußerungen ihres Mannes berichtet, sondern nur von einem „vielfach aus Andeutungen und Redensarten" bestehenden Gespräch und nur von einem „Eindruck", den sie gewonnen, spricht, hält man es auch selbst für die „Uebereinstimmung" mit den Bezichtigungen Fritz Bergmanns für unbeachtlich, daß sie die angeblichen Briefe ihres Bruders und das „freudige Ja" auf der Karte nicht gelesen zu haben erklärt, so bleibt noch immer ein ganz toller Widerspruch bestehen, der nur unbemerkt bleiben konnte, weil Untersuchungrichter und Ankläger eben von vorn herein an die Schuld Max Kleins glaubten. Frau Klein hat nämlich am Morgen nach dem Mord ihrem Mann nach Gablonz depeschirt: Komme sofort nach Hause. Auch der Wortlaut dieser Depesche verträgt sich nicht mit der Annahme, daß Max von dem Grauenvollen wußte, das in der Mittwochnacht daheim geschehen war. Würde die Frau ihrem mitverschworenen Ehemann nicht wenigstens über den Erfolg der That durch die Nachricht „Vater plötzlich gestorben" unterrichtet haben? Aber es kommt noch viel derber. Max Klein, der also angeblich die That vor zehn Tagen angestiftet, sie in der ominösen Postkarte wiederum gebilligt hat und von dem Mörder über deren Datum brieflich genau unterrichtet worden ist, kommt auf die telegraphische Mittheilung am achtundzwanzigsten März nach dem Staudenhof zurück; und der Untersuchungrichter protokolirt in dem angeblich entscheidenden Geständniß vom ersten Juni die Erklärung der Frau Klein: „Einige Tage später habe ich meinem Mann mitgetheilt, daß Fritz die That begangen hat."

Der mir hier für diesen Kampf um Leben und Tod eines Schuldlosen gütigst zur Verfügung gestellte Raum müßte weit überschritten werden, wenn ich im Einzelnen die Fülle von Unwahrscheinlichkeiten darlegen wollte, die sich auch aus dem Verhalten Max Kleins in der Zeit nach seiner Abreise vom Staudenhof der Annahme seiner Mitthäterschaft entgegenstellen: wie er ruhig und gleichmüthig seinen Geschäften nachgeht, am Tage vor wie am Morgen nach der Tat, wie er noch am achtundzwanzigsten März früh, bevor er das Telegramm seiner Frau erhielt, statt der Nachricht von dem Geschehenen entgegenzufiebern, einen ruhigen, sachlichen Brief an seinen hirschberger Anwalt schreibt, wie er nach der Ankunft in Hirschberg durch einige Bekannte von der Ermordung seines Vaters hört und dringlich die Frage wiederholt, ob etwa „viel gestohlen" ist, wie er zu Haus auch an seine Frau und eine zu Besuch anwesende Dame die selbe Frage richtet und wie er mit dem zur Bewachung des Thatortes aufgestellten Polizeibeamten in Wortwechsel geräth, weil Der ihm nach der Instruktion den Zutritt zur Leiche verwehrt. Der Sohn, der den Vater ermorden ließ und der nach der Heimkehr in das Mordhaus keinen sehnlicheren Wunsch hat als den: „Ich will zum Vater!"

Aber wichtiger noch als dies Alles sind drei Briefe, die zwischen den Eheleuten unmittelbar vor der Mordnacht gewechselt wurden. Sie sind nach meiner Auffassung so unzweideutig entlastend, daß es gestattet sein möge, sie im Wortlaut hierherzusetzen, so wenig interessant ihr Inhalt an sich ist. Kriminalistisch veranlagten Lesern sei gleich gesagt, daß nicht etwa Max Klein oder dessen Ehefrau sich jemals auf diese Briefe berufen haben, sondern daß sie in letzter Stunde von mir und einem Kollegen zufällig unter einer Menge anderer Skripturen aufgefunden wurden. Am fünfundzwanzigsten März schreibt Frau Klein vom Staudenhof an ihren Mann nach Gablonz: „Geliebter Herzensschatz! Tausend Dank für Deinen lieben Brief, der diesmal ja recht Erfreuliches gebracht. Wenn es immer mit den Bestellungen so fort geht, wäre es schön. Ich kann Dir, mein Liebling, auch Etwas mittheilen, worüber Du Dich freuen wirst. Also die gelbe Kuh habe ich für 350 und die schwarze Kalbe für 300 Mark verkauft hier an meinen Fleischer. Was sagst Du dazu? Ich denke ja gar nicht mehr daran, Etwas dem Zobel zu verkaufen; er gibt uns ja nichts dafür. Den Bullen kann er später für 440 Mark haben; in vierzehn Tagen holt er die Kalbe zum Schlachten und drei Tage darauf die Kuh, wie ich es haben will, denn da verdiene ich noch an der Milch und so kommt die Versicherung heraus. Ich wollte noch eine Versicherung (6 Mark), außerdem Trinkgeld (2 Mark) herausschlagen, aber es war nichts zu machen. Geärgert habe ich mich schon mächtig, daß wir damals die schwarze so billig verkauft haben; wenn wir weniger Milch haben und wir kaufen uns eine neue, da wird Zobel schon Preise machen. Ich habe halt immer geglaubt, die Kalbe wäre zugekommen und steht vielleicht ein Vierteljahr. Na, Du kannst ja mal sehen; bis jetzt fühlt man noch nichts, auch der Thierarzt meint Nein, den ich kommen ließ, ehe ich sie verkaufte. Der Gang von ihm kommt heraus, denn er erzählte, was die Fleischer für Preise zahlen. Natürlich haben wir ihm noch nicht genau gesagt, was wir erhalten. Fritz hatte sich bei drei Fleischern hier erkundigt, was sie zahlen, auch bei Direktor Mende. Vorige Woche haben sie ein Rind geschlachtet, da kam ihm das Pfund 57 Pfennige, glaube ich, und da will er wohl kein Rind mehr schlachten. Stroh habe ich 13 Centner à 1,70 Mark verkauft, mehr wollte

er nicht geben. Donnerstag und heute haben wir der Frau Herbst Vorspann gegeben je drei Vierteltage und vorigen Monat einen halben Tag, sind zusammen 27,20 Mark. Warum sollte ich es nicht machen? Wie ich gehört habe, will Frau Herbst, die für das Genesungheim Kohlen und Koks abfährt, die Fuhre aufgeben. Es werden sich ja Viele darum bewerben; aber wenn wir es bekämen, wäre es schön; oder meinst Du, wir könnten so Etwas nicht übernehmen? Für den Wagon abfahren und im Genesungheim in die Grube werfen, giebt er 30 Mark. Wir können ja einmal hören. Fritz ist gestern, Sonntag, nach Breslau gefahren; ich hoffte, er würde noch bleiben, aber es war nichts mehr. Er muß doch am Feiertag dort antreten und da will er auch noch ein paar Tage bei den Eltern sein. Du wirst Dich, mein Liebling, wundern, daß ich so wenige Briefe schreibe, ich komme aber absolut nicht dazu. Ich habe schon zu den Feiertagen Alles sauber; heute lasse ich schon Flur und Treppen scheuern. Papa hat heute Kirchenkassenrevision, und wenn Pastor Demelius und Sommer kommt, muß es doch sauber sein. Papa meinte: Es ist ja nicht so nöthig, Die sehen nicht, aber früher sprachen die Leute darüber, wenn nicht Alles sauber war. Vergiß blos nicht, an Klose-Verbisdorf zu schreiben, ich erwartete schon heute einen Brief von Dir. An die Frau Patsch möchte ich auch schreiben; oder soll ich nicht? Lausmann will doch sein Geschäft verkaufen; er hat eine Destille in Jauer gekauft. Busse hat unser Stroh gesehen und ließ fragen, was der Centner kostet. Die Fuhren waren ihm doch zu theuer, da wollte er erst vorher wissen; 1,80 Mark muß er geben, wenn er welches haben will; es ist gesund, also gut. Hast Du Hugo gratulirt? Für heut, mein Herzensschatz, adieu, tausend innige Grüße und Küsse in treuer Liebe. Dein Schatz."

Dinstag, am sechsundzwanzigsten März, antwortet hierauf Max Klein seiner Frau: Geliebter Schatz! Für Deinen lieben Brief vielen Dank. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Den Dr. G. habe ich heute bezahlt, da Litolit 72 Kronen schickte; ich bekomme aber bis Freitag noch ca. 150 Kronen, so daß ich vorher nicht gern wegreisen möchte; für diesen Monat werden wohl die Bestellungen alle sein, denn in den Feiertagen dürfte kaum noch Etwas werden. Die Bullen verkaufe nur ja noch nicht, wenn Du jetzt so viel Geld hast. Nun bist Du also wieder allein; na, Freitag kommt ja Max und Conny, da wird wieder Leben. Heute schicke ich Dir den Brief an Klose, Du mußt acht Prozent zahlen, also für 200 Mark = 4 Mark, wenn es noch Etwas darüber ist, so mußt Du Das noch hinzurechnen; ich weiß nicht mehr genau, wie viel es war. Für heute Adieu, tausend herzliche Grüße in treuer Liebe. Dein Schatz. Kannst ja eventuell so viel zulegen, daß der Wechsel jetzt rund 200 Mark beträgt, und bemerkst Das im Brief an Klose. Hugo habe ich gratulirt."

Am selben Dinstag schickt Frau Klein ihrem Mann eine Mittheilung des Bezirkskommandos mit folgendem Anschreiben: „Geliebter Herzensschatz! Soeben erhalte ich vom Bezirkskommando diesen Brief, schicke die Empfangsbescheinigung sofort nach Hirschberg, damit die Leute sehen, es ist prompt besorgt. Papa schriel mir gestern eine Karte und theilte mir mit, daß Hoy seiner Tochter nach Berlin geschrieben hätte, daß sie an Hede das Notenbuch sendet. Hat Dir Hede geschrieben daß sie am neunten April nach Habelschwerdt zu einem schneidigen Thierarzt in Stellung geht? Eltern werden sie ja nicht gern gehen lassen, aber sie will doch und wenn es ihr nicht gefällt, so kommt sie bald zurück. Wie es scheint, hat s dem Herrn gefallen, denn als er bei den Eltern war, hat ihn Konrad empfangen

die Eltern schliefen und Hede war im Bureau bei Herrn Popp kleben und schreiben, weißt schon, Herzel, wie im vergangenen Jahr. Nun ging der Thierarzt auch dorthin und ließ sie rufen. Hede war nicht wenig erstaunt, wurde aber nicht mit ihm einig und da mußte sie nach dem Wartesaal Zweiter Klasse kommen. Er engagirte sie, sie ließ sich kontraktlich nicht binden, sondern hatte ihm gesagt, sie will sehen, wie es ihr gefällt. Nun, Liebling, für heute Adieu und tausend innige Grüße und Küsse. In treuer Liebe Dein Schatz."

Ich frage jeden Unbefangenen, ob es menschenmöglich ist, daß zwei Eheleute, die Beide wissen, daß Mittwoch der Vater ermordet werden soll, am Montag und Dinstag diese Korrespondenz führen konnten. Mit keiner Silbe eine Andeutung, daß die nächsten Tage etwas Außergewöhnliches bringen sollen, nichts als die landläufigen kleinen Sorgen, Interessen und Dispositionen. Und darunter Dispositionen über die bevorstehende Schreckensnacht hinweg. Die Frau berichtet, daß sie schon für die bevorstehenden Feiertage Flur und Treppen des Hauses hat scheuern und putzen lassen. Die Flur und die Treppen, die in der nächsten Nacht von dem Blut des Ermordeten besudelt werden sollten. Und der Mann vertröstet die Frau, die ihm von der Abreise des Bruders berichtet, am Dinstag auf den bevorstehenden Besuch der anderen Geschwister am Freitag, denn „da wird wieder Leben". Der Mann, der weiß, daß zwischen Dinstag und Freitag der Tod in seiner grausigsten Form Einzug in das Haus halten wird? Das glaube, wer will und kann; in mein Begriffsvermögen ist es nicht unterzubringen.

Wie konnte sich trotzdem unter den Geschworenen eine Mehrheit für ein Todesurtheil finden, das auf so brüchigen Beweismitteln beruhte? Die Beantwortung dieser Frage ist über das Einzelschicksal hinaus wichtig und giebt interessante Beiträge zur Reformbedürftigkeit unserer Rechtspflege. Nicht erschöpfende, sondern nur einige sich mir besonders aufdrängende Betrachtungen mögen hier Platz finden.

1. Die Voruntersuchung, das viel beklagte Schmerzenskind unseres Strafprozesses, hat dieser Sache von Anfang an eine falsche Richtung gegeben. Mit einer gewissen Entrüstung lehnte der Untersuchungrichter meine Frage ab, ob bei der ersten Augenscheinseinnahme genau festgestellt worden sei, was und in welcher Weise der Mörder auch geraubt habe. Wozu? Er war ja von vorn herein überzeugt, daß der Raubmord „nur fingirt" sei, und in der Allmächtigkeit seiner untersuchungrichterlichen Würde identifizirte er seine Ueberzeugung mit der objektiven Wahrheit. Auch das erste eigentliche Geständniß Fritz Bergmanns vom zehnten April hat ihn darin nicht irr gemacht. Auf dieses Geständniß folgen (der Untersuchungrichter hat es als Zeuge selbst bestätigt) im Laufe der nächsten sieben Wochen viele Gespräche mit Bergmann, der zu diesem Zweck ins Amtszimmer des Untersuchungrichters vorgeführt wird. Keine einzige ließ er protokoliren. Mit Worten der Empörung bestreitet er mein Recht zu der Frage, wie Dies mit der Vorschrift des Gesetzes, über jede Untersuchunghandlung ein Protokol aufzunehmen, vereinbar sei. Das seien keine „Untersuchunghandlungen" gewesen, sondern nur eine Art von „Unterhaltung" zur eigenen Aufklärung über die Sache. Unsere Strafprozeßordnung ist kein Mustergesetz; aber für Privatunterhaltungen zwischen dem Untersuchungrichter und einem geständigen Mörder gewährt sie keinen Raum. Ueber den Inhalt dieser Unterhaltungen sind wir, da die vorgeschriebene Akte fehlt, auf Vermuthungen angewiesen. Mußte sie sich nicht in der Richtung eindringlicher Vorstellungen bewegen, Fritz

Bergmann solle die Beeinflussung durch Max Klein zugeben, die ja der Untersuchungrichter, wie er uns selbst sagte, „eben so wie der Staatsanwalt und ganz Schmiedeberg" von vorn herein aufs Bestimmteste vermuthete? Und konnte, ja, mußte dabei nicht Fritz Bergmann allmählich auf den zutreffenden Gedanken kommen, daß es für sein eigenes Schicksal günstig sein werde, wenn er sich als ein Verführter hinstellte? Heißt es nicht, vor klaren Erwägungen die Augen schließen, wenn der Staatsanwalt fragte: Was soll Bergmanns Motiv zu solcher ruchlosen Lüge sein? Und wieder erleben wir auch in den ersten Stadien dieser Voruntersuchung das Schauspiel der völligen Ausschaltung der Vertheidigung. Nicht ein einziges Mal hat der damalige Vertheidiger Bergmanns Gelegenheit gefunden, mit ihm zu sprechen. Nur in Gegenwart des Untersuchungrichters sollte es ihm gestattet sein. Auch Das wurde durch die zeitliche Unvereinbarkeit der amtlichen Funktionen beider Herren Wochen lang vereitelt; und als der Vertheidiger sich darüber beschwerte, verfügte der Untersuchungrichter, es sei Sache des Angeklagten, sich einen Vertheidiger auszusuchen, dessen Zeit es gestatte, sich nach den Dispositionen des Untersuchungrichters zu richten.

2. Die Anlage der Hauptverhandlung, wie sie durch das von der Anklagebehörde herbeigeschaffte Beweismaterial gemäß § 244 StPO. erzwungen wurde, machte den Geist der „Unmittelbarkeit", der über der mündlichen Verhandlung als oberstes Gesetz walten soll, nahezu illusorisch. Oft kommt es vor (und ist niemals unbedenklich, aber manchmal wohl erforderlich), daß zur Feststellung früherer Aussagen der Angeklagten oder Zeugen die Personen herbeigeholt werden, die diese Aussagen im Vorverfahren aufgenommen haben. Hier wurde das ganze Vorverfahren in der Hauptverhandlung rekonstruirt. Nicht einer der dabei betheiligten polzeilichen und richterlichen Beamten blieb unvernommen. Zum Theil hörten die Geschworenen zuerst von ihnen, was die Zeugen gesagt hatten; bevor sie die Zeugen selbst hörten. Wie diese Beamten die Sache auffaßten und die Schuld auf die einzelnen Angeklagten vertheilten, wurde den Geschworenen bekannt, bevor sie sich selbst eine Auffassung gebildet haben konnten. Das ist eine große Gefahr für die unbefangene Prüfung durch Laienrichter; und niemals habe ich deutlicher erkannt, wie berechtigt die Forderung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung ist, das Vorverfahren durch gesetzliche Anordnung ganz aus der mündlichen Hauptverhandlung auszuscheiden.

3. Das Institut des „Kronzeugen" als solches kennt unsere Strafprozeßordnung nicht. Thatsächlich wurden die Prärogativen dieser Stellung dem Angeklagten Fritz Bergmann im weitesten Maß zugestanden und von dem Burschen mit seiner sanften devoten Stimme redlich ausgenutzt. Kein hartes Wort bekam er zu hören, wohl aber Aeußerungen voll Sympathie für seine „ehrlichen" Bezichtigungen; nicht nur von seinem Vertheidiger, sondern namentlich vom Staatsanwalt. Als Der die Möglichkeit einer Beeinflussung Fritz Bergmanns durch Max Klein erörterte, dem gegenüber Fritz ja ein „dummer Junge" gewesen sei, schickte er dieser wohlwollenden Bezeichnung die Worte voraus: „Der Angeklagte Bergmann möge es mir nicht übel nehmen." Auch ich hoffe, daß Fritz Bergmann es dem Staatsanwalt nicht übel genommen hat. Max Klein aber wurde vom Vorsitzenden, als er den Mörder seines Vaters einmal einen „Burschen" nannte und als er später sagte, er würde „ihm das Hypnotisiren mit der Reitpeitsche angestrichen haben, wenn er geahnt hätte, was er darunter verstehe", mit heftigen Worten zurechtgewiesen.

4. Die Vertheidigung Max Kleins war in der denkbar ungünstigsten Lage. Der Angeklagte selbst unterstützte sie nicht. Seiner eckigen, schwerfälligen Art war das Bestreben und die Fähigkeit, sich vortheilhaft in Szene zu setzen, die Fritz Bergmann in so hohem Grade eignete, gänzlich fremd; die naive Sorglosigkeit, die eine Verurtheilung für ganz unmöglich hielt, und der Umstand, daß er in der Hauptsache immer nur sagen konnte: „Es ist nicht wahr!“ ließen ihn meist verstummen. Der Vorsitzende aber meinte, daß die Mission des Vertheidigers in zwei scharf zu trennende Theile zerfalle: das Recht, Fragen und Anträge während der Verhandlung zu stellen, und das Recht, am Ende der Verhandlung zu plaidiren. Deshalb wachte er eifrig darüber, daß nicht schon während der Verhandlungen Ausführungen gemacht wurden, die „ins Plaidoyer gehörten“, und dadurch wurde bewirkt, daß die Geschworenen eigentlich erst am Ende des sechsten Tages erfuhren, daß man die Sache auch von einer anderen Seite ansehen konnte als der als Zeuge vernommene Untersuchungrichter. Ich halte diese Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Vertheidigung im Hauptverhandlungtermin für falsch, bei mehrthätigen Schwurgerichtssitzungen für verhängnißvoll und aus den gesetzlichen Vorschriften nicht zu begründen. Daß die Prozeßordnung einen Zeitpunkt vorschreibt, wo dem Vertheidiger zum zusammenhängenden Plaidoyer das Wort verstattet werden muß, schließt nicht aus, daß ihm auch schon vorher freisteht, eine Ausführung zu machen, die ein Mißverständniß aufklären, einen Vorgang in der Verhandlung als wichtig markiren, eine scheinbar belastende Aussage abschwächen und vor Allem eine Direktive geben soll, nach welcher Richtung die Vertheidigung hinauswill. Wird ihm dieses Recht verschränkt, so besteht die Gefahr, daß er nicht ausreichend zur Bildung der Ueberzeugung der Geschworenen mitwirken kann, sondern am Ende vor der viel schwereren Aufgabe steht, eine bereits gewonnene Ueberzeugung erschüttern zu sollen. Das galt hier in erhöhtem Maß; denn eine förmliche Mauer von ungünstigen Vorurtheilen stand zwischen Max Klein und seinen Richtern. Ich habe gezeigt, daß selbst Beamte sich diesen Vorurtheilen nicht entziehen konnten; um wie viel weniger Geschworene, denen dunkle Gerüchte und mehr oder minder sensationell zugeschnittene Preßberichte den Angeklagten verdächtig und verhaßt gemacht hatten! Zu allem Unglück kam noch, daß in den letzten Jahren eine außerordentlich große Anzahl schwerer Kapitalverbrechen die Bewohner des hirschberger Bezirks beunruhigt hatte. Ob es wohlgethan war und die Unbefangenheit der Urteilsfindung erleichterte, daß der Staatsanwalt mit eindringlichen Worten hierauf hinwies, die Geschworenen ermahnte, „ganze Arbeit zu machen“, und das Bild des Angeklagten heraufbeschwor, der, schuldig, aber freigesprochen „triumphirend sich die Hände reibend“ den Saal verlasse? Ich weiß mich ganz frei von dem Wunsch, der Justizverwaltung übermäßige Einwirkung auf die Rechtsprechung zu gewähren, aber ich würde gern eine Gesetzesbestimmung empfehlen, durch die dem Präsidium des Oberlandesgerichts für geeignete Fälle die Bestimmung des zuständigen Schwurgerichtes für die Verhandlung einer Mordsache, unabhängig von der sonstigen strafprozessualen Kompetenz, übertragen wird.

5. Last not least: die Imponderabilien des Verfahrens. Auch sie haben Max Klein gegenüber recht übel gewirkt. Seiner Sache erstand ein gefährlicher Feind in dem Offizialvertheidiger Fritz Bergmanns. Die gegen Bergmann erhobene Anklage war nicht zu bekämpfen; die Geschworenen mußten diese Frage bejahen. Nun

sah der Vertheidiger Bergmanns seine Aufgabe darin, die Begnadigung vorzubereiten, indem er den Mörder als einen verführten Knaben darstellte. Dazu mußte Max Klein schuldig gesprochen werden. Und so stellte er all seine ausdrucksvolle Rhetorik in den Dienst der Anklage gegen Klein; und wer die Psyche der Geschworenen kennt, weiß, wie verhängnißvoll Das für Max Klein wirken mußte. Nicht, weil nun zwei Plaidoyers gegen ihn gehalten wurden, sondern, weil das zweite von der Vertheidigerbank kam. Der Staatsanwalt, der Freisprechung, und der Vertheidiger, der Bestrafung empfiehlt, wird stets das Ohr der Geschworenen haben und wird doppelt überzeugend wirken, weil die Geschworenen instinktiv glauben, es müßten besonders gewichtige Gründe sein, die ihn so „contra naturam sui generis“ zu reden bestimmen. Hier wars noch dazu ein forensisch vorzüglich geschulter, sozial und politisch von wohlverdientem Vertrauen der Hirschberger getragener Anwalt. Und als ob das Schicksal alle Trümpfe gegen Max Klein ausspielen wollte, so traf sichs, daß die Mittagsstunde herangerückt war, just als die beiden Anklagereden verhallt waren. Ihr Eindruck begleitete die Geschworenen in die übliche zweistündige Pause. Kein Gegenargument schwächte ihn ab, kein Bedenken hemmte die suggestive Wirkung. Der selbe ärgerliche Zufall führte am Nachmittag zu einer letzten Caesur der Verhandlung unmittelbar hinter der staatsanwaltschaftlichen Replik und unterbrach das Plaidoyer der Vertheidigung, weil die Lampen im Gerichtssaale angesteckt werden mußten. Auch Das sind Imponderabilien einer Schwurgerichtssitzung.

Und so wurde Max Klein der Anstiftung zur Ermordung seines Vaters schuldig gesprochen, während doch nur erwiesen war, daß er sich durch ein paar unfläthige Redensarten den Ruf eines rohen Menschen erworben hatte.

Breslau. Justizrath Dr. Ernst Mamroth.

Die Sicherheit der Banken.

Seit den hamburger Insolvenzen hört man oft Zweifel an der Sicherheit der großen deutschen Banken aussprechen. Mancher meint, diese Sicherheit sei nur Fassade, hinter den dicken Mauern der Prunkpaläste aber Allerlei faul. An der Wasserkante kriselts noch immer. Kommerzienrath Moeller, der verhaftete Inhaber der zusammengebrochenen Firma J. F. C. Moeller in Altona, hatte bei den Banken einen unbeschränkten Kredit. Seine Schulden sind auf 7 Millionen Mark beziffert worden. Einen Unternehmer, vor dem hamburger Exportfirmen längst gewarnt hatten und dessen Luxusausschreitungen selbst den gutmüthigsten Geldgeber abschrecken mußten, haben angesehene Häuser mit ihren Accepten unterstützt. Der flotte Moeller mit den eleganten Freunden und Automobilen verstand, wenn es nöthig war, den Grandseigneur zu spielen. Als die Kommerz- und Diskontobank einmal von Moeller sofortige Begleichung seines Kontos verlangte, sandte er mit der nächsten Post eine über den Schuldbetrag hinausgehende Summe. Die Kommerzbank ließ sich aber nicht blenden, sondern gab die geschäftliche Verbindung mit dem verschwenderischen Wachsbleicher auf. Der Fall Moeller und die anderen hamburger Katastrophen haben bewirkt, daß man das Depositengeschäft der Banken wieder laut kritisirt und

gesetzlichen Schutz des Publikums fordert. Reichsdepositenbank oder bundesstaatliche Depositenbanken: solche Vorschläge werden heute von ernsthaften „Sachkennern" gemacht. Den Vorschlag, der Reichsbank die Annahme verzinsbarer Depositengelder zu ermöglichen, habe ich hier schon erwähnt. Jetzt ist man auch auf die königlich preußische Staatsbank, die Seehandlung, gekommen, die man sich als Depositenbank mit einem ausgedehnten Netz von Filialen als ungefährliche Konkurrenz für die Privatbanken vorstellt. Das Staatsinstitut werde eben in normalen Zeiten nur 1½ Prozent Zinsen zahlen und den anderen Banken damit den Wettbewerb leicht machen. Wer wird denn aber der Seehandlung sein Geld geben, wenn er anderswo viel höhere Zinsen erhält? Die Staatsbeamten, auf die ein sanfter Zwang möglich wäre, genügen ja nicht. Einen Vortheil könnte die Verstaatlichung des Depositenwesens bringen: die Staatsanleihen wären leichter zu placiren. Sie würden zum großen Theil die Sicherheitfonds für die Depositengelder bilden; der Staat könnte für die Beträge, die er bei sich selbst festgelegt hätte, die Zinsen sparen und brauchte nur für die niedrige Verzinsung der Einlagen aufzukommen. Wenn die Seehandlung dieses Experiment wagen will, soll es ihr Niemand wehren; den Privatbanken aber darf man nicht zumuthen, daß sie einen Theil der fremden Gelder in Anleihen hinlegen, um die Sicherheit der ihnen anvertrauten Beträge zu erhöhen. An den Folgen solchen Zwanges hätte gerade der Staat schwer zu tragen; denn die Banken würden bei jeder neuen Emission ihre alten Bestände auf den Markt werfen, damit den Kurs drücken und der neuen Anleihe das Unterkommen erschweren. Für die Finanzleitung des Staates ist es nur ein scheinbarer Vortheil, zu wissen, daß bestimmte Summen des Anleihenmaterials ein festes Unterkommen haben; die älteren Stücke werden immer ihren Platz wechseln, wenn neue erscheinen, und die Marktlage wäre niemals sicher zu beurtheilen. Eher läßt sich der Wunsch hören, daß die Banken 2 Prozent ihrer Depositen als bare Reserve bei der Bank haben müssen. Das Kapital, das so dem freien Verkehr entginge, müßte die Reichsbank freilich durch höhere Wechselankäufe wieder flüssig machen; ihr wäre damit also nicht gedient.

All diese Neuerungen wären unnützlich. Trotzdem verschwendet man Zeit und Kraft an das Ersinnen von Reformvorschlägen, statt zu prüfen, ob die Depositengelder, die in den Banken arbeiten, überhaupt in Gefahr sind. Die Depositengläubiger haben im Konkursfall kein Vorrecht für ihre Forderungen. Der Konkurs einer deutschen Großbank (die Leipziger Bank, deren Zusammenbruch noch immer in manchen Köpfen spukt, war keine Großbank, sondern ein „von dem Vertrauen der leipziger Bürgerschaft getragenes" Provinzinstitut) wäre aber zu den Weltwundern zu zählen; und vernünftige Menschen geben sich selten mit dem Gedanken ab, was werden könne, wenn ein Wunder geschieht. Wenn man von den fremden Geldern spricht, die in den Banken arbeiten, muß man zwischen den Guthaben auf Kontokorrentkonto und den Depositengeldern unterscheiden. Die Kontokorrentkreditoren sind Geschäftsleute und größere Kapitalisten, die mit der Bank arbeiten und ihr Geld dort stehen lassen. Diese Gläubiger müssen eigentlich unberücksichtigt bleiben, wenn man von einer Sicherung des Depositenwesens und vom Schutz des Publikums spricht. Das kommt nur im Depositengeschäft in Betracht; da arbeiten die Spargelder der breiten Massen. Läßt man für sie das durch die Begründung des alten Börsengesetzes berühmt gewordene Motiv „Schutz der Unmündigen" gelten, so kann es sich bei einer Prüfung der Banken in erster Linie nur darum handeln, festzustellen, ob die Depositengelder gesichert sind.

Wir werden sehen, daß ihre Sicherung nicht schlechter ist als die Deckung der entsprechenden Verbindlichkeiten der Reichsbank. Nach dem letzten Novemberausweis der Reichsbank betrugen die Girogelder rund 552 Millionen, denen als direkte Deckung 1268 Millionen in Wechseln gegenüberstanden. Mit Hilfe des Wechselbestandes hätten aber, wenn die Reichsbank am Tag dieses Ausweises in Liquidation getreten wäre, noch rund 572 Millionen Banknoten eingelöst werden müssen, so daß für die Depositen 696 Millionen verblieben wären. Das hätte eine Ueberdeckung von 144 Millionen ergeben. Nimmt man an, daß die Spareinlagen auch bei den Privatbanken in den Wechselbeständen die Hauptdeckung finden, so würde sich bei der Deutschen Bank, die das größte Depositengeschäft hat, nach der Aufstellung vom einunddreißigsten Dezember 1906 das folgende Verhältniß zeigen: Depositen 381 Millionen, Wechsel 540 Millionen, Ueberdeckung 159 Millionen. Wo ist hier eine Gefahr? Und die Wechsel, die die Großbanken in ihren Portefeuilles haben, sind so gut wie bares Geld. Bei den neun berliner Großbanken war der Sicherheitkoeffizient nicht niedriger. 1181 Millionen Depositen standen 1382 Millionen Wechsel gegenüber. Die Summe der Depositengelder bleibt weit hinter dem Betrag der Kontokorrentkreditoren zurück; daraus ergiebt sich, daß die Banken in viel kleinerem Umfang Verwalter der Sparkapitalien des Volkes sind, als nach jeder Finanzkatastrophe von Neuem behauptet wird. In den deutschen Sparkassen liegen 15 Milliarden, in den deutschen Banken 2,10 Milliarden Depositengelder. Das ist ein gesundes Verhältniß; und der relativ geringe Antheil der Banken an der Verwaltung des deutschen Sparkapitals läßt darauf schließen, daß ansehnliche Summen an Stellen untergebracht sind, die weniger Sicherheit bieten als ein solides deutsches Bankinstitut. Auf die berliner Großbanken entfällt die Hälfte aller Depositengelder; die angesehensten Institute bilden also das Hauptreservoir für das Anlage suchende Kapital des Publikums.

Die Banken, hört man jetzt wieder sagen und klagen, verwenden die fremden Gelder zu Spekulationen. Wenns so wäre, müßte sich die Richtigkeit der Behauptung aus einer Gegenüberstellung der Depositen und der Effekten- und Konsortialengagements ergeben. Bei den deutschen Finanzinstituten, die ein Aktienkapital von mindestens 10 Millionen hatten, waren Ende 1906 insgesammt 950 Millionen in Effekten und Finanzbetheiligungen investirt, während das eigene Vermögen der in Frage kommenden Banken 2740 Millionen betrug. Nur der dritte Theil der eigenen Kapitalien hat demnach in spekulativen Unternehmungen gearbeitet; die rund 1800 Millionen Mark Depositengelder brauchten dafür überhaupt nicht in Betracht zu kommen. Die riskanten Geschäfte treten immer mehr hinter die einfachen Banktransaktionen zurück. Das lehren die Bilanzen. Die Forderung, das Depositengeschäft zu isolieren, ist schon deshalb recht unzeitgemäß. Unsere Banken sind ja heute schon fast reine Depositenbanken; das Emissiongeschäft betreiben sie nur in dem Umfang, den ihre Stellung und ihre internationalen Verbindungen ihnen aufzwingen. Die Beziehungen zu den Industriegesellschaften wären nicht zu erhalten, wenn die Banken sich nicht von Zeit zu Zeit an der Emission von Industriepapieren betheiligten. Sie müssen der Industrie Kredit gewähren; und die Ausgabe von Papieren ist nur ein diesem Zweck dienendes Mittel, das die Hergabe von Barbeträgen gegen hohen Kontokorrentzins so lange zu ersetzen vermag, wie der Kapitalmarkt neue Emissionen aufnimmt. Die Zeiten, in denen man nur der Agiotage wegen neue Papiere herausbrachte, sind vorüber und die Fälle, die heute noch reinen

Spekulationmanövern gleichen, sind nur als Ausnahmen zu erwähnen. Die Banken machen fast nur noch Geschäfte mit ganz kleinem Risiko. In den Bilanzen findet man selten große Verluste, die aus spekulativen Unternehmungen stammen. Unter den Einbußen an Kursen stehen die Entwerthungen der deutschen Anleihen mit vornan. Diesen Posten kann man den Banken gewiß nicht ins Sündenkonto setzen. Und bei den anderen Abschreibungen an Effekten muß man stets bedenken, daß darin stille Reserven stecken, da gute Börsen den Werth an sich solider Papiere rasch wieder heben. Auch die Verluste an der Kundschaft sind nicht so groß, daß sie zu Zweifeln an der Sicherheit der Banken berechtigen. In diesem Jahre werden sie vielleicht größer sein als seit langer Zeit; da handelt sichs um Acceptverbindlichkeiten, für die die Banken aufkommen müssen. Die Accepte werden mit zu den Schulden der Banken gerechnet, obwohl, unter normalen Verhältnissen, die Deckung nicht von der Bank, sondern von dem Kunden, der auf sie zieht, zu leisten ist. Der Käufer, der die Waare nicht gleich bezahlen will, läßt von dem Verkäufer auf seine Bank ziehen und giebt ihm die Möglichkeit, sich durch Diskontirung des Wechsels sofort Geld zu verschaffen. Der Käufer hat natürlich rechtzeitig Deckung zu bieten; und da die Bank nur solchen Personen Acceptkredit gewährt, deren Sicherheit ihr völlig verbürgt ist, werden beträchtliche Verluste nicht oft vorkommen. Irren ist menschlich; selbst die Reichsbank ist nicht gegen Enttäuschungen gefeit. Die Insolvenz Haller hat auch sie, wie andere Banken, betroffen. Leichtsinnige Kreditgewährung ist aber so selten, daß es thöricht wäre, daraus das Recht zu Pauschalvorwürfen zu entnehmen. Wie schwer es ist, sich Kredit zu verschaffen, hört man heute ja in allen Gassen. Als Muster werden uns die englischen Depositenbanken gezeigt, die keine Emission- und Konsortialgeschäfte machen. England hat 7000 Banken und Bankfilialen mit 20 Milliarden Mark fremder Gelder. Und wer finanzirt drüben denn die Gründungen, an denen das Publikum mehr Geld verliert als die Sparer in Deutschland an einheimischen Papieren? In England giebt es Finanzgesellschaften, die das Gründung- und Emissiongeschäft betreiben, und Privatbankiers, die sich mit der Produktion von Werthpapieren beschäftigen. Sie allein könnten das Effektengeschäft aber nicht in so großem Stil treiben, daß das Publikum alljährlich große Summen an faulen Papieren verliert. Das geht nur mit Hilfe der Depositenbanken, die ihre Kapitalien den das Effektengeschäft treibenden Personen und Firmen zur Verfügung stellen. So dient das Sparkapital des englischen Volkes in noch viel weiterem Umfang und mit höherem Risiko als das deutsche der Effektenspekulation. Mit höherem Risiko: denn die Banken, die selbst keine Finanztransaktionen machen dürfen, können die Gründungen, zu denen sie Geld herleihen, nicht kontroliren.

Die Geschäftsführung der Banken muß kritisirt werden; aber die Kritiker müssen auch die guten Seiten dieser Institute sehen und dürfen nicht vergessen, wie fest der Zusammenhang mit der Reichsbank ist. Von Weitem siehts so aus, als gingen die Privatbanken andere Wege als das Centralinstitut; wenns aber drauf und dran kommt, marschiren und schlagen sie vereint. Die Großbanken brauchen den Kredit der Reichsbank und die Reichsbank kann das Diskontgeschäft nicht ohne die Hilfe der Großbanken durchführen. Wenn Reichsbankdiskont und Privatwechselzinsfuß gar zu weit von einander entfernt sind, kommts wohl mal zu einem Konflikchen. So wirds auch unter Havenstein sein. In der letzten Zeit gings um den Privatdiskont. So lange aber die Reichsbank aufrecht ist, wird keine Großbank fallen. Ladon.

Die Tröstungen der Lyrik.

Wenn ich als fünfzehnjähriger Heranwüchsling in meiner Libertinage gar zu weit ging, so pflegte Tante Auguste, während sie Staub wischte, gereizt und überlegen zugleich zu antworten: „Warte man ab, wenn erst die Prüfungen des Lebens kommen!“ In Parenthese sei bemerkt, daß diese Prüfungen für sie selbst niemals gekommen waren. Sie lebte im Haus ihres Bruders, des Landpfarrers, halb Aschenputtel, halb komische Figur, aber von Allen geliebt; und wischte sehr viel Staub. Obwohl sie Siebenzig war, kroch sie noch unter alle Möbel. Das einzige Erlebniß, von dem ich sie berichten hörte, während ihr aus den schönen blauen Augen die dicken Lachthränen die Wangen herabrannen, war dieses: Als junges Mädchen war sie unförmlich dick und eines Tages hatte ein alter Herr sie auf der Straße erstaunt gemustert und dann vorwurfsvoll ausgerufen: „So jung und schon so tief gesunken!“ Das war zu der Zeit, da sie noch ihrem Vater, der auch Pastor war, nach Tisch die Bravourarie vorsingen mußte: „Der Hölle Rache kocht in meinem Busen, Tod und Verdammniß um mich her!“ Tante Auguste konnte übrigens das „Gebet der Jungfrau“, den „Hinrichtungmarsch der Marie Antoinette“ und die „Butterstulle“ spielen und die Dämmerstunden, in denen sie an dem alten spinettartigen Klavier saß, werde ich nie vergessen. Wir standen uns denn auch ausgezeichnet; nur meiner großstädtischen Freigeisterei begegnete sie immer mit dem drohenden Hinweis auf die Prüfungen des Lebens.

Die sind nun zwar gekommen; der Glaube aber ist ausgeblieben. Während der Pubertät traten jähe, rasch verschwindende Anfälle von Selbsterniedrigungsucht ein, später umhüllte mich manchmal ein vages Gottgefühl. (Nichts natürlicher, da mein Großvater Prediger war und viele Verwandte von mir es sind.) Allerdings verließ mich nie die Frage nach dem Sinn des Lebens; sie ist die immer summende Grundmelodie zu dem krausen Text meiner Existenz. Ich posire nicht, wenn ich sage, daß ich an dieser Frage schwer gelitten habe, vielleicht um so schwerer, als die negative Antwort so eng mit meiner persönlichen Unzulänglichkeit zusammenhing. Ob wir nichts wissen können, weiß ich nicht (das berühmte „Ignorabimus“ scheint mir anmaßend und unwissenschaftlich); daß ich selbst aber nicht der Mann bin, des Daseins letzte Räthsel zu erforschen, war mir schon früh klar. Nicht faustischer Schmerz zerriß, aber grüblerische Melancholie plagte mich und in ihr halfen mir die Tröstungen der Lyrik.

Sie halfen mir in mehrfacher Weise; sie entführten mich meinem Mißmuth durch ein rein technisch ästhetisches Entzücken, sie machten mir religiöse Stimmungen zugänglich, sie übten auf meine moralischen Anschauungen den stärksten Einfluß aus. Das klingt sehr abstrakt. Ich will Beispiele anführen.

Ich gebe zunächst ein Beispiel für die erlösende Wonne der Form an sich

„S'asseoir tous deux au bord d'un flot qui passe,
Le voir passer;
Tous deux, s'il glisse un nuage en l'espace,
Le voir glisser;
A l'horizon, s'il fume un toit de chaume,
Le voir fumer;
Aux alentours si quelque fleur embaume,
S'en embaumer;
Si quelque fruit où les abeilles goûtent
Tente, y goûter;
Si quelque oiseau, dans les bois qui l'écoutent,
Chante, écouter . . .
Entendre au pied du saule où l'eau murmure
L'eau murmurer;
Ne pas sentir, tant que ce rêve dure,
Le temps durer;
Mais n'apportant de passion profonde
Qu'à s'adorer,
Sans nul souci des querelles du monde
Les ignorer;
Et seuls, heureux devant tout ce qui lasse,
Sans se lasser,
Sentir l'amour, devant tout ce qui passe,
Ne point passer."

Viele deutsche Leser werden diese Verse gar nicht als Lyrik gelten lassen, weil ihnen das Geheimnißvolle fehlt. Die Faktur ist wundervoll. Von diesen Versen kann man sich einwiegen lassen; man kann sie aber auch ansehen und dem Zauber ihrer Linien erliegen.

Nun zu der zweiten Wirkung: die Lyrik als Medium religiöser Stimmungen. Mir ist die Religion ungenießbar; entweder sie giebt sich herrisch oder süßlich und Beides ist mir gleich fatal. Außerdem hat die Schule sie mir verekelt. Ich sehe noch den dicken alten Direktor mit dem glatten, glauen Gesicht, wenn er bei der Sonnabend-Andacht in der Aula, fast immer schluchzend, betete: „Eins ist Noth, ach Herr, dies Eine!" Er hat übrigens jetzt die Brillanten zum Rothen Adler. Ich las inzwischen das herrliche: „O Haupt voll Blut und Wunden!" Das stärkte mich.

Also direkt ging es nicht. Aber an der Hand ernster Mittler. Hebbel („Oft, wenn ich bei der Sterne Schein zum Kirchhof meine Schritte lenke") und Keller („Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Erlöser") führten mich. Eigentlich ists eine List von mir: ich werde nicht dogmatisch unterjocht und spüre doch den Segen des Glaubens.

Nun aber muß ich von einem psychologischen Kuriosum berichten. Gewisse Verse werden mir zur Zwangsvorstellung und bestimmen mein Denken

und Handeln. Wer weiß, wie weit ich schon nach links gerutscht wäre, wenn ich nicht immer Victor Hugos Strophe hörte:

„La foule des vivants rie et suit sa folie, tantôt pour son plaisir,
tantôt pour son tourment,
Mais par les morts muets, par les morts qu'on oublie, moi
rêveur je me sens regardé fixement."

Ein Leitartikler, der sich in seinen politischen Anschauungen, um nicht durchzugehen, von Victor Hugo am Rockschoß halten läßt: ist Das nicht drollig? In einer schweren Krisis meines Lebens hat mich das Wort geleitet:

„May on her lot some human errors fall,
Look on her face and you'll forget them all."

Aber die „Obsession" nahm noch sonderbarere Formen an. Vor einigen Jahren las ich in der „Zukunft" ein Gedicht von einer Dame, deren Namen ich vergessen habe. Eine Stelle lautete; „Lieber kein Glück, nur lauter sein! ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ –" Die paar Worte behielt ich und von den folgenden nur den Rhythmus. Dieser Aufschrei eines ehrlich ringenden Herzens ergriff mich tief und seitdem besitzt er mich, besitze ich ihn. Den Gedanken in Prosa hätte ich vielleicht freundlich-skeptisch belächelt; die Passion des Versmaßes machte, daß ich ihn ernst nahm.

Johanna Ambrosius hat einmal geschrieben:

„Richte nur empor den Blick
Zu den ewgen Sternen
Und Du wirst Dein herb Geschick
Lächelnd tragen lernen."

Das ist, kritisch betrachtet, nicht viel (der bescheidene Bewegungreiz der letzten Reihe soll anerkannt werden); und doch hat es mich oft erquickt. Ich sagte Das einmal in einer Pension bei Tisch und sehe noch das fassungslose Staunen, das sich in den feinen Zügen einer alten Amerikanerin malte, die mir gegenüber saß. Die Erinnerung läßt es mir rathsam erscheinen, abzubrechen.

Liebe Leser, seien wir duldsam. Den Einen tröstet die Heilswahrheit, den Anderen das „stumme" oder „dumpfe" e. Das singende, liebkosende, schwebende e!

Comme il fait noir dans la vallée!
J'ai cru qu'une forme voilée
Flottait là-bas sur la forêt.
Elle sortait de la prairie;
Son pied rasait l'herbe fleurie;
C'est une étrange rêverie;
Elle s'efface et disparaît.

Der Literaturlehrer der Prima hatte zwei Wendungen: „Der Dichter sagt schön!" und „Schön sagt der Dichter!" Wir dummen Jungen lachten seiner Armuth; wir ahnten nicht, daß man im Grunde nicht viel mehr, nicht

viel Besseres von Dichtungen aussagen kann. Doch nun zu meiner Entschuldigung noch ein Wort über den aktuellen Anlaß dieser Bekenntnisse. Die Regierung hat in einem Kindergarten Umsturz gewittert und ihn geschlossen, weil er nicht „patriotisch“ und „religiös“ geleitet werde. Vielleicht lehrte man aber dort die Kleinen Blumen, Thiere und Verschen lieben. Und in unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Eduard Goldbeck.

Mérimées Werk.*)

Das Werk Mérimées ist vielfältig und reich. Meine Uebersetzung einiger Novellen erhebt nicht den Anspruch, dieses Werk zu spiegeln. Es wären die genialen Anfänge des von Goethe gewürdigten Mystifikators „Théâtre de Clara Gazul“, 1825; „La Guzla“, 1827), die dramatischen Kulturbilder („La Jacquerie“, 1828), die „Chronique du règne de Charles IX“ (1829), es wären die umfangreichen Reiseberichte des gelehrten „Generalinspektors der historischen Denkmäler“, die historischen und kritischen Arbeiten, es wären vor Allem die unvergleichlichen Briefe („Lettres à une Inconnue“; „Lettres à une autre Inconnue“, „Lettres à Panizzi“,) wenigstens in Auszügen, wiederzugeben gewesen.

Ich bin der, wenn man will, hartnäckigen Ueberzeugung, daß, wer einen Autor kennen lernen, wer ihn besitzen und behalten will, sich an den Originaltext zu wenden habe. Ich erachte Uebersetzungen künstlerischer Arbeiten nicht als ein Mittel, solche Kenntniß, solches Besitzthum zu gewinnen. Wohl aber schätze ich Uebersetzungen, die selbst künstlerische Arbeiten vorstellen. Und ich meine: eine Uebersetzung ist vor Allem als Werk ihres Autors zu werthen. Reizend ist der Vergleich zwischen dem Original und solcher Neuschöpfung. Aber auch ohne diesen Vergleich bleibt die Wiedergabe merkwürdig. Wenn ich einige der vorzüglichsten Novellen eines großen Schriftstellers aus der geliebten französischen in die geliebte deutsche Sprache zu übertragen mich vermessen habe, so ist es in dem während der Arbeit erstarkenden Bewußtsein der Kraft geschehen, ein Mérimées nicht ganz unwürdiges Buch zu schaffen. So und nur so will ich diese Auswahl beurtheilt wissen. Es hat mich unwiderstehlich angezogen, diese und jene Novelle im Geiste des Dichters und in seinem Schatten, aber mit den meiner Muttersprache gemäßen Mitteln, treu und selbständig zugleich, wiederzuschaffen. Ob es mir gelungen ist, mag die Zukunft entscheiden. Daß hingebungvolle Liebe am Werke gewesen ist, brauche ich nicht hervorzuheben. Wer Mérimées prachtvoll einfache Ausdrucksweise kennt, wird auch die Schwierigkeiten dieses Unternehmens würdigen. Ich habe einen Band der äl-

*) Fragment aus der Einleitung in eine gute Mérimée-Uebersetzung (man darf sie die bisher beste nennen), die bei Georg Müller in München erscheint.

teren kurzen Geschichten zusammengestellt. Ihn beschließt die Erzählung, die, wie sie ihrem Dichter gegolten hat, auch mir als Prosper Mérimées Meisterwerk gilt: „La Vénus d'Ille". Die folgenden Bände sollen andere gute Novellen bringen.

Mérimée ist ein klassischer Erzähler. Weder von Balzac kann man Das sagen noch von Beyle. Auch nicht von Flaubert, dem größten Künstler, den Frankreich unter seinen großen neueren Schriftstellern zählt. Ist Balzac der genialste, Beyle der interessanteste, Flaubert der strengste, darf man Mérimée den klarsten nennen. Balzac ist der Dichter, die Phantasie, Beyle der doktrinär-subjektive, Flaubert der unpersönlich-„induktive" Psychologe. Mérimée ist nichts als ein Erzähler von mehr oder minder sonderbaren Geschichten. Sein Stil ist akademisch, traditionell. Außer einer gelegentlichen, leicht ironisch gefärbten Bemerkung, die nie zum Aperçu gefeilt wird, immer ganz im Parlandoton des Causeurs bleibt, scheint diesen Stil nichts Persönliches auszuzeichnen. So gegenständlich, trocken, so „zeichnerisch" zu schreiben, könnte man meinen, wäre Sache jedes gebildeten Beobachters eines an interessanten Wechselfällen reichen Lebens. Aber gerade diese Nüchternheit, diese Sparsamkeit, die nichts weniger als Armuth ist, macht den unverwelklichen Reiz von Prosper Mérimées Autorcharakter aus. Indem die Konvention bei ihm als höchstes Kunstziel sich kennzeichnet, wird sie, so individuell erlebt, größte Kraft. Andere benutzen sie aus Schwäche, er aus Stärke. Jedes Wort steht an seinem Platz. Und dieses Gleichgewicht ist das Wunderbare. Balzac schweift verschwendend aus, Beyle versagt sich der Ausdruck; sein Stil ist ein Schlachtfeld. Flaubert ringt in aufreibender Qual um das Wort, aber er findet es, findet das „einzige" und tilgt jede Spur seiner Mühe. Mérimée ist so sehr Herr seiner Mittel, daß er nicht zu suchen braucht, nicht ringen muß; er hat, was er will. (Später freilich versteift sich sein Bestreben immer mehr zur „klassischen" Manier; er übertyrannt, in seinen historischen Arbeiten, den Tyrannen, die Tradition.)

Man ist geneigt, den Dichter des „Mateo Falcone" unserem größten Erzähler Kleist, zu vergleichen. Aber der Vergleich ergiebt keine Gleichung. Kleist ist nicht klassisch. (Goethe ist es in den „Erzählungen deutscher Ausgewanderter".) Er ist romantisch. Kleists Stil ist unerbittliche, bezaubernde Willkür, der Mérimées Nothwendigkeit; man merkt ihn kaum als einen wesenhaften Faktor, so leicht tritt er in Erscheinung. Balzac schreibt sich, Beyle zu sich, Flaubert gegen sich, Mérimée aus sich. Er ist der Nobelste, freilich auch, bei aller Anmuth, der Kälteste. Beyles bald accentuirter, bald trocken-raschelnder Stil hat keine Wärme des Ausdruckes, aber er athmet die Wärme des Blutes (weshalb sich Stendhal nach der bekannten Anekdote durch die Lecture des Code Civil „vorzubereiten", abzutöten pflegte; keine Pose, wie sie etwa Balzac in anderen Mitteln eigenthümlich wäre, sondern eine Maxime). Balzacs Stil flammt, lodert, zuckt, prasselt, verlischt und lebt wieder auf, sein Stil ist eitel, er erlaubt sich Alles, versagt sich nichts. Flaubert erlaubt sich nichts, versagt sich Alles, unterordnet sich völlig der Idee „des" Stils. Mérimée in seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit ist so streng wie eine Ordensregel (die er durch ungläubige Marginalien ironisirt). Beyle hat aus tausend Zügen des Lebens keine lebendige Gestalt geschaffen oder vielmehr jede sogleich vivisezirt. Balzac beschwört Visionen, die riesenhaft emporwachsen und als Symbole bleiben: Keiner ist mehr Dichter als er. Gautier, noch mehr der weiche Musset blieben zu oft im Liebenswürdigen des „Poeten" stecken.

Man vergleiche Gautiers charmante „Mademoiselle de Maupin“ etwa mit Mérimées „Colomba“. Von Gautiers Maupin trägt man Etwas wie einen süßen Orangenduft davon. Man erinnert sich in augenschließendem Entzücken an die flaumige Reife der sinnlich in den Hüften sich wiegenden Troubadour-Novelle vom Ritter Fräulein. Aber man liest dann wieder einmal die wie in rosarothem Duft kokett verschränkten Worte: es ist doch viel verblaßtes, fad riechendes Feuilleton in ihrer zügel- und auch ein Wenig markloſen, wie mit allzu blanken Zähnen und allzu blanken blauen Augen unter blonden Locken lächelnden „Künſtler“-Lebhaftigkeit. Dagegen Mérimée: anfangs ſcheint er etwas ſtahlſtichhaft, an den Rändern gilbend, dieſe typiſch-reinen Profile muthen etwas unbedeutend an; aber bald gewinnt das Alles eine nur aus dem vornehmen Ton der ſicheren Zeichnung ſteigende Ueberzeugungskraft, die ſich herrſchend erhält. Und Das macht: Mérimée hat ſich jedes ſtiliſtiſche Extemporiren verſagt. Er wußte, daß das jeweilig Moderne das jeweilig Altmodiſche zu werden beſtimmt iſt. Seine Sprache verſchmäht jeden Schmuck, die einſchmeichelnde Nuance, er malt nicht paſtos mit ſpäter zerſpringenden Farben, ſein Pinſel iſt ſpitz und fein und er ſetzt damit jedes ſeiner ſparſamen Lichter ohne „Täuſchung“-Abſicht, als konventionelles Bildelement kontrolirbar, an die gemäße Stelle. Delacroix ſoll ihm nahgeſtanden haben. Man möchte ihn mit Ingres befreundet denken, Ingres, dem diſtinguirten Zeichner. Sein diskreter Rhythmus iſt der zeichneriſche, nicht der brauſende maleriſche. Und Dies iſt ihm Bewußtſein. Hat doch der in ſeinen Stoffen ſo „romantiſche“ Mérimée Hugos Romantismus, die berühmte „Lokalfarbe“, die ſchon der Jüngling durch eine geniale Myſtifikation (die „Guzla“-Lieder, die er angeblich aus dem Illyriſchen überſetzte) ad absurdum geführt zu haben meinte, ſpäter geradezu verhöhnt.

Flaubert iſt der Organiſator ſeiner Welt. Jedes ſeiner Weſen, die unheimlich wirklich werden, lebt von ſeinem göttlichen Hauch: aber der Schöpfer bleibt ewig unſichtbar. Mérimée begegnet ſeinen Geſchöpfen. Was ihm nahkommt, wird ſein. Er plaudert ſeine Welt entlang, nimmt nichts wichtig, fälſcht aber auch nichts: Alles bleibt, wie es iſt. Er iſt der Chroniqueur, der gleichmüthig von Allem berichtet. Beyle, der Immoraliſt, und Balzac, der Prediger, der Prophet, der Richter, moraliſiren. Beyle hält ſich immer wieder mit dem Motiviren auf, fängt ſich in allen Schlingen der Möglichkeiten, ſeine Perſonen kommentiren ſich unabläſſig. Balzac ſteht mitten unter ſeinen Geſchöpfen, beleuchtet, ſtützt und entfernt ſie je nach Bedarf, immer geleitet vom dichteriſchen Inſtinkt, bei aller Subjektivität niemals geſchmacklos wie unſer großer Jean Paul, bei aller Breite ſeiner Redſeligkeit niemals langweilig wie der peinliche Zola. Flaubert, der die Maſſe des Lebens lückenlos in ſeiner Einheit zeigt (Balzacs Roman iſt ein Teppich mit brennendem Muſter und vielen fadenſcheinigen und noch mehr bloßen Grundſtellen) kann langweilig werden wie das Leben ſelbſt, wenn ſich der moraliſche Betrachter dem unendlichen Fluß der Dinge nicht entzieht (Das iſt unmöglich), aber widerſetzt. Beyles Werk iſt gehäuftes Material, unendlich reich, aber nicht oder nur zum Theil geordnet. Mérimée iſt weniger als alle Drei „Schriftſteller“. Er hat, ſich hiſtoriſchen Werken zuwendend, zwanzig Jahre in der eigentlichen Produktion innegehalten, hat ſeine berühmten Geſchichten als Amateur geſchrieben. Er, der ſtrengſte Pfleger der literariſchen Sitte, iſt der größte Verächter des Metiers. Aber nicht wie bei Wilde, dem typiſchen Literaten, iſt Dies Poſe. Sein Dandythum iſt ſein Lebensſtil. Er hätte nicht zu

schreiben gebraucht, um sich als Dandy zu zeigen, wie Brummel nichts geschrieben hat. Wilde mußte schreiben, um das Relief für seine mondänen Attitüden zu schaffen. Die Extravaganzen allein hätten ihn blos als einen Gecken gezeigt. Im Deutschen haben wir für Mérimée kein Beispiel. Heine, dem er an Geist ähnelt, war kein Gestalter. Jean Paul und Bogumil Goltz, die viel reicher an Einfällen sind, verstehen nicht, damit hauszuhalten. Sie nähern sich so Balzac, der aus seiner Profusion durch seine (von Rodin so prachtvoll festgehaltene) pathetische Geberde seinen Stil erschuf. E. T. A. Hoffmann mangelt die Weltläufigkeit, die ihm die souveraine Ironie Mérimée geboten hätte: seine Ironie kommt aus dem Widerspruch des Künstlers zum Philister, den Mérimée, so eng gefaßt, nicht empfindet, wenn er ihn auch kennt. Dagegen mangelt Mérimée, dem ungetauften Sprößling der Freigeisterei einer allem Doktrinarismus, allem Dogmatismus abholden Generation, die tiefe Seeleneinsamkeit des deutschen Dichters, dem die Bürgerlichkeit, der Prosaismus seiner dumpfen Zeit zum Gespenst sich verkörperte. Flaubert trennt den Künstler vom Menschen, er schaltet den Menschen aus, der dem Künstler hinderlich wäre. Er entzieht sich der Welt um seines Werkes willen. Mérimée bleibt in der Welt; er genießt sie. Flaubert lernt sie, die ihn quält, die er haßt, verachten. Er leidet unter seiner Unfähigkeit, zu leben, und überwindet sein Leiden in der süßen Qual des Schaffens. Mérimée sonnt sich wie eine Katze an der Welt und verzichtet darauf, seine besten Werke zu schreiben; so lässlich scheint ihm das Schreiben, das er so unvergleichlich beherrscht. Beyle kommt nie zu Rande mit seinen Bekenntnissen, die er in hundert Verkleidungen variirt. Balzac unterwirft mit einer allmächtigen Zauberformel alle Wesen seiner Herrschaft und alle seine brausenden Chöre zeugen von ihr. Mérimée flanirt durch die halbe Welt und botanisirt Raritäten, die er, mit der pariser Etikette versehen, in geschliffenen Glasfläschchen aneinanderreiht. Er spielt mondänes Theater der brutalen Instinkte, täuscht alle Welt und verdirbt ihr sofort den Enthusiasmus. Sein Geist ist der des geborenen Genießers, eines Sensuellen ohne die Spur von Sentimentalität. Er ist ein großer Gourmet, ein Kenner in Weibern aller Rassen wie in Statuen und Baudenkmälern aller Zeiten (seine offizielle, von ihm auf das Gewissenhafteste ausgefüllte Stellung war die eines Inspektors der historischen Denkmäler), ein Bibliophile von erlesenem Geschmack, vor Allem aber ein Briefschreiber von unnachahmlicher Grazie und Leichtigkeit des athmenden Ausdruckes, inoffizieller Diplomat und nachlässiger Elegant, Zeichner und Reisender, Historiker ohne Schwerfälligkeit und Causeur ohne die Spur von Feuilletonismus; neben dem „Italiener" Beyle, dem „Germanen" Flaubert, dem „Gallier" Balzac der „Engländer", wie ihn nur der Pariser zu agiren im Stande ist.

Man kann Mérimées Autorexistenz leicht in drei große Abschnitte gliedern: der Dandy, der Akademiker, der Hofmann. An den Grenzen stehen die Werke... Cousin hat ihn einen Edelmann genannt. Er war ein Edelmann; und das Wort hat hier einen anschaulichen, einen historischen Begriff. Es besagt Vieles zugleich: Franzose, Monarchist, Chevalier d'antan. Mérimée war ein unzeitgemäßer Aristokrat. Im Jahr 1865 schreitet er an der Seite Bismarcks drei Stunden lang die Terrasse von Biarritz auf und ab Er war vom Lord Palmerston, der dem inoffiziellen Diplomaten Napoleons lieber zu viel als zu wenig Gewicht beilegen mochte, schmeichelhaft ins Vertrauen gezogen worden, ein „Vertrauen", das der spöttische Beobachter der Menschen nicht über Gebühr geschätzt hat. Immer wieder sehen wir ihn, der

eine elegante Frau, ein kostbar gebundenes Buch, ein vortreffliches Menu weit interessanter fand als eine Sitzung des Senates, im Mittelpunkt der europäischen Politik, mindestens in ihrem Kernschatten. Aber man möchte ihn eher dem Fürsten von Ligne vergleichen als einem seiner politischen Zeit- und Tischgenossen, den Palmerston, Thiers, Guizot, jenem Fürsten von Ligne, der, wie er mit liebenswürdiger Selbstgefälligkeit erzählt, wohl drei Jahre seines Lebens im Reisewagen verbracht hat und der am Ende einer glänzenden Existenz mit leiser Wehmuth bekennt, daß er eigentlich enttäuscht sei. Er paßt in die Salons der Damen d'Epinay und Geoffroy, neben die Diderot, D'Alembert, Galiani, und zwar nicht nur, weil sein souverainer und blasphemischer Geist ihm dort, nicht neben den Sandeau und Feuillet den Platz angewiesen hätte, sondern noch mehr deshalb, weil er, der unüberwindliche Skeptiker, der Hasser der Priester und Verächter der Demokratie und des Parlamentarismus, der unbefangene Monarchist und niemals von Höflingeitelkeit verblendete Hofmann, mit seinen ganzen Neigungen einem ancien régime der Galanterie, der cours d'amour, des freigeistigen Epikuräismus angehörte, gleich fern säuerlichem Liberalismus wie ranziger Reaktion. Er war galant und zurückhaltend, ironisch und blasirt, aufmerksam ohne Neugier, kokett ohne Geckerei, besonnen ohne Dünkel, ergeben ohne die Spur von Servilismus. Er liebte die Behaglichkeit und setzte sich immer wieder den Strapazen der Reise aus; sein Blick war frei vom Schleier der Sentimentalität und doch hat sein graziöser Frauendienst immer einen leichten Zug von Melancholie. Achtundsechzig Jahre verbirgt er seine Liebe zu seinem Volk, seiner Heimath: das Nationalunglück läßt ihn bekennen: „Ich habe mein Leben lang getrachtet, mich von Vorurtheilen frei zu halten, Weltbürger eher zu sein als Franzose; aber alle diese philosophischen Hüllen taugen nichts. Ich blute heute aus den Wunden dieser dummen Franzosen, ich weine über ihre Demüthigung, und wie undankbar und unsinnig sie auch ein mögen, immer liebe ich sie doch . . ."

Er ist sich treu geblieben. Kein Kompromiß hat ihn geknickt. Seine vielbewunderte Ruhe hatte er schon als Zwanzigjähriger. Frauenfreundschaften begleiten wie Guirlanden sein Leben. Als ihn die Mutter verläßt (er war trotz allen Abenteurersüchten der typischen Reiseperiode ein heimath- und heimseliger, von Katzen umlagerter Kaminträumer), steht er als rettungloser alter Junggeselle da. Die „Inconnue", der der vierzigjährige „Unsterbliche" mitten in seinem offiziellen Nodier-Nekrolog, während sie in schmerzlichem Inkognito auf der Galerie lauscht, Kußhände zuwirft, das kleine kluge Mädchen mit den schönen Haaren, das seinen Ehrgeiz, Frau Prosper zu werden, mit der Gloriole der „ewigen Geliebten" hat büßen oder krönen müssen, war bestimmt, die eherne Maske des untadeligen „Engländers" zu lüften: ein beweglicheres Mienenspiel hat kaum je eine sammetene bedeckt. Wenn Beyle vom Snobismus des Ersten Kaiserreiches, den er grimmig, wie an Anderen, so vorzüglich an sich bekämpft; nie ganz freizusprechen ist, Balzacs raumgreifende Erobererpose nicht ohne innige Wehmuth mit dem am Ziel Verröchelnden zu bewundern bleibt, Flauberts Leben der Selbstverzehrung das typische Drama der grausigen Einsamkeit des Künstlers wie einen alles Menschliche verschlingenden Abgrund aufthut, so ist Mérimées schön alternde Jüngslingsgestalt das erzene Denkmal einer erlauchten Tradition: der romanischen Lebenskultur.

Wien. Dr. Richard Schaukal.

Letzte Begegnung.*)

(Am vierzehnten Juni 1888.)

König Oskar, vom Mälar kommt er daher,
Fährt über den Sund, fährt über das Meer;
Nun sieht er die Küste: deutsches Land,
Haide, Kiefer, märkischen Sand,
Und nun Avenuen und Schloß und Alleen —
Er kommt, um den sterbenden Kaiser zu sehn.

Dem melden sie's: „König Oskar ist da."
Kaiser Friedrich wie suchend um sich sah.
Ein leuchtend Bildniß hängt an der Wand,
Sein Bildniß von Angelis Meisterhand;
Orangeband, Orden, Helmbuschzier,
Pasewalker Küraſſier.
Er blickt drauf hin und den Blick sie verstehn:
„So soll mich König Oskar sehn."

Und sie legen ihm Koller und Küraß an.
Aufrecht noch einmal der sterbende Mann,
Aufrecht und hager und todesfahl . . .
König Oskar tritt in den Marmorsaal.
Sprechen will er; er kann es nicht,
Ein Thränenstrom seinem Aug' entbricht.
Da steht sein Freund in des Jammers Joch,
Gebrochen und doch ein Kaiser noch:
Den Pallasch zur Seite, den Helm in der Hand,
Kaiser Friedrich vor König Oskar stand.

„Bild einst von Größe, Schönheit und Glück,
Das ist das Letzte, Das blieb zurück!"
Stumm neigt sich der König; und noch einmal;
Und nun zum Dritten. Und läßt den Saal.

Theodor Fontane.

*) Oskar der Zweite von Schweden, der seit 1872 auf dem Thron Bernadottes saß, ist am achten Dezember als Achtundsiebenzigjähriger gestorben. Keine leuchtende Herrschergestalt. Ein braver, betriebsamer Herr, der in viele Sättel gerecht sein und gern auch den artifex spielen wollte. Was er geschrieben hat, ist schon vergessen. Was er zu dichten suchte, hat nicht lange gehalten. Wer spät einst noch von ihm spricht, wird zunächst gewiß des Junitages gedenken, da der norwegische Großthing Herrn Oskar den Scheidebrief schrieb, in aller Höflichkeit einen König entkrönte. Sonst? Im Lied wird Oskar, Oskars Sohn, leben: in der Ballade des Markwanderers, der ihn als den Freund Friedrichs in seine Welt hob. Diese Ballade wird hier abgedruckt. Die Gelegenheit, vor der Weihnacht an Fontanes Gedichte erinnern zu können, soll nicht ungenützt vorübergehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Dezember 1907.

Gute Beziehungen.

Man ist an Manches gewöhnt; aber eine so dichte Wolke allerabscheulichster Phrasen, wie sie der englische Besuch in der Presse beider Länder heraufgeführt hat, ist doch wohl etwas nicht allzu Häufiges. Ich muß das für meine Einsicht unrühmliche Geständniß ablegen, daß ich Solches nicht für möglich gehalten habe; jetzt, nachdem Jahre lang der politische Kampf Englands und Deutschlands Tagesgespräch gewesen ist, nachdem seine einzelnen Phasen eben so viele Erfolge Englands bezeichnet haben und die Wurzeln des Streites eben so oft, und zwar nicht nur hier, sondern auch in der Tagespresse, gezeigt worden sind. Die Besuche des Zaren und des Königs von England auf der Rhede von Swinemünde und in Wilhelmshöhe gaben freilich schon einen Vorgeschmack. Da jubelte die deutsche „Oeffentlichkeit", jetzt könne doch Niemand mehr sagen, daß Deutschland isolirt sei. Die Herrscher der beiden mächtigen Reiche kamen, um den Deutschen Kaiser zu besuchen. Ganz besonders hoch rechneten wir ihnen an, daß sie in „loyalster Weise" über ihr eben erreichtes Abkommen Mittheilung machten, ehe der Vertrag veröffentlicht war. Seit Jahren schon hatte die englische Diplomatie gearbeitet, um mit Rußland zu einem festen Vertrag zu gelangen, und ein Diplomat von erprobter Geschicklichkeit, Mr. Nicholson, war als Botschafter nach Petersburg gegangen. Ein Abkommen mit Rußland sollte das letzte Glied in der Deutschland einschnürenden Kette werden. Daß die Bemühungen der deutschen Diplomatie Das nicht zu hindern vermocht hatten, erfuhren wir zuerst öffentlich durch die Aeußerung des Reichskanzlers, es sei heute kein richtiger Grundsatz mehr, auf die Zwietracht anderer Mächte hinzuarbeiten oder zu versuchen, sie auseinanderzuhalten. Man dürfe nicht mehr mit der Unversöhnlichkeit des Elephanten und des Walfisches rechnen. Sicher kann man es dem verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik nicht verdenken, wenn er sich nicht zu dem Geständniß herbeiläßt: Unsere Politik und Diplomatie war der Großbritaniens nicht ge-

wachsen und wir konnten deshalb diese für uns höchst nachtheilige Annäherung nicht verhindern. Ist es aber richtig und zu verantworten, wenn der allergrößte Theil der deutschen Presse das russisch-englische Abkommen als gleichgiltig mit wenigen Worten überging oder es „im Interesse des Weltfriedens" sogar noch mit heller Freude begrüßte? Man muß, wenn man die ganz wenigen Ausnahmen abgerechnet hat, sagen: Eine politische Presse giebt es bis heute in Deutschland nicht und man sieht kein Zeichen, das ihr Entstehen verkündet. Vor einem Jahr tobten die Schwarzseher, Männer von Eisen traten auf und erklärten furchtlos und treu, so könne es mit unserer auswärtigen Politik nicht weiter gehen. Wo sind sie geblieben? Wir haben vor wenigen Wochen von den selben Männern den Ausdruck der Freude darüber vernommen, daß das Verhältniß zu England sich so schön gestaltet habe, und den Ausdruck des Vertrauens zu dem Leiter unserer auswärtigen Politik. Dabei kann Niemand leugnen, daß sich seit Jahresfrist nichts gebessert hat; wir sind sogar noch mehr eingeengt als damals. Im Frühjahr und Sommer wurden die Verträge Englands und Frankreichs mit den kleineren Mittelmeerstaaten bekannt. Sie machen aus dem Mittelländischen Meer mit seinen Küsten englisches Machtgebiet. In die Balkanfrage hat England sich als „legitimen" Theilhaber eingeschoben und die Bitterniß der dort reifenden Früchte werden wir bald genug schmecken. In Ostasien hat Frankreich unter englischer Vormundschaft den Vertrag mit Japan geschlossen und Rußland hielt es für vortheilhaft, nicht mehr abseits zu stehen. Dann kam die Einigung Englands und Rußlands im Herzen Asiens; die Verbindunglinie zwischen dem ostasiatischen und dem Balkanabkommen. Persien, wo der deutsche Vertreter mit Erfolg für unsere wirthschaftlichen Interessen gearbeitet hat, ist, ohne daß wir gefragt wurden, in eine russische und eine englische Interessensphäre getheilt und der von der englischen Presse heftig angegriffene und grob beschimpfte Generalkonsul Stemrich ist im Zeichen der englisch-deutschen Versöhnung von Teheran abberufen worden. Die afghanische Frage und damit die russisch-indische Gefahr ist für England auf absehbare Zeit beseitigt; Rußland hat seine Interessen am Persischen Golf als legitim anerkannt. Damit ist unseren mesopotamischen Plänen der Kopf abgeschnitten. Gewiß stand seit Lord Curzons berühmtem Ausspruch fest, daß England die Oberherschaft im Persischen Golf als wichtige Lebensfrage betrachtet. Aber hier vereinten die Interessen Rußlands und Deutschlands sich gegen die Englands; wie in der ganzen Balkanfrage mit Allem, was daran hängt. Das kränkt uns aber nicht; wir jubeln jetzt, daß wir das Konia-Gebiet entwässern dürfen, und wer heute sagt (wie es ja schon vor Monaten der Herausgeber der „Zukunft" angedeutet hat), daß die deutschen Pläne für Kleinasien und Mesopotamien thatsächlich erledigt sind und daß, was sich noch als ausführbar zu zeigen scheint, große Aehnlichkeit mit einer Mausefalle hab

wird verächtlicher Entrüstung begegnen. Heute (auch Das ist bezeichnend), sagen englische Blätter wohlwollend, könne man wohl darüber reden, den deutschen Eisenbahnplänen mit englischem und französischem Geld aufzuhelfen; die versöhnliche Haltung der deutschen Politik verdiene dieses Entgegenkommen.

Bei den sommerlichen Monarchenbesuchen wurde nicht nur öffentlich unsere endgiltige Niederlage besiegelt: wir versprachen auch reumüthig, nun ganz artig zu sein und wie überhöfliche Personen um Entschuldigung zu bitten, wenn man uns auf die Füße getreten hat; wir ziehen die Füße artig zurück. Und nun war Deutschland nicht mehr isolirt und das Wort des Kanzlers von der wünschenswerthen Verminderung der Reibungflächen hatte sich glänzend bewährt. Niemand konnte auch, wie im vorigen Jahr noch, sagen, Deutschland sei die Reibungfläche für die anderen Mächte geworden; denn Reibung war ja nicht mehr vorhanden. Der mechanische Vorgang stellt sich allerdings etwas anders dar: die Reibung ist verschwunden, weil man uns glatt gerieben und durch das Oel reichlicher Phrasen die Berührung zu einer angenehmen gemacht hat. Um vollständige Harmonie zu erzielen, war nur noch der Besuch in England nöthig. Als man zuerst von ihm hörte, hieß es, er solle die Antwort auf Wilhelmshöhe sein. Dann wurde er zum Familienbesuch ohne politischen Zweck und heute ist er für die Engländer ein Antrittsbesuch geworden, den man vielleicht sogar (jauchze, Jerusalem!) in Berlin erwidern will. Der Reichskanzler mußte sich für den Reichstag vorbereiten (übrigens ein höchst merkwürdiges Argument) oder den Reichstag für sich, nachdem ihm von den Times gesagt worden war, nur als reuiger Sünder sei er willkommen. Er hätte trotzdem das Fest gestört. Der unbefleckte Herr von Schoen, der während seiner Amtszeit in Petersburg das russisch-englische Abkommen nicht gehindert, also für allgemeine Harmonie tapfer und erfolgreich gearbeitet hat, ging statt des Chefs mit. Und Wolffs Depeschen erzählten uns, wie Herr von Schoen, heiter lächelnd und eine Cigarette rauchend, mit dem Grafen Hatzfeldt plauderte, als die Majestäten in Windsor jagten. Das war der selbe glorreiche Tag, wo dem Rohr des Kaisers, so berichtete Wolff, siebenhundert goldbraune Fasanen zum Opfer fielen und ein rothwangiger Countygentleman unter schweigender Zustimmung erklärte: It is almost superhuman . .

Es wäre eine langwierige, aber lohnende Aufgabe, die Preßäußerungen aus diesen Besuchstagen näher zu betrachten und zusammenzustellen. Aber sie sind ja noch in frischer Erinnerung; auch hindert mich der Ekel, es zu thun. Die englische Presse hat gezeigt, daß sie die rechten Töne für Deutschland zu finden versteht: denn die deutschen Zeitungen gaben alle Byzantinismen allergröbster Sorte meist kritiklos und mit größtem Wohlgefallen wieder. Endlich war die Kluft geschlossen, der Friede gesichert; und so weiter. Dieselben englischen Zeitungen, die im Lauf der letzten Jahre die Absichten des Kaisers immer wieder

als für den Weltfrieden bedrohlich und auf Vernichtung Englands ausgehend verschrien, ihn selbst beschimpft und herabgesetzt hatten, priesen ihn jetzt überschwänglich und gaben seiner Friedensliebe das glänzendste Zeugniß. Der Lokalanzeiger und die ihm Kongenialen hatten den Weg gewiesen. Hier kommt nicht in Betracht, ob die deutsche Presse wirklich glaubte, daß man in England so ganz die Meinung geändert habe, oder ob sie nur für richtig hielt, so zu thun. Die Größe des politischen Fehlers blieb in beiden Fällen gleich. . . Der Kaiser hat seit sieben Jahren England gegenüber nie andere Absichten betont als jetzt während seines Besuches. Weshalb scheinen sie heute den Engländern glaubhafter als früher? Darauf hat die englische Presse zwar vorsichtig, aber deutlich geantwortet, Deutschland habe nun eingesehen, daß eine der großbritischen feindliche oder auch nur unangenehme Politik zwecklos bleiben müsse. Ich erinnere an den Besuch des Königs von England während der Kieler Woche im Jahr 1904. Auch damals fanden alle Nüchternen den auffallenden Gegensatz in den Reden der beiden Monarchen. Der Kaiser trat zweimal für die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen den beiden Mächten ein; der König von England enthielt sich jeder Andeutung und vermied jeden politischen Anklang. Genau so war es jetzt wieder: Der König hegte nicht nur „innige Hoffnungen für das Gedeihen und das Glück des großen Reiches, über das Eure Majestät herrschen", sondern auch für die Erhaltung des Friedens. Der Kaiser antwortete: „Es ist auch mein ernstester Wunsch, daß die enge Verwandtschaft, welche zwischen unseren beiden Familien besteht, sich widerspiegeln möge in den Beziehungen unserer beiden Länder und so den Frieden der Welt bekräftigen möge, dessen Aufrechterhaltung eben so Eurer Majestät beständiges Bestreben ist wie mein eigenes." In seiner Ansprache an den Lordmayor in London sagte der Kaiser das Selbe; ohne daß auf englischer Seite nur ein Wort ähnlicher Art gefallen wäre. Wir wissen ganz genau, daß der englischen Regirung oder dem König sehr fern liegt, einen Krieg zu wollen. Man würde dabei, wenn Deutschland seine Interessen auf dem Festland wahrnähme und rücksichtlos vorginge, nicht auf die Kosten kommen; auch sind die Wetterzeichen an den Küsten des Stillen Ozeans nicht gerade günstig. Was man wollte und erstrebte, ist ja durch geschickte und folgerichtige Politik kostenlos erreicht worden. Die Ansprachen des Kaisers waren natürlich vorbereitet und der in ihnen ausgedrückte Wunsch nach guten Beziehungen sollte auf die englische Stimmung wirken. Das kann man politisch gelten lassen, zumal ein Schade nicht daraus erwachsen kann, sofern nicht die deutsche Politik programmatisch dahin festgelegt wird, daß unter guten Beziehungen eine nicht in unserm Interesse liegende Nachgiebigkeit ausgedrückt wird. Man muß sich bei Allem vor Augen halten, daß der Besuch nach einer langen Reihe deutscher Niederlagen erfolgt ist und so, wenn die Erhaltung des Friedens als höchstes aller erstrebenswerthen

Güter gelten soll, dieses Verfahren wohl verständlich ist. Es könnte sogar, wenn man alle Erfahrungthatsachen und Schlüsse aus ihnen ausschaltet, als klug und richtig erscheinen. Dem steht allerdings gegenüber, daß die „Beziehungen" auf englischer Seite durchaus nicht erwähnt wurden; und diese Nichterwähnung ist eine politische Thatsache von Bedeutung. Der Französischen Republik sollte der Aerger erspart werden. Was der König und der Lordmayor durch ihr Schweigen ausdrückten, sagte Admiral Fisher, der Vertraute des Königs, mit klaren Worten. „Solche Besuche können nichts schaden, wenn sie unpolitisch bleiben." Das heißt: Deutschland kann uns entgegenkommen (wird uns sehr angenehm sein), aber unsere Politik bleibt die alte. Der Staatssekretär von Schoen lieferte zu Fishers Aeußerung ein hübsches Pendant, als er einem Vertreter Reuters von den großen Hoffnungen sprach, die er an den „Glück verheißenden Kaiserbesuch" knüpfe, und sagte, man hoffe und glaube, daß der Besuch eine Erneuerung der herzlichen Beziehungen herbeiführen werde, wie sie zwischen den beiden Ländern von Alters her bestanden hätten. Die Hamburger Nachrichten haben dagegen an Bismarcks Wort erinnert: Und haben wir jemals von englischer Diplomatie erlebt, daß sie sich für ein deutsches Interesse ins Zeug legte? Ich füge hinzu, daß herzliche Beziehungen nur dann bestanden, wenn Preußen oder Deutschland für das englische Interesse arbeitete. Es ist die alte charakteristische Tonart unserer Staatsmänner, die nicht zu bedenken scheinen, das sie keinem Engländer mit solchen Phrasen Sand in die Augen streuen, sondern nur den Deutschen. Darin liegt der Schade.

Wir sind ja nun schon lange an das widerliche Phrasengewäsch gewöhnt und es hat keinen praktischen Zweck, sich immer wieder darüber zu ereifern. Auch auf eine ernsthafte sachliche Kritik der auswärtigen Politik im Reichstag kann man keine Hoffnungen mehr setzen. Die eisernen Männer vom vergangenen Jahr haben die Eisenfarbe verloren, seit der heilige Block besteht; sie wetteifern mit einander, wer das artigste Kind ist. Vielleicht wird das Centrum sich der Sache annehmen; aber eine Kritik, die im Wesentlichen aus der Eigenschaft einer Partei als Opposition hervorgeht, wird kaum fruchtbar sein.

Ein Grundpfeiler der durchweg bei uns in der Oeffentlichkeit vertretenen Anschauungen ist, daß man die Erhaltung des Friedens als das Endziel der Politik betrachtet. Das es ein Friede um jeden Preis und nicht der bekannte Friede in Ehren ist, hat Marokko deutlich genug gezeigt. Frankreich brauchte Jahre, ehe es sich nach Faschoda in das englische Schlepptau begab. Bei uns hat nur ein kleiner Theil der Nation die Niederlage von Marokko wirklich empfunden; denn Algesiras war ja schon wieder ein Erfolg und Casablanca nahmen wir mit heiterer Ruhe auf. Nun bleibt als Letztes nur noch die Versöhnung mit Frankreich, um uns völlig die Hände zu binden. König Eduard hat ohne Zweifel den Besuch ausgenutzt, um solche Rosenketten zu flechten.

Wann ist das hohe Ziel erreicht und der „Weltfriede gesichert?“ Einige deutsche Blätter sprachen bereits die schüchterne Hoffnung aus, nun könne man vielleicht sogar an eine deutsch-englische Entente denken. Das wäre ein unsagbar hohes Glück; dann hätten wir auch unser „Verhältniß“ und dürften uns vielleicht sogar an der Aufrechterhaltung irgendeines status quo betheiligen.

Ganz kluge Leute wittern in jedem deutschen Entgegenkommen einen ganz besonders feinen Schachzug. Jetzt sagen sie: Wir müssen Zeit gewinnen; nachher werden wir durch entschlossenes Zugreifen und plötzlich felsenfeste Haltung ungeheure Erfolge erringen. Zeit könnten wir für unsere Ziele (für die von wirthschaftlichen Bedürfnissen uns vorgeschriebenen) heute, wie früher, nur durch eine dauernd unbeirrbare und nicht nur passive Festigkeit gewinnen. Es ist durchaus nicht schädlich, den Frieden als höchstes Ziel im Munde zu führen und dabei die Hand am Säbelgriff zu haben. Wird sie aber in die Tasche gesteckt, sobald der Andere droht (das Charakteristikum des Kneifers von Beruf), so ist auch bei der mächtigsten Rüstung der Respekt bald fort. Das haben wir mit Frankreich in unerfreulichster Deutlichkeit erfahren. Gewiß ist die Erhaltung des Friedens wünschenswerth. Aber eben so wenig wie, nach Bismarck, ein Staat verpflichtet ist, wichtige Lebensinteressen auf dem Altar der Bundestreue zu opfern, ist er gehalten noch auch nur berechtigt, das selbe Opfer dem Weltfrieden zu bringen. Daß wir aber in den letzten Jahren Lebensinteressen von höchster Wichtigkeit dem Weltfrieden geopfert haben, ist sicher; und schwach der Trost, daß man es auch in Deutschland mehr und mehr erkennen wird. England hat, trotz seiner Flotte, ein viel größeres Interesse am Weltfrieden als wir; sonst hätte es sicher eine der zahlreichen Gelegenheiten benutzt und den Drohungen die That folgen lassen. Gewiß: es kann unseren Seehandel vernichten und uns großen Schaden zufügen, aber nicht zum Frieden zwingen, so lange wir auf dem Festland siegreich sind. England würde sich in ein ganz unabsehbares Unternehmen einlassen, den sich langsam anbahnenden imperialistischen Zusammenschluß in Frage stellen, seine Interessen und seinen Besitzstand im Osten und Süden Asiens gefährden und die Früchte seiner Bündnißpolitik verlieren. Nein: Zeit gewinnen wir nicht, so lange wir uns durch die Suggestion der Drohung binden lassen. So lange wir die Waffen, die wir haben, nicht zu brauchen bereit sind und die noch mangelhaften nicht schneller stärken. Der Kampf um den wirthschaftlichen Markt nimmt an Schärfe zu; die besten Beziehungen und die rührendsten Verhältnisse halten diese Verschärfung nicht auf. Chamberlains fiscal reform findet immer mehr Boden in den Parteien; Arbeiter, Industrielle und Geldleute wenden sich ihr zu. Es war eine ganz hübsche Illustration zum Besuchsjubel, daß der frühere Premierminister Balfour gerade jetzt zum ersten Mal sich unbedingt zu Chamberlains Schutzzoll bekannte. Hält man daneben die Stimmung der Kolonial-Premiers und des Kolonialsekretärs, wie sie sich

während der Konferenz im Frühjahr zeigte, so ist kein Zweifel, daß ein Kabinetswechsel sofort die Einberufung einer neuen Kolonialkonferenz herbeiführen und die ersten Schritte zum imperialistischen Zusammenschluß bringen würde.

Das sind Zukunftgebilde; aber sie liegen in der Linie der englischen Entwickelung und keine Politik ist denkbar, die deutschfeindlicher und unserer wirthschaftlichen Zukunft gefährlicher wäre. In weiterer Ferne liegt ein geschlossenes Allamerika. Und im ostasiatischen Wirthschaftgebiet hat der Kampf schon begonnen. Die englischen Verträge engen uns auch dort auf dem Festland mehr und mehr ein und es kann nicht mehr lange dauern, bis die Behauptung des Reichskanzlers, Verträge anderer Staaten brauchten uns nicht zu beunruhigen, wenn sie keine kriegerische Spitze hätten, sich in ihrer ganzen Verkehrtheit erweist. Es ist ein ungeheurer Trugschluß, wenn man in Deutschland glaubt, eine erfolgreiche Wirthschaftpolitik lasse sich ohne Bündnißpolitik und eine Bündnißpolitik ohne kräftige Beimischung entschlossener Machtpolitik treiben. Hinter der Macht muß die ernste, nicht brüske Drohung stehen und hinter der Drohung der Wille, sie unter Umständen auszuführen. Sonst führt der Weg unfehlbar nach Canossa. Wenn uns dort auch jetzt die geschichtliche Anomalie entgegentritt, daß wir mit Blumen überschüttet werden, so sollten unsere Friedens- nnd Versöhnungschwärmer doch bedenken, daß man mit solchen Blumen ein schnell wachsendes Volk, dessen Wohn- und Lebensstätte fest begrenzt ist, nicht ernähren kann.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Das homosexuelle Problem.

Das Problem der Homosexualität ist in letzter Zeit wieder leidenschaftlich erörtert worden. Dabei hat die Presse, das führende Organ der Juristen, die Deutsche Juristenzeitung, nicht ausgenommen, Ansichten geäußert, die alle in Jahre langer mühsäliger Arbeit gewonnenen Ergebnisse der wissenschafflichen Forschung völlig ignoriren und, wie es nach dem neusten Beschluß der Petitionenkommission des Reichstages scheint, auf die gesetzgebenden Faktoren solchen Einfluß gewonnen haben, daß die Verwerthung der Forschungergebnisse für die bevorstehende Strafrechtsform unmöglich zu werden droht. Nach dieser Ansicht hat nämlich das homosexuelle Problem mit der medizinischen Wissenschaft im Grunde gar nichts zu thun. Der frühere Oberreichsanwalt und Wirkliche Geheime Rath Dr. Hamm hat in der Juristenzeitung gesagt, die von einzelnen Aerzten versuchte Zurückführung aller perversen Befriedigungen des Geschlechtstriebes auf eine krankhafte Anlage sei unverständlich und unhaltbar. Wenn ein Jurist von der Stellung und Bedeutung Hamms so spricht, darf man

sich nicht darüber wundern, daß die Tagespresse sich wieder auf den Standpunkt früherer Zeiten stellt, wonach die homosexuelle Empfindung einfach auf Verkommenheit und Lasterhaftigkeit zurückzuführen ist. Die Ansichten, die Herr Dr. Magnus Hirschfeld ausgesprochen hat, werden als eine ihm eigenthümliche Marotte abgethan. Allgemein scheint man zu glauben, daß die These von der Existenz unverschuldeter homosexueller Empfindung vom Dr. Hirschfeld zuerst und ohne jede wissenschaftliche Grundlage aufgestellt worden sei. Nur Wenige sind besser unterrichtet und wissen, daß die ersten Autoritäten der Sexualwissenschaft (zuerst wohl Casper 1852) längst vor Hirschfeld die Ansicht begründet haben, daß die Homosexualität eine Art geistiger Zwitterbildung darstellt und meist auf Naturanlage beruht. Aber auch von diesen besser Unterrichteten glaubt wohl der größte Theil, daß Dr. Hirschfeld die Ansichten seiner Vorgänger auf diesem Gebiet noch ganz erheblich übertrumpft habe. Mit solchem Glauben lebt man aber in einer höchst bedenklichen Atmosphäre des Irrthumes, die noch dadurch verdichtet wird, daß man zweifellos vorhandene Mißstände, die mit der Homosexualität an sich nichts zu thun haben, sich vielmehr in allen Gebieten des sexuellen und schließlich auch des nichtsexuellen Lebens finden, wie Mißbrauch von Abhängigkeitverhältnissen, Verführung von Jugendlichen, auf das Schuldkonto der Homosexualität setzt. Da ist es die Pflicht aller wissenschaftlich Gebildeten, besonders der Mediziner und der Juristen, sich doch einmal darauf zu besinnen, wie denn der Status der Wissenschaft ist.

Wer sich zu dieser Prüfung entschließt, sieht bald, daß eigentlich alle namhaften Forscher auf sexualpathologischem Gebiet (ich nenne nur Krafft-Ebing, Forel, Schrenk-Notzing, Moll, Löwenfeld, Eulenburg, Leppmann, Mendel, Rohleder, Näcke) die Anschauung vertreten, daß die Bethätigung homosexueller Triebe in fast allen Fällen aus einer Naturanlage zu erklären ist und mit Lasterhaftigkeit oder Verkommenheit des Thäters nicht das Geringste zu thun hat. Deshalb fordern alle diese Forscher (und ihnen hat sich die Mehrzahl der kriminalistischen Schriftsteller von Ruf, Liszt an der Spitze, angeschlossen) die Beseitigung des § 175 StGB.*) Der Kriminalist, der fast allein für die Beibehaltung des § 175 eintritt, Wachenfeld, kann eigentlich auch nicht als Befürworter der Strafbarkeit homosexueller Bethätigung angesehen werden, da er bei nachgewiesener konträrer Sexualempfindung Freisprechung wegen Unzurechnungsfähigkeit auf Grund des § 51 St G B. eintreten lassen will. Wenn Hamm Herrn Dr. Moll als Anhänger des § 175 hinstellt, so irrt er. Denn Moll ist in dem von Hamm citirten Aufsatz (in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift) eben so wie in seinen früheren Publikationen ausdrücklich für

*) Die Meinungen der Juristen sind zusammengestellt in dem Lehrbuch des Strafrechtes von H. Meyer; in neuer Auflage herausgegeben von Allfeld. Zu den Gegnern des § 175 gehört jetzt auch Professor Heimberger.

die Abschaffung des § 175 eingetreten. Moll fordert nur Strafbestimmungen für den Schutz von Jugendlichen und eventuell auch von Soldaten.

Um sagen zu können, was für Hirschfeld übrig geblieben ist, was ihm eine Sonderstellung auf diesem Gebiet giebt, muß man seine Publikationen sehr genau kennen. Dr. Hirschfeld bezeichnet die homosexuelle Anlage nicht als pathologisch im gewöhnlichen Sinn, sondern als eine Varietät des Geschlechtsempfindens, als eine angeborene Hemmungbildung, die anderen Störungen der Evolution, der Hasenscharte, der getheilten Gebärmutter und Aehnlichem, gleichartig an die Seite zu setzen sei. Ohne auf diese Ansicht näher einzugehen, kann man schon sagen, daß die Frage nach ihrer Richtigkeit praktisch nicht allzu wichtig ist. Jedenfalls zeigt der Vergleich mit schweren körperlichen Mißbildungen, daß auch Hirschfeld die Homosexualität nicht etwa als eine wünschenswerthe oder auch nur gleichgiltige Zugabe auf den Lebensweg betrachtet. Er hat auch oft ausdrücklich hervorgehoben, daß er die Homosexuellen für tief bemitleidenswerthe Menschen hält, und er hat nie daran gedacht, ihnen das Uebermenschenthum zuzuschreiben, das der Verleumder des Fürsten Bülow für sie in Anspruch nimmt. Die Abweichung Hirschfelds von seinen Fachgenossen ist so geringfügig und fällt eigentlich so ganz in das Gebiet der Theorie, daß sie für seine Stellung in der Oeffentlichkeit kaum in Betracht kommt. Ob man die Homosexualität als eine Degeneration oder als eine Variation des Geschlechtsempfindens bezeichnet, kann aber unter Umständen sogar theoretisch als gleichgiltig angesehen werden. Denn wenn man etwa mit Möbius unter Entartung jede „Abweichung vom Typus im ungünstigen Sinn" versteht, so muß man auch vom Standpunkt Hirschfelds aus die Homosexualität als eine Entartung bezeichnen.

Was die Wissenschaft Hirschfeld zu danken hat, ist die Beibringung eines ungemein reichen Materials, das er nicht nur mit medizinischen, sondern auch mit anerkennenswerthem psychologischen Verständniß verwerthet hat. Ob er dabei seine Propaganda für die Abschaffung des § 175 von der wissenschaftlichen Forschung immer scharf genug getrennt hat, will ich hier nicht erörtern.

Keine Besonderheit Hirschfelds ist jedenfalls (woraus man ihm gerade fast allgemein einen Vorwurf macht), daß er die Diagnose homosexueller Veranlagung nicht lediglich auf den Nachweis homosexueller Bethätigung, sondern auch auf den psychischer Eigenheiten der beobachteten Personen baut. Diese Methode ist in der Wissenschaft längst angewandt worden und Moll hat in seinem Werk „Die konträre Sexualempfindung" (Dritte Auflage, Seite 109 bis 144) die Homosexualität historischer Personen nur aus ihren psychischen Eigenthümlichkeiten deduzirt. Man muß anerkennen, daß diese Methode, wenn sie sorgfältig angewandt wird, durchaus einwandfrei ist. Denn eine psychische Anlage, wie es die Homosexualität ist, kann eben aus psychischen Zügen am Besten erkannt werden.

Bonn. Dr. med. et jur. Heinrich Schmidt.

Daumier.*)

Neben dem Daumier, der die Sphären des Delacroix umspannt und den wir Dinge äußern sahen, die die Welt bei Millet sucht, haben wir noch einen anderen kennen zu lernen, einen intimen Meister, der die stillen Winkel der Existenz betrachtet und manchmal an Corot erinnert. Neben den Dramen stehen die Idyllen, neben den tragisch empfundenen Aspekten die Familiaritäten des Daseins. Ich möchte zeigen, wie Daumier auf seine Art auch Lyrismus besitzt, wenn nicht ein Träumer, so doch zarterer, leiserer Schwingungen fähig ist.

Was man von seiner so durchaus auf den Menschen konzentrirten Kunst kaum erwarten darf, ist die Landschaft. Die reine Landschaft wenigstens, wie sie all seine großen Freunde verstanden, zu der Himmel und Wasser, Feld und Wald gehören, ist seinem Werk fremd. Er kennt solche Elemente nur immer als Umgebung seiner figürlichen Komposition. Er hat etwa Badende gemalt unter dem Dach eines Baumes. Biertrinker am Wirthshaustisch im Freien, überrieselt von den Lichtern und Schatten der durch die Blätter fallenden Sonne. Aber immer ist nur das eben Nothwendige, ein Stamm, ein rapid hingeschriebener Baumschlag, gegeben. Das schöne, Gautier gewidmete Aquarell, der durchsonnte Baumgang, in dem die Figuren nur als Staffage sitzen, ist eine seltene Ausnahme. Seine eigentliche Liebe hat die Natur der Stadt und ein „Landschafter" ist er nur in dieser steinernen Welt von Paris; hier fand er kleine Märkte, Carrefours, winklige Gassen, Seinebrücken, die er um ihrer selbst willen malte, doch immer erfüllt von dem wimmelnden Menschengethier. Er hat da ganz kleine Bilder gemalt, rembrandthafte Visionen, wo aus geheimnißvoll durch-

*) Bruchstückchen aus dem Werk „Honoré Daumier", das (mit guten Illustrationen) bei R. Piper & Co. in München erscheint. Ein paar Sätze aus der Einleitung in das Werk: „Ueber den Maler ist in letzter Zeit Einiges geschrieben worden. Muther fand in Deutschland zuerst auf einer Seite seines ‚Jahrhundert der französischen Malerei' treffende Worte; zur selben Zeit Roger Marx in der französischen Publikation über die Centennale. Zu nennen ist das reich illustrirte, Daumier gewidmete Sonderheft der Revue de l'art ancien et moderne, auch die leider wenig wählerische Herbstnummer des Studio (1904), die in unbegreiflicher Verwirrung der Qualitätbegriffe Daumier mit Gavarni zusammenkoppelte. Meier-Graefe hat endlich in seiner Entwickelungsgeschichte Daumier an den Platz gehoben, der ihm gebührt. Es bleibt mir übrig, das Bild zu vervollständigen, mit allem verfügbaren Material den ganzen Umfang, die große Mannichfaltigkeit, die ungeheure Intensität von Daumiers Schaffen zu zeigen. Eine äußere Vollständigkeit war unmöglich. Ein großer Theil der Werke befindet sich an unzugänglichen Stellen; der Privatbesitz ist nicht weniger dem Wechsel unterworfen als der Handel. Manches ist verschollen. Dafür, glaube ich, fehlt keine wichtige Seite und Einiges ist zu Tage gefördert und zusammengestellt worden, das bisher unbeachtete Tendenzen dieses Schaffens in ein neues Licht zu setzen geeignet sein mag. ‚C'est en tremblant, que j'ai écrit cette étude!' Dieser Satz, mit dem Clément sein schönes Géricaultbuch begann, drückt meine Empfindungen aus, wenn ich bedenke, wie wenig ich von dem ungeheuer komplizirten Problem Daumier in Begriffe zu kleiden vermocht habe. Aber mein Zweck ist in Wesentlichen erreicht, wenn es gelang, Daumiers Schöpfung faßlich, sichtbar hinzustellen. Das heißt, meine ich, ein großes, künstlerisches Erlebniß vermitteln."

leuchteten Finsternissen vage Gestalten, ein Kopf, eine Hand, bunte Kleidungstücke aufblitzen; von märchenhafter Wirkung. Wie genial ist das, auf dem man vor einem beleuchteten Schaufenster alte und junge Frauen wie die Motten sich drängen sieht, angezogen von den farbigen Bändern und Tuchen der Auslage! Dies ist freilich schon ein Stück, wo die Figur wieder ihr Vorrecht in Anspruch nimmt. Diese Gestalten sind kaum noch ausschließlich Bewegungen des dämmernden Raumes . . . Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß in Daumiers Schöpfung das Weib etwas zu kurz kommt. Sehr oft entsinnt man sich eines Ausrufes von Géricault, der klagte: „Immer, wenn ich eine Frau machen will, wird ein Löwe daraus".

Man denke an Daumiers Figur der Republik, an die immensen nackten Weiber, auch an die Wäscherinnen. Man findet stets die selbe fast sagenhafte Kraftentfaltung. Auf einem schönen Bilde (der Galerie Miethke in Wien), dem singenden Paar, wo er eins seiner reizendsten Mädchen geformt hat, sind doch ein Nacken, ein Arm von kolossaler Muskulatur. Das Bild der jungen Frau in weißer Bluse (mit der vorgesteckten Rose, bei Octave Mirbeau) giebt einen Hals von säulenmäßiger Stärke. Diese Frau entspricht etwa einem Typus, wie er manchmal als Kontrastfigur unter den Frauenrechtlerinnen und Blaustrümpfen des Charivari vorkommt. Mehr ein bescheiden gütiger Hausgeist, eine kräftige junge Person, von freien, offenen Zügen, etwas steiler, runder Stirn. Mehr Kamerad als Geliebte. Daumier war verheirathet, aber er hat etwas durchaus Unerotisches. Am Ehesten empfand er das Weib als Kind oder Mutter. Manchmal glückt ihm diese Art Charme; es ist dann, als ob ein Riese schüchtern und zaghaft etwas sehr Zerbrechliches zu streicheln wagte. Dabei fühlt man, daß er gern etwas Zärtliches ausgedrückt hätte. Ein gelungenes Beispiel ist die junge Mutter mit Kind bei Bureau. Meist erhascht er nur eine Proportion, ein paar wohlgerundete Flächen, eine Neigung des Körpers. Ich kenne ein Aquarell mit jungen Mädchen am Wasser. Eine watet hinein, die Röckchen hoch aufgenommen, mit nackten Beinen. Sie hat die schüchterne Grazie von Corots Nymphen, aber wie aus weiter Ferne gesehen, nur als Ahnung. Auf anderen intimen Badeszenen zeigt er Leute aus dem Volk, die ihre Kinder im Wasser planschen lassen. Doch auch Kinder gelingen ihm nicht oft. Er hat ein Bild gemalt, wo sich aus der Thür einer Schule ein ganzer Strudel kleiner Mädchen ergießt. Entzückend, wie ein Bouquet von Monticelli; aber die Klinder sind wie kleine alte Frauen. Auf einem anderen Bild stellt er eine Kindergruppe unter einem Baum zusammen; sie betrachten ein Vogelnest, das ein Mädchen auf dem Schoß hält. Es ist verstärkter Corot, mit Deformirungen der Zeichnung, die nach Van Gogh klingen. Es ist mehr diese Art ungefüger linkischer Anmuth, die zur Anmuth eigentlich erst durch das Ensemble wird.

Aber es giebt eine Reihe von Werken ganz anderer Art, in denen Daumier ein Persönlichstes, Intimstes bezeichnet zu haben scheint. Das sind die Intérieurstücke mit den Kunstliebhabern, Estampensammlern, Schachspielern, Malern im Atelier und Dergleichen, Bilder, die merkwürdig anziehen nicht nur durch die ganz besondere Delikatesse ihrer malerischen Eigenschaften, sondern auch durch ein schwer definirbares Etwas, einen Unterton, den man mitklingen hört und den man auf den Autor selbst beziehen möchte. Diese Intérieurs scheinen Kammern des Gefühlslebens aufzuthun; eine gewisse Atmosphäre verdichtet sich in ihnen, sie verrathen Etwas wie eine seelische Disposition, in der er gelebt hat. Ueber all diesen Bildern

ist eine gewisse Lebensabendstimmung und man möchte sagen, sie spielen in seinem Werk eine ähnliche Rolle wie die schweren Intérieurszenen bei Corot, die er in seiner letzten Zeit gemalt hat. Ich meine die einfachen Bilder, auf denen man junge Modelle vor der Staffelei sitzen sieht, ein Buch in der Hand, eine Mandoline; auf dem Tisch steht eine Blume, ein paar Bilder hängen an der Wand. In ihnen hat der Geist seiner Naturpoesie gleichsam Gestalt angenommen. Die Muse ist wie im Märchen in einer alltäglichen Verkleidung zu ihrem Sänger auf Besuch gekommen. In diesen Frauen hat Corot die wunschlose Verklärtheit seines Alters ausgeathmet, all seine Güte, Milde, Verträumtheit, sein Ergriffensein vor der stillen Musik des Lebens. Es mag bizarr klingen, diesen lieblichen Gestalten Daumiers alte Männer, diese häßlichen alten Hagestolze zu vergleichen; und doch hat man das Gefühl, daß er unendlich viel von sich mit diesen Gestalten ausgedrückt hat. Wie zu Corot die sanften Mädchen gehören, gehören zu Daumier diese vom Leben gestempelten, mitgenommenen Erscheinungen. Er wird auf andere Art kontemplativ als Corot; das Stillebenhafte, das Unausgesprochene verbietet sich seiner Kunst, die immer formuliren muß. Auch die Ruhe ist bei Daumier irgendwie noch immer ein Geschehen und statt Corots Wunschlosigkeit findet man bei ihm einen nur müden und darum stillen, innerlicher gewordenen, doch nicht aufgelösten Lebensdrang. Auf Corots Bildern sitzen die jungen Mädchen so da, wie er sie hingesetzt hat. Sie halten die Hand da, wo sie sie halten sollen, und sie blicken dorthin, wo es der Maler ihnen gesagt hat. Eigentlich sind es einfach posirende Modelle; sie erlauben sich kaum eine Regung, was sie freilich auch nicht nöthig haben, denn es genügt vollkommen, daß sie da sind und sich ansehen lassen.

Bei Daumier geschieht auch nicht viel; aber all diese Gestalten leben ihr eigenes Leben. Sie rühren sich irgendwie, sie betrachten Etwas, sie reichen einen Gegenstand oder fassen ihn an, beugen sich zu ihm. Und wenn sie gar nichts thun, fühlt man doch sehr intensiv, wie sie sitzen, wie sie sich anlehnen, den Kopf zurücklegen oder zusammensinken. Es ist immer eine muskulare Spannung oder Entspannung in ihnen. Und mindestens sieht man, wie sie sehen oder hören oder denken. Mit einem Wort: all diese Gestalten sind mit Lebensinhalten jeder Art angefüllt, physischen und geistigen Lebens. Während Corots Bilder rührend sind durch eine stillglänzende Dankbarkeit vor dem Dasein, das wie ein langer Frühlingstag war, hat man hier Etwas wie ein Ausruhen nach langen Kämpfen, Nachklang von Leidenschaften, Träumerei eines vom Dasein Zermürbten und Geschüttelten. Es ist wohl nicht nöthig, immer wieder zu betonen, daß solche Empfindungen nur ganz indirekt ausgelöst werden, daß sie ganz frei entstehen ohne irgendeine Hilfe des Vorganges ohne Anekdotisches. Aber wie soll man den Eindruck beschreiben, den solche Sachen hinterlassen, da er nicht nur ganz eminente Lustgefühle auf der Netzhaut erweckt sondern zugleich uns ganz innen irgendwo berührt?

Nicht schwer zu erklären ist, zum Beispiel, worin die Schönheiten der Estampensammler bestehen. Diese alten Männer, die unter ihren Schätzen sitzen, mit Freunden Bilder besehen oder im Laden eines Brocanteurs auf Entdeckungen ausgehen. Man könnte sagen: Daumier ist wieder der durchdringende Beobachter menschlichen Wahnes, schöner oder bizarrer Leidenschaften. Er hat die Psychologie dieser Menschheitklasse geschrieben, dieser alten Bildernarren, deren Paradies und Hölle das Hotel Drouot ist; die Philosophie des Kunstfanatismus, der verschwiegenen, halb laster-

haften Genüsse; das chimärische Glück, das sich ein künstliches, von Träumen gespeistes Dasein neben dem realen eingerichtet hat. Er hat mit diesen Erfindungen einen neuen modernen Typus geschaffen, der uns der Nachkomme der Goldsucher, Nekromanten und Geizhälse der alten Kunst scheint.

Und vor Allem kann man zeigen, wie er damit neue Vorwände gewann zur Aeußerung intimer malerischer Schönheiten, packender Raumillusionen. Er schwelgt nicht weniger als die Leute auf diesen Bildern. Wie etwa die silbrigen Graus der Gravuren mit dem fahlen Rock des Mannes klingen, der sie betrachtet. Wie eine vom Licht getroffene Röthelzeichnung zart erstrahlt. Die Veränderung der bunten, gelb, grau, röthlich, grün gefärbten Mappen unter der Wirkung des Lichtes und der Schatten. Der Kontrast eines saftigen Schwarz in einem Kostüm, einem Cylinder, der die blonden Töne noch blonder und die braunvioletten Dunkelheiten durchsichtiger macht. Das sind Elemente, aus denen ihm eine subtile, aber stark und breit vorgetragene harmonistische Tonkunst erwächst, deren Kostbarkeiten um so mehr beglücken, je weniger man sie erwartet hat.

Neben Alledem aber ist das schwer definirbare Etwas vorhanden, von dem ich sprach und das mit diesen künstlerischen Mitteln, durch sie, über sie hinaus führt, den Vorgang oder die Situation vergessen macht, neutralisirt. Daumier schreibt ganz einfach in seiner lapidaren Schrift Etwas nieder. Ein Licht, das einen gekrümmten Rücken, einen zerfallenen Schädel formt, eine Bewegung, eine Raumimpression. Aber gerade so, wie der bloße Tonfall einer Stimme eigenartig ergreifen kann, geschieht es, daß ein paar Beobachtungsflecke, ein paar farbige Valeurs, ein Umriß irgendeinen psychischen Schauer erwecken. In diesen Dingen, die bei anderen Leuten zu Genremalerei werden, ist Etwas geformt, das vielleicht Jeder nach seinem Temperament interpretiren wird. Aber eine solche Notiz liest sich wie eine Seite von Balzac oder Flaubert. Eins unter diesen Intérieurs macht besonders verständlich, was ich sagen will. Es stellt einen Maler dar vor der Staffelei; er malt. Der Atelierraum ist kaum angedeutet. Ein heller Ton der Boden, gähnende Tiefe der Grund. Der einzige Gegenstand, kaum zu entwirren, etwa ein Schemel, über den irgendein Kleidungstück geworfen geworfen ist. Sonst nur der Mann und die Leinwand. Er steht da, breitbeinig aufgepflanzt, wie nur Daumiers Gestalten stehen. Die Linke hält die Palette gepackt, die Rechte den Pinsel. Das Licht fällt seitlich von oben scharf auf die Erscheinung, die halb von der Dunkelheit gefressen wird. Es zeichnet ein schlohweißes gesträubtes Haarbüschel, einen Nasenrücken, ein zahnlos zusammengepreßtes Kinn. Der Rock fällt in gedrehten Falten herunter. Und dieser rudimentäre Aufriß ist von erschütternder Gewalt; man denkt an Rembrandts letzte Selbstportraits. Auch hier steht so ein alter Löwe. Eine Ruine, die im Blitzlicht gespenstisch und großartig aus der Nacht ragt, in der die ganze Welt versunken ist. Eine wunderbare Einsamkeit, nur von dem Feuer einer mächtigen Leidenschaft belebt, die dem Tode trotzt, die die Zähne zusammenbeißt und aufrecht sterben will. Das ist Daumiers Lyrismus. So denkt man ihn sich.

Daumiers Kunst ist in ihrer großen Mannichfaltigkeit doch einheitlich, immer von dem selben Prinzip erfüllt. Seine Stoffe sind unbegrenzt. Er malt, was heute ein Brouwer, Teniers oder Ostade malen würden, und neben Wäscherinnen oder Advokaten Don Quijote, Christus und Silen. Die Anschauung, das Grundgefühl bleibt. Er ist der Maler der Lebensenergie. Der Visionär eines Chaos, in dem es

von gebärenden Kräften quillt und zuckt mit einer fürchterlichen, grauenvollen Regsamkeit, einer überſinnlichen Gewalt. Sein Element iſt die Bewegung plaſtiſcher Formen im Raum, ſeine Kunſt ein Spiel mit großartigen Maſſen von Licht und Dunkel, die die ſchäumende Materie geſtalten und zu den wunderbarſten Metamorphoſen erwecken. Er ſchuf eine unendliche Melodie. In ihr erklingen alle Töne der Zeit, Haß und Liebe, Mitleid und Hohn, Empörung und Verzweiflung. Alles Menſchliche erhebt ſeine Stimme. Seine Schöpfung macht lachen und weinen, unterhält, ſtimmt zum Nachdenken und Philoſophiren. Sie ſpiegelt die Sittengeſchichte ſeines Volkes und die Phyſiognomie des modernen Daſeins. Aber vor Allem iſt ſie eine plaſtiſche Offenbarung.

Man nennt ihn den Vater des Realismus; aber dieſer Realiſt iſt der größte Phantaſt. So durchdringend, ſo untrüglich ſeine Beobachtung erſcheint: noch größer iſt ſeine Erfindung. Er kommt ganz von innen heraus und erſchafft die Welt nach ſeinem Bilde.

Daumiers Geſtalten ſind nicht Abbilder des Lebens; ſie ſind zunächſt Kinder ihres Vaters, bildneriſche Kombinationen, die Theile eines ganzen Organismus erſcheinen, Bildfiguren. Sie haben ihre eigene Proportion, ihre eigene Bewegungfähigkeit, ſind als Form, Geberde, ja, im ganzen Habitus imaginäre Gebilde. Dank einer unendlichen Fülle bezeichnender Merkmale, mit denen eine tiefſte Kenntniß aller Lebenselemente ſie ausgeſtattet, wurden ſie glaubhaft. Sie ſind wahrſcheinlich, indem ſie der Geſetzmäßigkeit der Natur folgen. Sie ſind realiſtiſch, weil behaftet mit allen Schlacken und Unvollkommenheiten der Realität. Und zugleich abſtrakt, weil ſie die Erſcheinung in der Vereinfachung und Steigerung ihrer Urform wiederholen. Aermer und reicher als die Natur. Es ſind keine Erinnerungbilder; Impreſſionen, die durch mehrere Filter gegangen, Extrakte, Zeichen einer beherrſchenden Grundvorſtellung, einer Generalidee der Erſcheinungwelt. Er beſaß das Geheimniß der klaſſiſchen Kunſt, die die Natur nie hinter den Rahmen ließ und die Erſcheinung im Bilde von der Wirklichkeit ſo unterſchied wie die Bretter, die die Welt bedeuten. Daumier folgt durchaus einer ſelbſt geſchaffenen Konvention. Die Art, wie er ein Auge in die Höhle ſetzt, einen Schädel knetet, das Prinzipielle einer Figur aufbaut, hat etwas Konſtantes, man würde ſagen: folgt einer Manier, wäre das Wort nicht odios. Er wird nicht manierirt, weil er leidenſchaftlich die Wahrheit ſucht; aber nicht die zufällige: eine innere, höhere, ſtärkere Wahrheit. Iſt es nicht bezeichnend, daß dieſer Meiſter kaum je nach der Natur gemalt hat? Alle, die ihn kannten, verſichern, daß ſein Werk ausſchließlich im Atelier entſtand. In ſeinen Mappen fehlen alle Dokumente, die ſonſt die Kopfarbeit zu ergänzen pflegen. Man findet nie Studien, immer Entwürfe. Es iſt das größte Phänomen von Mnemotechnik. Die Baſis ſeiner Formeln hat er ſich weniger im Aktſaal als im Louvre geholt. Eben ſo intenſiv wie ſeine Mitwelt hat Daumier die alte Kunſt betrachtet. Wenn er einen Jahrmarktsherkules, einen Advokaten, einen Spießbürger in Bratenrock und Cylinder vornahm, entſann er ſich nicht dieſes oder jenes Modells. Viel eher eines Fauns von Rubens, einer antiken Skulptur, irgend eines Schemas von Kraft und Bewegung und mächtigem, lebendigem Wachsthum. Seine Anatomie iſt höchſt eigenwilliger Art und nichts für Profeſſoren. Aber von welcher Ausdruckskraft!

Seine Art läßt ſich der Balzacs vergleichen, den die Literatur auch als den Schöpfer des Realismus zu feiern liebt. Er iſt wahrhaftig, aber mit den Bereicherungen und Opfern der Kunſt, ſagt Gautier von dem Dichter. „Für ſeine

leuchtenden Gestalten präparirt er dunkle, mit Asphalt frottirte Gründe; er setzt helle Gründe hinter seine dunklen Figuren. Wie Rembrandt, führt er nach Bedürfniß den gleißenden Schmelz des Lichtes auf Stirn oder Nase der Person. Zuweilen, in der Beschreibung, erzielt er phantastische und seltsame Wirkungen, indem er unmerklich ein Mikroskop unter das Auge des Lesers schiebt. Die Details erscheinen dann mit übernatürlicher Deutlichkeit, übertriebener Genauigkeit, mit unbegreiflichen und fürchterlichen Vergrößerungen. Die Menschen haben nicht so viele Muskeln, wie Michelangelo ihnen zuschreibt, um die Idee der Kraft zu vermitteln. Balzac ist voll dieser wohlthuenden Uebertreibungen, dieser schwarzen Linien, die den Umriß kräftigen und betonen. Nach der Art der Meister erfindet er, während er kopirt, und drückt jedem Ding seinen Stempel auf." Gautier hat unbewußt die treffendste Parallele zu Daumier geschrieben. Wie Balzac, ist Daumier der große Romantiker unter den Realisten; unter den Malern ist er, wie Delacroix, einer der letzten Dichter. Er ist gleichsam auf bürgelicher Basis, in einer enger umgrenzten Welt sein Widerspiel. „Un Ostade avec la fougue de Delacroix", hat ihn Alexandre genannt. Mit ihm theilt er nicht nur die dramatische Leidenschaft, das dichterisch Visionäre; auch die Kunst der Komposition, die alle Fülle des Ausdrucks in einer mächtigen Geberde zusammenfaßt. Wie Delacroix' Bilder, so entstehen auch seine aus Massen, die von allen Seiten zusammenströmen und sich zu einem brausenden Rhythmus vereinen. Aber er bewegt Tonwellen, Massen von Lichtern und Dunkelheiten, wo Delacroix Farben braucht. Seine Komposition beruht auf einer genialen Variation diagonaler Flächentheilung, bestimmt durch die Geste, die plastisch gehäuften Accente, die Lichtführung. Immer fährt es durch den Raum wie ein Blitz, der den Blick in einer jähen Bewegung mit sich reißt, wie ein Windstoß, der die Fluth zu einem mächtigen Aufspritzen peitscht. Bei Delacroix regt der Sturm ein ganzes Meer auf und den Himmel darüber. Seine Fläche ist erfüllt von zuckenden Blitzen und rieselnden Flammen. Seine Linie gleicht der Serpentine, die auf- und abwallt, er schafft Bäche und Rinnsale für das Fließen der Farbe. Die Schönheit der farbigen Harmonie war Daumier nicht versagt, aber sie ist nicht das wesentliche Mittel seiner Sprache, sie tritt auf als ein Schmuck, als ein Reiz, nicht als unentbehrlicher Ausdruck; er ist Koloriſt des Schwarz-Weiß und brauchte den Pinsel nur, weil er den Griffel verzehnfacht. Wir sahen, daß ein Plastiker in ihm steckt, und seine Malerei zielt immer auf das Dreidimensionale. Der Entwickelung gegenüber, die von Delacroix über Manet in die rein auf Farbe gestellte Flächenkunst führt, erscheint er wie ein Reaktionär. Den Impressionismus der Renoir und Monet, den er als alter Mann noch erlebte, hat er, wie Monet erzählt, verständnißlos abgelehnt. Seine Wirkung als ganze Erscheinung ist mehr moralisch geblieben. Doch war er so reich, daß Keiner, der ihn suchte, mit leeren Händen davonging. Theile von ihm lebten weiter. Die auf ihn folgende Generation fand in seinen Gestalten des modernen Alltags ein Schema, das sie kunstfähig machte. Er hatte gelegentlich Vereinfachungen geschaffen, die der Manet der Tuilerienmusik nicht unterschätzte. Er hatte kompositionelle Kühnheiten des Ausschnittes, die Degas zu nutzen wußte. Auf dem Umweg über Milet kam sein passionirter Umriß zu Van Gogh. Seine tiefste Wirkung ist vielleicht der Zukunft vorbehalten. Diese Kunst, die, von keinem Zweck getragen, von keinem Bedürfniß umworben, sich in der Einsamkeit erfüllte, gleicht einem im Verborgenen sprudelnden Brunnen, dessen Wasser verjüngende Kräfte des Lebens bewahren.

Erich Klossowski.

Anzeigen.

Moabitrium. Szenen aus der Großstadtrechtspflege. Hermann Seemann Nachfolger, Berlin.

Nach meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung wird im Strafrecht zu Unrecht der Begriff des Schuldmoments und deshalb die Berechtigung der Bestrafung behauptet. Mir scheint, daß jedes angebliche Unrecht bei voller Aufklärung des Sachverhaltes sich als ein Ergebniß von Thatsachen ergiebt, deren jede (wie ihre Gesammtheit) in Wirklichkeit jenseits von Dem, was landläufig als Gut und Böse bezeichnet wird, liegt und, so weit sie dem Schönheit-, hier also dem Gerechtigkeit- und Sittlichkeitempfinden der normalen Welt widerspricht, der Ursache nach auf mangelnde Erziehung zurückzuführen und deshalb für die Zukunft nur durch entsprechende Einrichtungen, nicht durch retrospektive Bestrafung zu verhüten ist. Um auf breitester Grundlage dem großen Publikum und seinen Häuptern die Prüfung des Materials zu ermöglichen, habe ich zunächst in dem Band „Berliner Schwindel" ein markantes Theilstück, das der rechtswidrigen Erlangung von Vermögensvortheilen durch strafbare List, das ungefähr die Hälfte aller strafbaren Handlungen ausmachen dürfte, herausgegriffen und es gewissermaßen photographisch, ohne eigenes erfinderisches Zuthun, geschildert. Sachlich ist überall festgehalten, daß der Leser durch das Anschauen wahrer, dem wirklichen Leben entnommener Fälle, wie sie sich vor meinen Augen abgespielt haben, erkennen kann, daß die Fälle der Wirklichkeit das absolute Scheitern aller Strafrechtstheorien an der rauhen Küste des Lebens beweisen. Diese Theorien sind im Innersten eben unwahr. Dann habe ich, in dem neuen Band, Urtheile über zwölf Fälle angeblicher (den verschiedensten Gebieten angehöriger) Strafthaten dem Leser so gezeigt, wie sie bei der Strafrechtsanwendung vor Gericht sich jetzt abspielen. Sie sind nach keiner Richtung hin etwa mit besonderer Absicht gewählt; sie können jeden Tag bei jedem Menschen sich wiederholen. Jeder Fall soll nur zeigen, daß die Anwendung der nicht haltbar begründeten Institution des Strafrechtes zu den übelsten Folgen führen muß, weil die Grundlage unrichtig ist; muß, auch wenn nur mit den einfachsten Thatbeständen die Belastungprobe unternommen wird. Mögen Unschuldige verurtheilt oder Schuldige freigesprochen sein, mag zu hart, mag zu mild geurtheilt werden, mag der Fall zum Lachen reizen oder kein Auge thränenleer bleiben, mag Gericht, Staatsanwalt, Vertheidiger, Angeklagter oder Zeuge geirrt haben: immer zeigt die Wahrheit des Lebens das Scheitern sämmtlicher Strafrechtstheorien vor dem ewigen Gesetz der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Vielleicht darf ich durch die Darstellung des Lebendigen diesem Gedanken, der das herrschende Strafrecht bekämpft, in einem weiten Kreis noch einmal Freunde werben. Es ist ein Irrthum, zu meinen, man müsse Jurist sein, um über das Recht mitzusprechen. Zur Widerlegung der herrschenden Juristik lasse ich nächstens eine wissenschaftlich zusammenfassende Arbeit erscheinen, der auch das Rüstzeug der üblichen Dogmatik nicht fehlen wird. Selbst wenn meine Mühe spurlos vorübergeht, genügt mir das Bewußtsein, wenigstens versucht zu haben, der Gerechtigkeit eine Gasse auch durch das Strafrecht zu bahnen. Vielleicht habe ich damit einem Werk vorgearbeitet, das zu vollenden Anderen dann beschieden sein wird.

Rechtsanwalt Dr. Johannes Werthauer.

Die andere Hälfte. Drama in drei Akten. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Unter Berufung auf den „Techniker" Heinrich Laube, der seinen Dramen in wohlerwogener Absicht einen Geleitbrief schrieb, gestatte ich mir, meinem Stück einige Worte auf den Weg mitzugeben. Die kritischen Erfahrungen, die ich bei den Aufführungen des Dramas machte, zwingen mich zu einer kurzen Erörterung über dramatische Technik, über die dramatische Technik, die den Stil dieses Stückes bestimmte. Unberufene Federn haben Schwäche gesehen, wo Absicht herrscht; berufene erkannten die Absicht, ohne es offen aussprechen zu wollen, weil eine einmalige Vorführung ohne Nachprüfung mit Hilfe des Buches schwer eine solche Erkenntniß rechtfertigen läßt. Und was ist diese Absicht dramatischer Technik? Die Ausschaltung des Beiwerkes und des Selbstverständlichen. Unsere moderne Dramatik leidet meiner Meinung nach an einer Unterschätzung des heutigen Publikums. Ibsen, der letzte Logiker unter den Dramatikern, schuf sich den seiner Zeit angepaßten Stil, der aus einer umfassenden Analyse des einzelnen Gefühlsmomentes eine logische Handlung aufbaute. Dieses Vorgehen hat ihm den Vorwurf oder die Anerkennung eingetragen, seine Stücke seien Rechenexempel; als ob nicht alle guten Dramen solche Exempel sein müßten, da der Dichter aus bewußter oder unbewußter Anwendung von Regeln und Gebilden der Sprachkunst eine ethische Wirkung errechnen will. Das verkannten unsere Dramatiker, da sie ihren eigenen Gefühlen zu viele Konzessionen machten und sich in den Glauben einlullten, die eigenen Sehnsüchte seien die des Publikums. Sie vergaßen zwar nicht, daß sie für die Zeit schreiben mußten, aber sie zogen nicht in Betracht, daß die Zeit ein „wechselndes Ding" ist, daß wir uns mit ihr ändern, daß wir, recte die Menschheit, von Jahr zu Jahr älter werden. Und hier, glaube ich, begann die Niederlage, die unsere deutsche Dramatik in den letzten zehn Jahren beim Publikum erlitten hat. Ich brauchte wohl nicht hinzuzufügen, daß ich mit diesen Worten weder Angriff noch Vorwurf beabsichtige. Ich erkenne die Werthe unserer heutigen Bühnenautoren von ganzem Herzen an und will nur auf einen Mangel hinweisen, der bis jetzt übersehen worden ist. Ich maße mir nicht an, ein Bahnbrecher oder Pfadfinder zu sein, sicher nicht; ich bin zufrieden, wenn man findet, ich sei „Einer" auf neuem Weg. Dieser neue Weg ist eine Konzession an das Publikum. Konzession: Das ist hier anders zu verstehen als bisher; nicht im Sinn verflachender Erklärung, sondern in dem logischer Beschränkung. Dank Hebbel und vor Allem dank Ibsen hat unser Theaterpublikum (ich spreche hier nicht von der großen Masse, die zwischen dem Hund des Aubry und dem von Baskerville zeugt) denken gelernt, logisch denken im Geist des Gebotenen. Das hat Ibsen erreicht, indem er in breitester Motivirung Schritt vor Schritt seine Handlung entwickelte. Heute würde er seine Dramen anders fassen; heute würde ihm ein Satz genügen, wo er damals breit werden mußte: und in diesem „mußte" liegt der Werth seiner Anpassung an die Zeit. Von dieser Basis aus konnte man weitere Anpassung versuchen. Doch man wußte die wohlberechnende Absicht nicht von der angeborenen Kunst zu trennen und schmiedete aus Beiden das Dogma der psychologischen Dramatik, ein Dogma, an dem vielleicht mancher Tüchtige scheiterte. Die angeborene Kunst stempelt den Dramatiker, aber die erwägende Absicht bringt Logik in sein Werk; und diese Logik haben wir so vermissen gelernt, daß sie uns heute erschrecken könnte. Inspiration schafft sprühende Sternschnuppenschwärme; logische Klarheit zieht sie zu Sternbildern zusammen. Diese

Logik verlangt aber heute vom Dramatiker, daß er das von Ibsen erzogene Publikum nicht durch Auseinandersetzen und Breittreten der Folgerungen langweilt, die es aus den von ihm gebotenen Prämissen, seinem Stück, selbst ziehen kann, sondern, daß er dieses selbständige Denken des Auditoriums als Faktor in sein (sagen wir:) Rechenexempel, aufnimmt, also erst da wieder selbst den Weg weist, wo der Zweifel zu ihm aufblickt. Der Satz ist lang, aber konkret, denke ich. Ich habe bei so vielen Premieren der letzten Jahre gemerkt, daß in dem Augenblick, wo etwas Ueberflüssiges, Selbstverständliches behandelt wurde, das der Autor sagen zu müssen glaubte, worüber das Publikum aber bei der ersten Andeutung sofort selbst klar war, daß in diesem Augenblick eine Welle der Unlust und Langeweile durchs Haus lief. Der Regisseur von heute weiß, daß sogar beim sakrosankten Ibsen der Regiestrich dienlich ist, wenn ihn nicht schauspielerische Virtuosität ersetzt. Das Alles klingt einfach; und ist für den Dramatiker doch unendlich schwer zu erlernen. Ich habe es in meinem Drama versucht, als Experiment, wenn ich so sagen darf; und nach den Beobachtungen, die ich in verschiedenen Städten am Publikum machte, glaube ich, auf dem richtigen Weg zu sein. Der Neuerungversuch setzt schon beim Titel ein; denn jedes Ding hat zwei Hälften, und da Mann und Frau erst den Menschen bedeuten, ist jeder Theil für den anderen „die andere Hälfte"; es galt also auch, zu zeigen, was aus der Sünde des Mannes für ihn selbst entsteht. Das Stück ist und soll kein Frauendrama gleich Nora sein (ich muß es leider betonen), sondern das Ehedrama zweier gleichwerthigen Menschen, von denen der eine für den anderen (der eben so der Mann sein könnte) „keine Zeit" hat, vulgär gesprochen. Aus dem ersten Akt entspringen die beiden folgenden mit Nothwendigkeit, wenn das Thema umfaßt sein soll. Wenn ich nun noch sage, daß ich unter „Handlung des Dramas" das fortschreitende Herausarbeiten des Grundthemas und nicht ein Geschehniß an sich (das immer Zufall bleibt und als Zufall auf der Bühne nur insofern berechtigt ist, als es „zufällig", also überraschend für den unvorbereiteten Zuschauer auftritt) verstanden wissen will, so glaube ich auch, nicht nur ein Buchdrama, sondern ein ganz reales Bühnenstück geschaffen zu haben, — was die Zukunft beweisen möge.

Weimar. Franz Kaibel.

Das Buch Joram. Von Rudolf Borchardt. Im Insel-Verlag. Leipzig. 1907.

„Besprechen" will ich dieses Buch, das ich schon, als es ein Privatdruck war, gekannt und geliebt habe, nicht. Es erscheint mir als aller Analyse entrückt. Man berührt sein Wesen nicht, wenn man es ein Meisterwerk an Bewältigung des Archaischen nennt. Denn es wiederholt nicht, paßt nicht an, ist ganz und gar aus der Gnade geboren, erstmalig, nothwendig, unbegrenzbar. Es hat den Herzschlag der Gewaltigen. Der Hiob-Mythus ist hier in die Erde unseres Traumes gepflanzt, wie in dem Drama Hofmannsthals der Oedipus-Mythus. Aber der Baum, der daraus gewachsen ist, ist so einsam, als sei er nicht einmal von Luft umgeben, und seine Krone hebt sich in jene zeitlose Welt, in der der Sakyersohn Gotamo den Gott Brahma heimgesucht und besiegt hat. Das Gedicht vom heimgekehrten Joram hat Unendlichkeit und Reinheit, Geheimniß und Gestalt, Stille und Pathos zugleich. Ich wünsche es den Seinen und die Seinen ihm.

Zehlendorf. Martin Buber.

Zweites Hundert ungeschriebener Schriften.

I.

Das Gesetzmäßige wird vom Geist erkannt, von der Seele empfunden. Wahrnehmung des Gesetzes ist Erkenntniß, Empfindung des Gesetzes ist Kunst, Ahnung des Gesetzes ist Religion, Anwendung des Gesetzes ist Ethik.

II.

Durch den Satz vom zureichenden Grunde kommt die Metaphysik leicht in Bedrängniß.

„War denn die Welt nur auf der Basis des Wasserstoffatoms — oder des Lichtätheratoms — oder unserer Schulphysik oder Chemie — möglich? Dann hat doch wohl ein weiser Alchemist eine bewußte Wahl getroffen!"

Möchten wir nicht am Liebsten hinter den letzten Fixsternen eine Glasglocke sehen, die das „All" einschließt?

Wenn wir die Welt als wirklich setzen, so giebt es mehr Welten als Lichtätheratome, — ja, schlechthin: so ist alles Denkbare wirklich und Alles, was Möglich ist, existirt.

III.

Die Naturforscher staunen über gewisse Phänomene von scheinbar höchster teleologischer Schlauheit, denen sie bei organischen Wesen begegnen, so bei Bienenschwärmen und Ameisenvölkern, deren Gewohnheiten und Institutionen bewußtem Denken entsprossen scheinen.

Der Darwinismus mit seinen handgreiflichen Erklärungen vom Recht des Stärkeren und Ueberlebenden löst solche Räthsel nur unvollkommen, indem er Kampfspiele veranstaltet, die nie ein Mensch gesehen hat noch sehen wird.

Folgende Erwägung scheint für einzelne Betrachtungen anwendbar:

Alles Organisirte — durch die Reihe der Generationen verfolgt —, ja, auch alles Kontinuirliche im unorganischen Leben ist rhythmische Bewegung, Periodizität. Die mathematische Funktion eines Ameisenhaufens, durch Generationen betrachtet, ist eine periodische.

Es ist evident, daß in der Unendlichkeit aller Bewegungformen alle diejenigen periodischen entstehen mußten, die mit den gegebenen physikalischen Konstanten vereinbar waren. Es giebt auf der Erde genau so viele Organismen wie (durch Generationen betrachtete) Lebensmöglichkeiten. Aendern sich die Lebensbedingungen, so werden neue Lebenskomplexe möglich, alte unmöglich.

In den Alpen sind weder diejenigen Wasserläufe übrig geblieben, die die schwächeren aufgefressen haben, noch hat Gott jedem Thalbewohner einen eigenen Bach gemacht: nein, vielmehr fließen genau so viele Bäche und Flüsse, wie bei gegebener Regenmenge und orographischer Konfiguration möglich sind, und jede wichtige Aenderungen dieser Konstanten wird neue schaffen oder abschaffen.

IV.

Alle menschliche Denkung und Handlung ist entweder organisch und naturfördernd oder komplizirt und naturfeindlich.

Diese Polarität ist keine absolute, aber der relative Kontrast läßt sich durch Beispiele abbilden.

Zucker ist ein reiner, kristallinischer und schätzenswerther Stoff, eben so Kochsalz und Quarzsand. Vermische die drei Ingredienzen, so entsteht ein Gemisch, das freilich im letzten Sinn auch noch gesetzmäßig ist, aber nicht annähernd in dem Maße wie jeder der drei Komponenten für sich.

Oder: wir freuen uns an der hydraulischen Gesetzmäßigkeit eines Springbrunnens. Setze dem Strahl ein rundes Plättchen wagerecht entgegen, so wird eine Glocke aus Wasserwänden sich bilden, die auch noch als ein fremdlich Organisches angesprochen werden mag. Laß aber den Strahl gegen eine willkürlich geformte und gestellte Oberfläche spritzen, so zertheilt er sich in einen gleichgiltigen Zufallsregen, in dem zwar noch Alles nach hydraulischen und Gravitätgesetzen hergeht, die ursprünglich einfache schöne Gesetzmäßigkeit dagegen zersplittert ist.

V.

Entgegnet man: bei gesteigerter Erkenntniß verschiebt sich Polarität und Fassungvermögen nach der Seite des Komplizirten, so ist zu erwidern: Warum nicht? Aber wir schaffen Welten für Geister, die uns gleichen.

VI.

Man kann die Welt auffassen als den Inbegriff der Schnittpunkte aller Empfindungprojektionen.

VII.

Der Weltprozeß kann gefaßt werden als rhythmische Centralisation und Decentralisation des Empfindens.

VIII.

Das Gedächtniß der Welt ist ewig.

IX.

Was ist, physisch betrachtet, die Thätigkeit des Menschengeschlechtes auf Erden gewesen? Ein paar hundert Generationen haben in Freude und Leid hingedämmert, sich ernährt und vermehrt, um eine Kleinigkeit die Erdkrume gelockert und Spinnenfäden um den Globus gespannt. Ob alle menschlichen Gedanken in Betracht kommen gegen ein Seufzen oder Jauchzen des Sonnenumlaufes: wer will es sagen?

Und doch hat sich Momente lang in diesen Geschöpfen die Gottheit gespiegelt; und diese Momente sind: Liebe und Umfassung der Kreatur.

X.

Chemische Weltanschauung.

Der anorganische Kosmos strebt danach, gesättigte Verbindungen herzustellen. Das heißt: alle freien Affinitäten zu sättigen. So ist unsere Erde ein fast neutralisirtes Gemenge; ein Wenig freier Sauerstoff in der Atmosphäre läßt ihr einen Rest freier Affinität.

Ganz im Gegensatz strebt der vegetative Organismus danach, mit Hilfe physischer Energie die gesättigten Verbindungen aufzuschließen, um hochkonstituirte, zersetzungfähige, energiehaltige Körper zu schaffen, die dann durch spielende Einwirkung des freien Sauerstoffes hin- und hergestaltet werden.

Das organische Leben strebt somit danach, den kosmischen Prozeß aufzuheben und umzukehren. Es ist, als ob das Leben aus einer anderen Welt stammte, in der unsere kosmischen Vorgänge umgekehrt, also regenerirt werden.

XI.

Das Erkenntnißproblem läßt jede vernünftige Lösung zu, das ethische Problem nur eine persönliche. Deshalb ist der ethische Geschmack eines Jeden der Schlüssel für eines Jeden Erkenntnißlehre.

XII.

Alles Denken hat bisher negative Resultate ergeben.

XIII.

Kausalität ist irreal. Wir kennen keinen kausalen Satz. Entweder statuiren wir: zwei Seiten der gleichen Erscheinung oder: zeitliche Folge.

Statt der Kausalität zu setzen: die Gesetzmäßigkeit.

XIV.

Die Freude an der Natur empfindet sich nicht als ein positives Ereigniß, sondern als Beseitigung einer Hemmung. Deshalb erweckt sie die Ahnung einer Allfreude.

XV.

In der Symphonie ist das Adagio nicht der Zweck der Introduktion noch das Finale der Zweck des Scherzos. Die Auflösung ist nicht der Zweck der Dissonanz und der Schlußakkord nicht der Zweck des Werkes.

An Solche, die Gott und der Welt Zwecke unterschieben und das Wort Entwickelung im Munde führen.

XVI.

Alle Teleologie, Vergeltung, Vervollkommnung, Endziel, Wille des Schöpfers, ist heimliches Zweckbedürfniß, somit Furchtmenschenglaube.

XVII.

Die Elemente der Religion sind Furcht und Transszendenz. Ueberwiegen der Furcht äußert sich in Gelübden, Gebeten, Sühnungen und Bilderkult; Ueberwiegen der Transszendenz in Mysterien, Opfern, Festen und Naturkult.

XVIII.

Die Welt ein Strom, ohne Anfang und Ende, Ursache und Ziel. Geschwellt von eigener Kraft, wallend in eigener Schönheit, ohne Entwickelung, aber in steter Folge. So entstehen Wirbel und Strömungen, Schnellen und Kaskaden; jeder Theil wirkt auf den anderen, das allgemeine Gesetz beherrscht das Ganze.

Aber seltsam: Vom allgemeinen Gesetz lösen Theile sich los; sie enthalten eigene Gesetzmäßigkeiten: das Individuum schafft sich Zwecke. Sind diese Zwecke gesetzmäßiger Art, wie die von Natur erzeugten Instinkte, so haben sie noch eine der Allgemeinheit kongruente Wirkung. Aber sie sondern sich weiter: und so entsteht Gesetz gegen Gesetz.

So wird der Zweck zum naturfeindlichen Prinzip.

XIX.

Da Furcht und Zweck dem inneren Empfinden des Abendländers schmachvoll erscheint, darf seine Metaphysik nicht teleologisch sein.

Die Metaphysik vom Zweck zu befreien, ist die philosophische Aufgabe des Occidents.

XX.

Ein zweckhafter Gott kann weder allmächtig noch unvergänglich sein.

XXI.

Wenn alle Zweckhaftigkeit gemein ist, so könnte man fragen: Welches Handeln ist dann noch edel und handelnswerth?

Darauf ist zu erwidern, daß Alles, was Menschen an Gutem und Großem gethan haben, um seiner selbst willen geschehen ist. Und wenn ein Mensch so veranlagt wäre, daß er den Schacher und Wucher um seiner selbst willen betriebe, so handelt er edler und mit der Natur in höherer Kongruenz, als wenn er Tragoedien zum Gelderwerb schreibt oder die Naturgesetze aus Eitelkeit erforscht.

Je zweckfreier ein Handeln, desto gottähnlicher ist es.

XXII.

Das höchste Gut ist nach dem Talmud der Friede. Um des Friedens willen, heißt es, hat Gott gelogen.

Friede ist das Ziel aller Furcht.

XXIII.

Darin liegt die Erhabenheit der Liebe, daß sie den persönlichen Zweck aufhebt.

XXIV.

Was trennt Dich von Deinem Nächsten? Warum sind seine Gedanken nicht Deine Gedanken, seine Freuden nicht Deine Freuden, sein Schmerz nicht

Dein Schmerz, sein Glück nicht Dein Glück? Euch trennt die Furcht der Seele. Die Furcht schafft das Individuum.

Was eint Dich mit Deinem Nächsten? Was macht Dich zum Kind und Gatten, zum Menschen, zur Natur, zur Gottheit? Dich eint die Liebe. Sie schafft aus dem Individuum die Welt.

Kannst Du noch wagen, an die Ewigkeit der Individualität zu glauben? Kann Natur die Furcht verewigen und die Liebe vernichten?

Was Du bist und warst, bleibt der Ewigkeit erhalten, aus Liebe; der Schatten Deiner Individualität verbleibt der Welt.

XXV.

Die Sonne ist das irdische Sinnbild der Transszendenz.

Durch alle Zeiten schlingt sich ein einiges Band um alle Verkünder und Propheten der Sonne und der Liebe. Sie haben in vier Jahrtausenden nur das eine Wort gesprochen und stets das gleiche.

XXVI.

Nicht der Mensch stirbt des Todes, sondern das Individuum. Noch heute lebt der Mensch aus der Zeit der Schöpfung: gestorben sind nur Personen.

XXVII.

Wäre die Liebe ein physiologisches Phänomen, als Freude am Besitz, Freude an Vollkommenheit, Erinnerung an Freude oder Dergleichen, so liebten wir nicht Unvollkommenes, Abwesendes, Missethäter, Tote. Je vollkommener und je gegenwärtiger Etwas ist, desto schwerer ist es uns, es zu lieben.

XXVIII.

Dem starken Wollen öffnen sich alle Riegel; nichts wollen: hebt die Welt aus den Angeln.

XXIX.

Aus den Gesetzen und aus den Genialitäten eines Volkes sollte man auf seine Veranlagung nur ex contrario schließen.

Die göttliche Einheit mußte Israel so oft und so streng eingeschärft werden, weil das Volk unaustilgbar zur Vielgötterei neigte. So läßt die übertriebene Elternverehrung der Furchtvölker vermuthen, daß die Gewohnheit bestand, die Alten zu mißhandeln oder zu beseitigen. Ein Beispiel der Selbsterziehung, daß diese Neigung bei den Juden in den letzten zweitausend Jahren thatsächlich in ihr Gegentheil umgeschlagen ist.

Auch die Genialitäten spiegeln den Volkstypus nur in der Umkehrung. Denn genial ist das naive Auge, das frei vom Schleier der Konvention und Züchtung die Dinge beschaut als ein unsäglich Neues, Staunenswerthes, Unbegreifliches und sie überwindet ohne Erinnerung und Zweck.

Deshalb mußten aus materiell gearteten furchthaften Völkern die Genialitäten der reinsten Transszendenz erwachsen, weil diese seherisch das wahre

Wesen ihrer Umgebung erkannten und sich ihm entgegensetzten. Niemals haben Zweckfreie aus Geburt so lautere Transszendenz gelehrt wie Zweckfreie aus Kontrast und Renegation.

XXX.

Caesar, Karl und Napoleon sind vom Volk vergessen.

Aber daß zu Römerzeiten ein junger Landmann im Osten über Gott und Menschheit sich Gedanken machte, Das schwingt nach in jedem Wort unserer Zeit, in jeder Handlung, jedem Urtheilsspruch, jeder Staatsaktion und jeder Sitte.

Die Geisteswellen sind die Energieform der Ewigkeit.

XXXI.

Was die alten Germanenstämme zum Widerstand gegen das Christenthum trieb, war vielleicht die Unritterlichkeit des Erlösungsgedankens. Als freie Männer sollten sie einem fremden Erlöser mit dem Bekenntniß der Schuld sich zu Füßen werfen und mit Freude und Dankbarkeit genießen, daß ein Anderer für sie litt. Demuth und Unterwürfigkeit sollten sie höher stellen als Muth und Entschlossenheit, gottselige Feiglinge und fromme Weiber sollten im Himmelreich neben ihnen sitzen.

So begnügte sich denn die Gläubigkeit des deutschen Mittelalters, Christus als einen ritterlichen Helden zu verehren und alle Liebe und Andacht der reinen Gottesmagd entgegenzutragen.

XXXII.

Sophisma im Sinn des Eleaten Zeno.

Man sagt: Hundert Jahre sind für Gott ein Tag. Das ist falsch: ein Tag ist ihm so lang wie hundert Jahre.

Wäre ich so klein, daß zwei benachbarte Holzfasern für meinen Sinn die Entfernung von zehn Seemeilen hätten, so würde eine menschliche Hand, die über die Tischplatte streicht, mir mit wahnsinniger Geschwindigkeit zu fliegen scheinen: denn für die zehn Seemeilen braucht sie ein Tausendtheil Sekunde.

So, wie ich bin, scheint mir die Bewegung langsam. Die Zeit wird mir also länger als meinem kleinen Abbild; und dem Gott muß die Zeit demnach unedlich länger werden als mir; ein Tag muß ihm wie hundert Jahre vorkommen.

Einzuwenden wäre: daß die Dauer des Lebensprozesses das Maß für die Empfindung der Geschwindigkeitgrade ist. Wenn also das kleinste Wesen entsprechend schnell oder kurz lebt, so ist der Begriff seiner Zeit ein anderer. Hiergegen ist anzuführen, daß die Lebensprozesse der kleinsten Wesen, die wir

kennen, nicht in dem Verhältniß kürzer sind; ein Vogel dürfte sonst nur einen Tag und ein Bazillus nur eine Minute leben.

* * *

XXXIII.

Was nach außen als Individuum erscheint, Das erscheint nach innen als Assoziation. Und was die Assoziation zusammenfaßt, Das ist, kollektiv betrachtet, Ichgefühl, elementär betrachtet, Liebe.

XXXIV.

Wir sind trostlos über den Verlust eines geliebten Menschen: und was ist dieser Verlust?

In zehn Jahren hätten wir ihn kaum hundert Stunden besessen. Solche hundert Stunden: wie viele haben wir versäumt und verschwendet?

So lassen wir Menschen, die wir lieben, trauerlos in unserer Seele ersterben, und klagen, wenn sie der Erde gestorben sind.

XXXV.

Unser Leben sei wie unser Athem, rhythmisch, thätig und leidend, stetig sich selbst erfüllend, keines Zweckes gedenkend.

XXXVI.

Zur Lehre vom Charakter.

Zweidimensionär ist der Aufbau unserer Seele. Durch zwei Koordinaten ist die Qualität eines jeden Charakters eindeutig bestimmt; diese Koordinaten sind: Muth und Sexualität. Intellekt und Willensstärke sind nur Maßgrößen; die Qualität wird durch sie nicht geändert.

Förderung der Gattung ist die Bestimmung der beiden Grundcharakteristiken.

Die Muthkoordinate hat eine positive und eine negative Richtung die Sexualkoordinate ist lediglich positiv gerichtet. Sie bestimmt das Maß der Liebe, Phantasie und Intuition: im Muthfalle nach der Richtung der Leidenschaft, Begeisterung und Transszendenz, im Furchtfalle nach der Richtung der Barmherzigkeit, Schwärmerei und Superstition.

Unabhängig von der Sexualität wählt der Intellekt in der Richtung der Furcht die Form der Vorsicht, des Verstandes, der Lüge, Kritik, Skepsis und des Pessimismus, in der Richtung des Muthes die Form des Stolzes, der Treue, Disziplin, Offenheit, des Optimismus.

XXXVII.

Der wahrhafte Egoist.

Die Furchtmenschen klagen über den Egoismus der Anderen, die die Dinge lieben und deshalb über menschliche Schmerzen und Verluste — eigene und fremde — nicht außer sich gerathen. Sie klagen sie der Eigenliebe an.

Irrthum! Egoisten sind nur die Furchtmenschen selbst, die alle Gedanken an unzerreißbare Fäden auf sich selbst beziehen und deshalb für die Dinge nichts übrig haben. Ihr Denken ist centrisch, das der Anderen peripher. Der Zweckfreie nimmt Theil an der Erscheinung, der Zweckhafte reißt sie durch Mitleid, Furcht, Abneigung, Vorliebe an sich, um sie dennoch nicht zu besitzen.

Der einzig denkbare Nichtegoismus ist: die Dinge mehr lieben als sich selbst.

XXXVIII.

Mehr als Das, was wir Uebles thun, schändet uns Das, was wir Übles sind und erleiden.

XXXIX.

Menschen, die eifriges Denken und Handeln lieben, vergessen leicht, wie viel wir Dem verdanken, was mit uns geschieht. Thätigkeit fördert unseren Besitz, Erlebniß fördert unseren Zustand. Deshalb sollte man Jenen rathen, sich zeitweilig zu vergessen und den Mächten hinzugeben, die denn doch einmal uns ergreifen und dem Widerstrebenden doppelt Gewalt anthun.

XL.

Verliert Euch! Streuet Euer Ich hinweg wie ein Saatkorn: und es wird tausendfach zu Euch zurückkehren.

XLI.

Tantaliden! Vom Wollen, Zweck und Begehr verzehrte! Ihr verschmachtet nach der Frucht, die in Euren greifenden Händen zerrinnt, die nur dem ruhig Schlummernden die Lippe kühlt!

XLII.

„Heidnische Tugenden“: ein trotzig edler Begriff. Und mit Recht: denn sie heißen „Virtus“.

XLIII.

Der Tod sühnt nach occidentaler Anschauung Alles, denn Todesmuth als höchster Muth verneint die Furcht, somit das Laster.

XLIV.

Stamm des Sklaventhumes.

Feigheit.

Lüge, Heimlichkeit, Schlauheit.

Haß gegen den stammverwandten Herrn.

Thierische Liebe zum stammfremden, göttergleichen Herrn; sie überschauen ihn, weil ihm die Klugheit fehlt, sie begreifen ihn dennoch nicht, weil er tiefer ist, und sie glauben an ihn, weil er wahr ist und instinktmäßig handelt.

Unter sich neidisch und ehrgeizig. Das gemeinsame Ueberlegenheitgefühl der Klugheit hält sie zusammen. Ihre Wünsche sind Schmuck, Bevorzugung, Talent. Ihre Träume: tyrannische Macht.

XLV.

Sklavenneid fordert Gleichheit.

XLVI.

Diese Eigenschaften begleiten den Adel der Seele und sind identisch:
Blick fürs Wesentliche,
Bewunderung,
Vertrauen,
Wohlwollen,
Phantasie,
Selbstbewußtsein,
Einfachheit,
Sinnenfreude,
Transszendenz.

XLVII.

Diese Neigungen verrathen Sklavenseelen und sind identisch:
Freude an der Neuigkeit,
Kritiklust,
Dialektik,
Skeptizismus,
Schadenfreude,
Sucht, zu glänzen,
Geschwätzigkeit,
Verfeinerung,
Aesthetizismus.

XLVIII.

„Aktualität" fesselt nur den Neugierigen, nicht den Erkennenden. Wie könnte ein Phänomen an Größe und Bedeutung gewinnen, weil es heute geschehen ist und nicht gestern? Die Welt staunt vor neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und ahnt nichts von den zehnmal größeren, die jedes Lehrbuch der Physik schildert. Ja, wäre die mathematische Weltformel gefunden und in der Königlichen Bibliothek in Folianten aufgestellt, Niemand käme, sie nachzuschlagen; und nicht allein ihrer Komplizirtheit wegen.

XLIX.

Der Muthmensch kennt den Zorn, der Furchtmensch die Wuth, den Aerger und vor Allem die Entrüstung, den Affekt der Wehrlosen.

L.

Lüge und Neid äußern sich im Stande der Kultur als Finesse und Kritik.

LI.

Beherrschte, Thiere wie Menschen, wollen verstanden und gehütet, nicht geliebt sein.

LII.

Geduld ist eben so schmachvoll wie Eile: Beide sind Furcht.

LIII.

Goethe wird von Tischbein gescholten, weil er im Anschauen des Kraters die vereinbarte Vorsicht vergißt.

Bei edlen Menschen sind auch die Verfehlungen schön. Sie entstehen, wenn eine Tugend die andere verdunkelt.

LIV.

Eine Tragikomoedie des Geistes ist die Unterwerfung Platons unter Sokrates' Einfluß. Der ritterliche blonde Phantast lernt Moral und Zweck von dem schwärzlichen Urbewohner, dem es gelungen ist, seine schlechten Instinkte durch unaussprechliche Energie und Intelligenz zu meistern. Siegfried vom fromm gewordenen Mime bekehrt!

LV.

Goethe bemerkt in den „Wanderjahren", daß Kinder eine bedeutsame Anlage nicht mit auf die Welt bringen: nämlich Ehrfurcht.

Dieser Satz läßt sich erweitern. Kinder sind furchtsam, neugierig, begehrlich, zwischen Schadenfreude und Mitleid getheilt; sie stehen in ethischer Beziehung auf dem Boden der primitiveren Rassen, der Furchtmenschen.

Sie müssen die Etapen einer Art von biogenetischem Gesetz durchlaufen und die Rassenentwickelung von der Furcht zum Muth mikrokosmisch wiederholen, bis sie zur Wahrheit, zur Ehrfurcht, zum Selbstbewußtsein und zur Selbstgenügsamkeit gelangen. Daß dieser Gang nicht eine Entwickelung der Erfahrung, sondern des Naturells ist, ergiebt sich wider Erwarten: denn sonst wäre er auch klugen Rassen gewohnt und nicht allein den edlen vorbehalten.

LVI.

Wehe Dem, der ein Kind in Furcht erzieht, und wenn es die Furcht Gottes wäre. Denn er schändet unabsehbare Menschengeschlechter.

LVII.

Wie unbegreiflich Dem, der aus Menschenbildern die Seelen liest: hier ein Edler, der gemeinem Sklaven Knechtsdienste leistet, hier eine Sklavenschaar, die einen Edlen anklagt und richtet, dort eine Knechthorde, die mit der Feder den wahren Edelsinn zu zeichnen vorgiebt und in Wahrheit Sklaventugenden zum Himmel hebt, um den Edlen die letzten Rechte zu verkümmern.

LVIII.

Wenn man von nordischem Ursprung der arischen Rasse ausgeht, so erweist sich diese als ein Ergebniß der schärfsten eliminirenden Zuchtwahl. Denn in dem klimatisch, vegetativ und faunisch gefährlichsten und aufreibendsten Landstrich mußte sie sich angewöhnen, standhalten, überleben und verdrängen bis sie ihn allein beherrschte und lebensverträglich schuf. Schwächere Urbewohner

wurden aufgerieben und vertrieben, weil sie mit den Widerständen der Natur nicht wuchsen; so haben sie zum Theil bis heute ihre vorzeitliche Existenz bewahrt.

Und diese herkulische Kinderzeit währte für die Arier noch zwei Jahrtausende, nachdem die glücklicheren Stämme im Süden und Südosten längst mit Civilisation behaftet waren.

So ereignete sich im Größten, was sich später im Großen vereinzelt wiederholte: bei Römern und Preußen: Derjenige herrscht, der auf rauhstem Gebiet Existenz und Herrschaft erlernt hat.

LIX.

Wenn man das biognetische Gesetz über die Embryonalzeit bis in die Kinder- und Jünglingszeit erweitern dürfte, so könnte man für die arische Rasse schließen, daß die helle Farbe, das glatte Haar älter sind als der straff aufrechte Gang und die hohe, schlanke Gestalt. Das jüngste Kennzeichen wäre die muthvolle Bildung des Nasenrückens.

LX.

Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die aussterbenden oder sich auszehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von Neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den Weg beschreiten müssen, den ehedem die Natur selbst beschritten hat, den Weg der „Nordifikation". Körperliche, strapaziöse Lebensweise, rauhes Klima, Kampf und Einsamkeit.

LXI.

Eine neue Romantik wird kommen: die Romantik der Rasse.

Sie wird das reine Nordlandsblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen. Den Zug des Materialismus wird diese Romantik eine Weile hemmen.

Dann wird sie vergehen, weil die Welt neben der blonden Gesinnung des schwarzen Geistes bedarf und weil das Dämonische sein Recht will. Aber die Spuren dieser letzten Romantik werden niemals schwinden.

LXII.

So lange wird alle Rassenlehre von Verzweifelten bekämpft werden, die sich vernichtet wähnen: bis die Erkenntniß sich erhebt, daß die freien Stämme nur dadurch adelig wurden, daß sie die Furcht und das Begehren abthaten. Das mag jeder Einzelne in sich vollbringen.

LXIII.

Die Schrift konnte nur von dicht wohnenden und zur Lüge geneigten Völkern erfunden werden: wo Rechtsverhältnisse wesentlich wurden und Ueberlieferung nicht ausreichte, sie zu schützen.

LXIV.

Ohnegleichen in der Geschichte ist die Vergeudung des jüdischen Geistes in den letzten beiden Jahrtausenden. Das scharfsinnigste aller Völker schüttet

die Geisteskraft von sechzig Generationen in den Abgrund systemloser, irrealer Kasuistik und Rabulistik.

Hier wird der kosmische Werth germanischer Syntheſe und Transszendenz im Kontrast deutlich: ein Hauch dieser Richtkraft hätte genügt, um die verworrenen Kräfte zur Sonne der Wesentlichkeit zu weisen.

LXV.

Stärke und Reinheit der Abstraktion hat nur die germanischen Völker zu der erhabenen Sinnlosigkeit geführt, das geliebte Weib zu bewundern und anzubeten.

Alle anderen Rassen haben das Weib geliebt und geduldet, im besten Fall, wie die Juden und Gräkoromanen, geliebt und geehrt.

LXVI.

Monogamie beruht auf doppelter Eifersucht: der des Mannes und der des Weibes. Sie setzt also bei beiden Geschlechtern den Muthcharakter voraus, indem der Mann sich der Kämpfe um das Weib erinnert und freut, das Weib sich der Rivalin erwehrt.

Vielweiberei bedeutet relativen Muthcharakter des Mannes, Furchtcharakter des Weibes. Die Institution wird daher gemischten Rassen eigen sein.

LXVII.

Das Schulterzucken und das Gestikuliren mit Ellenbogen und Handflächen sind alte Furchtreflexe, die der Abwehr des Schlages dienten.

* * *

LXVIII.

Kontinuität des Phänomens.

In der sichtbaren Welt bleiben nur die Vorgänge unveränderlich; alles Materielle, Gegenständliche, Individuelle ist dem Verfall und dem Wechsel unterworfen.

Keine Konstellation und kein Bild wiederholt sich zwar in der Ewigkeit der Zeiten. Kein Atom kehrt an seinen früheren Ort zurück; und dennoch ist der bewölkte, klare oder stürmende Himmel in seiner Gesammtheit absolut identisch mit dem Himmel Homers. Nur Eins ist im Park von Sanssouci seit Friedrichs Zeiten jung und unverändert geblieben: die Säule des Springbrunnens, in der nie der gleiche Tropfen zum zweiten Male emporsteigt. Im Urwald wachsen die jungen Bäume heran, die alten sterben, brechen nieder und modern, die Ranken steigen empor und sinken zu Boden: und dennoch bleibt Alles, Farbe und Duft, Bild und Dimension, ja, selbst das Physische des Phänomens, Gewicht, Masse, Zusammensetzung, invariabel gleich.

So in einer alten Stadt, einer orientalischen etwa. Die Häuser verfallen,

werden neugebaut und sind die selben; die Personen sterben und werden geboren, die Menschen sind die selben und leben seit sechshundert Jahren.

Das, was die Kontinuität des Phänomens verändert, ist nichts Innerliches. Eine neue Vertheilung von Meer und Land ändert das Himmelsbild, eine Beschädigung des Rohrs den Wasserstrahl. Das Phänomen ist träge, die Materie hinfällig. Und so möchte man muthmaßen, daß Alles, was wir Entwickelung nennen, nur Anpassung ist.

LXIX.

In dem deutschen Wort „Geschichte" liegt eine divinatorische Bedeutung. Alle Historie ist ein Schichtungphänomen; eine herrschende und eine beherrschte Volksschicht müssen über einander gelagert sein, wenn die Phänomene der Entwickelung, der Expansion, der Kultur und des Niedergangs sich ereignen sollen. Denn diese Erscheinungen sind Mischung- und Absorptionvorgänge. Völker mit homogener Bevölkerung sind geschichtlos.

Die Erlebnisse, die dem Menschen des Alterthumes und der Mittelzeit begegneten, waren periodische. Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der fruchtbaren und kargen Jahre, des Krieges und Friedens; der Kreislauf des Lebens von Thier und Mensch: Dies war der Bezirk der Erfahrung. Die Betagten waren weise, nicht um des Denkens willen, sondern, weil sie diese Perioden mehrfach erlebt hatten. Den Ring zu überschreiten, war Sehern und Enthusiasten beschieden; eine Handlung des Götterzwanges oder des Wahnsinns.

Heute ist das Denken entwurzelt. Jedes Ereigniß vernichtet Erfahrung; Ueberlieferung scheint werthlos. Daher die Turbulenz und nüchterne Ekstase unserer Meinungen: der Pöbel weissagt.

LXX.

Das, was den modernen Menschenschlag mehr als Alles vom früheren unterscheidet, ist nicht so sehr die Verkehrhaftigkeit und geistige Uebersättigung wie die Züchtung der Intelligenz.

Man könnte meinen, daß auch vor Zeiten die Intelligenz von Wichtigkeit war: Dies ist nur für die Herrschenden richtig, für den Mittelstand und die Unfreien falsch.

Ein alter Handwerker mußte nicht intelligent sein; er mußte gelernt haben und arbeiten. Für die Höhe seiner Kunst sorgte die allgemeine Kenntniß seiner Zeit; er brauchte nichts hinzuzufügen. Erfand er Neues, so half es ihm nicht viel; daß er nicht allzu reich werde, dafür sorgten die Zünfte. Das Neue, widerwillig aufgenommen, kam schließlich Allen zu Gut, Absatz und Umsatz konnte über das gegebene Maß vom Einzelnen nicht gehoben werden.

Heute kann ein Mensch nicht mehr leben, wenn er genau das Selbe macht wie sein Nachbar. Die Idee ernährt und die Intelligenz herrscht. Dies be-

deutet eine grundprinzipielle Aenderung der Lebensbedingung unserer Rassen: es kann nicht ausbleiben, daß physische Wirkungen folgen.

LXXI.

Ist das gegenwärtige Zeitalter ein technisches gewesen, will sagen: Hat es gelehrt, mit Materie und Kräften wirthschaftlich umzugehen, so wird das nächstfolgende das geographische genannt werden dürfen. Denn es wird uns die Fähigkeit aneignen, Materie von den geeignetsten Stellen der Erde zu beschaffen.

Im technischen Vordergrunde wird man die Schiffahrt und neue Verkehrsmittel sehen. In den politischen Vordergrund tritt die Aufgabe und Pflicht der echten occidentalen Rassen, die Kontrole und Herrschaft des Erdballs zu gewinnen und die der Verwaltung unfähigen Rassen zu enterben.

LXXII.

Das, was man im Sinn der Kultur als Fortschritt zu bezeichnen pflegt, ist Uebervölkerungsymptom. Arbeitstheilung, Mechanisirung der Handwerke, Massenproduktion und Massenverkehr, Centralisation in Politik, Wirthschaft und städtischer Ansiedlung, Anspannung der Wissenschaft und der Intelligenz, Beschleunigung des Lebenstempos: alle diese Erscheinungen sind Folgen der wachsenden Volksdichte und zugleich von Neuem ihre Ursache. Im achtzehnten Jahrhundert scheint der kritische Punkt der Dichte gelegen zu haben, bis zu dem die alte Wirthschaftform möglich war.

Daß es der Technik jemals gelingt, die Rückkehr zur individuellen Produktion und Lebensführung zu eröffnen, ist nicht wahrscheinlich. Denn von den beiden Werthquellen, über die der Mensch verfügt: mechanische und intellektuelle Arbeit, ist die erste für alle Zeit entwerthet. Die zweite aber kann, da sie unmateriell ist, nur auf der Grundlage sozialer Mittel sich zur Produktion materialisiren

LXXIII.

Kein Elend, Blutvergießen und Pestilenz kommt der grausamen Thorheit gleich, die darin besteht, daß die Gesellschaft jährlich Tausende von Intelligenzen und Talenten unerkannt und ungenutzt verwelken läßt.

LXXIV.

Jede Staatsform ist ein Gleichgewichtszustand ideeller Kräfte, davon Tradition, Organisation, Interesse, Herrschsucht und Sklavensinn die vornehmsten sind.

LXXV.

Noch immer ist es das Ideal der Sozialpolitik, Unfreie frei und Unzufriedene zufrieden zu machen. Dies ist aber sinnlos und unmöglich.

Das Ziel muß sein: die Selbstbestimmung der Menschen zu fördern und damit die Quelle berechtigter Unzufriedenheit zu stillen. Dieses ist möglich erstens durch Erziehung, zweitens durch Beseitigung falscher Erblichkeiten.

LXXVI.

Nur insofern hat die humanistische Bildung für mittlere Kreise eine Bedeutung, als sie ein neutrales Gebiet gemeinsamer ideeller Interessen schafft. Und da es nun einmal ein konventionelles Gebiet sein und bleiben muß, so mag die gräco-italische Kultur ihren alten Vorrang bewahren.

LXXVII.

Viele Royalisten sind es aus Abneigung gegen schlechte Familie, Streberei, Advokatenthum und Journalistik.

LXXVIII.

In Deutschland wählt der Patriotismus die aggressive Form. Die Liebe zum Heimischen kleidet sich in den Haß gegen Fremdes. Mangel an Selbstgefühl und Sicherheit!

LXXIX.

Für Geschäfts- und Staatsleute:

Zeige den Menschen Deine Schwächen: sonst bekommen sie kein Vertrauen und Du wirst ihre wahre Gesinnung nicht erkennen.

Verlange keine hundertprozentige Zustimmuug. Verzichte auf Gefolgschaft, so weit sie eine schwache Majorität überschreitet; denn die Gegenmeinung muß zu ihrem Rechte kommen.

Wolle nicht dauernd Recht haben. Es genügt, wenn zwei Drittel Deiner Handlungen und Meinungen zutreffen.

LXXX.

Dem Zustand geistiger Distinktion legte man in den letzten Menschenaltern folgende Namen bei, die in ihrer Reihenfolge eine Geschichte des Geisteslebens bilden:

Empfindsamkeit,
Aufklärung,
Bildung,
Geistesfreiheit,
Europäerthum,
Kultur.

LXXXI.

Etwa um 1790 entstand in Deutschland die „Gesellschaft" in der Bedeutung einer Gemeinschaft der Gebildeten. Sie war bürgerlich, denn der Adel bedurfte keines neuen Bindemittels.

In Berlin traten, neusüchtig und wohlhabend, die Juden in den Vordergrund.

Die Kennzeichen dieser embryonischen Gesellschaft: Bespiegelung, Kunstsucht, Bildungehrgeiz, Geistreichheit, finden sich noch heute in den Uebergangsgesellschaften, die jetzt peripherisch geworden sind, wie aller Centralluxus von heute zum peripherischen Luxus von morgen wird.

In den obskuren Vierteln der Großstadt und in den Provinzen findet

man heute die Rahel Levin, Henriette Herz, David Veit und alle Größen von 1820 wieder.

LXXXII.

Wirthschaftliche Karikatur der Zukunft.

In Genua, Marseille, Antwerpen und Hamburg sind Schalterpavillons errichtet, in denen Eintrittskarten verkauft werden. In Schaaren, mit Fremdenführern und Katalogen, landen amerikanische Touristen, um die Alte Welt zu studiren. Sie betreten die Städte, erscheinen in den Häusern, Fabriken und Läden, um uns bei der Arbeit, beim Vergnügen, in der Familie zu beschauen. Wir Alle müssen unseren Thätigkeiten obliegen, als sei es ernst; die Handwerker arbeiten, Geschäftsleute handeln, Soldaten exerziren, Pastoren predigen, Schauspieler tragiren, Abgeordnete berathen; und Alle erhalten dafür Unterhalt und Löhnung. Die Yankees gucken uns über die Schultern, die Damen lorgnettiren uns und sagen: „Oh, dear old Europe! How lovely grand-fathers life seems to have been.“ Schenken unseren Kindern Etwas und ziehen weiter.

Europa ist von den Amerikanern zum Nationalpark ernannt.

* * *

LXXXIII.

Künstler und Kunstschreiber klagen über die Hilflosigkeit, Heuchelei und Brutalität der gebildeten Menge in künstlerischen Dingen. Es ereignet sich hier, wie überall, wo allzu viel beschuldigt wird: Frage und Anspruch sind falsch gestellt.

Wer würde es wagen, einen Offizier über Volkswirthschaft, einen Maler über Kirchenrecht oder einen Geistlichen über Chemie zu verhören, um ihm Unbildung oder Urtheilsschwäche vorzuwerfen?

Aber ein Bankier, ein Staatsmann, ein Fabrikant wird gezwungen, von ästhetischen und philosophischen Dingen eine Vorstellung, wo nicht eine Ansicht zu haben. Und diese gescheiten, denkgewohnten Menschen nehmen es hin, sich in die unwürdigste Situation zu begeben, Namen und Urtheile auswendig zu lernen, Geschmack zu affektiren und die gerechte Blamage durch ästhetische Grünschnäbel hinzunehmen, wenn sie ihr eigenes harmloses Halbempfinden unter der Decke der pflichtmäßigen Tagesurtheile nicht genügend geborgen haben.

Warum? Weil Stubengelehrte, Aesthetен und Interessenten die tote humanistische Phrase vom Absolutismus der Künste galvanisiren.

Die Kunst ist für die Menschheit absolut, für den Einzelnen ist sie es nicht; noch weniger sind es die Künste. Es mag angenehm sein, neutrale Gebiete der Konversation zu wissen, die den Thee- und Biergenuß umgeben. Tiefer Denkende schämen sich, die Sakramente der Menschlichkeit durch Geplapper zu entweihen.

Fragen nun die Beglücker, was man dem Geist und Herzen moderner Menschen dann noch bieten und gestatten könne, so mag man ihnen antworten: Vor Allem die Natur. Keine Zeit hat der Natur im tiefsten Herzen

empfänglicher gegenübergestanden als die unsere, die so grausam von ihr getrennt lebt. Dies fürs Empfinden. Und für den Geist: die Einsicht, die unsere Epoche von allen früheren unterscheidet, die Einsicht in die Kräfte, Erscheinungen und Formen der Natur. Sodann die Einsicht in die Beziehungen der Menschen und Staaten, Wirthschaft, Gesetzgebung, Politik.

In diesen Künsten und Erfahrungen ist unsere Zeit nicht arm; und die Herren Professoren und Kunstlieferanten würden Manches lernen, wenn sie einen Arbeiter aufs Feld oder in die Fabrik begleiteten, der seinen Kindern den Mechanismus eines Automobiles oder die Bestimmungen einer Berufsgenossenschaft erklärt.

LXXXIV.

Ein Weiteres ist zu erwägen. In unseren organisatorischen Zeitläuften gehören die Emanationen dem Volke, die Centralpunkte der Kultur den Spezialisten. Die Eisenbahnverwaltung steht uns als eine Behörde gegenüber, deren Einrichtungen wir benutzen, ohne nach ihrem Budget zu fragen. Wir bedienen uns des elektrischen Lichtes und wissen nicht, was in der Dampfturbine vorgeht, die es erzeugt. Wir speisen von damastenen Decken und haben von Jacquardstühlen nie Etwas gehört.

So mag man denn sich getrösten, daß das Volk von Emanationen der Kunst umgeben sei — Fassaden, gemalten Decken, Tapeten, Möbeln, Geschirr, Reproduktionen, Kleiderstoffen —, ohne in die Centralstätten des Erfindens profan zu dringen. Alle diese Emanationen bewegen und verwandeln sich mit den Schwingungen der Epoche; und wie ehemals der Kerameikos durch Polygnot, so wird heute die Tapetenindustrie durch Whistler oder Outamaro belichtet. Was hat die Menge mit den Urformen zu schaffen? Mag die Emanation sich heute weiter entfernt haben vom Centralpunkt als früher — wie sich auch manch Götzenbildlein von der reinen Gottheit entfernt hat —: die Sonne weist den Weg, die Planeten folgen und der Reisende, der mitthut, ist für die Route nicht verantwortlich.

LXXXV.

Die Kunst ist von Zweckmenschen erfunden. Groß und befreiend wurde sie erst, seit sie von Zwecken befreit und von Zweckfreien regirt wurde.

Deshalb ist jeder Rückfall ins Zweckhafte — Moralkunst, Lehrgedicht — niederdrückend und barbarisch.

LXXXVI.

In den nördlichen Sagen sind die Kunstfertigen, die Schmiede, stets unterirdisch, dunkel, zwergenhaft eine fremde Rasse. Ein Beweis, daß die Muth- und Lichtmenschen Kunst nicht betrieben.

LXXXVII.

Die Kunst der Furchtvölker ist zweckhaft, moralisch preisend, ekstatisch, die der Muthvölker naturbegeistert, ethisch, transszendent, enthusiastisch.

LXXXVIII.

Wie unsinnlich (immateriell) die Kunst der „Starken" ist, zeigt das Nibelungenlied.

Statt des homerischen Bildes stets die Versicherung: „Hei! Wie! . . ." Dazwischen meisterhafte Dialoge.

Daß Siegfried „in die Blumen" sinkt, ist wie aus einer anderen Welt offenbart.

LXXXIX.

Es giebt keine Seite französischer Literatur, auf der nicht wenigstens einmal die Eitelkeit als menschliches Motiv erscheint.

XC.

Ein guter Stilist insistirt nicht; er schont das Wort „sehr". Einzelne Meister, Keller, zuweilen Goethe, lassen ein stilles Zeitwort des Hauptsatzes sein Licht über den bedeutsamen Gedanken breiten, den sie bescheiden in einen Nebensatz hüllen.

XCI.

Der Misantrope des Molière ist ein falsch entworfener Charakter. Daß ein Mensch, der die Aufrichtigkeit über Alles stellt, die Menschheit haßt, ist logisch denkbar, physiologisch falsch. Menschenhaß ist nicht Sache der Ueberlegung, sondern des Temperamentes. Muthmenschen können nicht Menschenhasser sein.

XCII.

Französisch-charakteristisch ist es daher auch — aber seelisch falsch —, daß Alceste einen ehrlichen Tadel in die Lügenfloskel kleidet: er hätte mal „einem Anderen" die und die Vorhaltung gemacht.

XCIII.

Eleganz ist die unerhörte Aufwendung von Mitteln und Kräften, um einen verhältnißmäßig einfachen, auf anderem Wege nicht erreichbaren ästhetischen Effekt zu schaffen.

Auf dem Kontrast der unbeschränkten Freiheit und der gewollten Verleugnung beruht diese Wirkung, die um dieses komplizirten Wesens halber an der Grenze der Aesthetik steht und stets Gefahr läuft, affektirt zu werden.

Prunk und Eleganz schließen einander eben so aus wie Eleganz und Sparsamkeit.

XCIV.

Eleganz ist gemeisterte Verschwendung.

In diesem Sinn kann auch Natur elegant sein, doch mit der Beschränkung, daß sie nicht der Wirkung wegen, sondern aus eigenem Ueberschwang verschwendet.

XCV.

Aller Repräsentation ist Glanz unentbehrlich, weil er die beschämende Schönheit erschlägt.

XCVI.

Man sollte statt des Begriffes der Wiedergeburt (Renaissance) den Begriff der Befruchtung in die Sprache der Kunsthistorie einführen.

Die äußere Geschichte der Kunst zeigt eine Reihe von Befruchtungprozessen, deren einer nur als Wiedergeburt gewürdigt ist, und zwar der des römischen Klassizismus.

Andere Befruchtungen der letzten Jahrhunderte können genannt werden: die italienische der gesammten Baukunst, die französische der deutschen Dichtung, die chinesische des Rokoko, die englische der deutschen Dichtung um 1750, die griechische und egyptische der Napoleonszeit, die mittelalterliche der Romantik, die englische der Landschaftmalerei, die russische des Epos, die japanische der neusten Malkunst, die englische der Innendekoration.

Bedeutsam ist bei dieser Betrachtungweise, daß England als das germanische Kulturreservoir sich erweist.

XCVII.

Die Wortverbindung „Graue Vorzeit" rechtfertigt sich durch eine psychologische Wahrnehmung. Erinnern wir uns eines längst vergangenen Erlebnisses, so blicken wir wie durch einen Schleier. Es ist, als hätte in jener Zeit die Sonne minder klar geleuchtet; Bilder, Umrisse und Farben verschwimmen: es ist, wie der Ausdruck sagt, die Erinnerung verblaßt. Im gleichen Dämmerlicht erscheinen uns Vorgänge, die wir nicht selbst erlebten, die uns überliefert sind; und es wird uns schwer, zu glauben, daß die Mauern Roms vor Jahrtausenden in den gleichen Himmel ragten, auf der gleichen strahlenden Erde ruhten, von den gleichen Kräutern umkränzt waren, die vor unseren Augen im Mittagslicht spielen. Auch Dies kommt hinzu, daß wir uns gewöhnt haben, die Bilder der Zeiten aus Kunstwerken zu lesen: und so möchten wir am Liebsten glauben, der Regent von Frankreich sei unter Watteaus Bosketts spazirt und Rembrandt sei unter braunen Wolken groß geworden.

XCVIII.

Es scheint, als ob der unbewußte, halb traumhafte Geisteszustand, der im Vorbeiblicken, gewissermaßen in der Nebenfunktion, das kunsthaft Große schafft, gestört würde, sobald das Verstandes- und Zweckbewußtsein seinen Blendschein auf den Vorgang wirft.

So etwa, wie Der nicht einschläft, der seine eigenen Träume beobachten will.

XCIX.

Künstlerische Qualität.

Frühere Epochen schätzten die Meisterschaft; die unsere sucht nach Persönlichkeit. Förderten die früheren die Mittelmäßigkeit, so züchtet die heutige den Dilettantismus.

C.

Es giebt Menschen und Autoren von hohem Talent, deren Reinheit und Güte wir bewundern und die uns im Innersten kühl lassen, ja, selbst ein Wenig wie Schönfärber und Heuchler vorkommen, obwohl wir wissen, daß sie aufrichtig sind.

Meist sind sie von frommen Eltern in ländlicher Umgebung geboren und liebevoll auferzogen; Armuth gab ihnen einige Kümmerniß und übte in Entsagung, Natur entschädigte sie tausendfach. Zur rechten Zeit meldete sich der Beschützer; ein ernsteres Studium begann nicht ohne Entbehrung; Lebenserfahrung brachte der Umgang mit städtischen abstoßenden Elementen. Das Talent tritt nach außen hervor und erfreut die hinfällig gewordenen Eltern durch Erfolg; der Jüngling genießt ihn nicht, denn durch die erste Liebe erleidet er schöne Schmerzen. Sie verfliegt; auch war das Mädchen eitel und seiner nicht würdig. Die zweite Liebe tritt heran und beschert ihm seine treue Lebensgefährtin. Nun folgt ein gemächliches Familienleben, die Reihe der Kinder und Werke und ein beglücktes Alter.

Glück läßt sich nachempfinden, aber nicht mittheilen. Mit dem Ausblick auf Glück kann ein ethisches Dichterwerk schließen, sein Gegenstand ist es nicht; und jedes Idyll bleibt indifferent.

Deshalb sind uns auch die Geschöpfe der zufriedenen Künstler gleichgiltig; sie sind männliche und weibliche, alte und junge Abbilder ihres Erzeugers. Wie denn überhaupt alles Mittlere und Wohlgedeihende nur der Nuance fähig ist; Charakter und Leidenschaft bleibt excentrisch, fehlerhaft, monoman und, wie die Flamme, nur in der Verzehrung beglückt.

Denen, die sie für böse halten, treten die Glücklichen mit kaltem Erbarmen und widerwilliger Nachsicht entgegen. Sie sind zufrieden, wenn sie die Eitelkeit und Falschheit dieser sündhaften Seelen entblößt haben; dann werfen sie ein dünnes Gnadenmäntelchen um ihre Nacktheit und wenden sich mit verdoppelter Liebe zu den Kindern des Lichtes.

Dreierlei fehlt diesen freundlichen Naturen und trennt sie von den Großen: die abgründige Liebe, die sich nicht begnügt, edle Verirrte zu erlösen, sondern in die verlorensten Herzen hineinleuchtet, das dämonische Element, das, nach dem Bilde des goethischen Ursymbols: der auferstandenen Brahmanin, zugleich die Seele des Unschuldvollen und des Schuldbeladenen in sich fühlt, endlich die Götterfreiheit, die, der waltenden Natur vergleichbar, nicht werthet, lobt und klagt, sondern begreift, belebt, erhält und tötet, nach eigenen, übermenschlichen Gesetzen.

Alle große Kunst der Erde, ja, alles große Schaffen war liebevoll, dämonisch und frei.

Ernst Reinhart.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Dezember 1907.

Oekonomik.

I. Vom wirthschaftlichen Gleichgewicht.

Die Aufgabe der Wirthschaftlehre ist nicht, materielle Zufriedenheit Aller anzustreben (denn diese ist unmöglich und widernatürlich), sondern ein Gleichgewicht der Kräfte und die Beseitigung berechtigter Unzufriedenheit. Unter Gleichgewicht ist der Zustand zu verstehen, der allen Kräften gestattet, in der ihnen eigenthümlichen Richtung zu wirken, so daß möglichst keine Kraft verurtheilt ist, sich in Widerständen und Reibungen aufzuzehren. Es ist der Zustand einer arbeitenden Dampfmaschine, in der zwar nie ein Ruhepunkt erreicht wird, in der aber die Theile in der Richtung ihrer Bewegungskraft sich schieben, heben, senken und rotiren dürfen und müssen. Der normale Zustand ist verderblich gestört, wenn die Organe widergesetzlich gegen einander arbeiten und einander hemmen und klemmen.

Deshalb ist Ausgleichung des Lebens- und Vermögensstandes kein wirthschaftliches Ziel. Denn der wirthschaftliche Ehrgeiz ist bei vielen und wirthschaftlich werthvollen Menschen eine unveräußerliche und wirksame Kraft, die nicht grundsätzlich vernichtet werden darf. Eben so wenig kann der Mangel ausgeschaltet werden. Denn die Noth und die Aussicht auf Noth macht der Wirthschaft eine große Zahl solcher Kräfte dienstbar, die durch Indolenz verloren gehen könnten. Freilich darf auch eine allzu einseitige Vermögensansammlung in ganz wenigen Händen nicht geduldet werden, weil sie die Macht- und die Marktverhältnisse der Welt aus dem Gleichgewicht triebe.

Um den Gleichgewichtszustand der wirthschaftlichen Vertheilung zu betrachten, müssen wir eine Erwägung über Besitz, Vermögen und Reichthum vorausschicken.

Besitz ist das Recht, von den Gütern der Welt einen bestimmten Theil zu vernichten oder zu beseitigen. Dieses Recht ist übertragbar und vom Staate

verbürgt. Sofern der Besitz übertragbar oder austauschbar ist, heißt er „Vermögen". Das bedeutet: Macht.

Besitz kann durch Tausch verloren, aber nicht vernichtet werden. Wenn ich für einen imaginären Steinbruch in Kamtschatka hunderttausend Mark zahle, so habe ich den Werth verschenkt, aber nicht vernichtet. Wenn ich dagegen eine Dampfmaschine, die hunderttausend Mark kostet, in die Luft sprenge, so ist der Werth vernichtet, auch wenn der Gegenstand versichert war.

Die Fähigkeit des Einzelnen, Güter zu vernichten oder zu beseitigen, ist beschränkt; und noch beschränkter der Genuß, also der Anreiz. Das überschießende Vermögen, so weit es nicht verschenkt wird, verlangt nach Anlage: es muß verwendet werden zum Kauf oder zur Beleihung, die auch nichts Anderes als Kauf ist.

Hat nun ein reicher Mann sein Vermögen in zwanzig Landgütern, zwanzig Fabriken und zwanzig Betriebsunternehmungen angelegt, so werden ihm diese sechzig Besitzthümer eine jährliche Einnahme bringen, die er, nach Deckung seines persönlichen Verbrauches, abermals investirt. Am Ende des Jahres hat sich also für ihn zunächst nur das Eine geändert: das Verzeichniß seiner Besitzthümer ist gewachsen. Inzwischen haben seine Direktoren gelebt und verdient, seine Beamten und Arbeiter haben sich ernährt und Ersparnisse gemacht, ohne vielleicht nur zu wissen, an wen die Erträgnisse überwiesen wurden. Die Neuinvestitionen des Millionärs dienen auch nur wieder dazu, weitere Direktoren, Beamte und Arbeiter zu ernähren. Denn alle Güter, die auf seinen Anlagen erzeugt werden, sind bestimmt, verbraucht zu werden, und der Besitzer weiß das Eine sicher: Nicht er wird sie verbrauchen (abgesehen von seinem einmal festgesetzten Konsum), sondern Andere. Einerlei, ob es Getreide, Kupfer, Holz oder Transport ist.

Was der Eigenthümer von jedem neuen Besitz erhält, ist nur ein Machtzuwachs. Er kann den Betrieb erweitern, erhalten oder schließen, er kann Beamte und Arbeiter entlassen und anstellen, Dispositionen und Direktiven geben. Sein Interesse erfordert, daß Dies nicht willkürlich, sondern nach vernünftiger Ueberlegung geschieht. Macht bringt Verantwortung.

Das Zweite und Letzte also, was der Reiche am Ende des Jahres erlangt hat, ist ein Zuwachs seiner Arbeit und Verantwortung. Und hierin besteht der hauptsächliche psychologische Reiz des Reichthumes für die Reichen; für Alle, die nicht reich sind, besteht er vornehmlich im Anrecht auf Konsum.

Da nun die Fähigkeit der Menschen, zu disponiren und zu verwalten, sehr verschieden ist, so ergiebt sich, daß jede Vermögens- und Machtvertheilung, die nicht im Verhältniß dieser Fähigkeiten steht, dem Gleichgewicht der Kräfte nicht entspricht. Auch die Aufhebung des Vermögens oder seine Ueberantwortung an den Staat wäre ein Fall gleichgewichtwidriger, also schlechter Vertheilung.

denn den zur Verwaltung Unfähigen würde ein zu großer Antheil an der Disposition und Verantwortung übertragen (zumal diese Unfähigen immer in der Majorität sein werden) und es wäre nicht genügend für die Genußsüchtigen und Ehrgeizigen gesorgt, deren brauchbare Köpfe und leidenschaftliche Mitarbeit die heutige Welt nicht entbehren kann.

So entsteht die doppelte Aufgabe: anzustreben, daß der Güterantheil in den Händen der zur Verantwortung Unfähigen nicht allzu sehr anwachse; diese Aufgabe heiße die der Nivellirung; und anzustreben, daß der Güterantheil der zur Verantwortung Fähigen nach dem Maß gerechter Ansprüche zugemessen werde; diese Aufgabe heiße die der Instauritung.

Nivellirung. Hier ist zunächst die Entstehung großer Vermögen zu betrachten. Durch Spekulation werden sie selten erworben; eben so selten durch besoldete Thätigkeit. Dagegen werden sie gewonnen

1. durch Erbschaft. An dieser Art des Erwerbes hat die Gemeinschaft nur insofern ein Interesse, als es sich um die Erhaltung gewisser Kasten handelt: Ackerbauer, Beamte und Krieger.

2. Durch singuläre bevorzugte Erwerbssituationen, die hier in erweitertem Sinn Monopole genannt werden sollen. Solche Monopole bieten Grundbesitz, wenn er durch städtischen, navigatorischen oder Eisenbahnverkehr, durch werthvolle Bergrechte oder andere örtliche Vorzüge ausgezeichnet ist (Dies ist das Monopol der Lage); gewerblicher Vorsprung, der durch Erfindungen, rechtzeitige Organisation oder Tradition der Geschäftsverbindung geschaffen wird (Dies ist das Monopol des Vorsprunges); Erwerbsvereinigungen, welche die Konkurrenz einschränken oder beseitigen: Syndikatsmonopole; Konzessionen oder Staatsrechte, welche Monopole im eigentlichen Sinn schaffen.

Das Monopol des Grundbesitzes ist das ungerechteste, denn der Besitzer trägt zur Werthsteigerung in keiner Weise bei; sie wird ihm durch die Thätigkeit der Gemeinschaft mühelos ermöglicht. Das Monopol des Vorsprunges kann nur durch intelligente Thätigkeit dauernd erhalten werden. Da es beständig sich erhöhender Kapitalien bedarf, so entzieht es sich auf die Dauer dem Einzelbesitz und verliert so seine vermögenhäufende Kraft. Syndikatsmonopole sind zu gewissen Zeiten und für einzelne Industrien nothwendig, bedürfen aber staatlicher Kontrole. Auf Konzession beruhende Monopole werden heute im Allgemeinen nur auf beschränkte Dauer und unter Einschränkung des Gewinnes von Staaten und Körperschaften verliehen.

Durch Aufzählung der Monopolarten ist die Lösung der Nivellirungaufgabe bereits angedeutet. Sie hat sich zu erstrecken auf Besteuerung der Erbschaften und Schenkungen, Verstaatlichungrechte auf Bergwerke, Verkehrs- und Centralisirungunternehmungen und städtischen Grund und Boden, staatliche

Kontrole der Syndikate, Beschränkung öffentlicher Konzessionen. Daneben wird allgemein eine stark progressive Einkommensteuer ihre nivellirende Wirkung üben.

Instaurirung. Die höchste Ungerechtigkeit und Thorheit der heutigen Gesellschaft besteht darin, daß sie jährlich Tausende von Intelligenzen und Impulsen wissentlich verkümmern läßt: Abgesehen von der Verletzung der Menschlichkeit schafft sich so die Gemeinschaft Legionen begabter Feinde; erbitterter Feinde: weil jeder Einzelne sich des erlittenen Unrechtes bewußt ist.

Abhilfe kann hier nur durch Selektion der Talente geschaffen werden. Es ist schwierig und kostspielig, aber nicht unmöglich, das Unterrichtswesen so zu reorganisiren, daß von der elementaren Schulung an die Auslese der begabtesten Knaben und Jünglinge und ihre Ueberweisung an höhere und spezialisirtere Anstalten durchgeführt wird. Technische, wissenschaftliche, praktische und künstlerische Befähigung entscheidet über die fernere Art der Ausbildung. Bei den hervorragendsten Talenten würde polytechnisches, humanistisches und akademisches Studium, zuletzt gar das freie Stipendium für selbständige Ausübung der Wissenschaft oder Kunst den Abschluß bilden.

Wollte man entgegnen, daß diese Selektion auf Vermehrung des akademischen Proletariates hinausläuft, weil sie den herangebildeten Schüler mittellos entläßt, so ist das Folgende zu erwidern. So groß der Andrang nach jeglicher Anstellung sich heute erweist, so gering ist das Verhältniß zuverlässig qualifizirter oder auch nur zuverlässig empfohlener Elemente. Wie heute ein vorzüglich bestandenes Examen von Keinem übersehen wird, der Beamte anstellt, so wäre die Thatsache einer unparteiischen Selektion aus Hunderten, ja, aus Tausenden eine gewichtige Empfehlung. Daß aber im deutschen Erwerbsleben einmal erkannte tüchtige und begabte Arbeiter und Beamte ein Fortkommen finden, das nur durch ihre Befähigung begrenzt wird, kann Jeder bestätigen, der jemals für Angestellte zu sorgen hatte. Die Behauptung, daß in privaten Laufbahnen die Befähigten unterdrückt und gehemmt werden, ist falsch und schädlich; ihre weite Verbreitung rührt daher, daß sie von den Unfähigen ausgeht. Den Gegenbeweis mag sich Jeder von einem beliebigen Leiter industrieller oder finanzieller Institute holen; ausnahmelos wird er hören, daß oberste und verantwortungvolle Stellen nicht oder nur unzureichend besetzt werden konnten, weil es an geeigneten Kräften fehlt. In Berlin sind fast immer vier, fünf Bankdirektorstellen und noch mehr Direktorposten in der Großindustrie vakant; und es giebt bedeutende Unternehmungen, die jeden Bewerber von offenkundiger Begabung und Tüchtigkeit zu gewinnen suchen, auch wenn sie ihn im Augenblick nicht verwenden können.

Ein anderer Einwand gegen den Grundsatz der Selektion wäre denkbar: dem Proletariate dürfen nicht die Talente entzogen werden, die in ihrer untergeordneten Situation sich voll befriedigt fühlen und ihren Standesgenossen als

Wortführer und Vorkämpfer unentbehrlich sind. Daß die erste Prämisse nicht zutrifft, ist leicht erweisbar: denn gerade die Begabtesten des Vierten Standes empfinden ihre Lage als so bitter ungerecht, daß sie sich nicht begnügen, nach Verbesserung zu streben, sondern fast ausnahmelos die gänzliche Vernichtung des bestehenden Wirthschaftverhältnisses als eines unheilbar Kranken verlangen. Daß es aber auch nach erfolgter Selektion den übrig Bleibenden nicht an Verfechtern ihrer Interessen fehlen würde, zeigt die Thatsache, daß schon heute eine große Zahl der proletarischen Vertreter nicht dem Stande selbst angehört. Einerlei: wir haben nicht das Recht, zu fordern, daß ein Mensch sein materielles Glück und Gedeihen opfere, weil Andere behaupten, daß er nur dann seine Kraft ihnen widmen könne, wenn er in Unzufriedenheit erhalten werde.

Dagegen entsteht der Gesellschaft die Verpflichtung, für die aus der Selektion Zurückgebliebenen mit erhöhter Fürsorge zu wirken, gerade weil diese minder Klassirten unter dem Kampf um die Güter des Lebens schwerer leiden. Unsere Sozialgesetzgebung ist nur ein Anfang. Sie kann erst als abgeschlossen gelten, wenn nicht nur alle zum Erwerb Unfähigen versorgt, sondern auch für die schwächeren Erwerbsfähigen verbesserte Lebensbedingungen geschaffen sind.

II. Vom Konsumantheil.

In einem industriell gut funktionirenden Lande muß der Konsumantheil der arbeitenden Kräfte beständig wachsen. Unter gutem industriellen Funktioniren ist zu verstehen, daß alle wirthschaftlichen Kräfte (Kapital, Hände, Boden) angespannt arbeiten; daß die Industrie sich aller bekannten technischen Mittel bedient; daß die Eintheilung der Produktion in Bezug auf die relative Wichtigkeit aller Produkte vernünftig ist. Diese drei Bedingungen scheinen in Deutschland und in den Vereinigten Staaten heute annähernd erfüllt zu sein.

Erstes Argument. Arbeit als Waare.

Erst in neuster Zeit ist auf dem deutschen Arbeitmarkt ein Verhältniß entstanden, das man als ein normales Handelsverhältniß bezeichnen kann: es gibt keinen unverwendbaren Ueberschuß an Händen mehr; der Markt braucht sich auf, Angebot und Nachfrage halten einander das Gleichgewicht. Damit ist eine gesunde Preisbildung möglich, die zu Gunsten des Arbeiters wirkt und ihre Grenze nur in der Minimalrente findet, die der Kapitalist von seinem Unternehmen verlangen zu müssen glaubt. Die Erfahrung zeigt, daß Arbeitervereinigungen in regelmäßigen Abständen mit Erfolg ihn zwingen, seine Rente zu mindern. Hinzu kommt, daß die Vermehrung des Kapitals rascher fortschreitet als die Vermehrung der Hände; auf die Länge muß sich also der Nutzungwerth des Kapitals im Verhältniß zum Nutzungwerth der Hände verringern.

Zweites Argument. Die Ergiebigkeit der Arbeit.

Angenommen, vor fünfzig Jahren habe ein Arbeiter einen Tag gebraucht, um einen Strohhut herzustellen und jetzt sei eine Maschine erfunden worden, an der der Arbeiter zehntausend Strohhüte täglich herstellt: so ist klar, daß in jener Zeit ein anderer Arbeiter, der den Hut erwerben wollte, mindestens den Werth eines Tagewerkes daran setzen mußte, um nur den Arbeitantheil am Werthe des Hutes zu bezahlen. Heute wäre dieser Arbeitantheil so irrelevant geworden, daß praktisch nur der Rentenantheil zu zahlen bliebe.

Wollte man hiergegen einwenden, daß inzwischen auch der Ertragswerth, also die Kaufkraft der Arbeit, im selben Maß gesunken sei, so widerspräche: Das nicht nur der Erfahrung, sondern der Möglichkeit. Denn wir haben gesehen, daß auf einem ausgeglichenen Arbeitmarkt der absolute Werth der Arbeit (gemessen an Lebensbedingungen im Verhältniß zum Kapitalwerth) nicht sinken kann. Da aber in jeder Generation die Ergiebigkeit der Arbeit sich ungefähr verdreifacht, so müßte, wenn eine entsprechende Entwerthung der Kaufkraft erfolgen sollte, der absolute Arbeitwerth sich in jeder Generation dritteln.

Ein anderes Moment kommt hinzu. Mit steigender Ergiebigkeit der Arbeit wachsen die Ansprüche an den Intellekt des Arbeiters. Eine ideale Fabrik wäre eine, die wie ein riesiges Uhrwerk automatisch funktionirt und nur eines einzigen Arbeiters als Aufseher bedarf. (Die Kraferzeugungindustrie und die technische Chemie nähern sich diesem Zustand.) Dieser Arbeiter als Aufseher aber hätte ausschließlich geistige Arbeit aufzuwenden und wäre vor eine sehr große Verantwortung gestellt. Geradezu wahnsinnig müßte der Unternehmer sein, der diesem Mann gegenüber auch nur den Versuch machte, seine Position auf dem Arbeitmarkt zur Geltung zu bringen, um den Lohn des Mannes zu kürzen. Denn zunächst spielt es in seiner Oekonomie keine Rolle: der Lohn ist in der Kalkulation ein sehr kleiner Faktor. Auch würde ein Versehen des Mannes ihn tausendmal mehr kosten als die Lohnersparniß. Im Gegentheil: der Arbeitgeber wird glücklich sein, wenn er nicht zu wechseln braucht; er hat ein lebhaftes Interesse daran, daß der Mann sich gut ernährt, Muße zum Nachdenken hat, zufrieden und guter Laune ist. Die Verhältnisse in Amerika bestätigen, daß der gut bezahlte Arbeiter außerordentlich viel mehr leistet als der schlecht bezahlte. Vorauszusetzen ist dabei freilich, daß seine Arbeit genug intellektuellen Spielraum bietet.

Hier soll nicht behauptet werden, daß der Zustand vollkommener Mechanisirung irgendwo in der Welt schon erreicht sei: wer aber irgendwie mit der Entwickelung der technischen Industrie vertraut ist, wird zugeben, daß wir uns dem Ziel nähern.

* * *

Die frühen Kränze.

Es liegt ein eigenartiger Reiz darin, aus der Blüthe oder Frucht die Erkenntniß der ganzen Erscheinungform einer Pflanze zu gewinnen, die Möglichkeiten ihrer Entfaltung, die Fähigkeiten ihres Wachsthumes; und ihren Werth und Wurzelgrund zu ermessen. Die mancherlei Bedingungen und Betrachtungen, die sich ergeben, wenn man Blüthe oder Frucht in Beziehung zu der ganzen Einheit, der sie entreifte, anschaut, fallen fort, wenn man diese nur, gelöst von ihrem Stammboden und ihrer Umwelt, kennt. Aber gerade, weil Dies fortfällt, wird das Urtheil unbedingter sein. So stehe ich den „Frühen Kränzen" von Stefan Zweig gegenüber. Ich kenne von dem noch sehr jungen Dichter außer einzelnen, sehr fein beobachteten und mit lauterer Sprachkunst geschriebenen kritischen Studien nur dieses eine Buch. Zweig hat auch, außer Uebersetzungen nach Baudelaire und Verlaine, bisher nur ein Versbuch („Silberne Saiten") veröffentlicht.

Die „Frühen Kränze" sind vor Allem ein sprachkünstlerisches Buch und ein Buch der Sehnsucht und des Traumes. Es ist wenig Erleben und viel Traum in diesen Dichtungen. Zweig scheint sogar dem Traum eine höhere Bedeutung als dem Leben zu geben. Er sieht in ihm die künstlerische Verklärung des Lebens und darum webt in all seinen Strophen etwas Tastendes, Unwirkliches, Dämmerndes, als entstammten sie einem Zwischenreich, deutungvollen Stunden zwischen Wachen und Schlaf. Dies Zwischenreich ist eine Welt vorgestellter, erträumter Empfindungen. Drängend lebendige Gefühle scheinen den jungen Dichter noch selten mit der Revolution des Gebärens erschüttert zu haben. Sogar seine heißesten Strophen wie „Der Verführer" und „Das Thal der Trauer" haben kein innerliches, echtes Glühen, sondern durch äußere Wirkungen hineingetragene Hitzegrade. Eigenwärme des Blutes, vibrirendes, leidenschaftliches Erleben ist nicht in den Dichtungen. In den „Geneigten Krügen" ist sogar ausgesprochen, daß die Sehnsucht nach der Leidenschaft, der Traum von ihr, schöner seien als diese Zustände selbst.

Die geneigten Krüge.

Nun wir bebend die geneigten Krüge
Jäh beglückter Leidenschaften sehn,
Wie nun wild und wehmuthvoll die Flüge
Einer Frage durch die Stunden wehn:

War Dies süßer nicht, als wir noch gingen,
Reiner Sehnsucht priesterlich geweiht,
Und das Dunkle in den vielen Dingen
Die Verheißung schien der letzten Lieblichkeit;

Da uns, nur den Fernen hingegeben,
Traum ein wundersames Leben ward,
Dem der Seelen schwisterliches Schweben
Sich in reinem Sternenflug gepaart,

Da wir träumten, wie durch weiße Gärten,
Deren Tempelthüren Keiner fand,
Und noch nicht dies arme Glück begehrten,
Das zerfließt in unsrer heißen Hand?

War Dies süßer nicht? . . . Durch Liebeslüge
Fühlen wir die Frage schmerzlich wehn,
Nun wir bebend die geneigten Krüge
Unsrer jungen Leidenschaften sehn.

Ganz selten ist pulsend Gegenwärtiges in seinen Strophen. Er giebt das Empfinden gewissermaßen in der Hülle der Betrachtung. Er genießt nicht frisch und jubelnd mit Seele und Sinnen, sondern er giebt das Empfinden entweder als Verheißung, als Traum von etwas Zukünftigem, oder als Erinnerung, als Traum von Vergangenheiten. Wirbel und Hingerissenheiten der Leidenschaft, trunkenes Ueberströmen, die heißen Takte elementaren Fluthens, fehlen; aber Alles gleitet in schöngedämmten Wellen zwischen reizenden Ufern dahin, von wehmüthigen, abendlichen Lichtern beglänzt.

Man könnte Zweig einen Feinschmecker des Gefühles nennen. Seine Dichtung wirkt wie ein künstlerisches Genießen, Durchkosten der Stimmungen eigenen Empfindens. Fast wie ein feinästhetisches Spiel mit reizvollen Zuständen, welche die Phantasie seiner weichen und schönen Seele vorstellt.

Die Dichtung: „Träume" spiegelt ganz diesen Seelenzustand:

„Du mußt Dich ganz Deinen Träumen vertrauen
Und ihr heimlichstes Wesen erlernen,
Wie sie sich hoch in den fluthenden, blauen
Fernen verlieren, gleich wehenden Sternen.
Und wenn sie in Deine Nächte glänzen
Und Wunsch und Willen, Geschenk und Gefahr
Lächelnd verknüpfen zu flüchtigen Kränzen,
So nimm sie wie milde Blüthen ins Haar,
Und schenke Dich ganz ihrem leuchtenden Spiele:
In ihnen ist Wahrheit des ewigen Scheins,
Schöne Schatten all Deiner Ziele
Rinnen sie einst mit den Thaten in eins . . .

Zweig ist auch im besten Sinn ein femininer Künstler. Etwas Gleitendes, Anschmiegendes, Zärtliches klingt wie eine hingebende Melodie durch alle Strophen.

„Tastende Zärtlichkeiten", wie ich einmal in einer meiner Dichtungen gesagt. Nicht drängende Eigenkraft, die sich die großen Formen sucht und findet, so daß sie sich natürlich, naturgewaltig nach dem Inhalt gestalten; man hat den herrlich gemeißelten Dichtungen gegenüber unwillkürlich die Vorstellung: hier sind mit höchstem Kunstgeschmack zuerst die Formen ciselirt, um dann den schön gemessenen Inhalt in sie rinnen zu lassen.

Stefan Zweig rast nie elementar. Nicht giebt ihm überschwängliche Jugendkraft große, erschütternde Takte; läßt nicht die Seele besinnunglos erzittern, so daß etwa auch manchmal ein falscher Ton auftreischend mitschrie. Nein, Alles ist maßvoll, gedämpft, reizend und harmonisch abgestimmt, bemeistert, aber nicht in der Bemeisterung Eines, der kämpfend überwunden hat, sondern Eines, der erschütternde Gefühle, aufwühlende Gedanken oder Leidenschaften nicht in das schöne Gehege seiner Kunst einbrechen läßt: vielleicht, weil das Leben sie ihm noch fern hielt, vielleicht auch, weil er ihrer nicht fähig ist. Seltsam gleichgewiegte Rhythmen, hingehauchte Farben, ahnungvolle Linien herrschen deshalb bei ihm vor. Wenn man in einer Farbe die Stimmung und die Beleuchtung seiner Welt ausdrücken wollte, so wäre es etwa Blau: die Farbe des Himmels, der deutungreichen Wolken, der gleitenden Wellen, milder Frauenaugen, wehmüthiger Abende und aufgehender Nächte . . .

Die „Frühen Kränze" sind, wie ich schon sagte, ein Buch des Traumes und der Sehnsucht. Der Traum webt seine blauen Schatten über allen Strophen. Ganz charakteristisch dafür ist die Dichtung:

Verträumte Tage.

„Tage, die ich voll verträumte —
O, Du von Erinnerung
Zart beschwingte, sanft umsäumte
Schaar der frühen Dämmerung!

Warum schwebt Ihr wieder gleitend
Nahe an mein Leben hin,
Meine Stunden neu verleitend
Wolkig mit Euch hinzuziehn?

Ist denn wirklich Traum das Leben,
Sinnen süßer als das Schaun?
Soll ich wieder mich dem Schweben
Eurer Schwingen anvertraun?

Dunkel sich zu Bildern bauschend,
Kreisen mich die Träume ein,
Blind bethörend, süß berauschend,
Lockt ihr dämmernd Nahesein.

Und ich fühle: ein Ermatten
Macht mich ihrem Mahnen schwach;
Willenlos, ein dumpfer Schatten,
Irrt mein Tag den Träumen nach.

Sehr schön in der Sprache, aber ein Wenig eintönig in der Weise, die festen Linien aller Bilder und überhaupt alles Erlebens in den ungewissen Schleiern deutungreichen Träumens erscheinen zu lassen.

Auch äußerlich erkennbar ist der „Traum" in fast allen Dichtungen sichtbar. In den etwas mehr als vierzig Gedichten des Buches kommt neunundvierzigmal das Wort „Traum" oder Wortverbindungen mit „Traum" vor, wie „Träumerschritt", „traumumwunden", „Träumergedanken", „traumstill", „Träumermiene", „Traumglanz", „traumhaft". Gewiß ists kein Zufall, daß die bewegtesten, lebensvollsten Dichtungen aus den „Frühen Kränzen" nicht ein Mal die Ausdrücke „Traum" oder Verwandtes bringen. Eine der schönsten Knospen aus diesen „Frühen Kränzen", das „Lied des Einsiedels", ist traumfrei; eben so „Biblische Ballade" und „Das Thal der Trauer".

Traum und Sehnsucht sind nah verwandt. Der wache Traum ist eine Form der Sehnsucht. Die Sehnsucht kommt auch bei Zweig zum reichen Ausdruck durch den Zug zum Weltwandern. Der sehr junge Dichter ist offenbar ein mit Glücksgütern Begnadeter, da er so weite Mußefahrten in die Welt machen darf. Er singt und sagt in sehr warmen Strophen, daß das Wandern seine Heimath sei. Aber sein Wandern ist ein eigenes Traumwandern. Kein frischer Zug ist darin, der sich täglich durch Schauen und Erleben ein Stück Welt da draußen erobert. Die starken Bilder, die vorübergleiten, gewinnen alle die zartere Färbung, die feine Anmuth, die zärtlichen Linien, den schwärmerisch träumenden Rhythmus der eigenen Seele. Das Wandern, das Fremde, Neue, Bunte, Gewaltige außer ihm ist gar nicht seine Heimath. Die ist der sehnsuchtvolle Traum, der ihn rastlos suchen und über die Erde hingehen heißt, um in den Gestaltungen draußen seine Vorstellungen wahr werden zu sehen oder, wenn Das unmöglich ist, Eindruck oder Erleben aufzulösen in Stimmung, Deutung, Gedanken und Gefühle des eigenen Inneren. Diese innere Welt ist begrenzter als die Bilderfülle draußen, aber in Einem ist sie unbegrenzt: in den sprachlichen und dichterischen Ausdrucksformen, die er ihr giebt.

Damit komme ich auf die höchste und eigentlichste Bedeutung des Büchleins zurück: das Sprachkünstlerische. Das ist Zweigs dichterische Stärke: die Kunst der Schilderung. Er findet ganz ureigene Worte für seine Stimmungen und Gedanken. Wenn ich unwillkürlich hineingreife in den schimmernden Bau der Strophen, erfasse ich fast überall feingeschliffene Edelsteine. Unschön ist meinem Gefühl nach das Adjektiv „tänzerisch"; „der Seele schwisterliches Schweben"; „die scharfen Düfte des verschwülten Geflechts ihrer Haare"; eines

Liedes aufpochende Hände"; oder (er spricht vom sinkenden Abend) „Alle Bäume schon müssen ihn fühlen, steil greift ihr Schmerz in den Abend empor und mit den zitternden Armen wühlen sie sich in den sammtenen Sternenflor." Das ist, meinem künstlerischen Empfinden nach, nicht mehr glücklich gewählt. Doch verschwindets neben dem köstlichen Reichthum der anderen Funde. Von leuchtender Sprachkunst sind das „Lied des Einsiedel", „Brügge IV", „Sonnenaufgang in Venedig", „Wolken", „Die Zärtlichkeiten", „Die Nacht der Gnaden". In dieser letzten Dichtung ist mit fast weiblicher Keuschheit und zarter Gluth das Mysterium einer Liebesnacht enthüllt. Ich gebe einige sehr schöne Stellen:

„Sie zitterte. Die Blüthe junger Scham
Wuchs purpurn über ihre blassen Wangen.
Und Thränen stammelten: „Es darf nicht sein."

„Da schwieg sein Herz. Er wußte nichts zu sagen.
Wie ein Gebet durchdrang ihn ihre Güte
Und diese Nacht ward sie ihm Gott und Weib" —

In der schwülgierigen Dichtung: „Der Verführer" finde ich eine kranke dem Dichter sonst fremde Weise. Hier ist ein ungezügeltes Flammen nach dem leisen Glühen und Leuchten in den anderen Dichtungen; aber es muthet nicht an wie natürliche Gluth, sondern wie die Fiebertemperatur eines Kranken. Die Don Juan-Faust-Luzifer-Stimmung steht dem feinsinnigen und maßvollen Dichter nicht zu Gesicht. Seines Geistes Schauen ist hier fieberisch aufgestört und nimmt ihm das Schönschreitende der Diktion. Doch der Reigen von Gedichten, der nun mit „Sinnende Stunde" anhebt, läßt ihn schnell wieder den herrlich weichen Rhythmus und die schleierverhüllte Schönheit reiner, maßvoller Linien und Farben finden. In solcher Sphäre ist er Meister. Hier beugen und neigen sich ihm die Gedanken wie wundervolle Blumen im Abendlicht. Hier ist ein Zauberreich zwischen Traum und Tag, wo dem Dichter Wunder von künstlerischer Offenbarung beschieden sind.

Das kleine Buch, in dem viel Schönheit gefangen liegt, ist eigentlich noch viel mehr eine Verheißung als eine Erfüllung. In dieser Dichterseele, die noch im Stadium des schönen Träumens lebt (denn ich nehme an, daß Traum nicht das Element, sondern nur die Durchgangssphäre ist), wird das erste große Erleben alle letzten Entfaltungmöglichkeiten emporwecken. Wenn Zweigs Schaffenskraft einst die Stoffe und Eindrücke des starken Lebens, den Kampf, die hohe Noth, Jubel und Leid, eben so meistern kann, wie er seine Träume und schwärmerische Sehnsucht in Kunstformen bannte, dann wird die Zeit der Erfüllung für dies große Talent gekommen sein. Und ich glaube an diese kommende Lebensoffenbarung als an die Frucht aus den Blüthen der „Frühen Kränze".

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Neue Verse.*)

Schöner Herbst (Lermoos 1907).

Klar, kräftig, edler Wonnen voll ist dieser Herbst:
Ein stilles Fest für mich der späten Reifezeit.

Leer ist das Kornfeld und die weite Wiese trifft
Der zweite Schnitt. Pan träumt nicht mehr im Rosenbusch.
Auf keinem schwanken Blüthenaste schaukelt sich
Eros, der falterflügelige, leichte: still,
Doch munter lächelnd sitzt er auf dem Apfelbaum
Und reicht mir liebenswürdig Frucht auf Frucht. Ihm ist
Sehr wohl in diesem Herbst. Wie mir. Jetzt ist Halkyone
Die heitre Erde. Höher, blauer wölbt sich nun
Der klare Himmel. Keine Schwüle mehr bewegt
Die herbstlich fein gewordene Luft mit zitterndem
Gewelle sommerlicher Gluth, die jedem Ding
Den scharfen Umriß raubte; klar, fest, rein
Und ruhig konturirt sich nun die reife Welt.

Doch bald, ich weiß es, füllt der Herbst mit Farben aus,
Mit brünstig satteren, als sie der Sommer sah,
Die klare Zeichnung dieses ruhesamen Glücks.
Es kommen tragisch Flammen roth und gelb. Und braun
Kommt heldisch großes Pathos. Tiefste Leidenschaft
Kommt in das ruheschöne Bild: In Purpur geht
Medea Sonne, geht das Leben in die Nacht.

Die Reise ohne Fahrplan.

In diese räthselhafte Welt
Sind wir Alle als Räthsel gestellt;
Bilden Charaden.
Wer sucht den Sinn, wer findet Verstand
In diesem wimmelnden Allerhand?
Wer kann uns errathen?

Wir selber? Kaum. Wir tauschen nichts als Zeichen,
Andeutungen geheimnißvoller Art,
Ziehn uns Signale auf und stellen Weichen,
Daß Keiner stören mag des Andern Fahrt,
Die, ach, auf sträflich unsoliden Speichen
Uns an ein Loch führt, Keinem noch erspart:
An den bekannten Tunneleingang, der,
Wenn wir es könnten, längst vermauert wär'.

*) Aus dem Gedichtband „Maultrommel und Flöte; neue Verse von Otto Julius Bierbaum", der bei Georg Müller in München erscheint.

Vielleicht studirt ein Gott das wirre Wesen,
Wie ein Professor Dies und Das studirt:
Bakterien, unters Mikroskop gelesen;
Zahlenkolumnen, mächtig aufmarschirt;
Vokabeln eines Dichters; welche Spesen
Im Haushalt der Natur die Kraft summirt.
Wer weiß, was einen Gott dran interessirt, —
Bis er, gelangweilt, mit dem Sturmesbesen
Das räthselhafte Zeug beiseite wischt:
Daß Laus und Elephant zugleich verschwinden,
Die ganze Weltgeschichte Kehricht ist,
Napoleon nicht und Goethe mehr zu finden
Im großen schwarzen Weltentintengischt,
Durch das die Zeit sich ruhig weiter frißt.

Doch kanns auch sein: Es kennt die Hieroglyphen
Der Irgendwer, der diese Räthsel schrieb,
Die nebenbei auch uns ins Leben riefen.
Wer weiß, vielleicht sind wir ihm wirklich lieb
Und, was uns weh thut, jeder Schicksalshieb,
Will uns, prost Mahlzeit, will uns blos vertiefen.
Es kann ja sein. Was kann nicht sein auf Erden?
Wir können in der That noch Alle Engel werden.

Weiß Gott: Gott weiß es! Unser ist allein
Die Pflicht, ihm ein gefüger Stoff zu sein.
Auf daß uns selbst die wunderliche Erde
Kein Nadelkissen oder Kantenstein,
Sondern ein Garten voller Früchte werde.
Und geht es dann ins Tunnelloch hinein,
Soll wenigstens die Lebewohlgeberde
Den weiter Räthselnden kein schlechter Anblick sein.

Einem Mondsüchtigen.

Du suchst das Glück mit einem Perspektiv,
So, wie man Sterne sucht. Das ist nicht klug.
Was hülf' es Dir, wenns auf dem Monde wär'?
Laß Deine Mondsucht! Sie macht mondesblaß.
Such' Dir Dein Glück im Nahen! Ueberall
Fliegt dieses Sonnenstäubchen. Aber sei
Bescheiden . . .

„Gerechtigkeit".

Die größte Lüge, die erfunden ward:
Verehrungwürdig, in der Menschheit Krone
Der leuchtendste Rubin, ist die Gerechtigkeit.

Weh Dir, mein Sohn, glaubst Du an sie! Doch dreimal
Weh Dir, verlierst Du ganz den Glauben dran!

Schneelied zu Weihnachten.

Du trittst mich, singt der Schnee,
Mir aber thuts nicht weh:
Ich knirsche nicht, ich singe,
Dein Fuß ist wie der Bogenstrich,
Daß meine Seele klinge.
Hör' und verstehe mich —:
Getreten, singe ich
Und nichts als frohe Dinge.
Denn, die getreten sind,
Wissen, es kam ein Kind,
Gar sehr geringe,
In einem Stall zur Welt:
Das hat sein Herz wie ein leuchtendes Licht
In große Finsterniß gestellt.

Es wurde zerschlagen. Verloschen ists nicht.

Egomet quidem.

Nierenkrank; nervös; herzleidend;
Korpulent; libidinos; rhachitisch;
Nikotinisirt; theeïnvergiftet;
Ohne irgendwelches Bankguthaben;
Religionlos; unbeamtet; ohne Titel;
Unstet, hier bald, dort bald, nirgendwo zu Hause;
Egomet quidem.

Aber:
Nieren, Nerven, Herz: den ganzen Kadaver,
Alles Trübe, Giftige, Kummerträchtige,
Alles Gemeine gerne und leicht vergessend,
Angerührt vom Genius des Augenblickes:
Stolz dann, frei dann, Grandseigneur und heiter,
Dionysisch fromm mit allen Göttern
Auf vertrautestem Fuße; allen Teufeln
Kennermäßig tolerant leutsälig
Zugethan wie alten treuen Dienern
Und verliebt in alles Menschliche:
Egomet quidem.

München-Pasing. Otto Julius Bierbaum.

Die Schule als Erlebniß.*)

Unsere Unterrichtssysteme stammen aus einer Zeit, die von der Gegenwart durch nachweisbare Kulturunterschiede und durch unnachweisbare Werthungverschiebungen getrennt ist. In ihren engen Formen ist kein Raum für subjektivistische Bewegung. Heiße Kämpfe zwischen Verallgemeinerung und Individualität werden täglich in der Schule ausgefochten. Von außen kommen freiwillige Helfer. Aus dem Lager der vom Schulzwang längst Befreiten und aus dem Lager der ins Joch des Lehrberufes Eingespannten. Sie erheben ihre Stimme gegen die veralteten Methoden. Sie sagen: Die alten Sprachen konnten den jugendlichen Geist nur befruchten, so lange sie selbst lebendig waren. Nach ihrem Tode sind sie unfruchtbar geworden, wie die Mumien im Egyptischen Museum. Sie sagen: seht Ihr denn nicht, daß der Schulplan des humanistischen Gymnasiums und der Oberrealschule keinen Selbstzweck hat? Kein Schüler verläßt diese Schulen mit einer nach irgendeiner Richtung abgeschlossenen Bildung. Die Reifeprüfung hat nur den Zweck, das Reifezeugniß zu verleihen. Das Reifezeugniß hat nur den Zweck, als Eintrittskarte in die Hochschule zu dienen. Nur diesem Ziel gilt der achtjährige Drill und all der Formelkram, mit dem das jugendliche Hirn belastet wird. Sie sagen: Gebt den Medizinern, den Juristen eine andere Vorbildung als den Theologen, den Philosophen und den Philologen. Schafft die papageienhafte Abrichtungmethode ab, die mechanisch eingestuckten Daten, Formeln und Geschichten. Den Schwulst der unverdauten Altväterweisheit in den deutschen Aufsatzthemen. Setzt an ihre Stelle die Anschauung, den Zusammenhang mit der Gegenwart und ihren geistigen Gehalten, das Eindringen in die Schönheit der lebendigen Natur.

So sprechen die freiwilligen Helfer. Unsere feinsten Geister sind darunter.

Nun sind ihnen aus Oesterreich seltsame Verbündete gekommen. Die Lernenden sind für die eigene Sache eingetreten. Die Kulturpolitische Gesellschaft in Wien hat eine Enquete zur Reform der Mittelschulen unternommen. Sie hat an die Schüler der österreichischen Gymnasien und Oberrealschulen, an die Maturanten, an jetzt im Berufsleben stehende frühere Schüler und an die Lehrer Fragebogen ausgeschickt. Hat alle diese Zeugen um ihre Ansichten über die Ergebnisse ihrer Erziehung, über die Form des Unterrichtes, über Dis-

*) „Schülerbriefe über die Mittelschulen" (Wien, Moritz Perles.) Diese Veröffentlichung der Kulturpolitischen Gesellschaft hat mich sehr interessirt. Um ihrer selbst willen; und weil ich mich in letzter Zeit auch mit dem Studium österreichischer Schulverhältnisse beschäftigt habe. Einem Roman zu Liebe, der in meiner Heimath spielt. Sein erster Theil ist geschrieben. Wie viel Zeit bis zur Vollendung des zweiten und zu der Herausgabe des ganzen Werkes vergeht, ist aber noch ganz unbestimmt. Deshalb möchte ich heute schon bemerken: Ich verdanke den „Schülerbriefen" weder Anregungen noch Motive.

ziplin, Reifeprüfung, Einwirkung des Elternhauses und Aehnliches gebeten. Das gesichtete Ergebniß dieser Umfragen, die Auszüge aus etwa sechshundert der eingelaufenen Briefe, hat der Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft, Dr. Robert Scheu, unter dem Titel „Schülerbriefe über die Mittelschulen" zu einem Band vereinigt und der Öffentlichkeit übergeben. Sein Urtheil hat er vorläufig zurückgehalten. Dokumente, nur Dokumente sollen diese Schülerbriefe sein. Und so mögen sie auch hier ihre ganz persönliche beredte Sprache reden.

Die Frage nach dem Bildungwerth der alten Sprachen und nach der Zweckmäßigkeit ihrer Lehrmethode wurde, da eine frühere Enquete sie schon beleuchtet hatte, aus dem Fragebogen wieder gestrichen. Doch wird auch sie in den Schülerbriefen gestreift. Hier sei nur eine besondere charakteristische Bemerkung mitgetheilt. Distriktsarzt, sechsunddreißig Jahre alt: „Ich weiß mich sehr genau zu erinnern, daß es etwa ein halbes Jahr dauerte, bis ich zufällig erfuhr, daß die lateinische Sprache die der Römer (und nicht etwa die der Lateiner) sei. Der Professor hatte es nicht der Mühe werth gefunden, uns diesen Umstand mitzutheilen, sondern den Unterricht flott mit der Accentlehre begonnen. Ich habe mich später als Korrepetitor von Primanern wiederholt überzeugen können, daß die Praxis hierin überall gleich ist."

Sehr skeptisch beantworten die Oberrealschüler die Frage: „Wie weit brachten Sie es im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen und englischen Sprache?"

R. 6.*) Wien. Von Verständigung keine Rede.

R. 6. Niederösterreich. Sprechen kann ich nichts.

R. 7. Wien. Die sprachlichen Erfolge sind gering, denn gestehen wir es nur selbst: die Lehrer können ja selbst nicht sprechen; sie verstehen nur, Grammatikpensa aufzugeben und dann abzufragen.

In dieser Tonart geht es weiter.

Die Behandlung des deutschen Aufsatzes wird vielfach verurtheilt.

G. 8. Wien. Jede freiere Behandlung des deutschen Aufsatzes wird mit der Bemerkung durchgestrichen: „Gehört nicht hierher."

G. 6. Wien. Es kommt dem Professor hauptsächlich darauf an, daß man Etwas von der Allmacht Gottes in den Aufsatz hineinbringt.

G. 8. Wien. Hauptsache bei den deutschen Arbeiten: äußere Form, echtes Deutschthum, gute Randkorrektur der vorhergehenden Arbeiten, Patriotismus.

G. 7. Wien. Es wird überhaupt auf nichts ein Gewicht gelegt; denn was kann ein Professor mit Aufsätzen wollen, die den Titel tragen: „Eine Stunde in Esterhazypark" oder „Die Ringstraße"?

Mit dem Geschichtunterricht sind viele Mittelschüler einverstanden. Der Vortrag in Physik und Mathematik ist den meisten aber nicht klar verständlich.

G. 7. Wien. Der Vortrag in Physik ist sehr mangelhaft, da der Professor durchaus nervös ist.

*) G.: Gymnasium. R.: Realschule. Die Zahl bezeichnet die Klasse.

R. 7. Wien. Physik durch handwerkmäßiges Eindrillen und Wortklauberei interesselos.

G. 8. Wien. Zwar erklären die Herren immer: Bitte, nur zu fragen, wenn Sie Etwas nicht verstehen. Beantworten die an sie gestellten Fragen aber gewöhnlich entrüstet: „Eigentlich sollte ich Ihnen einen Fünfer geben."

Das Kapitel „Modernes Leben" ist reich an persönlichen Geständnissen. Nur eins sei hier angeführt.

G. Dr. jur. 28 Jahr alt. Man sagte uns über Heinrich Heine: daß er ein Jude war; über Nietzsche: daß er im Irrenhause ist; über Bismarck: daß er ein Feind Oesterreichs war; über Tolstoi: daß wir die Kreuzersonate nicht lesen dürfen; Böcklin, Segantini dürften die Meisten von uns für etwas Eßbares gehalten haben. Joseph der Zweite: siehe „Illustrirtes Wiener Extrablatt".

Ueber Religion:

R. 7. Wien. Unser Religionunterricht ist die beste Art, vom Glauben rasch befreit zu werden. Aus diesem Grund bin ich sehr dafür, ihn beizubehalten.

R. 7. Wien. Er macht aus allen denkenden Schülern Pantheisten.

Gymnasiasten und Realschüler sind darin einig, daß der Maturaschwindel unerläßlich sei. Der Plan einer Schwindelschlacht und das Faksimile eines Schwindelzettels ist den Schülerbriefen beigeheftet. Alle beklagen lebhaft die Nothwendigkeit dieses betrügerischen Vorgehens und die Aufregungen der Prüfungtage bleiben lange unvergessen.

G. Niederösterreichisch. Viele meiner Kollegen waren vor Aufregung und von den durchstudirten Nächten halb krank.

R. Wien. Matura: eine Ueberlastungprobe, bei Manchen des Gedächtnisses, bei Manchen des Verstandes, immer aber eine der Nerven.

Nach allem hier Berichteten wird es nicht überraschen, daß die Maturanten die Mittelschulen nicht mit dem Gefühl der Dankbarkeit verlassen haben.

G. Wien. Ich verlasse die Anstalt mit dem Gefühl der Dankbarkeit, sie verlassen zu können.

G. Wien. Ein Gefühl der Dankbarkeit habe ich nur für den Schuldiener, der wiederholt äußerte, es sei schade um die acht Jahre. Ich glaube, der Mann hat ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

R. Wien. Für die Schule kenne ich nur die Gefühle: Haß und Verachtung. Die Mittelschulreform ist ein Stoßgebet aller betheiligten jungen Leute.

Auch Männer erinnern sich ihrer Schulzeit ohne Freude.

K. k. Statthaltereibezirkshauptmannschaftkonzeptspraktikant, 27 Jahre alt: Ich glaube, ein Hauptfehler der Mittelschule besteht darin, daß viele Lehrer durch schlechte Bezahlung und den Uebermuth der Jugend verbitterte Menschen sind und daß die Schüler alle Folgen der Verbitterung in den Kauf nehmen müssen.

Kinderarzt: Einzelne Professoren waren anständige Männer. Diese wurden von den Strebern und Charakterlosen unterdrückt und gepeinigt.

Magistratsbeamter, 24 Jahre alt: Die Mittelschullehrer sind Hörige. Deshalb mögen sie häufig falsch beurtheilt werden. Es giebt auch unter ihnen rühmliche Ausnahmen, vielleicht sogar heilige Märtyrer.

Arzt, 41 Jahre alt: Sie mußten sich nach dem Lehrplan richten und strebten nach ihrer Pflicht den vorgeschriebenen Lehrerfolg an.

Apotheker, 34 Jahre alt: Der Haß gegen die Mittelschullehrer ist der Einsicht gewichen, daß diese Herren bei dem jetzt herrschenden System unverschuldeter Weise gar nicht anders können.

Dem System gelten auch die Stoßseufzer der Lehrer; der vereinzelten, die im Nachtrag zu den Schülerbriefen das Wort ergriffen haben.

Ein Professor der klassischen Philologie, 33 Jahre alt, Provinz, antwortet auf die Frage: Wird Ihnen das Unterrichten durch irgendwelche Umstände verleidet? „Oooooooh, welche Frage!!!!! Zu ihrer Beantwortung müßte man wirklich ein ganzes Buch schreiben." Und er beantwortet einige dieser verleidenden Umstände. Das Ueberwachungssystem. Das Klassifikationssystem. Die Korrekturen! Die Tücke des Objektes. Er schließt mit den Worten: Ein persönlicher Verkehr ist ausgeschlossen. Daher die tragische Feindschaft und so weiter. Ich müßte, wie gesagt, Bände füllen . . .

Vielleicht hätte er noch sagen können: Ein Allheilmittel wird es gegen alle diese Uebel kaum geben. Auch die radikalste Schulreform könnte alle Wünsche der Schüler und der Lehrer nicht restlos erfüllen. Doch wie viel wäre schon gewonnen, wenn der unechte Idealismus, der sich so gut mit dem Zweckbegriff verträgt, wenn die Phrase aus dem Schulwesen verschwände! Wenn an ihre Stelle die Schlichtheit träte, die Ermuthigung zur Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungtreue. Viele von den Dramen, von denen diese Schülerbriefe reden, spielten sich dann auf der Schulbühne nicht ab. Die höchsten Lebenswerthe unserer Jugend, Glück und Freude, würden sich vermehren. Und die Schule, die jetzt nur Erziehungmittel ist, würde im besten Sinn des Wortes zum Erlebniß.

Auguste Hauschner.

Vindonissa.

Im einstigen Amphitheater der verschwundenen Römerstadt Vindonissa bei Brugg in der Schweiz hat eine Gesellschaft künstlerisch fühlender Männer im Hochsommer Schillers „Braut von Messina" aufgeführt. Der Chor bestand aus vierhundert schweizer Bürgern der umliegenden Städte. Leitung und Einzrollen lagen in den Händen von Schauspielern, die aus der Meiningerschu hervorgegangen sind. Das „Trauerspiel mit Chören" wirkte auf die viel tausendköpfige Menge so gewaltig, daß ich ein Gefühl religiöser Andacht i Zuschauerraum vermuthen durfte. In den ältesten Kulturgebieten deutscher Zun wächst langsam (ist aber schon viel weiter verbreitet, als oberflächliche Beobachtun

einräumt) eine äſthetiſche Weltanſchauung heran, die dort Befriedigung verleihen will, wo kirchlicher Buchſtabenglaube verſagt. Mir trat dieſe Annahme deutlich ins Bewußtſein, als ein grämlich verbiſſener Landpfarrer meiner Heimath die Leute im Jahr 1905 vor der Schillerfeier warnte, weil „man die Verehrung der Dichter nicht zum Kultus erheben ſolle.“ Aber der Kultus lebt. Nie empfand ich ihn klarer als in den Theateraufführungen für das Volk, die Etwas von der Weihe griechiſcher Bühne aus dem Alterthum zu uns gerettet haben. Schiller ſagte einmal zu Goethe, zehn Stücke von der Art der „Braut von Meſſina“ könnten die deutſche Szene reformiren; aber die Dichter erkannten im Geſpräch, daß ihre Idee nach verfrüht ſei. Die Aufführung in Vindoniſſa beweiſt, daß wir die weihevolle Stunde einer Tragoedie im griechiſchen Sinn begreifen. Aus der einfach guten Vorſtellung der Schauſpielhäuſer drängt das Drama hinaus in den großen Raum des Amphitheaters, in die freie Natur, um der Maſſe von Schönheit und Harmonie zu predigen. Die große und ernſte Kunſt ſoll nicht mit der heiteren oder auch ausgelaſſenen Unterhaltung konkurriren, die der müde, abgehetzte Menſch jeder Klaſſe braucht, ſie ſoll über dem Leben ſchweben und ſich in Feierſtunden herabſenken, wie ſie es in Griechenland einſt, beim Kultus des erhaben Schönen, gethan.

Jahrhunderte lang war die Arena bei Brugg, wie manches andere Wahrzeichen antiker Kultur, verſchüttet und diente zum Ackerfeld oder Weideplatz. Vor zehn Jahren begannen die Ausgrabungen. Man legte die Mauern frei, beſſerte ſie aus, wo es nöthig ſchien, und reinigte die Treppen von der deckenden Erdſchicht. So träumte die einſtige Stätte blutiger Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe, von einigen Gelehrten und Alterthumsfreunden betreut, in ſtiller Weltabgeſchiedenheit. Glänzende Sommertage ſollten wieder Leben in die einſamen Trümmer bringen, eine Herrlichkeit heraufbeſchwören, die antiken Geiſt in ſich trug, aber fern war von römiſcher Grauſamkeit. Den Turn- und Sportfeſten oder Olympiſchen Spielen, die, meiſt unter dem Schutz von Fürſten, nach dem Muſter der Alten den Beweis einer tüchtigen Körperkultur bringen ſollen, geſellt ſich die erhabene helleniſche Freude an den Geiſtesſchätzen der Nation. Ein Ruhepunkt in der Haſt des Lebens.

Eingebettet in lieblich grünen Thalgrund, umſchloſſen von den Waldhöhen des Schweizer Jura, liegt die Stadt Brugg nah bei Zürich, Baſel und Aarau. Die Gegend iſt wohlhabend und ſtark bevölkert. Bildung und wahre Schillerbegeiſterung ſind hinausgedrungen bis auf die Dörfer. Man braucht nicht einmal die „Fremden“ heranzuziehen, um den Zuſchauerraum zu füllen, der mehr als viertauſend Plätze birgt. Das Theater in Vindoniſſa muß ein rieſengroßes Gebäude geweſen ſein, denn die Hälfte des Raumes hat man der Bühne vorbehalten und eine Normannenburg leichteſter Bauart der Landſchaft eingeſtimmt. Dieſe Burg bildet mit einem weiten Mittelthor und zwei kleineren

Seitenthüren den Hintergrund der Bühne. Auf den beiden anschließenden Abhängen des Amphitheaters ist in den grünen Boden eine Gartenarchitektur mit Wegen, Treppen, Buschwerk und hochragenden Cypressen eingefügt. Rechts schließt sie mit dem Gartenhaus ab, das Beatrice als Zuflucht dient, links wird sie durch ein Gärtchen gekrönt, in dem sich die Szenen zwischen Mutter und Söhnen ohne den Chor abspielen. Diese Anlagen öffnen sich in der Mitte zu einer weiten Szene, die durch drei breite, niedrige Stufen gegliedert wird. Die Böschungen bieten herrliche Gelegenheit, den Chor zu theilen, ermöglichen farbige Bilder und wechselnde Gruppirung. Der Augustnachmittag, an dem ich der Vorstellung beiwohnte, lag mit südlicher Gluth auf dem langgestreckten Raum. Wolkenloser blauer Himmel strahlte darüber. Weltfern und leise rauschte das Leben des Alltages unten im Thal, nicht viel anders, als das Leben der Stadt Messina wohl vom Hafen bis in das stille Fürstenhaus drang. Weißgekleidete Posaunenbläser verlassen zu Beginn des Stückes in langsam feierlichem Zug die Burg, stellen sich auf den oberen Rand der Böschung: und weithallend klingen ihre Fanfaren ins Land. Schweigen senkt sich über die flüsternde Menge. Viel Jugend ist da; ganze Schulen mit ihren Lehrern. Aber froh erwartungvoller Ernst bändigte auch die Lebhaftesten, als die schwarze, schleierumwallte Gestalt der Fürstin-Mutter, von ihren Frauen gefolgt, die Mitteltreppe hinabschritt. Scharf hebt sie sich von den blendend weißen Mauern der Burg ab. Und Andacht senkt sich auf Alle, während sie mit weittragender Stimme zu den Aeltesten spricht. Kein Proszenium trennt das Publikum vom Stück, keine künstliche Rampenbeleuchtung scheidet zwei Welten von einander: die selbe Sonne glänzt heiß über Zuschauer und Bühne; an den Seiten sitzen weißgekleidete Mädchen und junge Leute hart an dem Gebüsch, in dem die Mäntel und Waffen des Chores farbig aufleuchten. So tritt das Schicksal der normannischen Herrscherfamilie menschlich näher und weitet sich zum überwältigenden Symbol einer Macht, unter der wir Alle stehen und leiden. Wie mühsam nach der ersten Versöhnungszene der Brüder die Kampfsucht der Mannen niedergehalten wird, wie der kaum erlöschte Brand überall glimmt und wieder auflodern möchte, wird verständlich im Anblick der bewaffneten Massen, die vor uns auf- und abwogen, drohend, ernst, das Schwert locker in der Scheide. Auch diese Mannen werden zum Symbol der Leidenschaft, des Hasses unter den Völkern, die dumpf gehorchend auf einander schlagen, ohne zu wissen warum. Wie reckten sie die Hälse, wie flammten die Blicke der Zuschau als vor Beatricens Gartenhaus die Massen in Kampf geriethen, Lanzen u Schwerter aufeinandertrafen! Die Regiekunst der Meininger ist hier, v den Konventionen der Bühne befreit, zu hoher Vollendung gesteigert.

Um das hereinbrechende Geschick dem Herzen den Hörer stärker einprägen, strebte Schiller nach der lyrischen Vertiefung des Dramas. In

Arena von Brugg kamen diese lyrischen Elemente zu machtvoller, kaum geahnter Wirkung. Nach dem Plan der ganzen Vorstellung waren die Wechselreden der Chöre zum Mittelpunkt und wichtigsten Theil des Stückes erhoben. Die Schönheit des lyrischen Motivs im Drama wurde durch die wunderbar abgestimmte Sprechweise des Massenchores herrlich offenbar. Die vierhundert Männer und Frauen aus der Umgebung von Brugg, die den Chor bildeten, waren nicht Schauspieler von Beruf; aber sie sprachen so edel und dialektfrei, daß man es auf dem Theater nicht besser machen könnte. Bald wie drohender Donner, bald sanft bis zum geheimnißvollen Flüstern: stets drangen die Stimmen bis zu den äußersten Reihen des großen Kreises. Jede Silbe war zu verstehen, jede Geberde eindrucksvoll, jedes Satzes Sinn klar herausgearbeitet. Die künstlerische Wirkung gesprochener Massenchöre ist durch diese Aufführung unzweideutig bewiesen worden.

Diese vielumstrittene Frage sollte vor zwei Jahren schon, bei der berliner Schillerfeier, beantwortet werden. Herr Rudolf Lorenz, der künstlerische Leiter des schweizer Unternehmens, wollte die „Braut von Messina" mit tausendstimmigen Sprechchören auf den Terrassen am Halensee unter freiem Himmel aufführen. Der Plan dieser volksthümlichen Feier scheiterte (nach der Angabe des Herrn Lorenz) am Uebelwollen Maßgebender. Vielleicht war damals, besonders in der Reichshauptstadt, der Gedanke an veredelnde Volkskunst so großen Stils noch verfrüht. Denn die Bewegung hat so recht eigentlich erst mit Schillers Jubiläum begonnen.

In unserer Zeit, die in Stimmungreizen schwelgt und äußere Harmonie zum inneren Genuß gesellen möchte, bedarf es nicht nur vorzüglichen Spiels, prunkvoller Bilder, sondern auch eines Rahmens, der durch historische Tradition oder landschaftliche Schönheit ausgezeichnet ist. Im Amphitheater von Orange herrscht die griechische Tragoedie, auf afrikanischer Küste ist im vorigen Jahr ein antikes Stück dargestellt worden und im harzer Bergtheater soll heimische Geschichte im Drama erblühen. Die Schillergemeinde der Schweiz hat die Tragoedie des Hauses Messina gewählt und den Weg zu großen Festspielen unter freiem Himmel gezeigt. Wer diese Aufführung erlebt hat, wird sie nie vergessen. Auch den breiten Strom ergriffener Menschen nicht, der, wie aus übervoller Schale, nach dem Schluß des Dramas dem Festraum entquoll. Mir kam Dantes berühmte Beschreibung des Kirchenjubiläums mit seinem Pilgergewimmel in den Sinn. Als die Ersten schon Stadt und Bahnhof erreichten, leerte sich noch immer der weite steinerne Ring an der Halde des Hügels. In engem Drang gingen die Menschen zwischen den grünen Feldern zu Thal, wie auf den Bildern großer Meister, die mit feiner, ausführlicher Kunst von den Prozessionen des Mittelalters erzählen.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Von Heer zu Heer.*)

Eine chassidische Legende.

In den Tagen des Baalschem lebten zwei Freunde. Beide standen in jener Zeit der reichsten Jugend, da noch die letzte Morgenröthe hold und unbestimmt am Himmel glüht; die wilden Träume der Dämmerung zittern noch nach. Bald naht Sonne, die strenge Herrin, und ihr Reich der Gestalten wird sichtbar; aber jetzt leuchtet die schwere und selige Stunde und Traum und Tag erblassen vor der morgenrothen Frage um den Sinn des Lebens.

Oft saßen die Freunde beisammen, an einen Baum oder an die kahle Wand ihres Stübchens gelehnt, und redeten von dem Sinn des Lebens. Dem Einen war die Welt erschlossen durch das Wort des Baalschem. In jedem Ding empfing er eine Botschaft und mit jeder That sandte er eine Antwort. Er warf sich auf das junge Feld hin und sog die Gnade aus der Ackererde, er grüßte den Wind und das Wasser und die schönen vorüberlaufenden Thiere und sein Gruß war ein Gebet. So war ihm der Sinn des Lebens in Gott eingewurzelt. Sein Gefährte aber ereiferte sich gegen ihn darob und meinte, all Dies sei eine Sünde wider den Geist der Wahrheit. Denn viele Flächen habe jedes Ding und viele Formen jedes Wesen, und wer seine Seele zur Sklavin eines Glaubens erniedrige, Der sehe von Allem nur eine Fläche noch und eine Form; arm und behaglich werde sein Weg und tot sei in ihm das Suchen nach Wahrheit, der Sinn des Lebens. Darauf antwortete Jener leisen Mundes, in der Welt der Verklärung gebe es keine Flächen und Formen, sondern jedes Ding stehe da in seiner Reinheit. So stritten die beiden Freunde oft mit einander und Jeder fühlte im Sprechen die Thore seiner Seele aufspringen und sah angstvoll und verzückt in ein Land, von dem das Wort nichts zu sagen wußte.

Da geschah es, daß eine schwere Krankheit den einen der Jünglinge, der dem Baalschem ergeben war, befiel. Und an der starren Kraft der Schmerzen erkannte er, daß sie die Boten einer Gewalt waren, die sein Erdenleben zum Ende führen wollte. Daher stemmte er sich nicht wider sie, sondern legte seinen Wunsch

---

*) Herr Dr. Martin Buber, der uns im vorigen Jahr das schöne Buch „Rabbi Nachman und die jüdische Mystik“ gegeben hat, läßt jetzt (wieder in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening) eine Sammlung fremdartiger, doch seltsam reizvoller Legenden aus dem Bereich der jüdischen Mystik erscheinen. Titel: „Das Buch Baalschem“. Der Verfasser, der auch hier seine stilistische und psychologische Kraft und sein feines Verständniß für den Sinn starker Mythen bewährt, sagt über den Gegenstand des Buches: „Die jüdische Mystik war die Blüthe der Exilseele; sie verdarb aber auch im Exil und wir wissen nicht, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. Das innere Schicksal des Judenthumes scheint mir daran zu hängen, ob (in dieser Gestalt oder einer anderen) sein Pathos wieder zur That wird. Die letzte und höchste Phase der jüdischen Mystik war der Chassidismus; er lehrt das Leben Gottes in allen Dingen und die Vergöttlichung der Seele durch alle Handlungen. Der Stifter der chassidischen Sekte war Rabbi Israel von Miedzyborz. Man nannte ihn den Baalschem: den Meister des Gottesnamens.“ Diese Bücher eines Poeten können zur Erkenntniß der jüdischen Psyche mehr wirken als Leitartikel und zeternde Apologien.

in den des mächtigen Elementes, das seinen Leib mit brennenden Armen umschlungen hielt. Mochte er aber noch so willig das Kommen des Blitzes erwarten, der zwischen den beiden Welten aufzuckt: dennoch stand ein Grauen auf dem Wege von seiner Gegenwart, die so leidvoll, aber so unsagbar wirklich war, zu Alledem, das sich ereignen sollte im Abgrund der Ewigkeit. Und so ließ er dem Baalschem kundthun, daß er sich zum Sterben rüste, und als der Meister an seinem Bette stand, sprach er: „Rabbi, wie und womit soll ich ziehen? Sieh, ein Grauen steht vor mir und stört meinen Frieden." Der Baalschem nahm die Hand des Kranken in seine Hände und redete zu ihm: „Kind, besinne Dich: bist Du nicht allezeit von Heer zu Heer gegangen und von Thor zu Thor? So sollst Du auch fürder gehen in den Gärten der Ewigkeit." Und er hob den Finger über die Stirn des Kranken und berührte sie und redete zu ihm: „Dieweil noch die Stunde der letzten Morgenröthe über Dir ist, die schwere und selige Stunde, und dieweil Du wahrhaft in ihr gelebt und ihr Glück nicht gescheut hast, will ich Deinen Weg leicht machen und will mein Zeichen auf Deine Stirn schreiben, auf daß Niemand Deinen Schritt schrecke und Deine Bahn hemme. So gehe hin, Kind, wenn Dich der Tod beruft, und trage meinen Segen vor Dir und Deine Wahrheit". Und neigte sich über ihn und legte Stirn an Stirn und segnete ihn.

Aber als der Meister gegangen war, da schlich sich der andere Jüngling ins Zimmer und kniete vor dem Bette nieder. Und er küßte die Hand des Kranken und sprach: „Mein Liebling, sie wollen Dich nehmen und ich weiß, Du wehrst Dich nicht. Und besinne Dich, wie wir damals mit einander redeten in den Birken am Sommerabend, und zuletzt sagtest Du nur: Ja, es ist, und ich sagte: Nein, es ist nicht. Und nun ist mir sehr bang und Du gehst fort von mir, gehst willig fort mit diesen Deinen Augen. Mein Liebling, die Birken sind in Deinen Augen und der Sommerabend. Und Alles sagt: Ja, es ist. Und sieh, ich fühle, daß es ist, ich selbst sage es ja und weiß es auch, denn sonst wäre kein Sinn in Allem; und Du gehst fort von mir. Und wohin gehst Du?" Und er schluchzte über der Hand des Freundes und küßte sie wieder und wieder. Der Sterbende aber sprach: „Lieber, ich gehe den Weg weiter. Und sieh, wenn ich unterwegs bin, dann will ich Dein gedenken und unserer Liebe und, wie wir unsere Seelen tauschten am Abend. So will ich dann kommen zu Dir, Dir zu künden von meinem Wege. Darum gieb mir Deine Hand. Sieh, ich umschließe sie mit meiner und schlinge meine Finger in Deine, so stark ich kann, und Dies ist mein Versprechen an Dich, daß ich kommen werde." Da schrie der Andere auf und rief: „Du sollst nicht gehen, ich halte Dich! Du sollst nicht gehen!" Aber der Sterbende sprach in seinem Frieden: „Nicht doch; und kannst auch nichts wider den Herrn. Jedoch meine Hand sollst Du halten, bis das Athmen in ihr aufhört. Dies wird bald sein. Und mein Versprechen an Dich ist mein Gruß an die Erde, die so schönen Wind und so schönes Wasser und so schöne vorüberlaufende Thiere trägt, mein Gruß, daß ich wiederkommen will, sie und Dich zu schauen." Das war sein Scheiden.

Und als er aufstieg, da öffneten sich die Pforten des Firmamentes vor dem Zeichen auf seiner Stirn und weit that sich ihm auf das Reich der kommenden Welt. Und er wandelte von Thor zu Thor und von Heiligthum zu Heiligthum und erfuhr das Unerfahrbare und empfing den Sinn des Lebens. Die Zeit schwieg

und der Raum war nicht da, nur der Weg des Werdens ohne Ort und Ablauf, nur das Blühen in der Luft der lebendigen Stille.

Aber plötzlich war sein Schritt gehemmt und die Zeit schwatzte um seine Ohren und der Raum stieß ihn ringsum mit kantigen Fäusten. Da stand er inmitten von wortlosen Gewalten und konnte nicht weiter. Und er rief ihnen zu und wies ihnen das Zeichen auf seiner Stirn. War ein Starren in den Gewalten und wie ein Lachen und fast wie ein Kopfschütteln: und er verstand, daß seine Stirn kein Zeichen mehr trug. So stand er und war ein Mensch; und die Verzweiflung des Menschen glitt heran und faßte seine Finger wie zum Tanz. Da riß er sich los und wandte sich. Und sah er einen alten Mann vor sich stehen, der sprach zu ihm und fragte: „Warum stehst Du hier?“ Antwortete er: „Ich kann nicht weiter.“ Sprach der Alte: „Nicht gut ist das Ding. Denn verweilst Du hier und gehst nicht weiter und weiter, dann kannst Du das Leben des Geistes verlieren und bleibst an diesem Ort wie ein stummer Stein. Denn alles Leben der kommenden Welt ist, zu schreiten von Heer zu Heer, nach oben und oben bis in den Ungrund der Ewigkeit.“ Fragte der Jüngling: „Und was vermag ich zu thun? Sprach der Alte: „Ich will in das Heiligthum gehen und hören, zu erfahren, was Dies ist und warum Dies ist.“ Er ging und kehrte zurück und sprach: „Du hast Deinem Freunde versprochen, zu ihm zu kommen und ihm von Deinem Weg zu künden, und hast es vergessen und nicht gethan. Darob ist das Zeichen von Deiner Stirn gewischt und ist Dir verwehrt, in dieses Heiligthum zu kommen, welches das Heiligthum der Wahrheit ist“. Da schaute der Jüngling die Erde und seinen Freund; und er trauerte ob seines Vergessens. Und nach einer Weile fragte er: „Was soll ich thun, um das Ding zu lösen?“ Antwortete der Alte: „Geh hin zu Deinem Freund und erscheine ihm im Traum der Nacht und künde ihm, was er zu wissen begehrt.“ Dies sprach er und ging von dannen.

Der Jüngling aber stieg zur Erde nieder und trat in den Traum seines Freundes ein. Er strich dem Schlafenden über die Stirn und flüsterte in sein Ohr: „Lieber, ich bin gekommen, um Dir von meinem Weg zu künden. Du aber zürne mir nicht, daß ich gesäumt habe. Denn wie kann man eines Menschen, auch des liebsten, gedenken mitten im Schauer der Gotteswirbel, die alle Grenze überfluthen?“ Jener aber warf sich im Schlaf empor und drückte die Hand an die Augen und stieß die Worte seines Unmuthes aus schier ineinandergepreßten Zähnen hervor: „Geh von mir, Du Bild und Du Lüge! Ich will mich nicht länger von Dir narren lassen. Gewartet habe ich und gewartet: und der Verheißene kam nicht. Und nun ist ob des Wartens mein Sinn verdorben, daß ich Nacht um Nacht getrogen werde und den Verheißenen zu sehen vermeine. Und dann ist Alles dunkel und zerfließt in die Schatten. Aber nun will ich mich nicht länger narren lassen und befehle Dir: Zerfließe sogleich und auf mein Wort, denn es soll mich nicht befallen Dein Schwinden wie ein Schlag aus leerer Nacht. Und komm nicht wieder. Höre [illegible] und komm nicht wieder!“ Da erzitterte der Jüngling und beugte sich über [illegible] Gefährten und schmiegte sich zitternd an ihn und sprach ihm zu: „Wahrlich, [illegible] Trug, sondern Dein Freund bin ich und gekommen zu Dir aus der Welt des Wes[illegible]. Und denke Du, wie wir saßen unter den Birken am Sommerabend. Und de[illegible] wie unsere rechten Hände einander umschlangen in der Stunde meines Sterbe[illegible]“ Aber der Träumende schrie: „Das Selbe sagst Du Nacht um Nacht, und fü[illegible]

Du mich und ich hebe mich zu Dir, da gehst Du hin in die Schatten. So laß nun ab von mir! Sieh: ich mache mich los!" Und nochmals versuchte der Gekommene den Kampf und rief: „Hast Du nicht selbst gesprochen: Ja, es ist?" Jener jedoch lachte mit harter Stimme: „Wohl habe ich gesprochen und auch gewartet habe ich. Aber der Verheißene kam nicht, — und nun schaue ich es: ich war das Spiel in der Hand einer grausamen Stunde. Die hat mich geknechtet und geschändet und hat das Ja des Verrathes auf meine Lippen gebracht. Aber ich schreie Dir entgegen: Nein, es ist nicht! Und Nein und Nein! Und nun will ich Dich in Stücke reißen, Du tolle Lüge!" Da wich der Jüngling und bog sich zum Entschwinden; aber noch kam ihm ein Letztes und aus matter Ferne rief er dem Genossen zu: „So will ich Dir ein Zeichen bringen. Am hellen Tag will ich wiederkehren und Dir ein Zeichen bringen." Und er sah das Haupt des Geliebten in die Kissen zurücksinken, müde, aber mit einem aufblinkenden Staunen, wie dem ersten Vorschein der Hoffnung, über den Augen.

— —

Und in der oberen Welt eilte er zum Tempel der Wahrheit und suchte den Alten und fragte ihn: „Rede und hilf mir: welches Zeichen kann ich meinem Freunde bringen, daß ich in der Wahrheit bin?" Sprach der Alte: „Auch darin will ich Dir rathen, mein Sohn, und Gott sei mit Dir. Siehe, am Mittag jedes Sabbaths predigt der Baalschem in dem Ewigen Lehrhause, das in dem Himmel des Heiligen Erkennens steht, von den Geheimnissen der Lehre. Und bei der dritten Sabbathmahlzeit, welche genannt wird das Mahl der Heiligen Königin, predigt er von diesen Geheimnissen vor den Ohren der Menschen, nachdem sein Wort die Weihe der oberen Welt empfangen hat. So gehe Du am Mittag des Sabbaths und höre die Rede Deines Meisters in den Himmeln; und sodann steige zu Deinem Freunde nieder, wenn er nachmittags auf seinem Lager ausgestreckt ist und, nicht mehr wachen Sinnes, sich doch auch keine Ruhe finden kann, und vermelde ihm die Rede. Und Dies sei ihm zum Zeichen, auf daß er zum Mahl der Königin in das Haus des Baalschem komme und die Worte vernehme aus seinem Munde."

Und der Jüngling that also und nahm die Rede des Meisters auf und stieg nieder und trat in den Wachtraum seines Freundes und goß die Worte über ihn aus wie einen Balsam. Sodann beugte er sich über ihn und küßte ihn, Mund auf Mund, mit dem Kuß des Himmels. Dann entflog er.

Jener aber erhob sich alsbald und ihm war, als habe er das Unerfahrbare erfahren. Und er ging hinaus: da standen die Birken in der Mittagssonne. Lange saß er unter den Birken wie ein Wissender; und in dem jungen weitausgespannten Sinn strahlte die Erfüllung von Ferne zu Ferne. Als aber die Sonne sich neigte, ging er zum Hause des Baalschem, nicht aus dem Zweifel, sondern aus der Sehnsucht. Und er stand in der Thür und hörte wie aus dem Munde der Gotteskraft die Worte aus dem Munde des Baalschem. Da neigte er sich zu den Füßen des Sprechenden und sagte: „Rabbi, segne mich, dieweil ich sterben will. Denn was soll ich noch hier?" Aber der Meister sprach: „Nicht also. Zu den Birken tritt hinaus, die wieder im Sommerabend stehen, und rede zu ihnen in Deiner Freude: Ja, es ist. Und wohl segne ich Dich, aber nicht zum Tode, sondern hier schon zu schreiten von Thor zu Thor und von Heer zu Heer und so für und für."

Martin Buber.

Selbstanzeigen.

Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Mein Buch unternimmt es, die Ergebnisse meiner Schrift „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen" auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie fortzuspinnen. Der erkenntnißkritische Psychologismus und Relativismus soll an seinem extremsten und kühnsten Verfechter demonstrirt und widerlegt werden. Richard Avenarius ist mir nicht nur deshalb interessant, weil er, aufrichtiger und entschiedener als viele andere Anwälte des Relativismus und der Immanenz, die weitesten Konsequenzen aus seiner Lehre gezogen und so insbesondere deren Verhältniß zu Kant festgelegt hat. Noch bedeutsamer ist seine positive, auf Schaffung eines neuen Weltbegriffes gerichtete Tendenz, der trotz seiner relativistischen Prämissen für sich allgemeinste Bedeutung beansprucht. Meine Kritik versucht die inneren Paradoxien eines solchen Unternehmens nachzuweisen, in dem die biologische, auf britischem Boden gezüchtete Weltansicht ihren höchsten Trumpf ausspielt. Mit dieser Widerlegung verbinde ich zugleich die Absicht, die moderne Erkenntnißlehre abermals auf Kant, als auf ihren souverainen Schöpfer, zurückzuleiten.

Wien. Dr. Oskar Ewald.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees vom Dr. med. **Magnus Hirschfeld, VII. Jahrgang, 1905.**

Hiermit übergebe ich nun schon den siebenten Band dieses großen Sammelwerkes dem Urtheil der Oeffentlichkeit. Wenn jedem der vier Gesichtspunkte, von denen aus das Problem betrachtet werden kann und beleuchtet werden muß, dem rein fachlich medizinischen, dem allgemein naturwissenschaftlichen, dem juristischen, de lege lata und de lege ferenda, und dem psychologisch-literarischen, auch nur ein verhältnißmäßig geringer Raum zur Verfügung gestellt werden konnte, so mußte doch der absoluten Wichtigkeit eines jeden Rechnung getragen werden: und so schwoll dem Herausgeber der Band unter der Hand wieder zu einem elfhundert Seiten starken Werk an. Der neue Doppelband enthält zwei medizinische Fachabeiten: vom Dr. med. von Neugebauer eine Zusammenstellung der gesammten Literatur über Hermaphroditismus mit über zweitausend Buchtiteln und Inhaltsangaben; vom Dr. med. von Römer eine Arbeit über Erblichkeitverhältnisse bei Uraniern. Allgemein biologischen Inhalts sind die Aufsätze vom Dr. Benedict Friedländer: „Entwurf zu einer reiz-physiologischen Analyse der erotischen Anziehung" und vom Dr. phil. Max Katte: „Die viriten Homosexuellen". Für Juristen interessant ist der Neudruck einer „Offenen Zuschrift" (1867) an den Justizminister von Leonhard über § 143 des preußischen Strafgesetzbuches, der als § 175 in das Reichsstrafgesetzbuch übergegangen ist. Den psychologisch-literarischen Theil repräsentiren zwei umfangreiche Biographien: „Walt Whitman" von Eduard Bert und „Louise Michel" von Karl Freiherrn von Levetzow, eine Untersuchung der vermeintlichen Homosexualität des Reformators Calvin (vom Pfarrer Schouten au-

Utrecht) und eine Studie über Platons Stellung zur Homosexualität (vom Dr. O. Kiefer). Der zweite Band enthält die Bibliographie für das Jahr 1904 und als Abschluß des ganzen Werkes den Jahresbericht des Herausgebers. Darin konnte hervorgehoben werden, daß die Jahrbücher sich nun nicht nur im Deutschen Reich, sondern namentlich auch im Ausland wachsender Anerkennung erfreuen.

Charlottenburg. Dr. med. Magnus Hirschfeld.

Schiller. Festspiel in vier Bildern. Piersons Verlag, Dresden.

Es kam mir darauf an, ein volles Bild des großen Dichters zu geben. Ich versuchte, mein Ziel zu erreichen, indem ich hundert Einzelzüge aus jedem Abschnitt dieses reichen Lebens herausgriff und sie in eine einheitliche, charakteristische Beleuchtung stellte. Vier Tage versuchte ich festzuhalten: aus jedem sah ich zurück in eine eben abgeschlossene Entwickelungperiode und voraus in eine dämmernde Zukunft. Ich ließ den Dichter sich selbst Rechenschaft ablegen über Das, was er gethan, erlebt, geworden, und auch über Das, was er als Aufgabe noch vor sich sah.

Zehlendorf. Friedrich Speyer.

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecke & Schröder.

Man hat sich daran gewöhnt, von den poetischen Leistungen der Schwaben in der Gegenwart sehr gering zu denken. Eins ist ja wahr: im Schwabenland selbst herrscht kein sehr reges literarisches Leben. Von den Dichtern in der Heimath geht fast jeder seinen Weg für sich und die Luft ist still und unbewegt. Ein anderes Bild ergiebt sich aber, wenn wir den in der Heimath lebenden Schwaben die anreihen, die hinausgezogen sind. An Karl Weitbrecht, Eduard Paulus, Eduard Eggert, Christian Wagner reihen sich dann Isolde Kurz, Caesar Flaischlen, Hermann Hesse, K. G. Vollmöller, Heinrich Lilienfein und Andere. Die Charakteristiken dieser und anderer Dichter rund und anschaulich herauszubringen, war das Hauptbestreben des Verfassers, der sich ernstlich bemühte, den Ton landsmannschaftlicher Anhimmelung zu vermeiden.

Grafenberg. Theodor Klaiber.

L'Épaulette. Fasquelle, Paris.

In meinem Roman „L'Épaulette, Erinnerungen eines Offiziers", habe ich versucht, meine Landsleute über ihre wahre Situation sowohl sich selbst als dem Ausland gegenüber aufzuklären. Ich sehe das wahre Uebel des Landes darin, daß dem französischen Volk der Muth fehlt, sich über sich selbst Rechenschaft zu geben. Die Franzosen sind eine Nation, die, besiegt, weder den Muth hat, ihre Niederlage als unabänderliche Thatsache anzunehmen, noch den, sich zur Revanche aufzuraffen. Darin liegt die Ursache des moralisch, politisch wie ökonomisch bedauernswerthen Zustandes, den ich, besonders vom militärischen Standpunkt aus, in „L'Épaulette" zu schildern versucht habe. Der Roman, dem es als solchem an Leben und Handlung nicht fehlt, ist zugleich eine Studie der französischen Armee von 1867 bis zur Gegenwart. Angesichts der heutigen international-politischen Lage glaube ich, mit Recht annehmen zu können, daß er deutsche Leser interessiren dürfte.

Georges Darien.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08576 2778